BIBLIOTECA
CENTRALA A
UNIVERSITAŢII
DIN
BUCUREŞTI

Nr. Curent 8191 Format
Nr. Inventar 11919 89744 Anul
Secţia Raftul

Braunschweiger
284528

Braunschweiger Volkskunde

Volkskunde

von

Richard Andree



BIBLIOTECA CENTRALĂ
UNIVERSITARĂ
BUCUREȘTI

Zweite vermehrte Auflage

2. verm. Aufl

Braunschweig
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn
1901



Urteile über die erste Auflage von Richard Andree, Braunschweiger Volkskunde.

Dieses schöne Werk ist in diesem Jahre bei dem Anthropologischen Congreß der Gegenstand allgemeiner Anerkennung, ja man darf sagen Bewunderung gewesen. In der That dürfte sich kaum eine zweite Landschaft in Deutschland einer gleich gelungenen Darstellung ihrer vaterländischen Eigentümlichkeiten erfreuen. Der Verfasser, der durch lange Erfahrung und umfassende Lokalstudien in das Wesen der volkstümlichen Entwickelung eingeweiht ist und der zugleich in hohem Maße die Fähigkeit einer anschaulichen und klaren Diktion besitzt, hat in diesem Werke eine Art von Musterleistung niedergelegt, welche jedem, der seine Kräfte an einer ähnlichen Aufgabe versuchen möchte, als Vorbild dienen kann.

Rudolf Virchow in der Zeitschrift für Ethnologie 1898, S. 276.

Es ist dieses wieder eine ebenso stilistisch vollendete und allgemein interessante wie wissenschaftlich im höchsten Maße treue und erschöpfende Arbeit, wie wir sie von Andree zu bekommen gewohnt sind. Die berühmte Verlagshandlung hat das Buch in schönster Weise ausgestattet, so daß man es mit Vergnügen in die Hand nimmt. Niemand aber wird es ohne das Gefühl angenehmster und gründlichster Belehrung aus der Hand legen. Jeder, der sich für die Volkskunde unseres Vaterlandes interessiert, wird in dem prächtigen Buche seine Rechnung finden.

Prof. Joh. Ranke im Correspondenzblatt der deutschen Anthropologischen Gesellschaft 1896, S. 103.

Der um Land- und Volkskunde hochverdiente Gelehrte, Dr. R. Andree, Herausgeber des Globus hat seine engere Heimat sowie alle Freunde des Wissens von deutscher Erde und Art mit einem schönen Geschenke durch seine Braunschweiger Volkskunde erfreut. Auf das gründlichste dazu vorbereitet, nach emsigem Sammeln im noch wogenden Leben wie in Akten und alten Schriften hat der geborene Braunschweiger ein volles Bild seiner Landsleute ausgeführt.....

Prof. K. Weinhold in Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1896, S. 453.

Ein herrliches Buch, mit dem der Verfasser nicht nur den Braunschweigern, sondern allen Niedersachsen, die noch Sinn für das Volkstum ihres Stammes haben, ein großartiges Geschenk gemacht hat! Zu retten, was noch zu retten ist, in einer Zeit, wo Neuerungen überall Platz greifen und das Alte verdrängen, das ist sein Bemühen, welches getragen wird von Liebe zu seiner Heimat.

Aus Prof. Kirchhoff's und Prof. Hassert's „Berichte über die neuere Litteratur zur deutschen Landeskunde", Band I.

Wir können nach dieser Übersicht des in dem Buche Gebotenen wohl mit Recht behaupten, daß es nur wenige Volkskunden giebt, die eine kleine deutsche Landschaft so vollständig behandeln, wie es die Braunschweigische Volkskunde thut. Deshalb wurde auch in Braunschweig, wo doch die zuständigste Kritik vorhanden ist, das Buch mit allgemeiner Freude und großer Anerkennung aufgenommen. Ein riesiges Material ist darin aufgehäuft.

F. Grabowsky im Archiv für Anthropologie XXIV, S. 692.

Das treffliche Buch, das als erste, nach strenger Methode ausgeführte Durcharbeitung des gesamten volkskundlichen Materials einer einzelnen deutschen Landschaft einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Volkskunde beansprucht, vereint in sich alle Vorzüge Andree'scher Arbeiten: die lichtvolle, ungemein klare und durchaus fesselnde Darstellung, die Basierung des Ganzen auf gründlicher wissenschaftlicher Forschung, der Ausblick über die engen Grenzen des gerade behandelten Themas hinaus. Andree hat mit energischer Hand zusammengerafft, was noch zu ernten war, was sich noch aus früherer Zeit an volkstümlichen Anschauungen und Sitten bis in die Gegenwart hinübergerettet hat.

R. Petsch, Zeitschrift für Kulturgeschichte.

Es ist uns ein besonderes Vergnügen, das neueste Werk des um die Geographie, Kartographie und Völkerkunde hochverdienten Herausgebers des Globus, Herrn Dr. Richard Andree, unsern Lesern anzeigen und ihnen auf das wärmste empfehlen zu können. Denn die „Braunschweiger Volkskunde" ist eine Arbeit, die sich durch Vollständigkeit, Gründlichkeit und Zuverlässigkeit als eine nachahmenswerte Musterleistung darstellt und sich den übrigen Werken des Verfassers auf das ehrenvollste anreiht.

Dr. A. Oppel in den Deutschen geographischen Blättern.

Der Empfang dieses hübsch ausgestatteten Buches berührte uns freudig und doch auch zugleich wehmütig. Freudig, weil der Verfasser, als einer der Meister unserer Wissenschaft wohlbekannt, nach langem Aufenthalt fern seiner engeren Heimat, in dieselbe seit einigen Jahren zurückgekehrt, uns eine Monographie derselben bietet, die ebenso vollständig wie nach allen Seiten hin abgerundet ist. Wehmütige Gefühle aber erweckt die Gabe, weil sie uns wiederum zeigt, wie reißend schnell auch hier im Braunschweiger Lande Sitte und Brauch früherer Zeit dahinschwinden, so daß, wie der Verfasser im Vorwort richtig sagt, es auch hier für den Ethnographen und Volksforscher die höchste Zeit geworden, um noch zu retten, was noch zu retten ist und dies für das Studium durch kommende Geschlechter festzulegen.

Schmeltz in Internationales Archiv für Ethnographie, Bd. 10, 1897.

Mit diesem Buche hat unser Landsmann Richard Andree seiner anhänglichen Liebe zur engeren Heimat einen Zoll abgetragen, der nicht nur die Wissenschaft bereichert, der auch ganz dazu angethan ist, manches Landeskind herzlich zu erfreuen. Und sein Verdienst ist um so größer, als bis dahin die Litteratur des Landes Braunschweig nichts Ähnliches bot und als ferner dieses Buch nun noch eben sozusagen vor Thorschluß in die Lücke eintritt.

Stadtarchivar Prof. L. Hänselmann im Braunschw. Magazin 1896, Nr. 17.

Man kann sich dieses Buches aufrichtig freuen, auch wenn man Braunschweig fern steht. Andree's Werk ist ebenso gründlich als interessant, ebenso brauchbar als vorbildlich.

Dr. F. Tetzner, Allgemeine (Münchener) Zeitung, 25. Febr. 1897.

In meisterhafter und mustergültiger Weise hat der verdienstvolle Geograph und Ethnologe Andree sich dieser Aufgabe für Braunschweig unterzogen und sie nach folgenden Gesichtspunkten gelöst: Ortsnamen, Flurnamen und Forstorte, Siedelungen und Bevölkerungsdichtigkeit, Dörfer und Häuser, Bauern, Hirten, Gesinde, Spinnstube, Geräth in Hof und Haus, Bauernkleidung und Schmuck, Geburt, Hochzeit und Tod, das Jahr und die Feste, Geisterwelt und mythische Erscheinungen, Aberglauben, Wetterregeln und Volksmedizin, die Volksdichtung, die Spuren der Wenden. Das prächtig ausgestattete Werk verdient in weiteren Kreisen Beachtung.

Zeitschrift für Schulgeographie. XVIII (1896), Heft 1.

Zu den vorzüglichsten solcher Arbeiten gehört das vor kurzem erschienene Werk des längst überall als hervorragend anerkannten Ethnologen und Geographen Richard Andree, welches die Volkskunde des Landes Braunschweig zum Gegenstande hat. Der Verfasser ist nicht nur ein ganz ausgezeichneter Kenner des Volkes seiner Heimat und aller Äußerungen desselben in Mundart und Sprechweise, Volksdichtung, Sage, Märchen, Rätsel, Volkssitte ꝛc., sondern er verfügt auch über ein ausgezeichnetes statistisches Material, das ihm für bestimmte Kapitel seines Werkes vortrefflich zu statten kommt. Nicht der geringste Vorzug des Buches ist seine Einteilung und die Systematik.

Blätter für litterarische Unterhaltung, 11. März 1897.

Zusammenfassende Darstellungen der gesamten Volkskunde einzelner Gebiete sind wiederholt in größerem und geringerem Umfange veröffentlicht worden. Der Vorrang gebührt der umfassenden, gründlichen und reich ausgestatteten und illustrierten „Braunschweiger Volkskunde" von Andree. Auf Grund der vorliegenden Litteratur, der aus eigenem regen Verkehr mit dem Volk gewonnenen Ergebnisse und der von Helfern besorgten Sammelarbeit schildert Andree in anregender, schöner Darstellung alle Seiten des braunschweigischen Volkstums.

Jahresbericht für neuere deutsche Litteraturgeschichte, Bd. VIII, Abt. 1 (Jahr 1897).

In dem kürzlich bei Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig erschienenen Buche Richard Andree's „Braunschweiger Volkskunde" hat der Verfasser zum erstenmal die Volkskunde seiner niedersächsischen Heimat geschrieben und, oft über die engere Heimat hinausreichend, seine Arbeit mit zahlreichen Parallelen und allgemeinen Erörterungen versehen, so daß das Buch außer für jeden Braunschweiger auch im weiteren Sinn für Ethnographen und Kulturhistoriker sowie für Freunde und Erforscher der niederdeutschen Sprache von Wichtigkeit ist.

Illustrierte Zeitung, Nr. 2776, Leipzig 1896.

Dieses mit sechs Tafeln und zahlreichen Abbildungen, Plänen und Karten ausgestattete umfangreiche Werk bildet für alle, denen die Pflege und Erhaltung alter niedersächsischer Art am Herzen liegt, eine unerschöpfliche Fundgrube. . . . . Das Buch verdient einen weiten Leserkreis auch über das Land Braunschweig hinaus und darf für hoffentlich nachfolgende Schilderungen gleicher Art auch aus anderen niedersächsischen Gauen als Muster gelten.

Niedersächsische Volkszeitung, 17. Oktober 1896.

BIBLIOTECA CENTRALĂ
UNIVERSITARĂ
BUCUREȘTI

Dr. Andree, already well known for his valuable contributions to folklore, has in this volume laid scientific students under a further obligation..... It is not necessary to insist on the importance of this work. The name of Dr. Andree is a sufficient guarantee for its accuracy.

Folk Lore, June 1897, p. 157.

R. Andree, de bekende ethnograf en folklorist, heeft wederom een prachtig werk over folklore, Braunschweiger Volkskunde, in het licht gezonden. — Het boek is door zijn prachtige uitvoering een sieraad van elke boekerij. We kunnen het dan ook niet warm genoeg aanbevelen.

A. de Cock in „Volkskunde", Tijdschrift voor Nederl. Folklore 1897, p. 244.

Ce sont les études locales dans le domaine de l'ethnographie qui font la base des grands travaux d'ensemble, elles sont la première source où l'on peut puiser les faits sans crainte et sans méfiance. L'excellent ouvrage de M. R. Andree peut être pris comme un modèle des travaux de ce genre. Fait par un savant émérit, il se distingue par son plan très nettement élaboré et par la richesse remarquable des faits très bien étudiés et très savamment classés.

Th. Volkov in Revue des traditions populaires, März 1897, S. 190.

Avec sa grande érudition, l'auteur a fait une vraie monographie scientifique dans laquelle chaque fait est expliqué à l'aide des données que fournissent l'histoire du pays et l'ethnographie comparée. Nous ne dépasserons pas la mesure en disant que cet ouvrage du savant directeur du Globus peut être cité comme un modèle de recherches locales.

L'Anthropologie 1897, No. 6, p. 712.

M. Richard Andree, bien connu par ses grands travaux géographiques et ses belles études d'ethnographie et d'archéologie comparées est revenu à son pays natal en lui consacrant ce volume. . . . . Tous les faits de folk-lore sont présentés avec netteté et sobriété, et les recherches sont rendues aisées non pas seulement par la bonne disposition des matières mais aussi par un index étendu. Si l'ethnographie proprement dite est surtout d'intérêt national, l'ouvrage de M. Andree mérite d'avoir, au moins par le folk-lore, un large cercle de lecteurs hors de son pays.

Prof. Henri Gaidoz, Mélusine, T. III, No. 6, Paris, Nov./Dec. 1896.

Braunschweiger Volkskunde

BIBLIOTECA REGELE CAROL I



Mädchen aus Waggum.
(Sophie K.)

Inv. 6595
Inv. 89744
204528

Braunschweiger Volkskunde

von

Richard Andree



11919.
CAROLI
FUNDATIUNEA UNIVERSITARĂ

Zweite vermehrte Auflage

Mit 12 Tafeln und 174 Abbildungen, Plänen und Karten

Braunschweig
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn
1901

39(435.4)
BIBLIOTECA CENTRALĂ UNIVERSITARĂ

BIBLIOTECA CENTRALĂ UNIVERSITARĂ
BUCUREȘTI
8191
RC 199/64
CONTROL 1955
1951

Alle Rechte, namentlich dasjenige der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten

B.C.U.Bucuresti
C11919

Gewidmet

dem Andenken meines Vaters

Karl Theodor Andree

geb. zu Braunschweig 20. Oktober 1808
gest. zu Wildungen 10. August 1875

Vorwort zur zweiten Auflage.

Zu meiner Freude hat nicht nur ohne Ausnahme die zuständige Beurteilung, sondern auch die große Menge meiner Landsleute die erste Auflage der Braunschweiger Volkskunde sehr günstig aufgenommen, so daß in verhältnismäßig kurzer Zeit diese zweite nötig wurde. Mein ausgesprochener Wunsch, daß neue Mitarbeiter und Forscher auf dem Gebiete unserer Volskunde sich mir anreihen möchten, ist auch in Erfüllung gegangen, wie die fleißigen Forschungen von Oberlehrer O. Schütte, H. Schattenberg, A. Beck u. a. beweisen, deren Arbeiten für die zweite Auflage benutzt werden konnten. Auch an unmittelbaren Einsendungen hat es mir wieder nicht gefehlt; ich habe in dieser Beziehung mit Dank zu nennen den Herzogl. Forstmeister a. D. Ziegenmeyer in Homburg und den Herrn Amtsrat Dr. W. Rimpau in Schlanstedt, welche aus ihren reichen Erfahrungen mir Mitteilungen machten. Auch meinen Kollegen vom Städtischen Museum, Herrn Direktor Dr. F. Fuhse und Major a. D. Wegener, verdanke ich mannigfache Unterstützung. Daß ich selbst in der regsten Weise weiter geforscht, aus dem Munde des Volks geschöpft, vieles nachgetragen und verbessert habe, braucht wohl nicht besonders betont zu werden.

Die zweite Auflage unterscheidet sich von der ersten im wesentlichen dadurch, daß sie eine stark vermehrte und ausgebaute ist. Die kurz gehaltene Einleitung der ersten Auflage wurde erweitert und in Abschnitte zerlegt, die Zahl der Abbildungen und Tafeln, dank dem Entgegenkommen der Verlagshandlung, um die Hälfte vergrößert.

Braunschweig, Sommer 1901.

Dr. Richard Andree.

Vorwort zur ersten Auflage.

Wie in den meisten deutschen Landschaften, hat auch im Braunschweigischen die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts auf fast allen Gebieten, nicht zum wenigsten aber auf jenem der Sitten und Volksüberlieferungen, tief greifende Umwälzungen hervorgebracht, von denen die ländliche Bevölkerung kaum minder stark als die städtische betroffen worden ist. Dieser Vorgang ist aber ein so natürlicher, daß wir ihn nicht beklagen dürfen, mag auch unser Gemüt, das der Väter Art und Weise hochschätzt, davon nicht immer zustimmend berührt werden.

In einer minschenlewedâge het sik dat alles eännert, hörte ich einen Alten sagen, der kopfschüttelnd mancher Neuerung gegenüberstand. Und in der That, wer sich erinnert, wie es noch vor vierzig Jahren auf dem Lande aussah und zuging und dagegen das heutige Dorf, den heutigen Bauer betrachtet, der muß über Änderungen und Fortschritte, die Platz gegriffen haben, staunen. Aus einem großen Teile unserer Landleute hat sich eine Bevölkerung entwickelt, die nach Anschauung und Lebensart, nach Bildung und Auftreten dem Städter gleicht und nun den Stand der Ökonomen und kleinen Gutsbesitzer bildet, während der Bauer nach altem Schlage eine immer seltenere Erscheinung wird.

Es liegt auf der Hand, daß unter solchen Umständen mehr und mehr schwinden muß, was von alten Sitten, Bräuchen, Einrichtungen, Überlieferungen noch vorhanden ist, somit die Ausbeute für den Sammler auf dem Gebiete der Volkskunde täglich geringer wird, zumal bald der Mund des letzten verstummt sein wird, welcher über die alte Zeit Auskunft zu geben vermag; die alte Zeit, unter der wir schon im allgemeinen die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts verstehen.

Während nun in anderen deutschen Gauen eine rege Thätigkeit auf dem Gebiete der Volkskunde sich entwickelte, haben wir Braunschweiger, wenige

tüchtige Einzelarbeiten ausgenommen, in dieser Beziehung nicht viel geleistet. Und doch ist es die höchste Zeit, noch zu retten und das Gesammelte zu buchen, ehe es zu spät! Neben der Liebe zur Heimat ist dieses der Grund gewesen, daß ich mich der Aufgabe unterzogen habe, die vorliegende Volkskunde niederzuschreiben, zu der ich den bei weitem größten Teil des Stoffes im regen Verkehr mit dem Volke selbst sammelte.

Dabei war eine geographisch-räumliche Beschränkung geboten. Hätte ich das ganze, in Stücke und Stückchen zerrissene Herzogtum innerhalb seiner politischen Grenzen vom Südfuße des Harzes bis zur unteren Weser und von Westfalen bis in die Altmark mir als Rahmen erkoren, so hätte eine niedersächsische Volkskunde entstehen müssen, die zu schaffen nicht in meiner Absicht lag und zu der meine Kräfte nicht ausgereicht haben würden. Ich beschränkte mich daher auf das Hauptstück Braunschweigs, die Kreise Braunschweig, Wolfenbüttel und Helmstedt, unter Ausschluß der vielfach anderen volkstümlichen und natürlichen Verhältnissen unterliegenden, zu diesen Kreisen gehörigen Exklaven Thedinghausen, Harzburg und Calvörde, während ich anderseits wieder genötigt war, die tief in unser Land einschneidenden Teile des hannoverschen Kreises Gifhorn zu berücksichtigen, wo die ländliche Bevölkerung vielfach noch ursprünglicher geblieben ist als in unserem Lande, und wo noch manche Lichtstrahlen auf Verhältnisse fallen, die innerhalb der braunschweigischen Grenze schon verblassen.

Daß außer dem Sammeln unter dem Volke selbst auch die gedruckten Quellen und zahlreiche zerstreute Nachrichten herangezogen wurden, bedarf keiner besonderen Ausführung. Aber auch dieses würde nicht zur Schaffung der vorliegenden Arbeit genügt haben, hätte ich nicht Helfer gefunden, die, von der Wichtigkeit des Rettungswerkes überzeugt, mir beigesprungen wären, und ihnen bringe ich hier den gebührenden Dank für uneigennützige Hülfe dar. Es sind dieses die Herren A. Vasel in Beierstedt, Pastor Schattenberg in Eitzum, Dr. Gerhard in Wolfenbüttel, Karl Rhamm in Braunschweig, Archivar Zimmermann in Wolfenbüttel, Prof. Hänselmann in Braunschweig, Museumsassistent F. Grabowsky in Braunschweig (der auf manchen Fahrten mich begleitete und dem ich viele photographische Aufnahmen danke), Dr. C. Walther in Hamburg, Dr. G. Kossinna in Berlin und mein Schwiegersohn Finanzrat Dr. Zimmermann in Braunschweig, der als Vorstand des Statistischen Bureaus besonders dazu berufen war, den Abschnitt über die Siedelungskunde auf meinen Wunsch auszuarbeiten. Daß ich auch aus den tiefsten Volksschichten schöpfen konnte, verdanke ich einem intelligenten Arbeiter, H. Achilles auf dem Reitling, der mit großem Verständnis auf meine Fragestellungen einzugehen wußte.

Die Abbildungen, mit geringen Ausnahmen bisher unveröffentlicht, wurden nach meinen Skizzen, nach Originalphotographieen und Stücken im Städtischen Museum angefertigt. Einige Hausaufnahmen verdanke ich Herrn Architekt Möhrenschlager.

Alles, was in der vorliegenden Schrift in niederdeutscher Sprache gegeben wurde, habe ich durch Antiquadruck ausgezeichnet. Dabei war ich bestrebt, nach Möglichkeit rein phonetisch zu schreiben unter Anschluß an die von Schambach für unsere Nachbarmundart befolgte Schreibweise. Im allgemeinen kommt jene mir geläufige Mundart dabei zur Geltung, wie sie in den Dörfern östlich und nordöstlich von der Hauptstadt gesprochen wird.

Ich übergebe meinen Landsleuten diese Arbeit mit dem Wunsche, daß sie recht viele Ergänzungen erfahren und Berufene sich veranlaßt fühlen mögen, weiter zu arbeiten auf dem Gebiete unserer Volkskunde.

Braunschweig, Sommer 1896.

Dr. Richard Andree.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Geographischer Abriß des Gebietes 1
Begrenzung 1. Gebirgszüge 1. Geologisches 2. Tiefebene 3. Flüsse 3.

Abriß der Vorgeschichte unseres Gebietes 5
Die ältere Steinzeit 5. Funde von Thiede 6. Rübeländer Höhlen 7. Die jüngere Steinzeit 8. Die Lübbensteine 8. Kistengräber 10. Hockergrab von Achim 11. Becherurnen 11. Neolithische Feuersteingeräte 11. Jadeitbeile 15. Handel in neolithischer Zeit 16. Kultur in neolithischer Zeit 17. Die Bronzezeit 18. Kupfergeräte 19. Bronzegeräte und Waffen 21. Begräbnisurnen 23. Thürurnen 24. Die Eisenzeit 27. Die Burgwälle 28. Tumuli 31. Römische Spuren 32.

Abriß der Frühgeschichte des Gebietes 34
Stammbaum der Braunschweiger 34. Kelten? 35. Die Cherusker 35. Die Langobarden 36. Die Sachsen 37. Ausbreitung derselben 39. Die Wenden 39. Kriege der Franken gegen die Sachsen 40. Einteilung der Sachsen 40. Gaue 41. Herzogtum Sachsen 41.

Zur Kenntnis der Anthropologie der Braunschweiger 43
Ältere Nachrichten über die Körperbeschaffenheit 43. Farbe der Haare, der Haut und der Augen 44. Vorherrschen des germanischen Typus 46. Schädelmessungen 47.

Die niederdeutsche Sprache in Braunschweig 49
Die Oker als Dialektgrenze 49. Grenze von Ostfalen und Engern 50. Herrschaft des Niederdeutschen bis etwa 1500 50. Einwirkungen der Reformation 51. Letzte niederdeutsche Prediger 51. Eindringen der hochdeutschen Kanzleisprache 51. Hochdeutsch wird Hofsprache 52. Hochdeutsch dringt in die Ratsstuben 53. Verfall des Niederdeutschen in der Litteratur 54 und in den Städten 55. Erhaltung auf dem platten Lande 55. Neuere niederdeutsche Schriftsteller 56.

Die Ortsnamen 59
Alter unserer Ortsnamen 59. Ortsnamen auf —heim 61. Auf —stedt 64. Auf —dorf 66. Auf —ingen 68. Auf —rode 70. Auf —ithi (—te, —de) 71. Auf —leben 72. Auf —beck 74. Auf —la, lage 75. Auf —berg 75. Auf —burg 76. Auf —haus, —hausen 76. Auf —bere, —ber, —per 77. Auf —büttel 77. Auf —kot 78. Auf —feld 78. Auf —mar 79. Auf —tûn 79. Auf —horst 79. Auf —brück 79. Auf —hagen 80. Auf —au 80. Auf —thal 80. Auf —wik 80. Auf —kamp 81. Auf —wiesche 81. Auf —tere, —dere 81. Auf —turm 81. Auf —zelle 81. Auf —heide 81. Auf —sohle 81. Auf —krug 82. Auf —furt 82. Auf —hof 82. Auf —mühle 82. Einfache Stämme 82. Unerklärte Ortsnamen 83.

Seite

Die Flurnamen und Forſtorte 84
Landesvermeſſung unter Herzog Karl I. 84. Alphabetiſche Aufführung der Flurnamen 86. Ballwälle 87. Bockshorn = Oſterfeuer 88. bünne = Privatgrundſtück 90. Die Deitwege 91. Erdfälle 93. Dreifelderwirtſchaft 94. Die Förbet 95. Galgenſtellen 95. Glockenſagen 97. Hees 99. Hopfenkultur 101. Hünenberge 101. Das Kabeln 102. Kalande 103. Köterkämpe 105. Lindenbäume 107. Nobiskrug 110. Rodungen 115. Rüben 116. Siehdichum 121. Sulten 121. Zehnten 122. Thie 123. Übele Gönne 124. Weinberge 125. Worten 127. Zilkendei 128.

Siedelungen und Bevölkerungsdichtigkeit von Dr. F. W. R. Zimmermann 132
Allgemeine Bevölkerungsverhältniſſe 132. Bevölkerungszunahme 132. Einfluß der Städte 134. Die Siedelungen 135. Landgemeinden 136. Verteilung der Ortſchaften 137. Bevölkerungsdichtigkeit 138. Einflüſſe auf die Bevölkerungszunahme und Bevölkerungsdichtigkeit 140.

Die Dörfer und die Häuſer 143
Dorfanlage im alten Sachſenlande 143. Die deutſche Dorfanlage und deren Entſtehung 144. Unregelmäßige Haufendörfer 146. Regelmäßig gebaute Dörfer 147. Straßennamen in Dörfern 149. Das ſächſiſche Haus 149. Älteſte Formen desſelben 150. Anblick des ſächſiſchen Hauſes 151. Der Wippborn 152. Bauerngärten 153. Die Speicher 153. Grundriß 154. Flet 155. Die Thore und Thüren 156. Die Däle 156. Die Ställe 158. Das Fachwerk 159. Das Dach 159. Der Schornſtein und der Herd 160. Der Rähmen 164. Der Keſſelhaken 165. Der Wiem 166. Abweichende Typen 166. Größenverhältniſſe 168. Der Giebel 169. Barnſteinverzierungen und Donnerbeſen 169. Die Pferdeköpfe am Giebel 170. Hankenſpeere 172. Deutung der Pferdeköpfe 173. Das Sachſenroß 173. Das Eulenloch 176. Untergang des ſächſiſchen Hauſes 177. Grenze zwiſchen dem ſächſiſchen und oberdeutſchen Hauſe 179. Die Wohnräume im Sachſenhauſe 188. Butzen 191. Die thüringiſchen Häuſer und Höfe 193. Das hölzerne Schloß 198. Hausſprüche 199.

Der Bauer, die Hirten und das Geſinde 204
Hörigkeit der Bauern 204. Anfänge der Befreiung 205. Abgaben und Dienſtleiſtungen der Bauern 205. Rauchhühner und Hühnergeld 206. Lieferung der Sperlingsköpfe 206. Der Zehnten 207. Die Separation 208. Folgen derſelben 209. Kennzeichnung des Bauern 209. Rangſtufen der Bauern 211. Hofnamen 212. Die Hirten 212. Das Vieh 212. Hirtenhäuſer 213. Lohn der Hirten 213. Die Ohehirten 214. Zunft der Hirtenjungen 214. Der Schäfer 215. Ausrüſtung der Schäfer 217. Ohrmalen der Schafe 218. Das Geſinde 218. Lohn desſelben 219. Einteilung des Geſindes 220. Die Koſt auf dem Lande 221.

Der Flachs und die Spinnſtube 223
Alte Spinnwirtel 223. Angebliche Erfindung des Spinnrades in Watenbüttel 223. Älteſte Spinnräder 224. Der alte, eingegangene Flachsbau 225. Weberei 226. Flachsaberglauben 226. Rätſel vom Spinnen 227. Die Spinnſtuben 227. Verbot derſelben 228. Spinnſtubenregeln und -gebräuche 229. Spinnſtubenſpiele 231. Wockenblattinſchriften 233. Ausſchmückung der Spinnräder 234. Die Flachsbereitung und die verſchiedenen dabei benutzten Geräte 235. Spinnrad und Haſpel 237. Bandwebegerät 238.

Gerät in Hof und Haus 239
Altes Holzgerät 239. Der alte Pflug 240. Die Holzegge 242. Der Ackerwagen 242. Das Geſchirr 243. Die Mähwerkzeuge 243. Knieſenſe 244. Dreſchflegel 244. Das Butterfaß 245. Kerbhölzer 247. Signalgeräte 249. Das Klapperbrett oder die Hillebille 249. Das Entzünden des Feuers und die Beleuchtung 254. Krüſel 255. Die Elle 257. Mangelbretter 258. Truhen 258.

Seite

Gniedelsteine 259. Handmühlen 260. Hirsestampfe 260. Der Schüsselkranz 261. Tobelkiepe 262. Pferdeschuhe 262. Die Windmühlen und der Müller 263.

Bauernkleidung und Schmuck 265

Alter und Feststellung der Bauerntracht 265. Kostspieligkeit 266. Unterschiede nach der Gegend 267. Stoffe 267. Kleiderordnungen 267. Eingehen der Tracht 268. Die Bortfelder 268. Abbildungen der Bauerntracht 269. Die Frauentracht in Groß-Denkte 271. Die Frauenmütze 272. Alte Hauben 273. Mieder 273. Das Tuch 273. Die Frese 275. Der Weiberrock 275. Schürze, Hemd und Strümpfe 276. Handschuhe 277. Abendmahlstracht der Frauen 278. Die Männertracht 278. Das Brusttuch 279. Bauernschmuck 280.

Geburt, Hochzeit und Tod 284

Schwangerschaft und Aberglauben dabei 284. Die Hebamme 285. Der Storch bringt die Kinder 285. Der Gebärstuhl 287. Das Neugeborene und die Wöchnerin 288. Die Gevattern 288. Gevatterbriefe 289. Nabelschnur 289. Aberglauben bei der Taufe 290. Täuflingskleider 290. Bezahlung der Geistlichen für die Taufe 291. Taufessen 292. Säugen der Kinder 292. Das kleine Kind und das Zahnen 293. Erziehung 293. Verkehr der jungen Leute 294. Wahl der Braut 295. Liebe und Liebesorakel 297. Ehevertrag 297. Bedemund 299. Hochzeitsbitter 299. Der Kästewagen 301. Das Brautheischen 303. Polterabend 304. Aberglauben bei der Hochzeit 304. Brautkrone 305. Brautbänder 306. Die Trauung 307. Hochzeitsmahl 308. Bezahlung der Geistlichen 309. Die Brauttafelgelder 309. Tänze bei der Hochzeit 310. Der Schimmelreiter 310. Dortchen un sine mudder 313. Vorzeichen des Todes 314. Aberglauben beim Sterben 315. Die Totenwäscherin 315. Der Sarg 315. Trauer 315. Begräbnisse und Gräber 316. Leichenschmaus 317. Das Fell versaufen 320. Umgehen Verstorbener 320. Vampirismus und Nachziehen 321. Der Zehrpfennig 322.

Das Jahr und die Feste 324

St. Nikolaus 324. Der Weihnachtsbaum 325. Weihnachtssingen 325. Die Zwölften 326. Aberglauben in den Zwölften 326. Die alte Hakesche 327. Sylvester 327. Neujahrssingen 328. Bleigießen 328. Umwinden der Obstbäume mit Strohseilen 329. Heilige drei Könige 329. Singen mit dem Stern 330. Lichtmeß 330. Fastnacht 330. Das Fuen 331. Fastnachtsbräuche der Knechte 331. Das Hänseln und Lossprechen 332. Der Erbsbär 333. Das Fußwaschen 333. Matthiastag und Orakel 335. Ostern 335. Die Namen der Osterwoche 336. Osterfeuer 336. Osterwasser 338. Ostersitten 338. Ballschlagen 339. Ostereier 339. Nêgenstärke 341. Osterpalmen 342. Konfirmation 343. Der erste April 343. Der erste Mai 343. Das Pfingstfest 343. Der Maibaum 344. Die Maibraut und der Fistemeier 345. Das Fahnenjagen 350. Wettrennen der Pferdejungen 350. Hammellaufen 354. Hahnenschlagen 354. Mädchenmusik 355. Lambômlaufen 356. Bullenstoßen 356. Pfingstochse 357. Medardus 357. Johannis 358. Flurumgänge und Hagelfeier 358. Ernte 360. Vergôdendêl 364. Martini 366. Schweineschlachten 368. Martinsgans 369.

Geisterwelt und mythische Erscheinungen 371

Animismus 371. Seele 372. Vorlat 372. Wickenthies 373. Geisterspuk 377. Gespenster 377. Kopflose Geister 377. Spukende Tiere 378. Tückeboten 379. Marte 379. Werwolf 380. Hexen 381. Böser Blick 385. Bannen 387. Hakenmann 388. Nicker 388. Kornweib 389. Drake 389. Zwerge 389. Alraunen 391. Wilder Jäger 391. Riesen 391. Bickelstein 392. Teufel 396. Freimaurer 398. Teufelsbeschwörung 399.

Aberglauben, Wetterregeln und Volksmedizin 400

Verordnungen gegen den Aberglauben 400. Tagewählerei 401. Schutzbriefe 404.

Seite

Rückwärts 405. Fußtapfen aufnehmen 406. Zauberformeln 406. Erbbuch 406. Wünschelrute 407. Wetterregeln 409. Regen 410. Gewitter 411. Frost und Eis 411. Landwirtschaftliche Regeln 412. Volksmedizin 413. Quacksalber 414. Massage 415. Aderlassen 415. Zaubersprüche 416. Besprechen 417. Sympathiemittel 418. Warzen 419. Fieber 419. Einpflocken der Krankheiten 420. Epilepsie 422. Volkstümliche Bezeichnungen der Krankheiten 424. Behandlung der Viehkrankheiten 425. Das Notfeuer 427.

Volksdichtung und Spiele 432

Das Kinderlied 432. Wiegenlieder 433. Spiele 437. Abzählreime 438. Ringeltänze 440. Plumpsack, Wanderthaler, Blindekuh 441. Tunen und Buckin 442. Stempeln und Zickwerfen 443. Breitmaul 444. Pfänderspiel 444. Gänsespiel 445. Pilekenspiel 445. Hexenspiel 446. Mönch und Nonne 447. Bunte Bilder 447. Hochdeutsche Ringelreigen 447. Bastlösereime 451. Spott- und Neckreime 454. Dorfneckereien 456. Nachbarreime 459. Die Tiere in den Volksreimen 462. Volksreime 469. Volkslieder 477. Tanzlieder 478. Pasquille 489. Rätsel 492. Sprichwörter und Redensarten 499.

Die Spuren der Wenden 500

Ausdehnung der Wenden im Mittelalter 500. Wenden im braunschweigischen Werder 501. Germanisierung derselben 503. Wendische Sprachreste 504. Wendisches Ochsenjoch 505. Wendische Ortsnamen 505. Wendische Dorfanlagen und Rundlingsbauten 507. Wendische Flurnamen 511. Zehntfreiheit der Wenden 514. Stellung der Wenden im Mittelalter 515. Fälschlich als „wendische" bezeichnete Dörfer im Braunschweigischen 517.

Verzeichnis der Tafeln und Abbildungen.

Tafel I. Mädchen aus Waggum . . . . . Titelbild
„ II. Braunschweiger Bauerntypen, Männer. Büsten von Habich . . zu Seite 44
„ III. Braunschweiger Bauerntypen, Frauen. Büsten von Habich . . . zu Seite 44
„ IV. Sächsisches Haus in Wense. Nach Photographie . . . . . zu Seite 151
„ V. Sächsisches Haus in Ausbüttel. Nach Photographie . . . . . zu Seite 167
„ VI. Sächsisches Haus in Glentorf. Zeichnung . . . . . zu Seite 167
„ VII. Bortfelder Bauer. Nach Photographie . . . . . zu Seite 204
„ VIII. Tracht der Mädchen in Ölper. Nach einem Ölgemälde von Heusinger 1836 . . . . . zu Seite 273
„ IX. Bortfelder Bauer. Nach einer Statuette von August Kühne . . zu Seite 279
„ X. Gevattern in Riddagshausen. Nach einer Zeichnung von Karl Schröder . . . . . zu Seite 288
„ XI. Bauernhochzeit in Lehre um 1840. Nach einem Gemälde von Karl Schröder . . . . . zu Seite 309
„ XII. Westgrenze des Gebietes der Rundlinge (Karte) . . . . . zu Seite 503

Abbildungen, Karten und Pläne.

Seite
Fig. 1. Paläolithischer Schaber von Thiede. Nach Nehring 6
„ 2. Paläolithischer Spanschaber aus der Hermannshöhle. Nach Grabowsky . . 6
„ 3. Plan des Steinkammergrabes der Lübbensteine 8
„ 4. Becherurne von Achim 11
„ 5—12. Neolithische Feuersteingeräte aus der Gegend von Braunschweig 12
„ 13—16. Neolithische Feuerstein-Pfeilspitzen 12
„ 17. Neolithische Steinaxt von Bornum 13
„ 18. Feuersteindolch von Schapen 13
„ 19. Grünsteinaxt von Bornum 13
„ 20. Hammeraxt aus Gabbro von Oker 14
„ 21. Hammeraxt aus Kieselschiefer von Watzum 14
„ 22. Hammeraxt aus Gabbro von Estorf 14
„ 23—26. Jadeitbeile aus dem Braunschweigischen 16
„ 27. Doppelkupferaxt von Börßum 20
„ 28. Zinnarmer Flachcelt von Sommerschenburg 20
„ 29. Bronzedreieckdolch von Dettum 20
„ 30. Bronzeschwertstab von Langenstein 20
„ 31. Antennenschwert von Erxleben 20
„ 32. Bronzelanzenspitze von Osseleben 20

Seite

Fig. 33. Bronzecelt aus Braunschweig 20
„ 34. Bronzehohlcelt mit Henkel vom Elme 20
„ 35. Bronzegefäß von Rode 22
„ 36. Wendelring von Vienenburg 22
„ 37. Gesichtsurne mit Thürverschluß von Eilsdorf 25
„ 38. Henkelurne von Beierstedt 25
„ 39. Topfurne von Beierstedt 25
„ 40. Bronzemesser von Beierstedt 25
„ 41. Schwanenhalsnadel von Beierstedt 25
„ 42. Bronzefibel von Lauingen 26
„ 43. Urne von Langeleben 26
„ 44. Plan der Burgwälle am Reitling im Elme 30
„ 45. Römischer Kamm von Lucklum 32
„ 46. Römische Lampe von Börnecke 32
„ 47. Karte der Verteilung der Orte auf —leben und —büttel 73
„ 48. Plan von Meerdorf 1770 145
„ 49. Plan von Weserlingen 1754 147
„ 50. Plan von Weddel 1759 148
„ 51. Schematischer Plan der Dörfer bei Jerxheim 149
„ 52. Wippborn von 1695 zu Stüde 152
„ 53. Speicher in Müden 154
„ 54. Schematischer Grundriß der sächsischen Bauernhäuser 155
„ 55. Die lange dôr 155
„ 56. Einschnitt in den süll für den dössel 156
„ 57. Däle in Velpke 157
„ 58. Durchschnitt eines Hauses in Velpke 158
„ 59. Sächsisches Haus mit vollem Giebelwalm (Wendeburg) 160
„ 60. 61. Vorderansicht und Querschnitt eines Hauses in Neubrück 161
„ 62—64. Seitenansicht, Längsschnitt und Grundriß eines Hauses in Neubrück . 162
„ 65. Sächsisches Haus in Lehre 163
„ 66. Râmen (Feuerspann) und Herd in Westerbeck 164
„ 67. Der Kesselhaken 165
„ 68. Grundriß eines Hauses in Lehre 167
„ 69. Grundriß eines Hauses in Glentorf 167
„ 70—72. Barnsteinsetzungen in Wendschott und Rötgesbüttel 168
„ 73. Donnerbesen in Backsteinsetzung (Kästorf) 169
„ 74—78. Pferdeköpfe (Giebelzier) 171
„ 79. Hânkenspêr (Giebelzier) 173
„ 80. Das weiße Roß von Uffington (England) 174
„ 81. Umgebautes sächsisches Haus in Bortfeld 180
„ 82. Südgrenze des sächsischen Hauses im Braunschweigischen 182
„ 83. Schüttelstuhl aus Vahlberg 189
„ 84. Rick für Handtücher 190
„ 85. Butze in Barwedel 192
„ 86. Willkommkrug 192
„ 87. Haus nach Thüringer Art in Kl.-Schöppenstedt 194
„ 88. 89. Grundrisse von Häusern in Kl.-Schöppenstedt und Schulenrode . . . 195
„ 90. Grundriß eines Hofes in Kneitlingen 196
„ 91. Einblick in einen Hof in Kneitlingen 197
„ 92. Hölzernes Schloß aus Sickte 199
„ 93. Schäferranzen aus Riddagshausen 216

Seite

Fig. 94. Hölzerne Schöpfkelle der Schäfer 216
„ 95. Schäfertrinkhorn und Salbenbüchse 216
„ 96. Schäferhaken 217
„ 97. Spinnstuhl aus Volkmarsdorf 229
„ 98. Hölzerner Wockenpflock 234
„ 99. Spinnhaken aus Messingdraht 234
„ 100. Schwingebock und Schwingebrett 236
„ 101. Rippebock und Rippeisen 236
„ 102. Sprute zum Hedespinnen 236
„ 103. Hölzerner Pflug älterer Art 240
„ 104. Das Steil des alten Holzpfluges 241
„ 105. Die Sense 243
„ 106. Die Kniesense 243
„ 107. Der Dreschflegel 245
„ 108. Das alte Butterfaß 247
„ 109. Thönernes Butterfaß 247
„ 110. Kerbholz 248
„ 111. Klapperbrett in Walle 250
„ 112. Klapper 254
„ 113. Alter Kienspanleuchter 255
„ 114. Hölzerne Krüselkette aus Reislingen 256
„ 115. Krüsellampe 256
„ 116—119. Alte Ellen 257
„ 120. Das Mangelbrett 258
„ 121. Bauernlade aus Ehra 259
„ 122. Steinerne Handmühle 260
„ 123. Hirsestampfe 260
„ 124. Schüsselkranz 261
„ 125. Tobelkiepe 261
„ 126. Immentrüel 262
„ 127. Hölzerner Pferdeschuh aus dem Moor 262
„ 128. Formen der Bandmütze 272
„ 129. Mädchen aus Waggum, Rückenansicht 274
„ 130. Goldbrokathaube aus Liedingen 274
„ 131. Gestickte Sammetmütze aus Eischott 274
„ 132. Trauertuch 275
„ 133. Die Frêse 276
„ 134. Frauenhemd alter Art 276
„ 135. Zwickelstrumpf 277
„ 136. Gestrickter Handschuh 277
„ 137. Abendmahlstracht aus Eischott 277
„ 138. Dips oder Peckel aus Bortfeld 277
„ 139. Brusttuch aus Bortfeld 280
„ 140. Knabenwams 280
„ 141. Bauernbursche 281
„ 142. Kralen aus Bernstein 281
„ 143. Silberner Ohrring 281
„ 144—152. Braunschweiger Bauernschmuck 282. 283
„ 153. Gebärstuhl aus Beienrode 287
„ 154. Hochzeitsbitterstrauß aus Bansleben 298
„ 155. Flachsfiguren von der Brautdieße 302

Seite

Fig. 156. Brautkrone aus Waggum 305
„ 157. Brautkrone aus Jerxheim 305
„ 158. Brautband aus Jerxheim 305
„ 159. Zinnschüssel für Brauttafelgelder 309
„ 160. 161. Totenkronen für Mädchen und Knaben 316
„ 162. Grabhäuschen aus Päse 318
„ 163. 164. Knaben- und Mädchengrab aus Stahle 319
„ 165. Hölzerne Fahne vom Fahnenjagen 352
„ 166. Lecht, hölzernes Fäßchen 361
„ 167. „Hoch", Tumulus zu Evessen 393
„ 168. Der Bickelstein 394
„ 169. Aderlaßmännchen 416
„ 170. Wendisches Ochsenjoch 505
„ 171. Dorfstraße in Parsau 508
„ 172. Plan von Wendschott 1759 509
„ 173. Plan von Brechtorf 1759 509
„ 174. Plan von Reislingen 1758 510

Geographischer Abriß des Gebietes.

Das Stück Niedersachsens, mit dessen Bevölkerung wir uns in den nachfolgenden Blättern beschäftigen, umfaßt einen Teil des Hügellandes, welches sich nördlich vom Harze bis zur norddeutschen Ebene ausdehnt, sowie einen Teil dieser Ebene selbst. Vorwiegend handelt es sich um das nördliche Stück des Herzogtums Braunschweig, die Kreise Braunschweig, Wolfenbüttel und Helmstedt, doch abgesehen von den drei zu diesen gehörigen Exklaven Thedinghausen, Harzburg und Calvörde, die, an der unteren Weser, am Harze und in der Altmark gelegen, mehrfach andere natürliche und volkskundliche Beziehungen aufweisen als das hier behandelte Gebiet. Letzteres umfaßt 1807 qkm mit (1895) 286 000 Einwohnern oder 158 auf 1 qkm. Es ist nach Größe und Bevölkerungszahl der wichtigste Teil des Herzogtums, das insgesamt 3672 qkm mit 434 000 Einwohnern (118 auf 1 qkm) zählt. Mit dem Zipfel des Amtes Vorsfelde springt der Hauptteil Braunschweigs zwischen der Altmark und dem Lüneburgischen weit nach Norden vor, während andererseits der zum hannoverschen Kreise Gifhorn gehörige Hasenwinkel bei Fallersleben tief in das braunschweigische Hauptgebiet einschneidet. Zur Abrundung unseres Gebietes und weil gerade die nach Norden zu angrenzenden, von der Kultur weniger veränderten hannoverschen Kreise Gifhorn und Isenhagen für die Beleuchtung volkskundlicher Beziehungen von hoher Bedeutung sind, wurden auch diese in unsere Forschungen und Betrachtungen einbezogen. So abgerundet hat das hier volkskundlich behandelte Landstück eine Ausdehnung von 60 km von Süd nach Nord und von Ost nach West.

Im Südwesten unseres Gebietes reichen, noch einen Teil des ostfälischen Berglandes bildend, die Lichtenberge in das Braunschweigische herein (Adlerhorst 260 m). Sie führten und führen noch jetzt im Volksmunde die Bezeichnung „Harde", abgekürzt aus „Hardeweg". Mit ihrem dichten, bis auf unsere Tage erhaltenen Buchen- und Eichenbestande haben sie wohl immer eine Grenze gebildet, denn südlich von ihnen breiteten sich Ambergau und Saltgau, an der Nordseite der Ostfalengau aus.

Ohne Zusammenhang mit den Lichtenbergen, aber wie diese im Westen der Oker gelegen und ihr parallel laufend, zieht sich von Süd nach Nord der Oder hin, ein buchenbestandener, welliger Höhenzug, welcher im Hangerberge bis 170 m ansteigt.

Der östlich von der Oker gelegene Teil unseres Gebietes wird durch die letzten Ausläufer des Hügellandes im Norden des Harzes gekennzeichnet; es sind dieses vereinzelte Hügelketten, die durch breite Thäler voneinander getrennt und, ihres Zusammenhanges beraubt, nur noch in Resten erhalten sind. Sie erscheinen dem fast überall leicht welligen, durchschnittlich 100 m über der Nordsee liegenden Lande aufgesetzt und zeigen von Südost nach Nordwest gerichtete Streichungsrichtung, gleich dem Harze.

Die südlichste dieser Erhebungen, zugleich die Südgrenze unseres Gebietes, bildet der Fallstein (280 m), ihm folgt nördlich, getrennt durch die große, 3 km breite, seit dem 16. Jahrhundert entwässerte Mulde des Bruchgrabens, der Hees (150 m) im Westen von Jerxheim und dann die buchenbestandene, aus zwei Parallelzügen bestehende Asse (220 m). Nach einer breiten und tiefen, von der Altenau, einem rechten Okerzuflusse, durchströmten Einsenkung folgt weiter nördlich der bedeutendste Bergzug unseres Landes, der 22 km lange und bis 7 km breite, etwa 100 qkm umfassende Elm, eine sich von Südost nach Nordwest erstreckende Muschelkalkplatte mit meist horizontalen Schichten von großer Einförmigkeit, bestanden mit schönen Buchenwäldern. Den Fuß des Gebirges umzieht ein schmaler Streifen der Keuperformation. Des Elms höchste Erhebung ist das Eilumerhorn, 325 m; die mittlere Höhe des ganzen Plateaus beträgt etwa 300 m. Ausgebildete Thäler besitzt der Elm nicht, demnach auch keine perennierenden Bäche; häufig sind dagegen lange, flache, abflußlose Mulden. Der zerklüftete Kalkstein verschluckt die Niederschläge und läßt sie erst wieder am Rande als mächtige Quellen hervortreten, von denen der Lutterspring bei Königslutter ein Beispiel ist. Nur an einer Stelle, im Westen, haben wir ein tief eingerissenes, von hohen Bergen eingefaßtes Thal, das Reillingthal, in welchem die Wabe ihren Ursprung nimmt. Vom Elm wieder weiter nach Norden hin, einen Vorposten gegen die Tiefebene bildend, erhebt sich bei Königslutter der Dorm (190 m), und östlich von ihm steigen die verschiedenen Höhenzüge bei Helmstedt auf: der dem Elme vorgelagerte Elz (200 m) und der Lappwald (200 m), endlich die nach dem Allerbogen hin sich erstreckenden Höhen, welche im Klüversberge (130 m) östlich von Fallersleben abschließen.

Die ältesten Bildungen des Hügellandes gehören der Triasperiode an. Asse und Elm, Dorm, der Nußberg bei Braunschweig (100 m) und der Lindenberg (108 m) bei Wolfenbüttel bestehen aus den dieser Periode zugehörigen Gesteinsbildungen. Die bedeutendsten Höhen nimmt der Muschelkalk ein, so im Elm und an der Asse. Im Inneren der Höhenzüge und auf geringeren Anhöhen (Nußberg, Lindenberg) finden wir Glieder der Buntsandsteinformation mit charakteristischen Rogensteinen. Der Lappwald dagegen besteht vorwiegend aus Keupersandstein und unterem Lias. Jura- und Kreideformation sind namentlich im westlichen Teile des Gebietes entwickelt, sie bilden nur niedrige Höhenzüge, so der Planer im Lechlenholze. In der langgestreckten Einsenkung zwischen Lappwald und Elm ist die Braunkohlenformation weit verbreitet, aber vielfach vom Diluvium verdeckt und nur in unbedeutenden Erhebungen zu Tage tretend.

Mit dem Hügellande, wie es hier skizziert ist, fällt der fruchtbarste Boden des Herzogtums zusammen, und hier hat sich die Landwirtschaft am besten und tiefsten entwickelt, hier wohnt der wohlhabendere und fortgeschrittenere Teil der Bevölkerung. Es ist dieses eine Beobachtung, die schon im 18. Jahrhundert gemacht wurde; man stellte diesen Boden als „Kleiboden" dem der Tiefebene, dem „Sandboden", gegenüber.

Die Tiefebene ragt von Norden her mit einer durchschnittlichen Erhebung von 60 bis 70 m in unser Gebiet herein. Sie ist ein Teil, eine vorgeschobene Bucht, der großen europäischen Tiefebene, speciell der Heide, in ihren landschaftlichen Zügen und ihrer geognostischen Beschaffenheit sich dieser eng anschließend. Es sind die Ablagerungen des Diluviums, der Eiszeit, mit denen wir es hier zu thun haben, die in Gestalt von Blocklehm oder Geschiebemergel, von Kiesen (Grant) und geschiebeführenden Sanden hier auftreten. Die jungdiluvialen Thalsande (Heidesande), welche durch ihre weite Verbreitung der Gegend nördlich von der Stadt Braunschweig ein kennzeichnendes Gepräge verleihen, ruhen mit einer Mächtigkeit von 15 bis 20 m auf den älteren diluvialen Bildungen. Sie unterliegen noch jetzt vielfach einem Windtransport, und im Norden der Stadt Braunschweig wandert man (bei Bienrode) durch eine Dünenregion wie am Meeresstrande. Im allgemeinen jedoch breitet sich das vom Thalsande gebildete Tiefland eben und einförmig aus, während die Oberfläche der Geschiebesande wellenförmig gestaltet ist und durch die mehrfachen Anhäufungen nordischer Blöcke der Landschaft größere Abwechslung verleiht. Zwischen den einzelnen Bodenwellen trifft man öfter Bruch und Sumpf.

Einige wenige kleine Gefließe abgerechnet, die nach Südosten zum Flußgebiete der Elbe hin abwässern, gehört unser Gebiet hydrographisch vollständig demjenigen der Aller und damit der Weser an. Fast durchweg ist die Richtung der nicht bedeutenden Flüsse eine südnördliche. Der Hauptfluß ist die am Bruchberge im Harze in 868 m Höhe entspringende Oker, die mit starkem Gefälle aus dem Harze heraustritt, aber bei Schladen (92 m) schon ruhig dahinfließt und durch den Hauptteil des Herzogtums (Wolfenbüttel 76 m, Braunschweig 70 m Höhe) träge zwischen Wiesen dahinschleicht, bis sie bei Müden die Aller erreicht, nach einer Lauflänge von 80 km in der Luftlinie, oder von 130 km, wenn man die Krümmungen einrechnet. Früher bis Braunschweig „schiffbar", ist sie jetzt ein stiller, im Sommer wasserarmer Fluß, welcher aber im Frühjahr oft weite Uferstrecken seeartig überschwemmt. Wie sehr die Wassermengen der Oker wechseln, erkennt man aus den Pegelaufzeichnungen bei Eisenbüttel, oberhalb der Stadt Braunschweig, welche als die geringste bisher beobachtete Wassermenge, die durch die dortigen Schleusen geht, 0,2 cbm, als die größte aber 240 cbm in der Sekunde aufführen. Als mittlere Menge in fünfjährigem Durchschnitte werden 10 cbm angegeben. Von den Nebenflüssen der Oker, welche alle rechtsseitig sind, soweit sie unser Gebiet betreffen, ist die bei Börßum mündende, vom Harze kommende Ilse zu erwähnen, weiter nördlich dann die Altenau und die Schunter mit der Wabe, deren Quellgebiete im Elme

liegen. Die oben erwähnte breite Mulde, die zwischen Börßum an der Oker und Oschersleben sich ausdehnt, ist hydrographisch von Belang, denn in dieser etwa 40 km langen Niederung verläuft der Bruch- oder Schiffgraben, den Herzog Heinrich Julius (1589 bis 1613) vollendete, nachdem seine Vorgänger schon daran gearbeitet hatten. Er diente zur Entwässerung der stark versumpften Gegend, ist aber, trotz der Versuche ihn zu erweitern, niemals schiffbar gewesen.

Auch die Flüßchen westlich der Oker haben gleich dieser eine südnördliche Richtung. Aus dem Amte Salder kommt die Fuse, die durch das Hildesheimsche ziehend der Aller zuschleicht, welche sie bei Celle erreicht; vorher hat sie die ihr östlich parallel laufende Aue aufgenommen, die von der braunschweigischen Grenze ab Erse heißt.

Den natürlichen Abschluß unseres Gebietes im Osten und Norden bildet zum größten Teil die Aller, welche bei Seehausen im Kreise Wanzleben entspringt; nachdem sie von Saalsdorf ab die Landesgrenze gebildet hat, tritt sie bei Öbisfelde ganz in das Braunschweigische ein, das sie bei Wolfsburg wieder verläßt, um durch Hannover zu ziehen und bei Verden in die Weser zu münden. Sie scheidet den von der kleinen Aller umflossenen Nordzipfel des Braunschweiger Landes vom Hauptteil ab.

Hier dehnt sich, an der Grenze zwischen dem braunschweigischen Amte Vorsfelde und der Altmark die große bruchige, jetzt aber teilweise mit Wald bestandene Niederung des Drömling aus, die seit 1776 durch Abzugsgräben trocken gelegt ist und deren Wässer sich zwischen der Aller und Ohre teilen und somit einerseits dem Gebiete der Weser, andererseits dem der Elbe zueilen.

Große Moore liegen innerhalb des braunschweigischen Gebietes nicht mehr, aber gleich nördlich von demselben dehnen sich, noch südlich der Aller, jene des Papenteiches und nördlich derselben bei Gifhorn das gewaltige Westerbecker Moor aus, das den Stoff zu einer großartig entwickelten Torfindustrie liefert.

Abriß der Vorgeschichte unsres Gebietes.

Die ältere Steinzeit. Wie die Geologie uns lehrt, reichten die nordischen Gletschermassen von Skandinavien her zur Eiszeit auch über unser Braunschweiger Land hinweg; wie viele vor- und rückwärts gehende Gletschermassen aufeinander gefolgt sind, darüber herrschen verschiedene Ansichten; die Gletscher wichen aber einem wärmeren Klima und es folgte eine Periode, in welcher unsere norddeutsche Tiefebene den Charakter der Steppe zeigte, etwa so, wie er heute in Südrußland und Sibirien sich kennzeichnet. In der Steppe lebte damals die ihr zukommende Tierwelt. Der Polarfuchs, das Renntier, der Lemming, nordische Wühlmäuse durchzogen die über den Grundmoränen ausgebreitete Steppe. Aber auch die Reste größerer Tiere, die mit unserer heutigen Fauna in keinem Zusammenhange mehr stehen, wie Mammut, Rhinoceros, der Löwe u. s. w., die bei uns aufgefunden wurden, kennzeichnen die Tierwelt jener Periode. Daß auch der Mensch damals schon hier auftrat und mit jenen Tieren zusammen gelebt hat, wenn auch nicht in größeren Mengen und Ansiedlungen, daß er den Kampf mit der rauhen Natur und den wilden Tieren führte, ist sicher festgestellt worden. Können wir nun auch das Vorhandensein des Menschen im Braunschweiger Lande zur paläolithischen Zeit nachweisen, so ist doch die uns angehende Frage, ob jene Menschen auch die unmittelbaren Vorfahren der heutigen Braunschweiger sind, nicht zu lösen. Besteht zwischen jenen und diesen eine fortgesetzte Kette von Geschlechtern? Menschenschädel und Skelette aus der paläolithischen Zeit, die über einen anthropologischen Zusammenhang Auskunft geben könnten, sind nicht vorhanden und die wenigen erhaltenen Spuren der menschlichen Thätigkeit vermögen diese Frage auch nicht zu entscheiden. Der wilde Mensch kann aus der Diluviallandschaft wieder ausgewandert oder er kann auch geblieben sein und dann könnten wir die neolithischen Menschen der später folgenden Periode als seine Nachkommen ansprechen.

Mehr und mehr dringt die Ansicht durch, daß die helle und blonde Menschenrasse, die heute den Hauptteil der Bevölkerung Europas ausmacht, auch auf dem Boden unseres Erdteils sich herausgebildet hat und daß wir im paläolithischen Menschen deren Stammvater zu sehen haben. Er war es, der nach dem Zurücktreten der großen Nordeuropa bedeckenden Gletscher sich in den nacheiszeitlichen Steppenlandschaften entwickelte und uns die wenigen bisher aufgefundenen Spuren seines Daseins hinterließ. Wo finden wir nun diese Spuren?

Alfred Nehring war es, dessen unausgesetzten fleißigen und sachkundigen Forschungen in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts wir es zu verdanken haben, daß der Mensch in der Periode der jüngeren Eiszeit auch in unserer Heimat nachgewiesen wurde. In den lößartigen Ablagerungen eines Gipsbruches bei Thiede unfern Wolfenbüttel sind schon in Leibniz' Zeit große Mengen fossiler Tierknochen gefunden worden und 1817 wurden daselbst wohlerhaltene Skelette von Elephas primigenius und Rhinoceros tichorhinus entdeckt. Aber erst Nehring setzte die Untersuchungen wieder fort und wurde belohnt durch den von ihm geführten Nachweis, daß mit der quartären Fauna von Thiede unzweifelhaft der Mensch zusammen gelebt haben müsse. Er wies dort außer den genannten großen Säugetieren noch die Reste des Höhlenlöwen und der Höhlenhyäne, ungemein zahlreich den nordischen Lemming, das Renntier, den Eisfuchs u. a. nach. Diese Tierwelt der Eiszeit gewinnt aber dadurch besondere Wichtigkeit, daß sie mit Resten gemischt ist, die auf menschlichen Ursprung hinweisen, Reste, die in etwa 9 m Tiefe unter der Oberfläche des Bodens lagerten. Dahin gehörten Holzkohlenstückchen, welche von Kiefern herrührten und den Beweis erbringen, daß damals schon der Mensch das Feuer zu entzünden verstand, ferner zugeschlagene Feuersteingeräte: schmale Messer und breitere sehr schön gearbeitete Schaber (Fig. 1), an deren künstlicher Herstellung kein Zweifel aufkommen

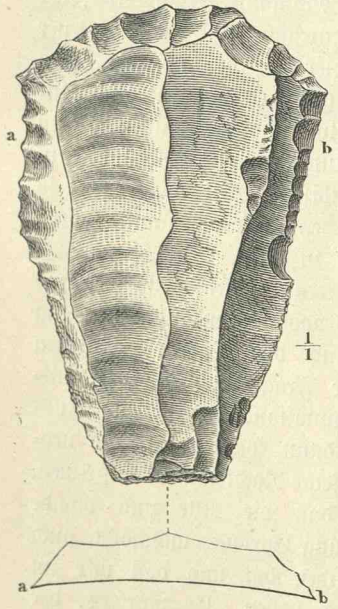


Fig. 1. Paläolithischer Schaber von Thiede. Natürliche Größe. Nach A. Nehring.

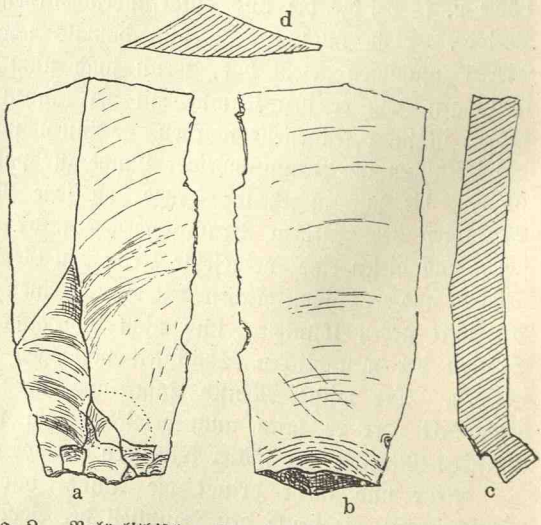


Fig. 2. Paläolithischer Spanschaber oder Feuersteinmesser aus der Hermannshöhle. Nach F. Grabowsky.

a Vorderansicht. b Rückansicht. c Seitenansicht. d Querschnitt. Natürliche Größe.

kann. Zusammen lagernd mit den Knochen der Lemminge wurden sie der Erde entnommen. So, wie hier in Thiede, ist auch der paläolithische Mensch weiter im Osten, bei Westeregeln im Kreise Wanzleben von Nehring nachgewiesen worden, wo gleichfalls seine deutlichen Spuren zusammen mit einer Steppenfauna sich fanden[1]).

Wenn auch nicht unmittelbar in unserm Gebiete, so doch nahe daran anschließend, ist das Dasein des paläolithischen Menschen in den Harzer Höhlen festgestellt worden und zwar am sichersten in den Rübeländer Höhlen, wo die Ausgrabungen von Wilhelm Blasius zu schönen Ergebnissen führten. Zwar als Wohnstätte des Menschen sind diese Höhlen nicht erkannt, aber seine Anwesenheit zur Zeit des riesigen Höhlenbären ist durch menschliche, mit den Bärenknochen zusammen gefundene Erzeugnisse sicher festgestellt worden. Beweiskräftig sind in dieser Beziehung in erster Linie die paläolithischen Feuersteingeräte der neuen Baumannshöhle und das zweifellose Bruchstück eines Feuersteinmessers vom Bärenfriedhofe der Hermannshöhle (Fig. 2). Da nirgends in der Nähe Rübelands Feuerstein natürlich vorkommt, so ist nur die Einführung von Feuersteingeräten durch diluviale Menschen in die Höhle anzunehmen. Auch bearbeitete und aufgespaltene Knochen mit abgerundeten Kanten wurden in der neuen Baumannshöhle entdeckt und der Thätigkeit des Diluvialmenschen, wenn auch nicht ohne Widerspruch, zugeschrieben[2]).

Weniger sicher ist dagegen der Nachweis, daß der Mensch mit dem Rhinoceros bei Watenstedt, Börßum und Walkenried zusammen gelebt haben müsse. Im naturhistorischen Museum zu Braunschweig befinden sich nämlich fünf, von diesen Fundstätten stammende, bearbeitete, becherförmige Oberarmknochen des Rhinoceros tichorhinus, die durch Auskratzung des schwammigen Knocheninhalts entstandene kegelförmige Höhlungen zeigen, Aushöhlungen, die nur im frischen Zustande vorgenommen werden konnten und demnach den Beweis für die Gleichzeitigkeit des Menschen und Rhinoceros zur Diluvialzeit in unserer Heimat liefern sollen. Diese Aushöhlung ist eine bei den verschiedenen Knochen sich ganz typisch wiederholende, keineswegs zufällige Form, die dadurch noch an Wichtigkeit und Sicherheit gewinnt, daß eine ganz gleiche Aushöhlung von Makowsky bei Rhinocerosknochen aus dem Löß von Brünn nachgewiesen wurde. Freilich hat es auch nicht an Gegnern gefehlt, welche diese Rhinocerosknochen keineswegs als Zeugen des diluvialen Menschen anerkennen[3]).

So sind es die Funde von Thiede und Westeregeln, aus den Rübeländer Höhlen und vielleicht diese Rhinocerosknochen, welche uns mit unzweifelhafter

---

[1]) Nehring, die quaternären Faunen von Thiede und Westeregeln nebst Spuren des vorgeschichtlichen Menschen. Archiv für Anthropologie X. S. 359 (1878) und Verhandlungen der Berliner Anthropol. Ges. 1889, S. 357.

[2]) W. Blasius, Spuren paläolithischer Menschen in den Diluvialablagerungen der Rübeländer Höhlen. In „Beiträge zur Anthropologie Braunschweigs" 1898, S. 1 ff. Dazu Virchow in Verhandlungen der Berliner Anthropol. Ges. 1898, S. 501.

[3]) Korrespondenzblatt der deutschen Anthropol. Ges. 1898, S. 160. Mitt. der Wiener Anthropolog. Ges. 1899. S. 78.

Sicherheit darthun, daß zur Zeit des Diluviums unser Land schon die Stätte des Menschen war, den wir uns allerdings auf der urwüchsigsten Stufe stehend, als wilden Jagdnomaden vorstellen müssen.

Die jüngere Steinzeit. Haben wir aus der älteren oder paläolithischen Zeit in unserm Lande nur die wenigen, oben erwähnten Vorkommnisse und Beläge aufzuzählen, so ist die jüngere Steinzeit, welcher wir nunmehr uns zuwenden, desto reicher mit Spuren damals lebender Menschen vertreten. Sie fällt ganz in unsere gegenwärtige Erdepoche, das Alluvium, ist daher von der älteren Steinzeit, welche dem Diluvium angehört, geschieden. Ebenso wie in jener ist es aber noch der Stein, welcher die Geräte liefert, wenn auch in viel vollkommenerer Art als in der älteren Stein- oder paläolithischen Zeit; er ward schon geschliffen, ist mannigfach, ja selbst künstlerisch in der Form im Gegensatz zu den roh zugehauenen paläolithischen Waffen und Geräten. Wenn die Frage aufgeworfen wird, wie der Übergang des Menschen zu der höheren Stufe der jüngeren Steinzeit erfolgte, so müssen wir uns mit der Antwort begnügen: darüber wissen wir nichts. Die weit über Europa verbreitete und auch in unserm Lande reich durch ihren Nachlaß vertretene jüngere Steinzeit ist einfach vorhanden; schon besiedelt der Mensch dichter das Land, und was sein paläolithischer Vorfahr noch nicht kannte: er ist ein geschickter Töpfer geworden. Und mehr noch, er errichtet großartige, noch heute unser Staunen erregende Denkmäler, freilich nicht für sich selbst, sondern für seine Toten. Von ihnen, die anderwärts zahlreicher sind, hat unser Land wenigstens ein Beispiel aufzuweisen, das sind die Lübbensteine (Fig. 3). In unseren Nachbargebieten, den Pro-

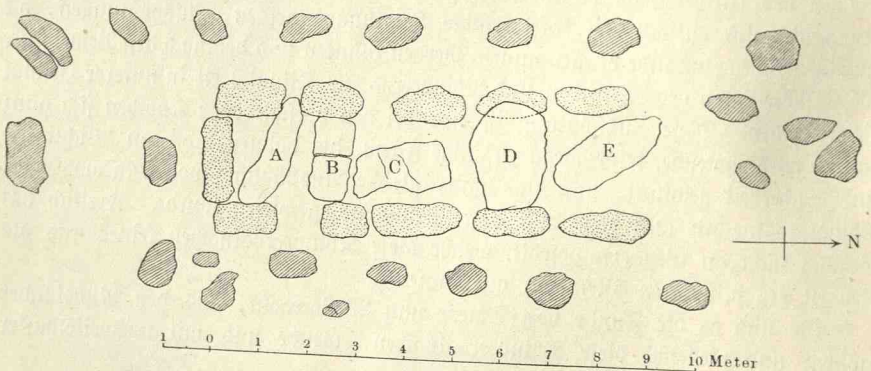


Fig. 3. Plan des großen Steinkammergrabes der Lübbensteine.
A bis E Decksteine. Die Träger sind punktiert, die Randsteine schraffiert.
Aus Globus Band 65, S. 375 (1894).

vinzen Hannover und Sachsen, haben seit jeher diese merkwürdigsten vorgeschichtlichen Bauwerke, die Steinkammergräber, die Aufmerksamkeit erregt. Einsam in Heide und Feld gelegen, aus riesigen Steinen aufgerichtet und mit solchen gedeckt, zeugten sie von einer gewaltigen auf sie verwendeten Arbeitsfülle, wo es galt,

eine würdige Begräbnisstätte für die Führer und Mitglieder des Stammes zu errichten. Jetzt sind sie längst ihres Inhaltes beraubt, aber wir wissen, daß sie reiche Totenbeigaben an Gefäßen, Feuersteinwaffen, aus späterer Zeit auch Bronzen, Ringe, Bernstein bargen. Während nun in den Nachbargebieten sich noch viele Hunderte von diesen Steinkammergräbern mehr oder minder gut erhalten haben, sind im braunschweigischen Gebiete nur zwei derselben, dicht bei einander liegend, nachgewiesen worden. Ihre nächsten Nachbarn im Hannoverschen liegen bei Ülzen, während ähnliche Denkmäler in der Provinz Sachsen sich von Neuhaldensleben her bis dicht an die braunschweigische Grenze heranziehen. Wir haben daher in unseren beiden Steinkammergräbern, den Lübbensteinen bei Helmstedt, die südwestlichsten Ausläufer ihrer Art in Deutschland zu erkennen.

Schon im 15. Jahrhundert erregten die „großen Steine", wie sie auch genannt werden, die Aufmerksamkeit und seitdem hat sich eine umfangreiche Litteratur über dieselben angesammelt[1]). Die Steine, schon von weither in das Land leuchtend, liegen etwa 2 km westlich von Helmstedt auf dem St. Annen- oder Korneliusberg, dicht bei einander. Während nun sonst die Steinkammergräber der norddeutschen Tiefebene aus riesigen Findlingsblöcken, meist Granit und Gneiß, errichtet wurden, griff man bei Helmstedt zu den dort vorkommenden Knollen- oder Haftsteinen, Braunkohlenquarziten von zuckerartiger Struktur. Es sind teilweise ganz riesige Monolithe, die man verwendete und zu deren Bewältigung man über ein großes Menschenmaterial verfügen mußte; wie man diese Steine aufrichtete und namentlich die Deckplatten darüber ausbreitete, darüber liegen verschiedene Mutmaßungen vor.

Das kleinere, südliche Grab ist jetzt vollständig zerstört, so daß seine ursprüngliche Anordnung nur schwer zu erkennen ist. Die erhaltenen 20 Steine bedecken einen Raum von 15 m nordsüdlicher Länge und 10 m ostwestlicher Breite. Die Größe der Steine wechselt zwischen 0,80 und 2,50 m Länge. Weit besser erhalten, und in seiner Anlage vollständig zu erkennen, ist das große nördliche Steinkammergrab, etwa 170 Schritt von dem vorigen entfernt. Man erkennt die jetzt aus 11 (früher 12) Trägern bestehende Grabkammer, die von 5 Decksteinen bedeckt gewesen ist. Heute sind die Träger z. T. eingesunken und dadurch stürzten auch die meisten Decksteine nach, doch so, daß man ihre ursprüngliche Lage noch gut erkennt. Rings um das Grab herum stehen, zumeist aufrecht, noch 24 meterhohe Ringsteine; endlich an den vier Ecken des ein langgezogenes Rechteck bildenden Grabes errichtete man noch vier sogenannte Wächter, von denen zwei an den westlichen Ecken erhalten sind. Das ganze Grab hat die stattliche Länge von 17,8 m und eine Breite von 6,4 m. Die Grabkammer allein ist 9,5 m lang und über 3 m breit, ihre lichte Breite beträgt 1,85 m. Einen gewaltigen Eindruck machen namentlich die Decksteine, die 0,5 bis 0,8 m dick sind, und von denen der größte fast 3 m lang und 1,40 m

[1]) Sie gipfelt in F. Grabowskys ausführlicher Arbeit über die Lübbensteine in der Festschrift für die Braunschweiger Anthropologenversammlung 1898, S. 39.

breit ist. Ein solcher Stein stellt ein Gewicht von ungefähr 6500 bis 7000 kg dar, woraus auf die angewendeten Menschenkräfte bei seiner Aufrichtung geschlossen werden kann. Im Süden ist die Grabkammer durch einen einzigen Steinblock geschlossen; im Norden ist sie jetzt offen. An der Ostseite befindet sich zwischen den Trägern ein seitlicher Zugang.

Längst sind die „Lübbensteine" ausgeraubt und kein Fund, keine Grabbeigabe berichtet uns näheres über das älteste Denkmal des braunschweiger Landes. Was den Namen betrifft, unter dem sie bekannt sind, so ist dessen Ableitung nicht sicher. Man hat an lubbe, luffe, luppe (großer Hund, große Semmel, großer Eisenklumpen) gedacht und sie so als etwas „Großes, Gewaltiges" gedeutet, auch an slawische Ortsbezeichnungen, wie Lübben, Lübberiz u. s. w., die auf eine Wurzel ljub, lieb, zurückgehen, weil Slawen einst bis Helmstedt vorgedrungen waren. Aber Sicheres ist nicht festgestellt[1]).

An den Riesenbau der Lübbensteine schließt sich eine andere Gräberform der neolithischen Zeit an, das Steinkammergrab in kleinerer Form, das Kistengrab oder die Steinkiste. Aus kleineren Steinen meist rechteckig errichtet, mit Deckſteinen darüber, wurden sie völlig von flachen Erdhügeln bedeckt, so daß sie längere Zeit der Aufmerksamkeit entgehen konnten. In ihnen wurden die Toten, einer oder mehrere, mit mehr oder minder reichen Beigaben versehen, unverbrannt beigesetzt, so daß in vielen Fällen sich die Gerippe oder Teile derselben erhalten haben. Sie bilden ein Schlußglied in der Reihe der Grabformen der neolithischen Zeit, greifen aber auch in die Bronzezeit hinüber, in der dann eine Periode mit Leichenbrand und Beisetzung der Knochenreste in Urnen folgte.

Zu den hervorragendsten Kistengräbern unserer Gegend gehört das auf dem Adamshai über Evessen, welches längst ausgegraben ist, in welchem einst elf Skelette lagen, denen einige Feuersteingeräte beigegeben waren. Das Grab, welches noch zu sehen ist, bildet ein Rechteck, dessen Innenraum 6 m lang und 2 m breit ist. Die Seitenwände wurden von meterhohen Steinen gebildet. Ein zweites Beispiel ist das 1889 entdeckte Kistengrab auf dem Altfelde bei Groß-Biewende, dessen 10 cm dicke Bundsandsteinplatten ein Grab von 2,2 m Länge, 1 m Breite und 0,84 m Tiefe einschlossen. Teile des Skelettes und der Schädel waren erhalten und als Beigaben fand man zwei schön gearbeitete Feuersteinmeißel, einen Eberzahn und neben dem Schädel zwei napfförmige Thongefäße mit Henkeln und eingedrückten, in Bändern um dieselben laufenden Verzierungen. Andere Skelettkistengräber wurden im Kuhspringthale bei Königslutter, am Sandberge bei Neindorf und am Öselberge gefunden[2]). Ein wahrscheinlich noch der neolithischen Zeit angehöriges Skelettgräberfeld ist von A. Vasel östlich von Beierstedt (Amt Schöningen) aufgedeckt worden, in welchem von großen rohen 2 m langen Steinsetzungen umgebene unverbrannte Gebeine mit wenigen Beigaben gefunden wurden.

[1]) Auch die neueste Zusammenstellung der etymologischen Deutungen Braunschw. Mag. 1900, S. 141 kommt zu keinem sichern Ergebnis.

[2]) Über diese Kistengräber siehe Braunschw. Mag. 1896, S. 196.

An das Ende der Gräber aus der Steinzeit ist wohl das Hockergrab vom Tempelhofe bei Achim (Börßum) zu stellen, das eine Steinsetzung nicht hatte, in welchem aber 1867 ein Gerippe in hockender Stellung entdeckt wurde, das leider beim Zutritte der Luft zerfiel. Eine becherförmige Urne, welche das Gerippe im linken Arme trug, ist im Städtischen Museum erhalten. Darin befand sich grünliche (bronzehaltige?) Erde. Hockergräber werden auch anderweitig gefunden und manche Naturvölker bestatten ihre Toten noch in hockender Stellung; auch die Mumien der alten Peruaner sind Hocker, d. h. die gekrümmten Kniee sind aufwärts gezogen, die Arme über die Brust gelegt — der Raumersparnis wegen[1]).

Von ganz besonderem Belange ist die im Tempelhofer Grabe gefundene Becherurne, von der ich Fig. 4 eine Abbildung gebe. Sie ist 11 cm hoch, becherförmig und mit senkrechten Streifen, Punkten und Bändern verziert. Ihr Typus ist zweifellos orientalischen Ursprungs; übereinstimmend in der Form mit ägyptischen und kleinasiatischen Gefäßen aus dem dritten Jahrtausend v. Chr. Die eingeritzte Bänderverzierung ist die Nachbildung der gemalten Streifen auf den orientalischen Thongefäßen. Solche Becher kommen auf Sizilien, auf der Pyrenäischen Halbinsel, in Frankreich, England und in Dänemark vor. Desgleichen in Ungarn, Mähren, Württemberg. Montelius bezeichnet sie als „glockenförmige Becher", Voß stellt sie zum „Branowitzer Typus" und die Zeitbestimmung für sie ist übereinstimmend von den Forschern an das Ende der Stein- und den Anfang der Bronzeperiode gesetzt worden[2]).

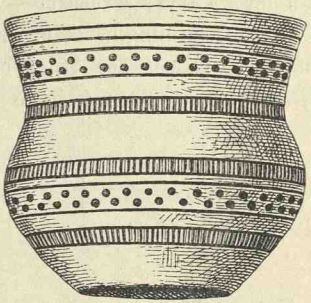


Fig. 4. Becherurne aus dem Hockergrabe von Achim. Städtisches Museum A. I. a. Nr. 114.

Von außerordentlichem Reichtum, wie er an wenigen anderen vorgeschichtlichen Stätten sich nachweisen läßt, sind die neolithischen Feuersteinfunde in unmittelbarer Nähe der Stadt Braunschweig, die wir dem Eifer F. Grabowskys verdanken, der seit 1893 viele Tausende bearbeiteter Feuersteine aus den jungdiluvialen Bildungen, den Thalsanden und Dünen im Norden und Osten der Stadt, zumal entlang den Läufen der Schunter und Wabe, zusammenbrachte. Diese Funde sind, wenige Ausnahmen abgerechnet, alle östlich der Oker gemacht worden und deuten auf eine verhältnismäßig dichte Besiedlung dieses Landesteiles in neolithischer Zeit. Hier lagen die Werkstätten, wo aus den Feuersteinknollen der Geschiebe sich die primitive Bevölkerung Geräte zuschlug, denn daß es sich um Werkstätten handelte, dafür zeugen die zahlreichen Steinkerne, von denen

---

[1]) Über Hockergräber und deren Zweck vergl. Götze im Centralblatt für Anthropologie IV, S. 321.

[2]) Verhandlungen der Berliner Anthropol. Ges. 1895, S. 121. — Archiv für Anthropologie XXVI, S. 466.

Späne abgeschlagen sind, Klopfsteine, Abfälle, mißglückte, halb fertig gewordene Stücke. Außer Pfeil- und Lanzenspitzen, die weniger häufig sind, sammelte Grabowsky viele Tausende von Messern, Rund- und Hohlschabern, Kratzern, Pfriemen, kurz fast alle die Formen, welche sich an den geschlagenen Feuersteingeräten der neolithischen Zeit auch anderweitig nachweisen lassen. Besonders hervorragend aber sind die vielen winzig kleinen, sehr sauber sekundär bearbeiteten Feuersteingeräte, die man als „quergeschärfte Pfeilspitzen" bezeichnet, und die ihre Analogie in englischen, asiatischen und amerikanischen Geräten von ähnlicher Kleinheit finden. Ferner sind unter den neolithischen Feuersteingeräten unserer Gegend von Grabowsky zuerst die „trapezförmigen Schaber" als besondere Lokalformen nachgewiesen worden[1]). Der reichste Fundort für diese zerschlagenen Feuersteine war bisher Bienrode; es schließen sich an Querum, Rühme, Ölper, Bevenrode, Harxbüttel, Walle, Veltenhof, Kl. Schöppenstedt, Veltheim, Rüningen. Aber nicht bloß im Flachlande, sondern auch vereinzelt auf den Höhen der Asse, des Ösels und Dorms hat man die bearbeiteten Feuersteine gefunden (Fig. 5 bis 16).

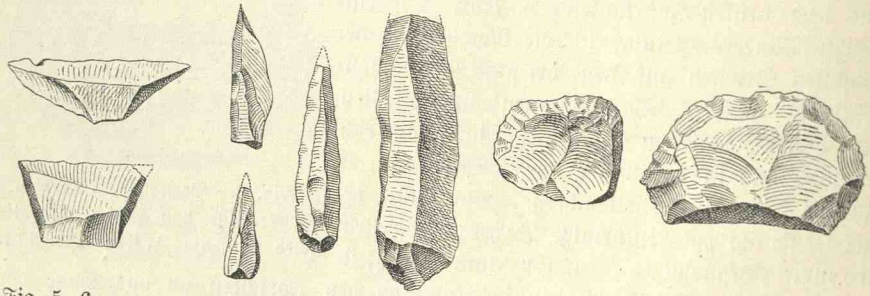


Fig. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12.

Neolithische Feuersteingeräte aus der Umgegend von Braunschweig. Städtisches Museum. 5 und 6. Quergeschärfte Pfeilspitzen. 7 bis 9 Miniaturpfeilspitzen. 10. Messer. 11. 12. Schaber. Natürliche Größe.

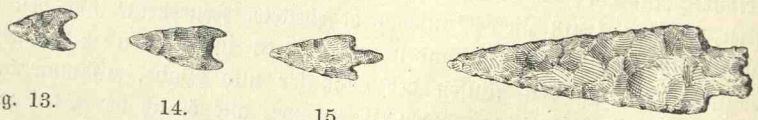


Fig. 13. 14. 15. 16.

Neolithische Feuerstein-Pfeilspitzen.

Fig. 13 von Querum. Fig. 14 von Bienrode. Fig. 15 vom Petrithor bei Braunschweig (Städt. Museum). Fig. 16 von Schöningen (Sammlung Vasel). $^2/_3$ natürl. Größe.

Neben diesen wohlgekennzeichneten zugeschlagenen Feuersteingeräten neolithischer Zeit ist aber unser Gebiet auch sehr reich an Funden, die teils einzeln,

[1]) Über die hier in Rede stehenden neolithischen Funde vergl. Verhandlungen der Berliner Anthropol. Ges. 1894, S. 571. Korrespondenzblatt der deutschen Anthropol. Ges. 1895, S. 99 und 1898, S. 157. Globus, Band 72, Nr. 8.

teils als Grabbeigaben gemacht wurden und in großer Menge jetzt in unseren Sammlungen aufbewahrt werden und die alle in die neolithische Zeit gerechnet werden müssen. Abgesehen von seltenen Stücken aus Hirschhorn und Knochen sind es Steingeräte, teils aus einheimischen, teils aus fremden Stoffen, die hier in Betracht kommen und die der Ackersmann beim Pflügen aufwirft, oder die, mit Aberglauben behaftet, gegen den Blitzschlag schützend, als „Donnerkeile" aufbewahrt wurden.

Es kommt hier in Betracht die lange Reihe der Äxte, Beile, Meißel aus verschiedenem harten Gestein, sowie die größeren Lanzen- und Pfeilspitzen und Dolche aus schön gemuscheltem Feuerstein. Den Stoff zu ihrer Herstellung, durch Schleifen, Bohren, Schlagen, lieferten teils die vielen über unser Land zerstreuten Geschiebe, teils die vom Harze mit den Flüssen herabgeschwemmten harten Gesteinsarten. Außer dem Feuerstein, der in sehr großen Knollen vorkommt und früher noch weit mehr vorkam, ist namentlich Grünstein (Diorit), Gabbro, Granit, Porphyr, Kieselschiefer, Grauwacke, Sandstein u. s. w. benutzt worden, wobei man der Form nach passende Rohstücke, die durch den Transport schon Abschleifung und Formung erlitten hatten, auswählte. Schlagen und Schleifen, selbst Polieren, halfen nach, und wo Durchbohrung stattfand, benutzte man dazu, ganz in der Art der Eskimos oder vieler anderer Naturvölker, den



Fig. 18. Feuersteindolch von Schapen. Städt. Museum.

Drillbohrer. Das Instrument, welches durch einen Fiedelbogen in schnell drehende Bewegung versetzt wurde, bestand aus einer weichen Substanz, aus Hirschhorn, Knochen oder Holz. Die Anwendung fand bei der Durchbohrung des Steines auf zweierlei Art statt, entweder als massiver Vollbohrer oder als cylinderförmiger Hohlbohrer; zu letzterem konnte man einen Röhrenknochen benutzen. Brachte nun dieser Stab oder Knochen die Bewegung hervor, so diente zum Ausschleifen selbst scharfer Quarzsand. Der geschlossene Vollbohrer zerrieb die Masse des Steins; der offene Hohlbohrer rieb aus ihm einen cylinderförmigen Kern heraus (Fig. 17). Unfertige Hämmer und Beile in unseren

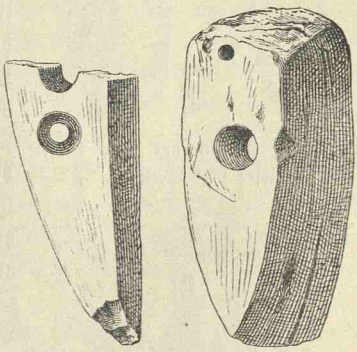


Fig. 17. Fig. 19.

Neolithische Steinärte aus dem Braunschweigischen. Städt. Museum.

Fig. 17. Axt von Grünsteinschiefer mit einem zersprungenen u. einem angefangenen Stielloch. Bornum bei Königslutter. — Fig. 19. Grünsteinaxt von Bornum bei Börßum.

Neolithische Steinäxte aus dem Braunschweigischen. Städtisches Museum.

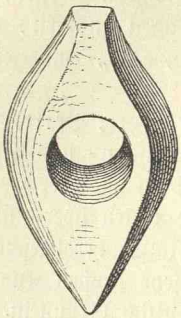


Fig. 20. Hammeraxt aus Gabbro von Oker.

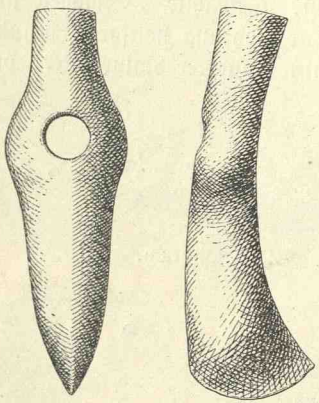


Fig. 21. Hammeraxt aus Kieselschiefer von Watzum.



Fig. 22. Hammeraxt aus Gabbro von Estorf.

Sammlungen beweisen, daß beide Bohrarten bei uns Verwendung fanden. Daß hier kein Phantasiebild entworfen wird, beweisen die gelungenen, heute noch auf jene Art gemachten Versuche und das Beispiel jener Naturvölker, die noch in der Steinzeit leben.

Die Formen der teilweise sehr schön gearbeiteten Hämmer, Beile, Meißel, Dolche und Lanzenspitzen schließen sich eng an die aus unseren Nachbarländern bekannten, so daß es hier nur nötig ist, auf die schöneren Stücke kurz einzugehen[1]). Als kennzeichnende Stücke aus der jüngeren Steinzeit, die allerdings weite Zeiträume auseinanderliegen, verweisen wir hier auf den schön aus gemuscheltem Feuerstein gearbeiteten 18 cm langen Dolch mit lanzettförmiger Klinge und rautenförmigem Griffe, der bei Schapen gefunden wurde (Fig. 18 a. v. S.), auf die durchbohrte 12 cm lange Grünsteinaxt einfacher Form von Bornum bei Börßum (Fig. 19), auf die gleichfalls 12 cm lange, weit durchbohrte Hammeraxt aus Harzer Gabbro von sehr symmetrischer Form (Fig. 20), auf die eine edlere Form zeigende Axt aus schwarzem Kieselschiefer, welche bei Watzum gefunden wurde (Fig. 21). 20 cm lang, durchbohrt und mit einer stark hervortretenden Längsnaht versehen, ist sie ein typisches Beispiel der späten Steinzeit, in welcher die Formen sich feiner entwickelten. Noch mehr zeigt sich dieses bei der aus Gabbro schön gearbeiteten, in der Heide gefundenen 15 cm langen Hammeraxt (Fig. 22), welche im Städtischen Museum aufbewahrt wird.

Zu den steinzeitlichen Geräten unseres Landes, die eine besondere Aufmerksamkeit erregen, gehören auch die schön geschliffenen und polierten Jadeitbeile, von denen bisher aus

[1]) Die im Städtischen Museum befindlichen, sowie andere, sind geschildert und abgebildet in A. Nehring, Vorgeschichtliche Steininstrumente Norddeutschlands. Wolfenbüttel 1874. Seitdem ist allerdings viel Neues hinzugekommen.

unserm Gebiete sieben oder acht Stück bekannt geworden sind. Sie stellen an uns die Frage nach ihrer Herkunft, denn das Mineral, aus dem sie geschliffen sind, kommt in Europa nicht vor und auch die Verbreitung der Jadeitgeräte in Deutschland ist eine eigentümliche, denn im Osten der Elbe sind sie so gut wie gar nicht gefunden worden; dagegen sind sie in Südeuropa, Frankreich, Belgien, in den Rheinlanden, Hessen, Thüringen häufig. Nach Norden hin hat man sie bis ins Oldenburgische verfolgt, während Hannover und Braunschweig so ziemlich ihre Ostgrenze bezeichnen. Überall, und so auch bei uns, kommen die Jadeitbeile als Einzelfunde vor, frei im Boden liegend, nicht als Beigaben in Gräbern, deren Zeit sich etwa durch anderweitige Beigaben bestimmen läßt. In der Technik freilich schließen sie sich den schön polierten Steinbeilen der neolithischen Periode an, bei denen aber ähnliche Formen, wie sie die feineren „Edel- oder Flachbeile" genannten Jadeitbeile zeigen, nicht vorkommen. Jedenfalls sind sie eingeführt und zwar wahrscheinlich auf dem Wege durch Frankreich und das Rheinland. In Frankreich hat man die Jadeitbeile häufig in den Dolmen gefunden; sind nun diese französischen Dolmen unseren megalithischen Denkmälern der norddeutschen Tiefebene gleichalterig, so kann man daraus (nach Schoetensack) wenigstens einen Anhalt für die Zeit gewinnen, wann die Jadeitbeile in unsere Gegend kamen. Unsere großen Steinkammern haben nämlich wohl schön polierte Beile aus Feuerstein und anderm Stoff geliefert, niemals aber ein Jadeitbeil und danach ist man berechtigt zu schließen, daß die Jadeitbeile in unser Land kamen, als die megalithischen Denkmäler schon standen. Sie sind also jünger als diese [1]).

Unsere braunschweigischen Jadeitbeile sind von Prof. J. H. Kloos sehr sorgfältig beschrieben worden und es hat sich herausgestellt, daß man, nach dem mikroskopisch untersuchten Material und nach der Form, zwei verschiedene Arten unterscheiden muß. Erstens: mehr kurze und dicke Beilchen von 6 bis 14 cm Länge wurden bisher im Hagenbruche bei Braunschweig, am Ebersberg der Asse, unter der Asseburg und unsern Rhoden bei Hornburg gefunden, zweitens: eigentliche Flachbeile von großer Dünne (bis nur 17 mm stark in einem Falle) von langgezogener dreieckiger Form; sie sind bei Börßum, bei Wülperode (Vienenburg) und im Geitelder Holz sämtlich als vereinzelte Oberflächenfunde entdeckt worden. Das Edelbeil von Geitelde, das größte aller bisher bekannt gewordenen Jadeitbeile, ist ein Prachtstück von 45 cm Länge, 11 cm größter Breite und 30 mm Dicke [2]) (Fig. 23 bis 26, a. f. S.).

Es kann Zweifel darüber nicht aufkommen, daß wir bei den Jadeitbeilen es nur mit aus der Fremde in unser Land eingeführten Stücken zu thun haben, und schon dieses würde auf einen Handelsverkehr mit fremden Landen zur neolithischen

---

[1]) Verhandlungen der Berliner Anthropol. Ges. 1881, S. 283 und 1891, S. 596.

[2]) J. H. Kloos, Die braunschweigischen Jadeitbeile. In der Anthropologischen Festschrift, Braunschweig 1898, S. 59.

Zeit hinweisen. Aber auch andere Gegenstände wurden aus der Fremde damals zu uns gebracht, die in der Heimat nicht so gut oder gar nicht hergestellt werden konnten. Dahin gehören vereinzelte schon früh zu uns gelangte und unter die Grabbeigaben gemischte Bernsteinstücke, deren Ursprung die Ostseegestade sind. Vor allem aber sind es zwei Gebiete, die zur Steinzeit uns Beile, Hämmer, Meißel von schöner, ausgebildeter Form lieferten die jetzt als Einzelfunde aufgehoben werden und keineswegs so massenhaft vorkommen, wie die zugeschlagenen kleineren Feuersteinmesser und Schaber der braunschweigischen Thalsande. Die schön geformten und facettierten Steinhämmer, jene mit verdickten Stellen um

Jadeitbeile aus dem Braunschweigischen.

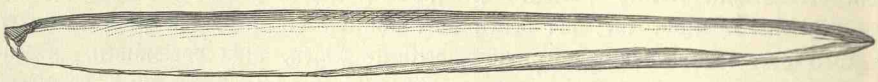


Fig. 23.

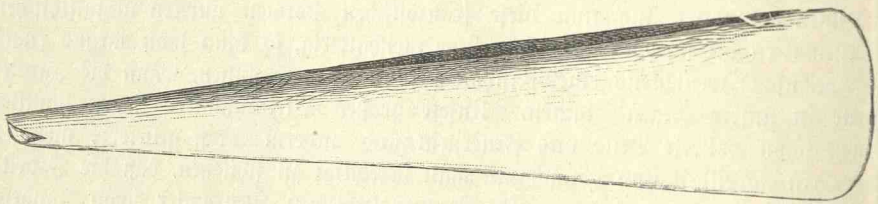


Fig. 24.

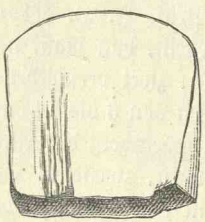


Fig. 25.

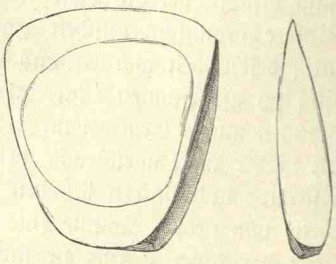


Fig. 26.

Fig. 23 bis 24. Edelbeil von Geitelde, 45 cm lang. Altertumsverein Wolfenbüttel. — Fig. 25. Jadeitbeil von der Asse. Mineralog. Kabinett der Technischen Hochschule. — Fig. 26. Jadeitbeil von Rhoden bei Hornburg.

das Schaftloch und die mit Nähten, sie stammen aus Thüringen, wo eine bedeutende Steinzeitkultur sich entwickelt hatte, die nach Norden und Süden ihre Waren abgab. Andererseits hat der Norden, jenseits der unteren Elbe, nur ganz bestimmte Typen von Feuersteinbeilen, Dolchen mit vierkantigem Griff (vergl. Fig. 18) und Spitzhämmer, meistens größere Stücke, geliefert. Der Norden erzeugte in geradezu ungeheurer Menge diese größeren Feuersteingeräte, während bei uns mehr die kleineren angefertigt wurden. Es ist damit aber nicht gesagt, daß nicht einzelne Stücke auch bei uns, wo der Feuerstein

vorhanden war, selbst angefertigt wurden, nur zeigen sie nicht die vollkommene Technik wie die nordische Ware[1]). Ausschlaggebend nach der Frage über die Einfuhr oder heimische Herstellung solcher Geräte bleibt stets auch der Stoff. Hämmer und Beile aus Gabbro, welchen die Radau und Oker vom Harze herabschwemmten, sind sicher heimischer Art und wo wir, wie das oft der Fall, unvollendete oder wegen fehlerhafter Arbeit fortgeworfene Stücke finden, da sind sie auch hier angefertigt worden. Wir besitzen schöne, bei uns gefundene Steinhämmer mit angefangenen, aber nicht vollendeten Bohrlöchern, auch solche, die beim Bohren zersprangen, und wenn nun fertige Stücke dieser Art sich bei uns finden, so ist sicher heimische Herstellung anzunehmen. Dahin gehört z. B. die 15 cm lange Axt aus Grünsteinschiefer (Fig. 17) mit einem zersprungenen und einem angefangenen Bohrloche, die bei Bornum am Elme gefunden wurde und jetzt im Städtischen Museum liegt.

Fragen wir nach dem Kulturzustande, den die Bewohner unseres Landes in der neolithischen Zeit erreicht hatten, so giebt auch hier ihr erhaltener Nachlaß einige Auskunft. An der Hand der Funde läßt sich nachweisen, daß in der jüngeren Steinzeit die Bewohner Niedersachsens nicht bloß die Jagd verstanden und manches jetzt ausgestorbene große Jagdtier erlegten, sondern daß sie auch schon Haustiere besaßen. Ob diese ursprünglich von ihnen alle gezähmt, ob sie ihnen von anderen Völkern zugeführt, ob sie selbst sie etwa als Einwanderer aus fremden Landen mitbrachten, das sind Fragen, auf die es nur sehr mutmaßliche Antworten giebt. Aber die Funde beweisen das Vorhandensein der Haustiere und namentlich die Einhornhöhle bei Scharzfeld am Harze, die von Dr. C. Struckmann eingehend untersucht und beschrieben wurde[2]), giebt uns Auskunft über die gezähmten Haustiere. Es waren in der Steinzeit zwei verschiedene Arten des Haushundes bekannt, der Torfhund (Canis familiaris palustris), welchem der Bronzehund (Canis familiaris matris optimae Jeitteles) folgte und der in der Einhornhöhle sehr zahlreich auftritt. Unser Hausrind (Bos taurus) war ebenfalls schon Haustier, das als Nachkomme des Urs frühzeitig gezüchtet wurde; daß beide, die zahme wie die wilde Form, nebeneinander gelebt haben, beweisen die zahlreichen Knochenfunde beider zusammen mit mannigfachen Geräten aus Stein, Thon und Knochen in der oberen Schicht der Einhornhöhle. Auch ein zweites gezähmtes Rind, die Torfkuh (Bos brachyceros), lebte in vorgeschichtlicher Zeit neben dem gewöhnlichen Hausrinde und in ihr sieht man die Stammform unseres Braunviehs. In Bezug auf das Hauspferd und das Hausschwein ist es nicht zweifelhaft, daß beide durch Züchtung aus den bei uns heimischen wilden Formen hervorgingen, während die Hauskatze ein spät eingeführter Fremdling ist, der nichts mit unserer Wildkatze zu thun hat. Das Hausschaf, die Hausziege und das Huhn

---

[1]) A. Götze, Über neolithischen Handel. In der Bastian-Festschrift, Berlin 1896.
[2]) Archiv für Anthropologie, Band XIV und XV. Zeitschrift des histor. Ver. für Niedersachsen 1895.

ii919.
BIBLIOTECA Central Universitaria

sind schon in vorgeschichtlicher Zeit aus dem Südosten zu uns gelangt, keineswegs aus heimischen Formen bei uns hervorgegangen. Das älteste Herdentier war bei uns das Renntier, wie noch jetzt bei den Lappen, dann folgte die Zähmung des Pferdes und mit der festen Besiedelung die des Urochsen, der der Stammvater unseres Rindes ist.

Sehen wir so den neolithischen Menschen bei uns schon als Viehzüchter und daher ansässig, so lassen sich auch die Spuren des Ackerbaues nachweisen. Häufig genug sind die Klopfsteine, die Läufer und Mahlsteine aufgefunden worden, die mit ihren abgeriebenen Flächen auf das Zerquetschen des Getreides hinweisen (Funde von Hessen am Fallstein im Städt. Museum), wie es heute noch bei Naturvölkern geschieht. Daß der Mensch der Steinzeit bei uns in größeren Mengen beisammen wohnte, ergiebt sich aus den vielen über das ganze Land zerstreuten Funden aus jener Periode; nur in einem geordneten Zustande lebende, von einem Willen geleitete Menschen vermochten so riesige Bauwerke, wie die Lübbensteine, zu errichten. Auch technische Geschicklichkeit besaß er, wie die schön gearbeiteten Waffen und Geräte aus Stein beweisen; künstlerische Veranlagung war ihm nicht fremd, wie aus der eigentümlich entwickelten und mit Verständnis angewendeten Ornamentierung mancher Gegenstände, namentlich der Gefäße, hervorgeht; daß er Handel trieb, sicher Tauschhandel in jener Zeit, wurde schon nachgewiesen. So hatte der alte Braunschweiger der neolithischen Periode, gleich seinen Nachbarn, schon damals eine vergleichsweise nicht unbedeutende Kulturstufe gegenüber seinem paläolithischen Vorgänger erstiegen, die sich wesentlich steigerte, als er mit den Metallen bekannt wurde. Aber auch für die neolithische Zeit bleibt die Frage ungelöst, die wir bei der paläolithischen aufwarfen: Sind die damaligen Bewohner desselben Stammes gewesen, wie die heutigen, sind letztere ihre Nachkommen? Wer behauptet, sie seien Menschen anderen Stammes gewesen und durch Einwanderer ersetzt worden, dem fällt die Last des Beweises zu und ein solcher ist bisher nicht erbracht.

Die Bronzezeit. Während nun bei uns noch die Steinzeit herrschte und die Bewohner Norddeutschlands in einem urwüchsigen Zustande verharrten, hatte in den Mittelmeerländern sich bereits die mit der Kenntnis der Metalle verknüpfte höhere Kultur entwickelt. Von dort aus wurde uns auch die Metallindustrie übermittelt, die zunächst durch Händler sich bis nach Skandinavien erstreckte und überall Fortschritte im Gefolge hatte. Die Steinzeit wurde von der Metallzeit abgelöst, wenn auch noch längere Zeit Steingeräte neben denen aus Metall im Gebrauche verharrten. Das älteste Metall, welches zu uns gelangte, war die Bronze, vielleicht schon 1000 Jahre und länger vor unserer Zeitrechnung, bis dann die Bronze wieder durch das Eisen abgelöst wurde. Mit dem Auftreten der Bronze gehen bedeutende Änderungen vor sich; Waffen, Geräte, Werkzeuge werden aus ihr zunächst gegossen, ein eigentümlicher Stil entwickelt sich, Ornamente treten auf und später folgen dann auch getriebene Bronzen. Auch auf die Formen der thönernen Gefäße erstreckt sich der Einfluß der Bronzezeit; in erstaunlicher Menge wurden Urnen zur Bestattung der Reste verbrannter Leichen

im Lande hergestellt; allerdings ist die Töpferscheibe nicht bekannt, aber Formen und Verzierung der Urnen zeigen gegenüber Urnen der Steinzeit mannigfachen Fortschritt. Im wesentlichen handelt es sich aber bei den Bronzen unserer Gegenden zunächst nicht um solche, die in der Heimat hergestellt wurden, sondern hauptsächlich um eingeführte fremde Ware. Mag nun auch ein großer Teil der Bronzen, die wir bei uns finden, als Tauschhandelsware zu uns gekommen sein, so fehlt es doch nicht an Anzeichen, daß andere Bronzen in Norddeutschland auch gegossen wurden, zu denen man freilich das Rohmaterial, Zinn und Kupfer, sich erst verschaffen mußte. Für die umliegenden Länder — aber noch nicht für das Braunschweiger Gebiet — ist dieses sicher, da nicht nur die Gußformen und Gußzapfen, sondern auch halbfertige, noch mit den Gußnähten versehene Stücke gefunden wurden. Überall aber in unserm Lande ist die eigentliche Bronze der gefundenen Stücke nach dem klassischen Rezepte von 9 Teilen Kupfer und 1 Teil Zinn zusammengesetzt, wobei geringe Mengen anderer Metalle, aus dem Rohmaterial stammend, beigemischt sind.

Es kommen jedoch, wenn auch vereinzelt, bei uns die sogenannten zinnarmen Bronzen vor, ja Geräte der Bronzeform bestehen ganz aus Kupfer, ohne eine Spur von Zinn. In manchen europäischen Ländern häufen sich die Kupfergeräte so, daß man daraus auf eine der Bronze vorangehende Kupferzeit geschlossen hat, die aber in unserm Lande sich nicht nachweisen läßt. Aus zinnfreiem sogenannten Schwarzkupfer besteht die Doppelaxt von Börßum [1]) (Fig. 27), welche 29 cm lang ist und sich enge an die übrigen in Norddeutschland gefundenen Kupferäxte dieser Art anschließt. Ihre Form und vor allem das überaus kleine Mittelloch, welches die Anbringung eines Stieles nicht zuläßt, haben den Archäologen viel Kopfzerbrechen verursacht. Am ansprechendsten erscheint uns noch die Meinung, gemäß welcher das Loch dazu gedient habe, diese Doppeläxte, die lediglich als Kupferbarren zu betrachten wären, auf eine Schnur zu ziehen und so zu tragen. Die Axt ist bei uns jedenfalls eingeführt und stammt nebst ihren Genossen wohl aus den Mittelmeerländern, wo ähnliche Äxte gefunden wurden. Von zinnarmen Bronzen wurden auch einige gefunden, so der 10,5 cm lange Celt von Sommereschenburg (Fig. 28), mit 97,4 Proz. Kupfer, 2,8 Proz. Zinn, aber die übrigen Bronzen unseres Landes gehören, wie es scheint, in die Reihe der normalen Bronzen mit 90 Proz. Kupfer und 10 Proz. Zinn. Jener Celt ist aus der Gruppe der sogenannten Flachcelte, die zu den ältesten Metallgerättypen in unserer Gegend gehören und eine Weiterentwickelung der Steinbeile darstellen. Zu den ältesten Bronzetypen, die durch den Handel in unser Land gebracht wurden, gehören auch die kurzen dreieckigen Dolche (Fig. 29), Waffen mit dreieckiger breiter Klinge, die zerstreut über einen großen Teil Europas vorkommen und als deren Heimat Italien gilt, wo sie verhältnismäßig häufig gefunden werden. Von solchen Dolchen sind drei Stücke bei Dettum, leider

[1]) Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1897, S. 41. Über diese Kupferäxte vergl. M. Much, Die Kupferzeit, S. 80.

Bronzewaffen und -geräte aus dem Braunschweigischen.

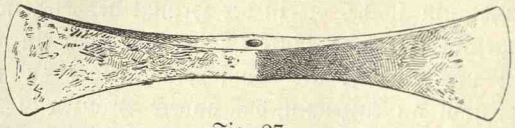


Fig. 27.

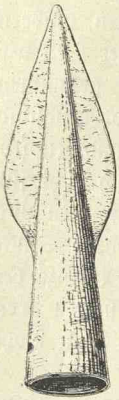


Fig. 32.

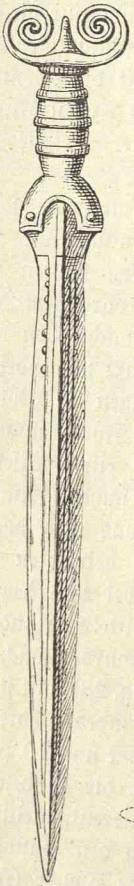


Fig. 31.

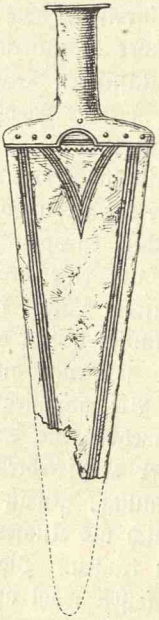


Fig. 29.

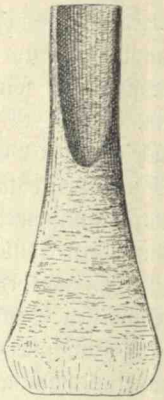


Fig. 28.

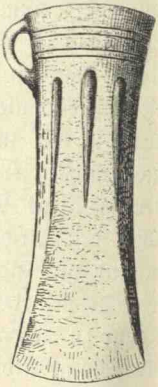


Fig. 34.



Fig. 33.

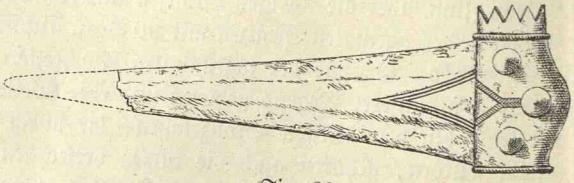


Fig. 30.

Fig. 27. Doppelkupferaxt von Börßum (Privatbesitz). — Fig. 28. Zinnarmer Flachcelt von Sommereschenburg. Städt. Mus. — Fig. 29. Dreieckdolch von Dettum. Städt. Mus. — Fig. 30. Schwertstab von Langenstein. Herzogl. Mus. — Fig. 31. Antennenschwert von Erxleben. Städt. Mus. — Fig. 32. Lanzenspitze von Offleben. Städt. Mus. — Fig. 33. Celt aus Braunschweig. Städt. Mus. — Fig. 34. Hohlcelt mit Henkel vom Elme. Städt. Mus.

zerbrochen, aufgefunden worden und in das Städtische Museum gelangt. Es handelt sich wohl um einen sogenannten Depotfund, den ein Händler mit Bronzedolchen vor langer Zeit bei Dettum barg. Der längste der Dolche ist 37,5 cm lang, wenn man die abgebrochene Spitze ergänzt; der flachrunde, mit kleiner Knopfplatte versehene Griff ist mit breiter Ausladung an die Klinge angenietet. In bisher einem Exemplare, gefunden bei Langenstein unfern Blankenburg, sind die bronzenen Schwertstäbe, auch Kommandoäxte genannt, bei uns vertreten, die in der Form ihrer Klinge sich den dreieckigen Dolchen anschließen (Fig. 30). Diese Klinge steht wagerecht vom verzierten Schaftkopfe ab, in dem stets drei Knöpfe, ursprünglich Nieten, sie festhalten. Die Form dieser Schwertstäbe ist immer sich gleich, so daß man sie auf eine Ursprungsquelle zurückführen darf. Sie dienten wohl mehr als Prunk- denn als eigentliche Waffen und waren sicher auf dem Handelswege in ältester Bronzezeit zu uns gelangt, ebenso wie verschiedene Arten von Bronzeringen, teils offen, einfache mit breitgehämmerten, aufgerollten Enden, die als Halsringe, teils kleinere, spiralige, die zum Schmuck für den Arm dienten.

Nur selten entdeckt man größere und bessere Bronzegeräte bei uns als Grabbeigaben; die Lebenden behielten sie als kostbare Stücke im Gebrauch und so findet man in den Begräbnisurnen jener Zeit gewöhnlich nur kleine, oft vom Leichenbrand verunstaltete Bronzebeigaben. Die Waffen, Geräte, Schmuck- und sonstigen Gebrauchsstücke aus Bronze wurden bei uns entweder und seltener als sogenannte Depotfunde oder häufiger als Einzelfunde entdeckt. In ihren Formen schließen sie sich jenen Bronzesachen an, die aus Hannover, der Provinz Sachsen und auch im Norden bekannt sind. Die Schwerter dieser Zeit unterscheiden sich durch schlanke, lange Form wesentlich von den älteren Breitdolchen und durch die in der Längsachse verstärkte Klinge, die nicht immer wie bei den Dolchen durch Niete mit dem Griffe verbunden ist, sondern gewöhnlich in einer Angel ausläuft, auf welcher der Griff sitzt. Allzu viele Bronzeschwerter sind in unserm Lande nicht gefunden worden, von denen ich hier nur das schöne „Antennenschwert“ (Fig. 31) von Erxleben an der Aller, östlich Helmstedt, anführen will. Das fast einen halben Meter lange Schwert führt seinen Namen nach dem wie Fühlhörner (Antennen) eines Insektes an beiden Enden nach innen zurückgekrümmten Ausläufern des Knopfes. Die zweischneidige schilfblattförmige Klinge ist in der Mitte durch eine Rippe verstärkt, an welcher zwei verzierte Linien hinlaufen. Diese Antennenschwerter haben einen sehr weiten Verbreitungsbezirk, sie kommen von Etrurien bis Norddeutschland und Schweden, und vom Rhonethal bis Ostpreußen vor. Ihr Ausgangspunkt ist in Mittelitalien zu suchen. Sie bezeichnen überall dieselbe Kulturperiode, die am Ende der Bronzezeit nach dem Übergange zur Eisenzeit steht. Auch bronzene Lanzenspitzen mit weiter Tülle und starker Mittelrippe fehlen in unserm Lande nicht (Fig. 32). Die Celte, welche nicht selten gefunden werden und von sehr verschiedener Art sind, waren meist Gebrauchsgegenstände, dienten als Beile, konnten aber auch als Waffen benutzt werden. Ihre Form schließt zunächst an die schon oben erwähnten Flachcelte an und

entwickelt sich aus diesen weiter. Der Rand wird erhöht und bildet in der Mitte zusammengekrümmte Lappen, die zur Befestigung des Stieles dienten; weiter brachte man einen Henkel an, der gleichfalls zur Befestigung benutzt wurde; endlich entwickelte sich der Hohlcelt, welcher mittels einer Tülle auf den rechtwinklig gebogenen Stiel aufgesteckt und mittels einer Öse noch daran festgebunden wurde. So haben wir Flachcelte, Lappencelte, Henkelcelte, Hohlcelte, die auch in verschiedenen Zwischenstufen vorhanden sind (Fig. 33 und 34). Messer mit gekrümmten Klingen gehören gleichfalls zu den eingeführten Stücken, desgleichen einfache und mit Verzierungen, Kerben oder Buckeln versehene geschlossene oder offene Armringe. Daß man in der Bronzezeit das Haar schmückte, beweisen die oft verzierten Haarnadeln. Der jüngeren Bronzezeit gehört wohl ein in seinem ganzen Typus und seinen Verzierungen, verschlungenen Bändern und Bogen auf den Norden deutendes schalenartiges Hängegefäß von 19 cm Durchmesser an, das am Elz gefunden wurde. Noch jünger, schon dem Übergange zur Eisenzeit angehörig, ist das eimerartige Bronzegefäß, welches bei Rode im Hasenwinkel

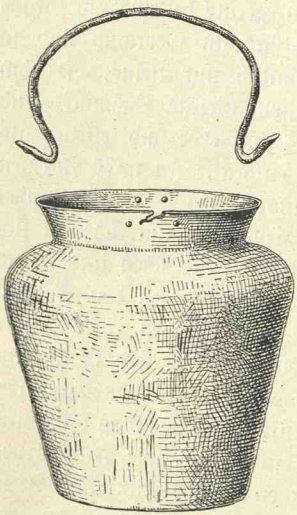


Fig. 35.

Fig. 35. Bronzegefäß von Rode. Sammlung Saul.

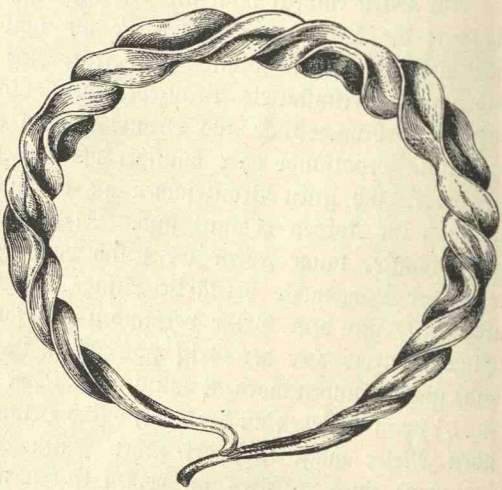


Fig. 36.

Fig. 36. Wendelring von Vienenburg (restauriert). Städt. Mus.

ausgegraben wurde, 23,6 cm hoch und mit eisernem, einst eingenietetem Henkel versehen ist (Fig. 35). Der Form nach gehört dieses Seidel (Situla) der Hallstattzeit an; es enthielt aber eiserne Lanzenspitzen und eiserne Fibeln, die schon auf die Eisenzeit hinweisen. Der Ursprung des Bronzeeimers ist im Süden, in Norditalien, zu suchen; er ist nicht, wie die älteren Bronzegeräte, gegossen, sondern aus zwei Bronzeblechstücken zusammengesetzt, was gleichfalls ein

Kennzeichen der jüngeren Bronzezeit ist[1]). In die spätere Bronzezeit sind die schon einen bedeutenden Fortschritt in der Gußtechnik aufweisenden sogenannten doppeltgewundenen Wendelringe (Fig. 36) zu verweisen. Von ihnen wurde bisher nur ein Exemplar (im Städt. Museum) bei Vienenburg gefunden, leider in ganz verbogener, in der Zeichnung aber wieder hergestellter Form. Wir kennen diese Ringe mit wechselnder Torsion aus dem skandinavischen Bronzegebiet, aber auch aus Hessen und Westfalen.

Die Begräbnisurnen. Unter den Flurnamen unseres Landes begegnen uns häufig die Bezeichnungen Gräweken, Gropenberg, Heidenkirchhof, Hünenkamp und ähnliche. Sie alle weisen auf die zahlreichen vorgeschichtlichen Begräbnisstätten und Urnenfriedhöfe hin, welche über das ganze Land verbreitet sind und deren Inhalt, soweit sie erforscht wurden, jetzt in unseren Museen geborgen liegt. Eine gliedernde und zusammenfassende Arbeit, welche sich namentlich mit der Zeitbestimmung der verschiedenen Gräberfunde befaßt, ist nicht vorhanden, so daß auch im Nachstehenden eine genauere Sichtung nach Zeitperioden nicht versucht wird, denn nicht immer ist bei den Urnen, namentlich wenn keine kennzeichnenden Beigaben vorhanden sind, festzustellen, ob sie noch der Bronzezeit oder schon der Eisenzeit angehören[2]).

Gegenüber der früheren Begräbnisart der Steinzeit, in welcher wir die Beisetzung der Leichen in Steinkisten gefunden haben, zeigen die Urnenfelder eine durchaus andere Bestattungsweise: der Leichenbrand hat Platz gegriffen und die gesammelten Knochenreste oder Teile derselben wurden in Urnen aus Thon der Erde übergeben. Wann diese Art der Bestattung aufkam, ob sie mit einem neuen, hypothetischen, nach der Steinzeit einrückenden Volke erfolgte, darüber gehen die Ansichten auseinander, doch müßte dieses gewiß sehr viele Jahrhunderte vor unsrer Zeitrechnung erfolgt sein.

Die Urnen sind stets mit der Hand, nicht mit der damals noch unbekannten Töpferscheibe geformt, dabei aber in der Form mehr oder minder genau, oft so symmetrisch, daß bei der Herstellung an ein Strichbrett oder eine zugeschnittene „Lehre" gedacht werden muß. Als Stoff dienten die bei uns weit verbreiteten sandigen Thone, die mit ihrem Inhalt an Grus und kleinen Grandstückchen, ohne Schlemmung, verwendet wurden. Wohl über offenem Feuer brannte man diese Urnen, wobei, je nach dem Brande, ein mehr oder minder hoher Grad von Festigkeit erreicht wurde. Die Farbe ist hellrötlich bis dunkel schwarzbraun, je nach der Menge des Eisengehaltes in dem verwendeten Thon. Die Urnen, welche auch „Aschenurnen" genannt werden — wohl nach der Vorstellung, daß der Mensch zu Asche werde —, enthalten niemals solche, sondern nur gebrannte Knochenstücke, unter denen man oft noch einzelne Skelettteile unterscheiden kann.

---

[1]) Einen sehr guten, zusammenfassenden, hier benutzten Bericht über „Bronzen aus dem nördlichen Teile des Landes Braunschweig" mit Abbildungen lieferte Th. Voges in „Beiträge zur Anthropologie Braunschweigs", Festschrift, 1898, S. 69 und Tafel IV.

[2]) Vergleiche über die Urnenfelder Braunschweigs die hier benutzten Aufsätze von Th. Voges im Braunschweigischen Magazin 1897, S. 134 ff.

Selten füllen sie die ganze Urne, deren oberer Teil oft Sand und Erde enthält, und ob sie jedesmal die Reste eines ganzen Menschengerippes aufnahmen, ist mehr als fraglich. Neben den gebrannten Knochenresten fanden sich in unseren Urnen oft auch Beigaben, die teils dem Brande mit ausgesetzt waren, teils ohne solche Zerstörung dem Toten mitgegeben wurden. Daher stammen Spangen, Messerchen, Kämme, Wirtel, Beschläge, Perlen, die für die Zeitbestimmung der Urnen von Wichtigkeit sind.

Die meisten Urnen sind von einfacher Form und unverziert; eine große Anzahl zeigt aber auch Verzierungen und Formen, mit oder ohne Henkel, die schon auf einen geläuterten Geschmack hinweisen. Formen wie Verzierungen sind wichtige Fingerzeige für die Zeitbestimmung der Urnen und es läßt sich in beiden ein Fortschritt von der Steinzeit bis in die Metallzeit nachweisen. Man kann von einer keramischen Kunst reden, die bereits in der Steinzeit einsetzte, wo man damit begann, die Flächen der frisch modellierten, noch feuchten Urnen mit Streifen, Punkten, Strichen, Dreiecken in mannigfachen Formen zu verzieren, und wo auch schon die Einreibung der so entstandenen Muster mit weißer Farbe (Gips) erfolgte. Die Urnenmuster haben eine weite Verbreitung und kommen in ähnlicher Art mindestens durch einen großen Teil von Europa und darüber hinaus vor. Eine besondere Form der Urnen, die den bekannten Hausurnen sich anschließen, sind die auch bei uns vorkommenden Thürurnen; das Grabgefäß ist meistens ohne obere Öffnung mit einer viereckigen thürartigen Öffnung an der Seite, die durch eine Thonplatte geschlossen ist, gehalten durch eine Querstange. Die merkwürdigsten Beispiele dieser Art sind die dicht an unsrer Landesgrenze bei Eilsdorf am Huy von August Vasel ausgegrabenen Urnen, die eine Zusammenfassung von Gesichts- und Thürurnen zeigen, ein bisher ganz einziges Vorkommen (Fig. 37). Sie zeigen oben einen rohen menschlichen Kopf mit Nase und Augen, aber ohne Mund. Der Deckel sitzt in Gestalt einer Mütze auf, am Bauche befindet sich die viereckige Thür mit Falz, vor welche die schließende Thonplatte gelegt und mit einem als Querriegel dienenden, in zwei seitliche Löcher eingreifenden Stabe geschlossen wurde. Wie bei den meisten pommerellischen Gesichtsurnen fehlt auch bei den Eilsdorfer Gefäßen der Mund, was wohl auf die Vorstellung schließen läßt, daß dem in der Urne Bestatteten dieser auf ewig geschlossen ist. In den 68 bei Eilsdorf ausgegrabenen Gräbern sind auch noch Urnen anderer Art gefunden worden, welche Bronzeringe und Nadeln, eine blaue Glasperle und auch Eisenstückchen bargen, so daß danach das große Urnenfeld der Periode des Überganges von der Bronze- in die Eisenzeit zugewiesen werden kann[1]).

In verschiedener Art sind die Urnen der Erde übergeben worden. Da sind zunächst die Flachgräber, die von außen her nicht zu erkennen sind und die nur durch Zufall beim Graben und Pflügen erkannt werden. Die Urnen, eine oder mehrere, stehen nicht tief unter der Erde in einer sie schützenden Verpackung aus

[1]) Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1894, S. 52.

Steinen, und wenn diese künstlich zusammengesetzt aus Platten errichtet ist, so entsteht eine kleine Steinkiste, ähnlich jener aus der Zeit der Skelettgräber. Diese Art der Beisetzung der Urnen in Flachgräbern ist aber bei uns die seltenere. Besonders charakteristisch sind dafür die von A. Vasel aus dem nahe östlich von Beierstedt gelegenen Felde ausgegrabenen vielen Urnen in regelmäßigen Steinkisten, letztere von etwa 85 cm Länge, 55 cm Breite und 50 cm Höhe. Im ganzen konnte Vasel zwischen 70 und 80 Urnen ausgraben, die eine sehr mannigfache Größe und Gestalt aufweisen. Sie sind seltener verziert und mit Deckeln und Henkeln versehen, oft einem ganz einfachen Topfe gleichend (Fig. 38 und 39). Dabei zahlreiche kleinere, meist gehenkelte thönerne Beigefäße. Als Beigaben fanden sich Nadeln, Messer, Ringe, Perlen von Bronze und Eisen, welche durch

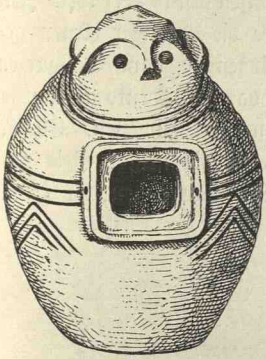


Fig. 37. Gesichtsurne mit Thürverschluß von Eilsdorf. Herzogl. Museum.



Fig. 38. Henkelurne mit Deckel von Beierstedt. Herzogl. Museum.

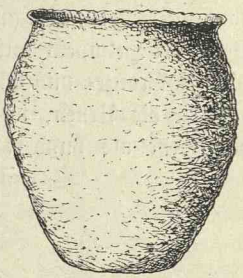


Fig. 39. Topfurne von Beierstedt. Herzogl. Museum.



Fig. 40. Bronzemesser von Beierstedt. Herzogl. Museum.



Fig. 41. Schwanenhalsnadel von Beierstedt. Herzogl. Museum.

Stoff und Form darauf hinweisen, daß das große Beierstedter Urnengräberfeld in die Übergangszeit von der jüngeren Bronzezeit zur La Tène-Eisenzeit gesetzt werden kann. Dahin gehören die Bronzemesser (Fig. 40) und eine 17,5 cm lange Schwanenhalsnadel mit vertieftem Kopfe (Fig. 41)[1].

Häufiger sind in unsrer Gegend die Hügel- oder Kegelgräber, die einst massenhaft vorhanden waren, wie aus alten Berichten hervorgeht, aber meist ausgegraben und eingeebnet worden sind; nur im Lappwalde, in der Marienborner Gegend, kommen sie jetzt noch häufiger vor. Bei ihnen steht die Urne

[1]) Weigel, Das Gräberfeld von Beierstedt. In Nachr. über deutsche Altertumsfunde 1892, S. 86. — Voges, Die Ausgrabungen in Beierstedt. Harzzeitschrift 1894, S. 575.

auf dem natürlichen Boden, entweder in einer Steinpackung oder ohne dieselbe und darüber errichtete man dann den mehr oder minder hohen Grabhügel. Auch umgab man die Hügel mit einem Kranze von Steinen, wie dieses z. B. ehemals auf dem Blauberge bei Schöningen der Fall war. Endlich ist als dritte Art der Urnenbeisetzung die freie zu erwähnen. Man vergrub sie, ohne eine Steinpackung, oder ohne einen Hügel aufzuwerfen, einfach in den Boden, manchmal in Reihen zusammen, und diese einfache Beisetzungsart ist bei weitem die häufigste gewesen.

Nach den Beigaben zu schließen gehört das bei Lauingen, nach dem Rieseberge sich hinziehende Urnenfeld schon in die La Tène-Zeit. Dort fand man unter niedrigen Hügeln zahlreiche, einfache braune Deckelurnen, welche Bronzefibeln vom La Tène-Typus (Fig. 42), aber auch Eisenfibeln derselben Zeit enthielten, welche wenigstens über die Periode, in welche die Lauinger Urnen gehören, Zweifel nicht aufkommen lassen. Auch das Urnenfeld vom Schwarzen Berge bei Helmstedt mit den unverzierten Deckelurnen, das 1824 entdeckt wurde, enthielt Bronze- und Eisenfibeln, welche es der La Tène-Zeit zuweisen. Ebenso gehören die Urnen, welche seit dem Jahre 1778 bis in die neuere Zeit aus den mehr als hundert Grabhügeln zwischen Lelm und Langeleben im Elme

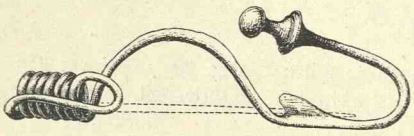


Fig. 42. Bronzefibel von Lauingen. Städt. Museum.

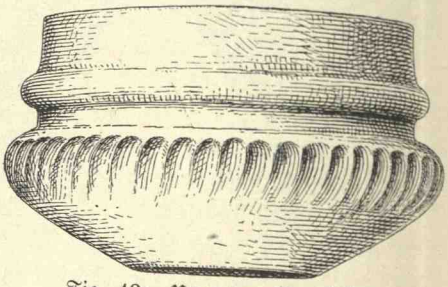


Fig. 43. Urne von Langeleben. Städt. Museum.

(Fig. 43) ausgegraben wurden, wohl der La Tène-Zeit an. Die Hügel waren bis mehr als 3 m hoch und in ihnen standen die mit den Knochenresten gefüllten, meist sehr einfachen, teils napf-, teils topfförmigen Urnen mit nur geringen Beigaben, die aber einige Schlüsse auf die Zeit der Begräbnisstätte gestatten; darunter eine nicht gegossene, sondern aus Blech zusammengefügte Bronzeröhre und eine mit konzentrischen Ringen verzierte Knochenscheibe, wie sie auch anderweitig vorkommt, so in den Urnen von Darzau bei Dannenberg, die in die ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt fallen.

Anschließend an die Bestattung der verbrannten Knochen in Urnen ist eine Form der Beisetzung zu erwähnen, die auch auf Leichenbrand beruht, aber den Resten weder den Schutz einer Steinkiste noch einer Urne zukommen ließ. Diese Form findet sich bei den etwa 200 Begräbnishügeln, die H. Langerfeldt in den Wäldern bei Hohenassel (Amt Salder) entdeckte und teilweise ausgrub. Die

Erdhügel hatten 0,5 bis 2,3 m Höhe und einen wechselnden Durchmesser von 3,4 bis 11 m. Ohne jeden Schutz lagen unter dem Hügel Knochenreste, Asche und Kohlen auf der Sohle des Bodens, die deutlich durch ihre Brandspuren bewies, daß der Tote hier an Ort und Stelle verbrannt und über den Resten alsdann der Hügel aufgeschüttet wurde. Die einzigen Beigaben waren verzierte Urnen und in einer derselben ein kleines Bronzestückchen; beides leider verloren[1]).

Überblicken wir noch einmal die freilich sich über einen gewaltigen Zeitraum erstreckende Periode, welche bei uns durch das Auftreten der Bronze und die großen Urnenfelder gekennzeichnet wird, so ist der Unterschied in kultureller Beziehung gegenüber der Steinzeit ein gewaltiger. Wir haben es mit einer ziemlich dicht wohnenden seßhaften Bevölkerung jetzt zu thun, die in geschlossenem Gemeinwesen zusammen lebte; der Beweis dafür ist in den bei ihren Wohnsitzen angelegten, durch viele Geschlechter benutzten großen Begräbnisstätten zu suchen. Und all die Waffen, Gebrauchs- und Schmuckgegenstände, die wir als Funde im Braunschweiger Lande anführen konnten, deuten doch auf eine Behäbigkeit und Verschönerung des Lebens, die ein weit höheres Kulturbild von den Bewohnern des Landes aufweist, als die Jahrhunderte späteren Berichte der Römer uns ergeben, die von ihrer hohen Warte auf die damals schriftlosen „Barbaren" Germaniens herabblickten. Und wenn uns der Handel aus dem Süden so viele schöne, kunstvoll gearbeitete Gegenstände brachte, so mußten die Menschen unserer Bronzezeit auch einen Tauschartikel als Gegengabe bieten können. Sehr entwickelt war die Töpferei, denn die Zahl der verzierten und unverzierten, bisher ausgegrabenen Urnen ist eine gewaltige. Freilich, eigentliche Metallarbeiter waren unsere damaligen Vorfahren noch nicht, so gerne sie auch die eingeführten Metallgeräte benutzten: der Rohstoff dazu fehlte.

Die Eisenzeit. Schon bei der Beschreibung der Urnenfelder ist wiederholt das Eisen unter den Grabbeigaben erwähnt worden, das, meistens in kleineren Stücken, Schmucksachen u. s. w. vorkommend, zeigt, wie allmählich das Eisen sich der Bronze beizugesellen beginnt, um dann zur Herrschaft zu gelangen. Wiewohl wir Schätzungen darüber besitzen, wie lange die Stein-, wie lange die Bronzezeit gedauert haben mag, so sind diese in die Jahrtausende v. Chr. zurückweichenden Schätzungen doch so unsicher und sich einander so widersprechend, daß wir lieber ganz auf die Anführung von Jahreszahlen verzichten. Für das Eisen liegt aber die Sache anders und es kann wohl angenommen werden, daß es um die Mitte des ersten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung in unserer Gegend allgemein bekannt war. Auch die Kenntnis dieses Metalls stammt aus dem Süden. Der deutsche Osten erhielt seine Eisenkenntnis früher als wir, aus der sogenannten Hallstattkultur, während wir unter dem Einflusse der La Tène-Kultur mit diesem Metalle bekannt wurden. Sie trägt ihren Namen nach einer hervorragenden Fundstelle kennzeichnender Eisengeräte, der Untiefe La Tène am Neuenburger See, und wird wieder in verschiedene Zeitperioden geteilt, die

[1]) Braunschweigisches Magazin 1852, Nr. 20.

auch mehr oder minder an den Braunschweiger Funden sich nachweisen lassen. An manchen Orten können wir auf den Begräbnisplätzen beobachten, wie diese neue Kultur nach und nach vorzuherrschen beginnt. Zuerst erscheinen in den Gräbern Urnen von Bronzealterform und neben alten Bronzen einzelne Eisensachen; bald mehrt sich die Zahl derselben und schließlich erfahren die Formen der Urnen und die Begräbnismethode mancherlei Änderungen, Eisen- und andere Sachen im La Tène-Typus herrschen vor: eine neue Kulturperiode ist eingetreten. Dieser allmähliche Übergang läßt sich hauptsächlich an der Unterelbe verfolgen, in Brandenburg, in der Provinz Sachsen, im Braunschweigischen und im östlichen Hannover. Aller Wahrscheinlichkeit nach waren es Handelsverbindungen, durch welche die neuen Formen und das fremde Metall sich verbreiteten. Ein neu einwanderndes Volk aber war es nicht, welches in Norddeutschland die Eisenkultur entwickelt; ein entscheidendes Argument gegen eine solche Annahme liegt darin, daß die Begräbnisweise, Leichenbrand mit Beisetzung der Knochenreste in Urnen, dieselbe blieb.

Da nun die La Tène-Kultur unzweifelhaft ganz, jene von Hallstatt wohl größtenteils von Kelten getragen wurde, so ist diesem Volke, nach Undsets Untersuchungen, die Einführung des Eisens in Norddeutschland zu verdanken[1]). Ob aber die Kelten selbst in unserer Gegend waren, ist sehr fraglich, wie in folgenden Abschnitten gezeigt werden soll, jedenfalls aber haben sie unser Land mit dem Eisen bekannt gemacht, dessen älteste Funde bei der Beschreibung der Urnenfelder uns entgegentraten.

Die Burgwälle. Es folgt jetzt eine Gruppe vor- oder frühgeschichtlicher Denkmäler unserer Heimat, deren Zeitbestimmung eine sehr schwankende ist und die wir bald in die älteren Perioden, bald in die Periode des Übergangs vom Heidentum zum Christentum gestellt sehen. Die Burg- oder Ringwälle, von denen hier die Rede sein soll, sind nur im Zusammenhange mit den übrigen der Nachbarländer, ja des ganzen Deutschlands oder Mitteleuropas, zu beurteilen, soviel Verschiedenheiten in Bezug auf Anlage und Zweck im einzelnen auch vorliegen mögen. Als Schuster im Jahre 1869 sein Werk über die alten Heidenschanzen Deutschlands schrieb, in denen er ein großartiges, zusammenhängendes, nach einem Plane errichtetes Schanzensystem erkennen wollte, konnte er im ganzen 350 Werke nachweisen; jetzt beträgt die Zahl der innerhalb der Grenzen Deutschlands bekannten Rund- und Burgwälle weit über 1000, und wie man längst Schusters „Schanzensystem" aufgegeben hat, ist man jetzt zu einer verständigen Lokalisierung bezüglich des Zwecks der alten Bauten übergegangen und hat sie verschieden beurteilt, wiewohl der Gesichtspunkt der Befestigung stets der wichtigste geblieben ist. Nicht ein System, nach einem Willen und Gesichtspunkte über ganz Deutschland errichtet, liegt vor und auch die Zeit der Entstehung ist eine sehr verschiedene. Wir haben sicher Schanzen, deren Grundlagen in die neolithische Zeit hineinreichen

[1]) Undset, Das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa. Hamburg 1892, S. 342.

während die Errichtung anderer im 11. und 12. Jahrhundert noch unter den Augen christlicher Glaubensboten vor sich ging, die ihr Missionswerk unter deutschen und wendischen Heiden betrieben [1]). Bei manchen läßt sich die Fortentwickelung auf einer steinzeitlichen Grundlage bis in frühgeschichtliche Zeit nachweisen, aus anderen haben sich mittelalterliche Burgen entwickelt, wie z. B. bei uns die Elmsburg über Twieflingen.

Unsere Burg- oder Ringwälle, unter denen sich sehr schöne Beispiele ihrer Art befinden, stellen sich als Fortsetzung jener dar, die in Hannover und in der Wesergegend vertreten sind. Das Volk bringt sie in Zusammenhang mit den „Hünen", wie die niederdeutsche Form für das hochdeutsche „Heune" lautet; denn diese Riesen sollen, der Sage nach, die Burgen errichtet haben, über deren Herstellung und Zweck das Volk keine Überlieferung besitzt. Zu nennen sind hier die Burgen bei Altenhagen und Gebhardshagen in den Lichtenbergen, die Schalksburg im Oder, der Ringwall von Walmoden bei Lutter a. B., die Reitlingsburgen im Elme, die schöne Hünenburg bei Watenstedt (Amt Schöningen) und andere. Da nur bei den wenigsten Ausgrabungen gemacht wurden und selbst gute Aufnahmen nur von einzelnen vorhanden sind, so ist über die Zeitbestimmung auch bei uns nichts Sicheres zu sagen. Nur die schönsten und am besten erhaltenen Burgwälle unserer Gegend sind näher untersucht, wenn auch noch nicht genügend.

Unter allen Burgwällen des Landes nehmen den ersten Rang ein die im Schutze der Buchenwaldungen schön erhaltenen, einen gewaltigen Eindruck machenden Wälle zu beiden Seiten des vom Westen her in den Elm einschneidenden Reitlingthales: der Burgwall auf der Nordseite und der Kuxwall auf der Südseite desselben, beide wohl gleichalterige, einem Befestigungssystem angehörige Wälle (Fig. 44 a. f. S.)

Der Kuxwall, auf dem südlichen Bergzuge gelegen, zieht sich in 300 m absoluter Höhe etwa 100 m über der Thalsohle, als ein teilweise von Doppelwällen umgebenes, gegen 500 m langes und an seinem breitesten südöstlichen Ende halb so breites, nach Nordwest zu verlaufendes Dreieck hin. Von ihm reichen drei zum Teil erhaltene Wälle nach Norden hin bis zur Wabe im Reitlingthale herab; von einem derselben wissen wir, daß er auch noch über dieselbe nach Norden zu hinausreichte. Weiterhin nach Norden, am Abhange des Burgberges, treffen wir alsdann auf einen kleinen, jetzt teilweise eingeebneten Rundwall den Wurtgarten (wôregâren), der aber jedenfalls jünger als die eigentlichen Burgwälle der Berge ist, da in seinen Fundamenten sich roh behauene Quadersteine gefunden haben, die ihn in eine verhältnismäßig späte Zeit verweisen. Vom Wurtgarten aus in nordwestlicher Richtung den steilen Burgberg emporklimmend treffen wir dann auf das gewaltigste Burgwerk unseres

[1]) Möglich, daß die Burgen der Sachsen, in denen große Menschenmengen gerade in unserer Gegend Schutz vor heranrückenden Feinden fanden, Burgwälle waren, wie Wattenbach annimmt. Widukind von Corvey (II, 17 und III, 52) erwähnt sie zu den Jahren 938 und 955.

Landes, den Reitlinger Burgwall, der mit Benutzung der natürlichen Bodenverhältnisse hier umsichtig angelegt ist und den von ferne eine alle anderen Bäume überragende, in seiner Mitte stehende Ulme andeutet. Der 315 m hoch gelegene Burgwall besteht aus einem unregelmäßigen Oval von 350 m Länge und 100 m Breite, das im Norden und Osten bis 7 m hohe aufgeschüttete Doppelwälle umgeben, während die an der Bergsteile gelegene Südseite nur einen niedrigen Wall zeigt. Im westlichen Teile der ganzen Befestigung liegt eine Art Citadelle, ein viereckiges Castrum, das nach Westen, Osten und Norden von Wällen umschlossen ist und im Süden mit dem Bergabhange zusammenfällt. Sie ist offenbar später in den Wall eingebaut, worauf nicht nur die viereckige Gestalt, sondern auch die an ihrer Basis gefundenen Ziegel deuten. Endlich, schon im Thale, liegen etwa 1 km nördlich vom Burgwalle die beiden staffel-

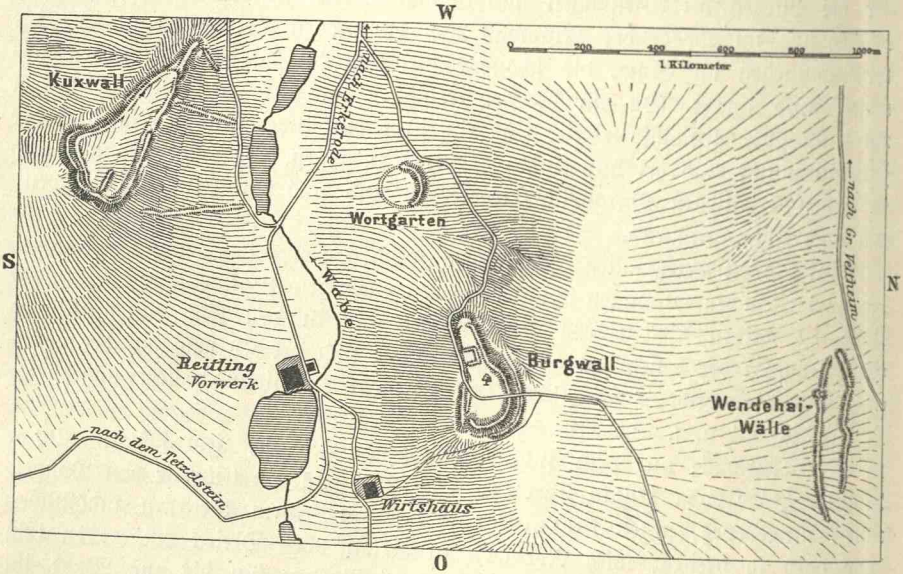


Fig. 44. Die Burgwälle am Reitling im Elm. Nach Lühmann.

förmig übereinander aufgebauten und parallel zu einander verlaufenden Wendehaiwälle, die gegen 500 m lang und 100 m voneinander entfernt sind. Auch sie gehören zu der Gesamtheit der Reitlingbefestigungen. Der Stoff, aus dem diese Werke erbaut sind, ist fast durchweg der vom Elme dargebotene plattenförmige Wellenkalk, dem wenig anderes Gestein, wie es sich in der Nähe befand, hinzugefügt ist.

Nur mit Hülfe vieler gut organisierter Kräfte konnten solche riesigen Bauten fertig gestellt werden, sie deuten schon auf einen hohen Kulturzustand, auf ein geordnetes Staatswesen, wo nach einem Willen, nach einem Plane große Menschenmassen zu gemeinschaftlicher Arbeit befohlen werden konnten. Der Zweck liegt offen auf der Hand, die ganze, wohldurchdachte Anlage auf den beiden

einander gegenüber liegenden hohen Abschlußbergen des Reitlingthales mit der Stirn nach Westen schützte das Reitlingsthal vor einem von dort her vordringenden Feinde; die Burgen und das Thal selbst mit seinem Quellwasser wurden zu einer Zufluchts- und Bergestätte der umwohnenden Bewohner und ihres Viehs gegenüber einem von Westen her andringenden Feinde. Daß hier eine verhältnismäßig dicht wohnende Bevölkerung zu schützen war, dafür sprechen auch die vorgeschichtlichen Funde der nächsten Umgebung. Beim Wurtgarten selbst wurden Urnen ausgegraben, desgleichen bei Erkerode, Lucklum im Westen, bei Langeleben, Räbke, Lelm u. s. w. auf der entgegengesetzten Seite. Freilich, ob diese auch den Reitlingburgen gleichaltrig sind, darüber ist noch zu entscheiden. Ausgrabungen in unseren Burgwällen, die über das Alter derselben Auskunft geben könnten, liegen nur in sehr geringem Umfange vor[1]).

An Bedeutung und Größe folgt auf die Reitlingsburgen die schön erhaltene Hünenburg bei Watenstedt an einem Vorsprunge des Heesberges, in deren langgezogenen Rundwall man hineinblickt, wenn man mit der Eisenbahn von Schöppenstedt nach Jerxheim fährt. Sie umfaßt einen mit Getreide bebauten Flächeninhalt von $3^1/_2$ ha und ist bei 225 m Länge 175 m breit. Ihre Hauptachse erstreckt sich von Ost nach West und im Osten, wo der Ringwall an den Heeseberg stößt, zieht sich der Erdwall hin, hier mit einer inneren Höhe von $5^1/_2$ und mit einer äußeren von 3 m. Nach Westen und Norden zu fällt der Bergabhang steil ab, so daß hier ein Schutzwall nicht nötig wurde; so ist die Hünenburg auf künstliche und natürliche Weise befestigt. Daß sie in ihren Grundlagen, wenn auch nicht in ihrem ganzen Aufbaue in die vorgeschichtliche Zeit (La Tène) hineinreicht, ergeben die bei Ausgrabungen zu Tage geförderten Reste von roh verzierten Topfscherben, Asche, Knochen[2]).

Der Stoff, aus dem die Burgwälle unseres Landes errichtet sind, erscheint als ein sehr verschiedener; er richtet sich im wesentlichen nach dem, was die Umgebung liefert: so nahm man im Elme die dortigen Kalksteinplatten, bei Watenstedt Erde. Letztere ist es auch, die bei den monumentalen, aber keineswegs häufigen Erdhügeln durchweg benutzt wurde, die wohl auch als Grabstätten angesehen werden müssen, wenngleich Untersuchungen darüber noch nicht angestellt wurden. Auch bei uns errichtete man Tumuli, rundliche, mehr oder weniger hoch gewölbte Hügel, die ihre Decke schützend über den darin bestatteten Toten ausbreiteten. Aber sie sind weder so zahlreich noch so gewaltig wie in den nordischen Ländern. Das schönste bei uns erhaltene Beispiel ist der Tumulus oder „Hoch" im Dorfe Evessen, nicht fern vom Ausgange des Reitlingthales und

---

[1]) Es ist schon viel über die Reitlingburgen geschrieben worden. Ich führe nur die gründliche Arbeit von H. Lühmann an: Die vorgeschichtlichen Wälle am Reitling, Korrespondenzblatt der deutschen Anthropolog. Ges. 1898, Nr. 11. Dazu die Karte der Wälle 1:5000 von Lühmann und Kahle, welche der 29. deutschen Anthropologenversammlung zu Braunschweig 1898 vorgelegt wurde.

[2]) v. Strombeck, Zeitschr. d. hist. Ver. f. Niedersachsen 1865. P. J. Meyer, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Braunschweig I, 369. Mit Plan.

unter dessen Burgwällen gelegen. Ob dadurch auf eine Gleichalterigkeit beider vorgeschichtlicher Denkmäler geschlossen werden darf, bleibe dahingestellt. Der schön gerundete Hügel ist 7 m hoch und hat oben noch einen Umfang von 29 Schritt. Er ist von einer prachtvollen, alten, benagelten Linde gekrönt, von der später noch die Rede sein wird. Drinnen im Tumulus aber steht, der Sage nach, ein goldener Sarg und den Hügel selbst hat ein Riese von seinen Stiefelsohlen abgekratzt und dorthin geworfen[1]). Andere, weniger bedeutende Tumuli liegen bei Sickte, Vahlberg, Bevenrode.

Römische Spuren. Wir gelangen jetzt zu den letzten Funden, die wir für unser Land als vorgeschichtlich bezeichnen können. So gewaltig der Einfluß der Römer in den von ihnen eroberten süd- und westdeutschen Landen war, wo die Kultur unter ihnen aufblühte, so gering war derselbe anfangs in dem hier behandelten Teile des Braunschweiger Landes. Bis zu uns sind die römischen Legionen nicht vorgedrungen, kaum, daß ihnen ein paar Fluß- und Bergnamen aus unserer Gegend bekannt geworden sind. Sie selbst mußten uns verschonen, seit sie durch die Cherusker und die ihnen Verbündeten im Teutoburger Walde zurückgeschlagen und ihr Plan, die Elbe zur Ostgrenze des Römerreichs zu

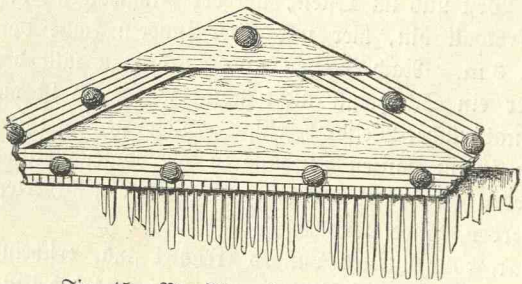


Fig. 45. Römischer Kamm von Lucklum. Städt. Museum.

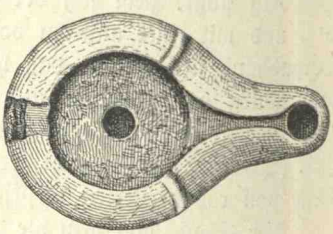


Fig. 46. Römische Lampe von Börnecke. Städt. Museum.

machen, für alle Zeit zunichte gemacht wurde. Aber die Spuren ihrer Anwesenheit in Westfalen und an der Weser erstrecken sich in Funden aus der römischen Kaiserzeit bis in die Oker- und Harzgegenden und noch weit darüber hinaus. Sind es Beutestücke oder Handelswaren, die von den Römern zu uns gelangten? Wir können es nicht entscheiden. Am Galgenberge bei Hildesheim wurde 1868 der großartige römische Silberschatz gehoben, den man als Beutestück aus der Varusschlacht deutet, und verschiedenartige durch Form und Stoff römischen Ursprung verratende Gegenstände sind auch über unsere Gegend zerstreut gefunden worden. Dahin gehören römische Münzen, die Goldmünze mit dem Bildnisse des Kaisers Augustus von Salder, Silberdenare von Trajan und Septimius Severus, gefunden bei Esbeck, eine Silbermünze des Antoninus Pius und ein Denar der Julia Maesa von Königslutter, eine Kupfermünze des Te-

[1]) Grabowsky, Die benagelte Linde auf dem Tumulus in Evessen. Globus Bd. 67, S. 15.

tricus von Esbeck, alle aus dem zweiten und dritten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung. Auch römische Kämme (Fig. 45), teils als Einzelfunde (bei Schöningen und Helmstedt), teils als Beigabe in Urnen (Lucklum) sind geborgen worden, vor allem aber eine schöne bauchige Bronzekanne von 32 cm Höhe, gleichfalls von Lucklum. Eine römische kleine Thonlampe gewöhnlicher Form stammt von Börnecke bei Blankenburg (Fig. 46). Im ganzen hat aber die römische Kultur unser Land nur gestreift. Wäre sie tiefer eingedrungen gewesen, dann hätten sich mehr Zeugen derselben finden müssen als die spärlichen Reste, welche wir hier aufführen konnten. Aber ihre mittelbaren Einwirkungen begannen sich auch allmählich weiter nach Osten und Norden zu erstrecken, wo das alte germanische Heidentum, rein deutsche Sitte wahrend, sich am längsten erhielt, bis mit dem großen Kaiser der Franken das Christentum im Sachsenlande seinen Einzug hielt und eine neue Zeit ihren Anfang nahm.

Abriß der Frühgeschichte des Gebietes.

Um die heutigen ethnographischen Verhältnisse unseres Gebietes verstehen und den Stammbaum der Braunschweiger ableiten zu können, ist es nötig, hier auf die frühgeschichtliche Zeit unseres Landes einzugehen, die erst dann beginnt, als die Römer, die in Germanien sich festgesetzt hatten, anfingen, mit dem nordwestlichen Deutschland bekannt zu werden.

In dem Abrisse der Vorgeschichte haben wir von den Bewohnern unseres Landes nur als von Menschen der frühen oder späten Steinzeit, der Bronze- und Eisenzeit reden müssen; ein Völkername dringt aber in jener bei uns schriftlosen Periode nicht an unser Ohr; was wir von jener Bevölkerung erkundigt haben, was wir über ihr Dasein und ihren Kulturzustand zu sagen wußten, das beruht einzig auf der „Wissenschaft des Spatens". Welche Sprache redeten sie, waren sie Germanen, gehörten sie einem fremden Stamme an? Eine ganz sichere Antwort darauf vermögen wir nicht zu erteilen, wiewohl wir uns der Ansicht zuneigen, daß die Vorfahren unserer heutigen Bevölkerung bis in die vorgeschichtlichen Zeiten in den gleichen Sitzen zurückreichen.

Im vorigen Abschnitte schon ist wiederholt gefragt worden, ob nicht die Menschen unseres Landes aus der Metallzeit direkt aus jenen der Steinzeit hervorgegangen und ob denn immer die gewaltigen Auswanderungen anzunehmen seien, die eine auf die andere erfolgt sein sollen? Montelius hat nachgewiesen, daß die Vorfahren der skandinavischen Germanen schon zur jüngeren Steinzeit in Schweden gelebt haben. Die Fundverhältnisse in Norddeutschland aber zeigen, daß dasselbe Volk in Norddeutschland wie in Skandinavien lange Zeit gewohnt hat und zwar von der jüngeren Steinzeit an durch die Bronzezeit bis in die ältere Eisenzeit. Es herrscht da vollständige Übereinstimmung. Zu beiden Seiten der nicht scheidenden, sondern verbindenden Ostsee wohnten Völker derselben germanischen Art bis in die römische Eisenzeit. Eine Änderung, und zwar für den heute wieder deutschen Nordosten tritt erst mit dem vierten Jahrhundert mit dem Einrücken der Slawen ein. Aber bis dahin finden wir, nach der vollständigen Übereinstimmung der Funde aus den Grabfeldern zu schließen, in Norddeutschland und Skandinavien dieselben, einander sich sehr gleichenden germanischen Völker[1]).

Oft ist die Vermutung ausgesprochen worden, daß in unserm Lande vor den Germanen Kelten gewohnt haben sollen, die erst spät von einrückenden

[1]) Korrespondenzblatt der Deutschen Anthrop. Ges. 1899, S. 127.

deutschen Stämmen, die von Osten kamen, verdrängt, unterworfen und aufgesogen wurden. Daß die Kelten in vorgermanischer Zeit in Süd- und Westdeutschland eine große Verbreitung besaßen, ist längst geschichtlich festgestellt und an der Mosel erklang noch bis in das vierte nachchristliche Jahrhundert keltische Sprache. Worauf begründet sich nun die Annahme einer vorgermanischen keltischen Bevölkerung in den Landen zwischen Weser und Elbe? Müllenhoff[1]) spricht die östlich bis in die Gegend von Bremen, Göttingen, Hildesheim vorkommenden, auf —apa, —epe, —pe (hochdeutsch —affa, —effa, —fe) ausgehenden Flußnamen für keltisch an, die er auf keltisch —aba, Wasser, zurückführt. Das ist der Hauptgrund für eine ehemalige Anwesenheit von Kelten in Nordwestdeutschland. Wahrscheinlich ist auch der Name der Elbe (Albis), die aus dem einst sicher keltischen Böhmen kommt, keltisch. Aber gegen die keltische Abkunft der Flußnamen auf —apa u. s. w. liegen schwere Bedenken vor[2]): sie kommen nämlich nicht in den übrigen, einst von Kelten bewohnten Gebieten vor, und auch andere Gründe sind gegen sie geltend gemacht worden. Dieser von Müllenhoff angezogene Beweis, die Flußnamen auf —apa, ist aber die wichtigste Stütze für die Annahme, daß einst Kelten in Nordwestdeutschland, in unserer Gegend, ansässig gewesen sein sollen. Man hält diese Flußnamen jetzt für germanisch. Haben aber, was danach auf sehr schwachen Füßen steht, einst Kelten im Braunschweigischen gewohnt, so sind sie allerspätestens um 300 v. Chr., vielleicht schon viel früher, von dort verschwunden, denn damals reichten die Germanen sicher bis an die Weser[3]). Oder aber die angenommenen nordwestdeutschen Kelten sind, wenn nicht von den nachdrängenden und einrückenden Germanen schon verdrängt, von diesen aufgesaugt worden. Doch die Anzeichen für das Vorhandensein von Kelten in unsrer Gegend sind so gering und die anthropologische Erscheinung unsres blonden Volkes ist so verschieden von der der dunklen Kelten, daß wir nur geringen Wert auf die Behauptung zu legen haben, eine keltische, vorgermanische Bevölkerung habe einst in unsrem Lande gewohnt. Ist dieses so, dann steht auch der Annahme nichts im Wege, daß die Menschen, welche in der späten Eisenzeit, etwa um die Mitte des ersten Jahrtausends v. Chr., im heutigen Braunschweigischen lebten, die Vorfahren und Stammväter der ersten bei uns von den Römern genannten germanischen Stämme gewesen sein können, wiewohl auch dafür ein Beweis sich nicht erbringen läßt.

Zum erstenmal taucht ein Völkername bei uns in dem Jahrhundert v. Chr. auf, vor beinahe 2000 Jahren, es sind die von Cäsar[4]) genannten Cherusker, ein germanisches Hauptvolk. Von der Weser im Westen, um den Harz, bis fast zur Elbe reichten ihre Sitze, so daß das heutige Braunschweig zu ihren Kern-

[1]) Deutsche Altertumskunde II, S. 209 ff.

[2]) Bremer, Ethnographie der germanischen Stämme, S. 67. Schon früher wandten sich gegen —apa als keltisch Arnold, Ansiedelungen deutscher Stämme 1880, S. 105, und Jellinghaus, Westfälische Ortsnamen, S. 146.

[3]) Bremer, a. a. O., S. 39, 42.

[4]) Bellum gallicum, Buch VI, Kap. 10.

ländern gehörte. Daß die Cherusker[1]), ein Volk, an das sich große geschichtliche Erinnerungen knüpfen, aus ihren Stammsitzen je ausgewandert wären, davon finden wir in der Geschichte keine Spur, vielmehr ist anzunehmen, daß sie in dem großen Volke der Sachsen aufgingen, das später in ihren Sitzen auftritt.

Ein wesentliches Verdienst der Cherusker ist es, daß sie, vereint mit anderen deutschen Stämmen, die Gefahr der Unterjochung Nordwestdeutschlands in den ersten Jahrzehnten unserer Zeitrechnung verhinderten. Der römische Statthalter Quintilius Varus, welcher damit beschäftigt war, die Länder zwischen Rhein und Weser in eine römische Provinz zu verwandeln, unterlag dem Cheruskerfürsten Arminius in der Schlacht im Teutoburger Walde (9 n. Chr.) und in den folgenden Kämpfen wurden die Römer gezwungen, ihren Plan, die Elbe zur Ostgrenze ihres Reiches zu machen, aufzugeben. So blieb Niedersachsen frei von der römischen Herrschaft. Hundert Jahre nach dieser Zeit aber verschwinden die Cherusker, die von den südlicher wohnenden Chatten politisch vernichtet wurden. Zwar werden sie nochmals am Ende des vierten Jahrhunderts unter den deutschen Stämmen, die sich gegen Kaiser Konstantin empörten, genannt, doch scheint diese Erwähnung nur auf einer geschichtlichen Rückerinnerung (des Rhetors Claudian) zu beruhen.

Gegen Ende des ersten nachchristlichen Jahrhunderts kommen für unser Gebiet nach dem Berichte, welchen Tacitus in seiner im Jahre 98 n. Chr. verfaßten „Germania“ giebt, folgende germanische Völkerschaften in Betracht, welche teils als Bewohner, teils als nahe Nachbarn des heutigen Braunschweiger Landes anzusehen sind. Im Norden, östlich von den Friesen, saßen an der Wesermündung und bis zur unteren Elbe hin die Chauken, ein den ihnen benachbarten, später viel genannten Sachsen nahestehendes Volk; südlich von ihnen, an beiden Weserufern, die Angrivarier; östlich von diesen, zwischen Aller und Elbe, in der Heide und dem späteren Bardengau, die Langobarden. Dieses berühmt gewordene Volk, dessen Name kaum als Langbärtige zu deuten ist, sondern auf die altniederdeutsche Barde (Beil, Streitaxt, Hellebarde) zurückgeht, gehörte zur anglofriesischen Gruppe der germanischen Völker, wie zahlreiche Übereinstimmungen im Recht, Wortschatz und Mythologie mit den Alt- und Angelsachsen beweisen. Aus ihren Stammsitzen an der unteren Elbe erfolgte wahrscheinlich im dritten Jahrhundert ihr Auszug; er ging wohl elbaufwärts durch Böhmen, Mähren, an die Donau. Im sechsten Jahrhundert gelangten sie nach Italien,

[1]) Man hat oft gefragt, was denn der Name dieser unsrer „braunschweigischen Urahnen“, der Cherusci, bedeute. Die Antworten darauf sind so mannigfach und widersprechend ausgefallen, daß man da wohl sagen darf: wir kennen die Bedeutung nicht. Zeuß (Die Deutschen und die Nachbarstämme, S. 105) deutet sie als „Schwertmänner“; Grimm (Geschichte der deutschen Sprache, S. 612) leitet den Namen von dem personifizierten Heru, als Schwertgott und Ahnherrn, ab; R. Much (Paul und Braun, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache, XVII, S. 59) erkennt in ihnen Hirsche oder Hirschsöhne; Leistner (Germanische Völkernamen, Württemberg. Vierteljahrshefte, N. F. 1892, S. 24) sieht in ihnen solche, die einen Heereszug mitgemacht haben, Plünderer. Man darf danach wählen.

wo in der Lombardei ihr Name noch haftet. Aber auch im alten Stammlande blieb derselbe erhalten. Bardi heißen sie mit abgekürztem Namen bei Helmold, einem Braunschweiger, der in der Zeit Heinrichs des Löwen schrieb; Bardonwic, das heutige Bardewiek, trägt noch des Volkes Namen [1]).

An die Angrivarier und Langobarden schlossen sich nach Osten und Süden zu die Cherusker an, von der Weser bis nach der Elbe hin und im Süden um den wohl damals noch unbewohnten Harz hausend. Als ihre Nachbarn werden die Fosen genannt, die möglicherweise, nach dem Namenklange schließend, an dem Flüßchen Fuse wohnten.

Hinsichtlich der Wohnsitze der im vorstehenden genannten Völkerschaften haben wir uns nur auf ganz allgemeine Angaben beschränken müssen; eine genauere Feststellung der Grenzen ist nicht möglich, da die gleichzeitigen Quellen darauf bezügliche Nachrichten nur ausnahmsweise enthalten. Es kommt hinzu, daß in dem Zeitraume, dem unsere Quellen entstammen, sich die Grenzen der einzelnen Völkerschaften mehrfach verschoben, so daß die zu verschiedenen Zeiten aufgezeichneten Berichte in vielen Fällen voneinander abweichen [2]).

Ethnographisch scheinen die hier für unser weiteres Gebiet genannten deutschen Stämme nicht einheitlich gewesen zu sein. Nach einer alten, von Tacitus (und entstellter bei Plinius) berührten Stammessage [3]) leiteten die germanischen Hauptvölker sämtlich ihre Geschlechter von drei Söhnen des „Mannus, Sohnes des erdgeborenen Gottes Tuisto", ab und benannten sich danach Istaevones, Ingaevones und Herminones. Die Istaevones, im Westen nach dem Rhein zu wohnend, haben keinen Bezug auf unser Gebiet. Die Gruppe der Ingaevonen umfaßte die germanischen Völker an der Nordsee. Die Cherusker gehörten nach Plinius zu den in Germaniens Mitte wohnenden Herminonen, ebenso wie die südlicher und östlicher von ihnen wohnenden Chatten, Hermunduren und Sueven. In großen allgemeinen Zügen kann man den ethnographischen Unterschied der drei Gruppen etwa so kennzeichnen, daß die Ingaevonen den späteren Friesen und Niedersachsen, die Herminonen etwa den Thüringern, die Istaevonen den Franken entsprechen, Völkern, die später in den drei Gruppengebieten die herrschenden wurden.

Die Namen der hier für unser Land genannten kleineren Stämme verschwinden und an ihre Stelle tritt vom zweiten Jahrhundert an, allmählich von Norden nach Süden sich ausbreitend, der Stamm der Sachsen. Er begegnet uns zum erstenmale bei dem großen Geographen Ptolemäus, welcher berichtet, daß sie an der unteren Elbe „auf dem Halse der kimbrischen Halbinsel" wohnten [4]), wo sie offenbar schon längere Zeit gewohnt hatten, wenn auch Tacitus sie unter

---

[1]) Brückner, Die Sprache der Langobarden, S. 24. L. Schmidt, Zur Geschichte der Langobarden, Leipzig 1885, S. 45.

[2]) Vergl. übrigens die Karten bei Bremer, a. a. O., Taf. III, IV, V.

[3]) Tacitus, Germ. 2. Plinius, H. N. 4, 14.

[4]) Geogr. II 11: *ἐπὶ τὸν αὐχένα τῆς Κιμβρικῆς χερσονήσου Σάξονες* — das ist die erste Nennung unseres Volkes.

den vielen ihm bekannten deutschen Stämmen nicht nennt. Ihre eigentliche uns bekannt gewordene Heimat ist also das südliche und westliche Holstein.

Es ist ein schwieriges und noch nicht genügend aufgehelltes Kapitel der deutschen Frühgeschichte, wie es gekommen ist, daß der Name und das kleine Volk der ursprünglichen holsteinischen Sachsen schließlich für ganz Nordwestdeutschland alleinherrschend wurde und wie die früher genannten und noch andere deutsche Völkerstämme verschwinden und allein den Sachsen Platz machen, die eine gewaltige Anziehungs- und Ausdehnungskraft besessen haben. Wahrscheinlich ist Verschmelzung jener Völker mit den zur Herrschaft über sie gelangten erobernden Sachsen eingetreten, die in Norddeutschland auf verwandte Stämme stießen und diese deshalb um so leichter sich angliedern konnten. Die Sachsen wurden als Eroberer die herrschenden und nahmen die unterworfenen Stämme in sich auf. Letztere bildeten die Masse, die Sachsen die herrschende Schicht, nach der schließlich alles benannt wurde. Die alte Kultur der Bronzezeit in den Ursitzen der Sachsen und in unserm braunschweigischen Lande war aber, wie die Funde beweisen, die gleiche, nur etwas höher entwickelt im Norden. Hier wie da saßen gleiche oder nahe verwandte germanische Stämme und daher auch konnten die Sachsen so schnell die Amalgamierung mit den Stämmen an der Aller und Oker durchführen, welche stets die Grundlage der Bevölkerung bildeten. Daß die Sachsen in ein menschenleeres Land gekommrn seien, davon erfahren wir nichts. Zunächst haben sich die Sachsen mit den westlich von ihnen an der Nordseeküste und von da landeinwärts wohnenden Chauken, friedlich oder durch Unterwerfung, zu einem Volke vereinigt. Beide zusammen erscheinen vom vierten Jahrhundert an unter dem Namen der Sachsen. Diese Nordseesachsen waren es, welche damals schon ihre Züge über das Meer bis nach Nordfrankreich ausgedehnt haben und wo ein Teil der Küste als litus saxonicum bezeichnet wurde. Von hier aus fand wohl auch, gleich nach dem Jahre 400, die Eroberung Englands statt, welches von den Römern aufgegeben war und in jener Zeit auch Saxonia transmarina genannt wurde.

Wie die ihnen zunächst benachbarten Chauken[1]) haben die holsteinischen Sachsen dann auch die andern nordwestdeutschen Stämme, wohl zuerst die Angrivarier (Engern) an der mittleren Weser unterworfen; das von den Langobarden nach deren Auswanderung teilweise frei gewordene Land wurde sächsischer Besitz; Cherusker, Amsivarier, Chamaven, die Brukterer an der Lippe folgten. Um das Jahr 300 reichte das Sachsenland westlich bis zur Zuidersee, die ostfriesischen Landschaften wurden im 6., Westfalen im 7. Jahrhundert erobert. „Das gesamte Sachsenland, mit Ausnahme der unteren Weserlandschaft und Holsteins, hatte also eine nicht sächsische Grundbevölkerung. Diese wurde zusammengehalten und verschmolz mit den sächsischen Eroberern zu einer Nation infolge der geschaffenen politischen Organisation; das sächsische Stammesbewußtsein aber hat sich in dem Volke befestigt infolge des zähen Festhaltens an dem germanischen

[1]) Andere Ansicht: Die Chauken sind das Hauptvolk der Franken geworden.

Glauben, der eine Scheidewand gegen die christlichen Franken aufrichtete[1])." Was der Name der so zu einem großen, mächtigen und kriegerischen Volke zusammengewachsenen Sachsen betrifft, so nannten sie sich selbst nach ihrer Nationalwaffe, dem sahs, sax[2]).

Im sechsten Jahrhundert erfolgte eine Ausdehnung der Sachsen nach Osten und Südosten, die für die ethnographische Gestaltung unseres Landes von Bedeutung wurde, indem ein Teil des alten Thüringerreiches unter die sächsische Botmäßigkeit geriet. Dieses reichte von Regensburg bis Magdeburg, seine Hauptstadt war Scheidungen a. d. Unstrut. Als 531 ein Krieg zwischen den Franken und Thüringern ausbrach, erhielten die ersteren Unterstützung durch ein sächsisches Heer, der letzte Thüringerkönig Irminfried wurde besiegt und zum Lohn für ihre Mithülfe erhielten die Sachsen den nördlichen Teil seines Gebietes zwischen Oker, Harz und Elbe bis zur unteren Saale und Elbe. Infolgedessen verbreitete sich die sächsische Sprache bis zur unteren Saale aus, wo noch heute ihre Grenze ist. Die Bewohner des nördlichen Thüringens aber, zumal jene des Nordthüringaus, südlich der Ohre und westlich von Magdeburg, verschmolzen mit den Sachsen und trugen bei zur Bildung der heutigen Bevölkerung Braunschweigs in seinem nordöstlichen Teile. Sei es in Ortsnamen, sei es in der Bauart der Häuser, man erkennt noch heute thüringische Art in diesem dem Sachsenlande angegliederten Gebiete.

Die Kämpfe und Wanderungen, welche im sechsten Jahrhundert stattfanden, hatten die Bevölkerung in weiten Gebieten des östlichen Sachsenlandes stark vermindert. Eine Folge davon war, daß die Slawen (Wenden), die bei ihrem Vordringen gegen Westen die Elbe erreicht hatten, nun auch über diesen Fluß hinausrückten, die Altmark, den Norden des Lüneburgischen besetzten und in unserer Gegend bis nach Gifhorn und Helmstedt vordrangen, so daß hier auch wendisches Blut in einen kleinen Teil der braunschweigischen Bevölkerung kam. Über die Wenden unsers Gebietes wird im letzten Hauptstück dieses Buches ausführlicher die Rede sein.

Die größte durchgreifende Umgestaltung der Verhältnisse Sachsens aber erfolgte durch dessen Einverleibung in das fränkische Reich. Als schon die übrigen deutschen Stämme der Franken Vorherrschaft anerkannten und christlich geworden waren, da stand noch abseits, unabhängig und heidnisch der Sachse. Schon seit dem Vordringen der Sachsen nach Westfalen und bis an die Zuidersee begannen die feindlichen Zusammenstöße mit ihren fränkischen Nachbarn. In der Mitte des sechsten Jahrhunderts jedoch beginnt die fränkische Übermacht gegen

---

[1]) Bremer, a. a. O., S. 135.

[2]) Widukind von Corvey (I, 67) schreibt von seinen Landsleuten: „Nun waren in jenen Tagen bei den Sachsen große Messer üblich, wie sie bis heute die Angeln tragen — Messer heißen in unserer Sprache Sachs und sie seien deshalb Sachsen genannt worden." Auch der britische Geschichtsschreiber Nennius (Hist. Brit., Kap. 46) legt dem Hengist die Worte in den Mund: Eu, Saxones, nimith eure saxas!

die Sachsen fühlbar zu werden und mit Karl dem Großen gelingt es, sie endgültig zu unterjochen und dem fränkischen Reiche einzuverleiben (804).

Nicht nur die Liebe zur Freiheit, sondern auch die Abneigung gegen das Christentum der Franken war es, welche die Sachsen zu so zähem Widerstande veranlaßte, daß ein blutiger, 33jähriger Kampf und die gewaltige Persönlichkeit Karls des Großen dazu gehörten, um endlich sie zu besiegen. Volksrecht, Sitte, Glauben standen für sie auf dem Spiele gegenüber dem mächtigen Herrscher, dem die übrigen deutschen Stämme schon unterthan waren. In den 772 beginnenden verschiedenen Kriegen der Franken gegen die Sachsen, die unter Wittekind kräftig immer und immer wieder aufstanden, ist Karl auch wiederholt in das Braunschweiger Land gekommen. Im Jahre 780 stand er bei Ohrum an der Oker, wo große Scharen der Ostfalen durch Annahme der Taufe Rettung vor dem Tode suchten. So sehr aber die erbitterten Sachsen auch stritten, es war schließlich um ihren Widerstand geschehen; selbst Wittekind unterwarf sich, an erfolgreicher Gegenwehr verzweifelnd, und empfing in Attigny im fränkischen Lager die Taufe. Noch zuckte es hier und da, dann war die nationale Unabhängigkeit der Sachsen vernichtet und das Christentum hielt seinen siegreichen Einzug, der alte heidnische Glaube erlosch langsam; Verwaltung und Justiz wurden nach fränkischer Art eingeführt.

Nicht immer einheitlich standen die Sachsen in ihren Kämpfen den Franken gegenüber; bald stritt der eine, bald der andere Teil des über weite Landstrecken verbreiteten Volkes gegen den Feind. Zuerst in diesen Kriegen gegen Karl den Großen hören wir von Unterabteilungen der Sachsen, die naturgemäß nach territorialen Verhältnissen und auch ethnographisch durch die Unterwerfung und Auffaugung verschiedener deutscher Stämme sich herausgebildet hatten. Diese Unterabteilungen der Sachsen sind:

1. Westfalahi, Westfalai, Westfali, die westlichen Sachsen, deren Name im Lande Westfalen bis auf unsere Tage gekommen ist.

2. Angrarii, Angari, Engern, die mittleren Sachsen, die an die Stelle der früher an der Weser genannten Angrivarii getreten und deren Nachfolger sind.

3. Ostfalahi, Ostfalai, Ostfali, auch Osterliudi, Austreleudi, Austrasii genannt, die Ostsachsen. Ihr Land reichte von der Elbe und Unstrut bis zur Lüneburger Heide, bis Hannover und bis über Hildesheim hinaus. In der östlichen Hälfte war es sicher von altthüringischer Bevölkerung bewohnt, während im Westen wohl cheruskisch-sächsische vorherrschte. Der Name —falahi, der bei Ost- wie Westfalen wiederkehrt, stammt von dem germanischen falh, Ebene, Flachland. In unsrer braunschweigischen Mundart hat sich das Wort falje, f. erhalten. Es bedeutet die umgepflügte, in Schollen daliegende, noch nicht von der Egge berührte Landfläche[1]). Ursprünglich war der Name dieses sächsischen

[1]) Grimm (Gesch. d. d. Sprache, 630) leitet falah, falh von altf. felhan, got. filhan, ahd. felahan = condere, tegere ab; falah wäre ein conditus, constitutus, also ein Geschaffener, Ansässiger. R. Much, Korrespondenzblatt der deutschen Anthropol. Ges. 1898, S. 113) nimmt einen Zusammenhang mit der Insel Falster, die er als

Teilstammes auf den Gau Astfalon beschränkt, der von der Leine bis zur Oker reichte und dann später, wohl nach der Unterwerfung der Thüringer 531, auf das ganze ostfälische Land übertragen wurde. Unser braunschweigisches Hauptgebiet liegt ganz im alten Ostfalen. Hier ist unser Volk seßhaft geblieben, hat es sich in dem gleichen Lebensraume zwischen Harz und Aller weiter entwickelt, aber auch viel von der alten Eigenart fortvererbt, dabei sich im Blute reiner erhaltend, als viele andere deutsche Stämme, in deren Adern keltisches, römisches, slawisches Blut fließt.

4. Nordalbingi, Nordliudi, Saxones transalbiani, die auf dem alten Urboden in Holstein sitzenden Sachsen.

Eine jede dieser großen sächsischen Landschaften wurde in eine Anzahl von Gauen zerlegt, die nunmehr königlichen Beamten, den Grafen, unterstellt wurden. Für jenes Gebiet, das in dieser „Volkskunde" behandelt wird, kommen nur ostfälische Gaue in Betracht.

1. Der Gau Astfalon mit Lera, welcher von der Leine bis zur Oker reicht und dem die westlichen Teile der heutigen Kreise Braunschweig und Wolfenbüttel angehören. 2. Der Derlingo mit den östlichen Teilen dieser beiden Kreise und dem größeren Teile des Kreises Helmstedt. 3. Der Nordthuringa, dessen nördlichster Teil am Drömling, heute Teile des Amts Vorsfelde bildend.

Während durch die Gauverfassung die politische Unabhängigkeit der Sachsen zerstört und ihre Angliederung an das fränkische Reich durchgeführt wurde, fand eine weitere und noch nachhaltigere Unterwerfung durch die christliche Kirche und die Stiftung von Bistümern statt, die weiter für die Befestigung der neuen Ordnung sorgten, aber auch die christliche Kultur an Stelle des alten heidnischen Glaubens setzten. Hier kommen in Betracht die Diöcesen Hildesheim und Halberstadt. Die Oker schied vom Harze bis zur Mündung der Schunter beide Sprengel, so daß die Grenze mitten durch die Stadt Braunschweig führte. Unser Gebiet westlich der Oker war also in kirchlicher Beziehung Hildesheim unterthan; der östliche Teil gehörte zu Halberstadt.

Eine größere politische Einheit, welche das Land der Sachsen vorher nicht besessen, erlangte es erst, als König Ludwig der Deutsche für Sachsen ein Herzogsamt stiftete und dieses einem eingeborenen Edlen, dem Grafen Ludolf, übertrug. Als Herzogtum war Sachsen ein Teil des Deutschen Reiches. Im 12. Jahrhundert gelangte es an das Haus der Welfen und mit dem Sturze Heinrichs des Löwen (1180) hatte es sein Ende erreicht, um zersplittert zu werden[1]).

Sitz der Falen deutet, an, da von dort aus die Sachsen Zuzug erhalten hätten. Vergl. unten die Flurnamen unter Vale.

[1]) Doch hat der Name sich erhalten. Noch längere Zeit nach Heinrichs Sturz sprach man von Nordwestdeutschland als dem „Lande Sachsen", dessen Begriff sich jedoch allmählich zu verschieben begann. Zunächst ging der Name auf die Besitzungen Bernhards von Askanien über, dessen Lande an der mittleren Elbe lagen und der dazu Lauenburg gewann. Sein Geschlecht starb 1422 aus und sein Land kam an den Wettiner Friedrich den Streitbaren von Meißen. Damit erhielt die Mark Meißen den Namen

Überblicken wir am Schlusse dieser der Frühgeschichte gewidmeten kurzen Übersicht an der Hand der Thatsachen nochmals die Verhältnisse, die zur heutigen ethnographischen Zusammensetzung der Bewohner der Kreise Braunschweig, Wolfenbüttel und Helmstedt führten, so können wir zunächst hervorheben, daß das Vorhandensein einer vorgermanischen, keltischen Bevölkerung zwar als möglich anzunehmen, aber nicht genügend erwiesen ist. War sie vorhanden, so sind ihre Reste als Unfreie in der germanischen Bevölkerung aufgegangen. Diese beginnt vor 2000 Jahren mit den Cheruskern in das Licht der Geschichte hervorzutreten; in den Landschaften westlich der Oker wird deren Blut sich in der Bevölkerung erhalten haben. Östlich der Oker haben die Thüringer an der Schaffung der heutigen Bevölkerung ihren Anteil und in geringem Maße auch die Wenden, die ihre äußerste westliche Ausdehnung im Mittelalter bei Helmstedt erreichten.

Abgesehen von dem Blute, das fremde Kriegsvölker vorübergehend — im 30jährigen Kriege, zur Franzosenzeit — in kleinen Mengen der braunschweigischen Bevölkerung einimpften, hat sich die Bauernbevölkerung rein germanisch erhalten, wie wir dieses im anthropologischen Abschnitte zeigen werden. Für die allerneueste Zeit müssen wir mit Bedauern feststellen, daß durch den massenhaften Zuzug polnischer und auch tschechischer Arbeiter in Landwirtschaft und Gewerbe ein fremdes, sehr minderwertiges Element unserer Bevölkerung, sowohl in den Städten als auf dem flachen Lande, sich zuzugesellen beginnt, minderwertig in körperlicher und geistiger Beziehung[1]).

Noch aber schlägt im Charakter und der Eigenart das alte Sachsenblut mächtig bei unserer Bevölkerung durch; wohl schwindet mehr und mehr die eigene Sprache der Niedersachsen, um in der hochdeutschen allmählich aufzugehen, aber dem Oberdeutschen gegenüber ist in Körper und Geist noch ein vielfach scheidender Zug zu erkennen, den der tausendjährige Zusammenhang mit den übrigen Deutschen nicht zu verwischen vermochte. Über die berechtigte Sonderart aber stellt der Braunschweiger mit Stolz heute das gemeinschaftliche deutsche Volksbewußtsein!

„Sachsen", wo er, wie in den thüringischen Ländern (sächsischen Herzogtümern), heute gilt. Ein aus verschiedenen deutschen und slawischen Elementen zusammengewachsener Volksstamm auf kolonisiertem Boden trägt jetzt den fast 2000 Jahre alten Sachsennamen. Für die Nachkommen der echten alten Sachsen ist (infolge der Kreiseinteilung des Deutschen Reiches) die Bezeichnung „Niedersachsen" aufgekommen und nur in einzelnen Ausdrücken, wie „Sachsenroß", „sächsisches Haus", erklingt noch die alte uns zukommende Bezeichnung.

[1]) In der Sitzung der braunschweigischen Landesversammlung vom 28. März 1900 rief, bei Besprechung der landwirtschaftlichen Verhältnisse, der Abgeordnete Kleye aus: „Sehen Sie sich doch die stupiden slawischen Gesichter in unsern Dörfern an, deren kommen immer mehr." Es ist ein wahrer Jammer, wie unsere stramm niedersächsische Bevölkerung durch die einwandernde schlechte Rasse verdorben wird. Die Gerichte wissen auch von diesen Fremdlingen zu erzählen!

Zur Kenntnis der Anthropologie der Braunschweiger.

Schon aus der Überschrift geht hervor, daß wir fern davon sind, eine vollständige Schilderung der anthropologischen Verhältnisse unserer Bevölkerung geben zu können. Der blonde, blauäugige Typus der Germanen, wie er von den klassischen Schriftstellern hervorgehoben wird, und die den Römern gegenüber höhere Gestalt, diese Züge sind auch heute noch vorhanden, bei uns wie bei den übrigen Nordvölkern, den Skandinaviern und Engländern. Es ist schon oben betont worden, daß aus der Steinzeit, als man die Leichen beisetzte, uns leider keine Skelettreste erhalten geblieben sind, aus denen sich anthropologische Schlüsse für die heutige Bevölkerung ableiten ließen. Auch die frühmittelalterlichen Nachrichten sind dürftig, wo es sich um die Körperbeschaffenheit der Sachsen handelt. Eine Schilderung jener Sachsen, welche zur Unterstützung der Franken gegen die Thüringer (531) herbeieilten, ist uns erhalten geblieben[1]). Neuntausend derselben stellten sich im fränkischen Lager ein, von den Franken angestaunt wegen ihrer Körperkraft und ein Gegenstand der Bewunderung wegen des auf die Schultern herabwallenden langen Haupthaares. Es ist hierbei aber zu bemerken, daß Widukind nur nach der Sage berichtet hat, denn er schrieb 400 Jahre später, als der Kampf bei Burgscheidungen stattfand. Einen Beweis haben wir noch, daß die Sachsen unserer Gegend vor 1400 Jahren etwa so ausgesehen haben wie die heutigen Bewohner. Aus dem Gräberfelde von Rosdorf bei Göttingen, das schon vor längerer Zeit ausgebeutet wurde, und das in das fünfte bis siebente Jahrhundert nach Christus gesetzt wird, stammen kräftige Schädel, von denen Prof. Fr. Merkel einen nach den Regeln der vergleichenden Anatomie durch Aufsetzung der Weichteile rekonstruierte[2]). Er erhielt so die Büste eines „alten Leinegauers", der zur Merowingerzeit gelebt hat. Seitdem hat aber die dortige Bevölkerung sich nachweisbar nicht verschoben und die heutigen Grubenhagener dürfen als Nachkommen der Anno 600 dort ansässigen Sachsen gelten. Der Schädel mit einem Längenbreitenindex von 73 entstammte einem etwa 50jährigen Manne; er zeigte nach der sachgemäßen Ergänzung der Weichteile „den niedersächsischen Typus, wie er noch heute in der Göttinger

[1]) Widukind von Corvey I, 9.

[2]) Rekonstruktion der Büste eines Bewohners des Leinegaues. Archiv für Anthropologie, Bd. 26, S. 449 (1899).

Gegend überall vorkommt". Ich füge hinzu, dieser rekonstruierte Leinegauer begegnet uns noch heute in allen Dörfern an der Oker, der Aller, der Lüneburger Heide, zumal bei den älteren Männern mit glattrasiertem Gesicht. Jener Schädel ist so alt, daß man ihn bei der Frage nach der Beständigkeit der Rassen herbeiziehen darf, und nach dem, was dieser Schädel und die an ihm vorgenommene Rekonstruktion uns lehrt, vermögen wir nur zu sagen, daß der Typus der Bewohner unseres Landes seit 1400 Jahren der nämliche geblieben ist. Um die allgemeine Gültigkeit dieses Satzes zu beweisen, bedürfte es aber für andere Gegenden Niedersachsens noch eine ganze Anzahl gleicher Rekonstruktionen.

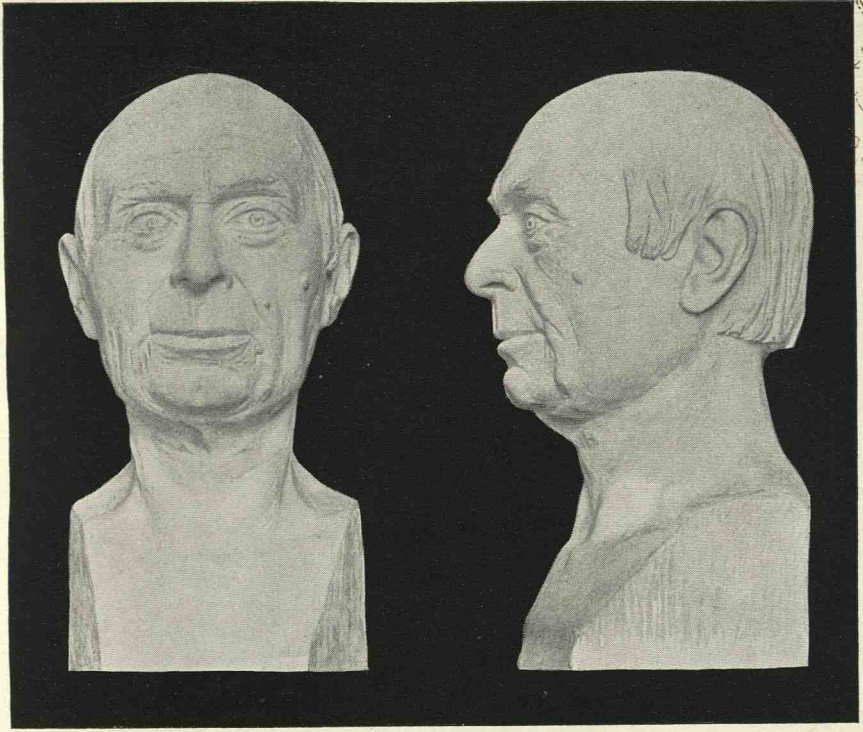
Aber die eine Rekonstruktion ist schon belangreich und die Büste Merkels, verglichen mit jenen Männerbüsten, welche der Bildhauer Habich für das Städtische Museum nach lebenden braunschweigischen Bauern modelliert hat, erweist die große Übereinstimmung. Die Habichschen Büsten geben in charakteristischer Weise unseren heutigen, wohl uralten Bauerntypus wieder (Tafeln II, III).

Was die anthropologische Untersuchung der heutigen Bevölkerung Braunschweigs angeht, so hat man erst in allerjüngster Zeit begonnen, sich damit zu beschäftigen. Noch 1896 konnte ich in der ersten Auflage dieses Buches klagen: „Leider ist es nicht möglich, eine Darstellung der Körperbeschaffenheit unseres Volkes zu geben, die sich überall auf sichere Messungen und Zahlen gründet. Es fehlt durchaus an Einzeluntersuchungen, die uns gestatten würden, auf die Anthropologie der Braunschweiger einzugehen: keine Körper- und Schädelmessungen, keine Arbeit über das Wachstum der Kinder u. s. w. liegt vor, und doch wäre dieses eine sehr dankbare Aufgabe." Seitdem ist es wenigstens in Bezug auf die Schädelmessungen etwas besser geworden.

Wenn in älteren Schriften von der Körperbeschaffenheit der Braunschweiger die Rede war, so begnügte man sich damit, auf ihre germanische oder niedersächsische Erscheinung hinzuweisen. In einem älteren Werke[1]) heißt es richtig: „Gedrungene kräftige Glieder, blaue, nicht selten trotzige Augen, goldgelbes Haar und treuherzige Gebärden findet man unter dem braunschweigischen Landvolke häufiger als schwächliche Körper, dunkle Augen und schwarzes Haar." Damit begnügte man sich; doch bei dem heutigen Stande der anthropologischen Wissenschaft sind solche allgemeinen Angaben nicht mehr am Platze.

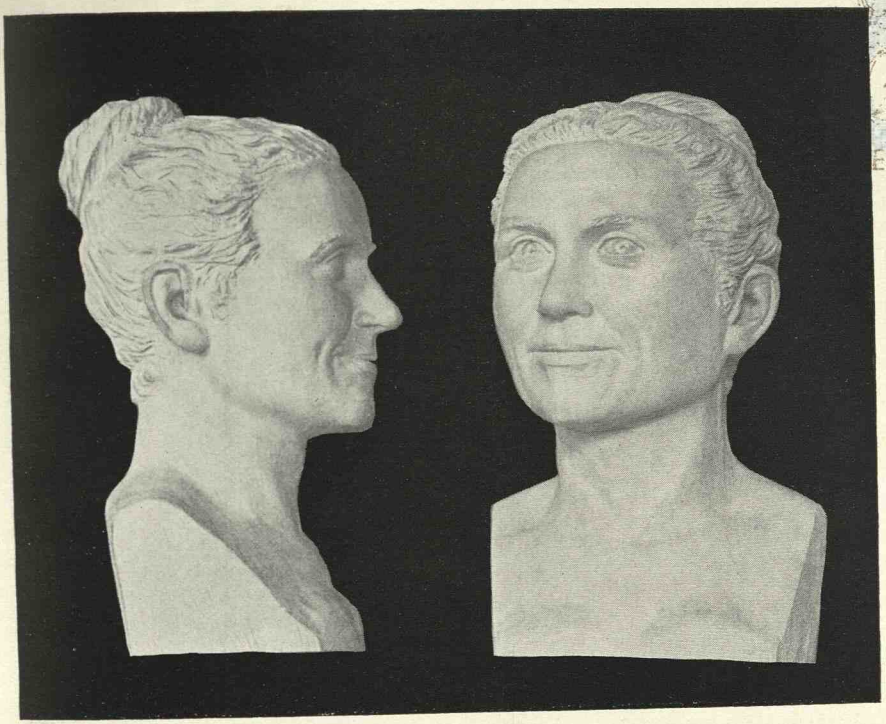
Die großartige statistische Untersuchung über die Farbe der Haut, der Haare und der Augen der deutschen Schulkinder[2]), welche wir Virchows Anregung verdanken, giebt in diesen Beziehungen über die Braunschweiger Auskunft. Unter 6 758 827 deutschen Schulkindern, welche untersucht wurden, befanden sich auch 55 043 aus dem Herzogtum Braunschweig. Bei dieser Untersuchung kam es darauf an, den blonden, also germanischen Typus von dem bräunlichen, fremden zu trennen. Als blonder Typus wurden die Kinder mit blondem Haar, blauen Augen und weißer Haut angesehen, als brauner jene mit schwarzen oder braunen

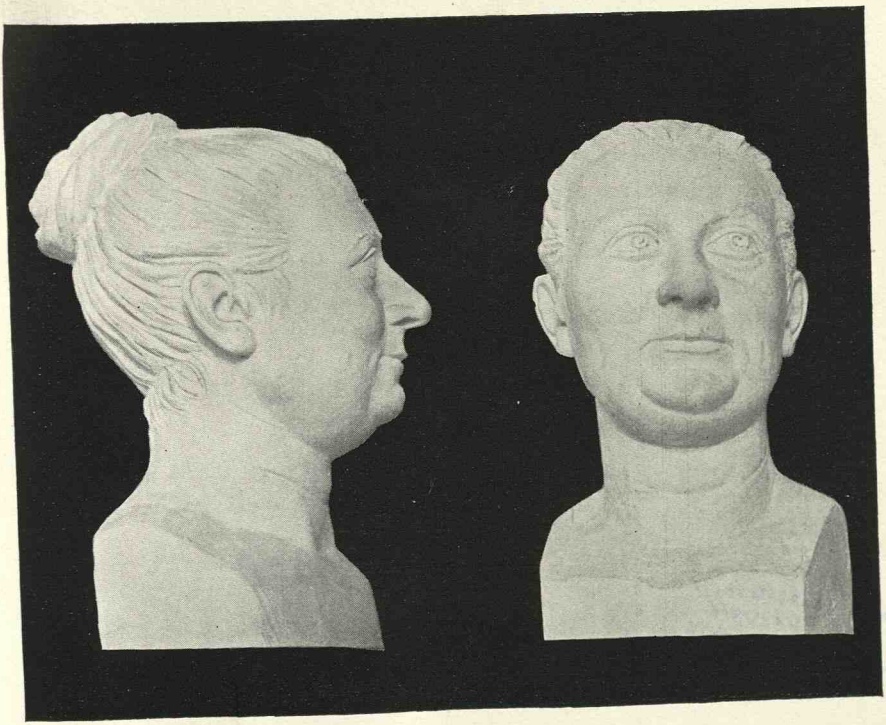
[1]) Venturini, Das Herzogtum Braunschweig, Helmstedt 1847, S. 68.
[2]) Archiv für Anthropologie XVI, S. 245 ff. (1886).





Braunschweiger Bauerntypen.





Braunschweiger Bauerntypen.

Nach dem Leben modelliert von Habich. Originale im Städt. Museum.

Herzogtum

Kreis	Blaue Augen, blonde Haare, weiße Haut		Blaue Augen, braune Haare, weiße Haut		Blaue Augen, braune Haare, braune Haut		Graue Augen, blonde Haare, weiße Haut		Graue Augen, braune Haare, weiße Haut		Graue Augen, braune Haare, braune Haut		Graue Augen, schwarze Haare, braune Haut	
	abs.	Proz.	abs.	Proz.	abs.	Proz.	abs.	Proz.	abs.	Proz.	abs.	Proz.	abs.	Proz.
	1		2		3		4		5		6		7	
Braunschweig . .	5213	41,45	453	3,60	56	0,45	3529	28,06	629	5,00	81	0,64	6	0,05
Wolfenbüttel . .	4187	41,79	470	4,68	49	0,49	2637	26,32	502	5,01	83	0,83	8	0,08
Helmstedt . . .	4385	42,69	475	4,62	40	0,39	2780	27,06	498	4,85	70	0,68	72	0,70
Gandersheim . .	3942	39,90	464	4,69	34	0,34	2674	27,06	472	4,78	49	0,50	2	0,02
Holzminden . .	2946	37,27	357	4,50	14	0,18	2468	31,22	350	4,43	34	0,43	8	0,10
Blankenburg . .	1911	43,56	191	4,35	25	0,57	1107	25,23	200	4,56	32	0,72	2	0,05
Sa.	22584 blonder Typus	41,01	2410	4,38	218	0,40	15195	27,61	2651	4,82	349	0,65	98	0,18

Aber selbst innerhalb eines so kleinen Landes, wie Braunschweig, hat die anthropologische Aufnahme noch Unterschiede ergeben, welche aus obiger Tabelle hervorgehen, die allerdings gegenüber den Unterschieden, welche in ganz Deutschland vorkommen, nicht groß zu nennen sind. Der blonde Typus wird in der Tabelle durch Kategorie 1 dargestellt; der braune ist durch die Kategorieen 9, 10 und 11 zusammengesetzt. Es ergiebt sich daraus für das gesamte Herzogtum, daß der blonde Typus 41,01, der braune 7,77 Proz. der untersuchten Schuljugend umfaßt, während auf die Mischformen (unter denen das blonde Element bei weitem überwiegt) 51,22 Proz., also wenig über die Hälfte, entfallen. Der Kreis Holzminden hat den geringsten Prozentsatz an reinen Blonden (37,27 Proz.), der Kreis Blankenburg den höchsten (46,56 Proz.). Auch der Kreis Gandersheim nähert sich dem benachbarten Holzminden mit nur 39,9 Proz. Blonden. Die drei bei einander liegenden Kreise Braunschweig, Wolfenbüttel, Helmstedt zeigen aber mit bezw. 41,45, 41,79 und 42,69 Proz. Blonden eine große Übereinstimmung, welche anderseits durch die große Übereinstimmung des Prozentsatzes der Braunen, mit rund durchschnittlich 8 Proz., kontrolliert wird.

Bei Gandersheim und Holzminden, welche deutlich einen geringeren Prozentsatz von Blonden als die übrigen Kreise zeigen, von denen sie auch geographisch gesondert sind, mag dieser Unterschied durch stärkeres Eindringen fremder

Braunschweig.

Braune Augen, blonde Haare, weiße Haut		Braune Augen, braune Haare, weiße Haut		Braune Augen, braune Haare, braune Haut		Braune Augen, schwarze Haare, braune Haut		Blaue Augen, rote Haare, weiße Haut		Graue Augen, rote Haare, weiße Haut		Braune Augen, rote Haare, weiße Haut		Andere Kombinationen		Insgesamt
abs.	Proz.	abs.	Proz.	abs.	Proz.	abs.	Proz.	abs.	Proz.	abs.	Proz.	abs.	Proz.	abs.	Proz.	
8		9		10		11		12		13		14		15		
1620	12,88	732	5,82	165	1,31	24	0,19	19	0,15	22	0,17	7	0,06	21	0,17	12577
1165	11,62	684	6,83	121	1,21	25	0,25	31	0,31	11	0,11	7	0,07	40	0,40	10020
1114	10,85	576	5,61	165	1,61	33	0,32	25	0,24	23	0,22	6	0,06	10	0,10	10272
1408	14,25	686	6,94	97	0,98	13	0,13	19	0,19	11	0,11	3	0,03	8	0,08	9882
1039	13,15	548	6,94	87	1,10	22	0,28	19	0,24	4	0,05	1	0,01	8	0,10	7905
569	12,97	247	5,63	53	1,21	6	0,14	10	0,23	4	0,09	10	0,23	20	0,46	4387
6915	12,56	3473	6,31	688	1,25	123	0,22	123	0,22	75	0,14	34	0,06	107	0,19	55043

brauner Typus
Zusammen 4284 = 7,77 Proz.

Elemente in den niedersächsischen Stamm gefördert sein; die übrigen Unterschiede aber sind im Herzogtum so gering, daß sie nur Zufälligkeiten zugeschrieben werden können.

Die ersten anthropologischen Schädelmessungen an Braunschweigern, 1898 unternommen, verdanken wir Dr. Oswald Berkhan. Die von ihm gemessenen Schädel können nur teilweise als vorgeschichtliche bezeichnet werden und die ältesten aus Reihengräbern reichen etwa in die Zeit des Überganges der Niedersachsen vom Heidentum zum Christentum hinein (wie jene von Börnecke und Schoderstedt), während andere jünger sind, und die jüngsten gar erst den im 18. Jahrhundert geschlossenen Friedhöfen im Innern der Stadt Braunschweig entstammen. Alle zusammengefaßt als „altbraunschweigische" Schädel ergeben einen Längen-Breitenindex von 78,2, sie gehören also zu den Mittelschädeln. Demgegenüber ergaben Messungen an blonden lebenden Braunschweigern einen durchschnittlichen Index von 80,6 nach Abzug der Weichteile. Sie näherten sich also mehr den Kurzköpfen[1]). Indessen reicht die Zahl der gemessenen Schädel (je 45 „altbraunschweigische" und von Lebenden) noch nicht hin, um aus ihnen den endgültigen Durchschnitt für die Schädelform der Braunschweiger

[1]) O. Berkhan, Alte braunschweigische Schädel. In „Beiträge zur Anthropologie Braunschweigs. Festschrift". Braunschweig 1898, S. 107 ff.

abzuleiten. Aus benachbarten Gebieten Hannovers besitzen wir auch eine Anzahl von Schädelmessungen, welche J. Deniker[1]) zusammengestellt hat, wonach der Index für die Lebenden 81,4 beträgt, was mit der von Berkhan erhaltenen Zahl ziemlich stimmt.

Als Ergebnis aus dem mitgeteilten, sehr lückenhaften Stoffe können wir demnach feststellen: Die heutigen Braunschweiger weichen bezüglich ihrer Körperbeschaffenheit nicht wesentlich ab von den mittelalterlichen Bewohnern des Landes. Sie sind vorwiegend blonde und blauäugige Menschen, doch sind auch die Mischtypen, hervorgegangen aus der Mischung der Blonden und Braunen, stark vertreten. In Bezug auf die Kopfform herrschen Mittelschädel.

[1]) Les Races de l'Europe I. L'indice céphalique, Paris 1899, S. 52.

Die niederdeutsche Sprache in Braunschweig.

Es kann nicht die Aufgabe einer Volkskunde sein, erschöpfend auf die Mundart einzugehen. Zu berücksichtigen ist dieselbe jedoch; da aber, von wenigen Einzelschriften abgesehen, nichts Zusammenfassendes vorliegt, kann ich nur Andeutungen bringen, so gut oder schlecht, wie sie einem, der nicht germanische Sprachen studiert hat, möglich sind. Wir vermissen selbst noch ein Idiotikon der braunschweigischen Mundart, wie es für die Nachbarländer längst vorhanden ist[1]).

Die niederdeutsche Mundart, welche noch jetzt von dem Landvolke im Hauptteile des Herzogtums allgemein gesprochen wird, bezeichnet man als ostfälische; sie wird wiederum durch die Oker in zwei Untermundarten, den ost-ostfälischen und den west-ostfälischen, geschieden (Otto Bremer, Karte der deutschen Mundarten in Brockhaus' Konv.-Lexikon, 14. Aufl., Bd. V). Ganz gehört dieses Land dem Gebiete des mik und dik (mek und dek) an, wie diese Pronominalformen bei uns ausgesprochen werden, im Gegensatz zu dem weiter nördlich gelegenen Gebiete des mi und di, welches schon am Zusammenflusse der Leine und Aller und bei Ülzen sich ausdehnt[2]). Was die scharfe Trennung unserer Mundart in eine östliche und eine westliche betrifft, so hat Eduard Damköhler nachgewiesen, daß von Harzburg ab nach Norden zu eine Dialektgrenze zwischen einem östlichen monophthongischen und einem westlichen diphthongischen Sprachgebiete verläuft. Im Osten spricht man hûs, hûser, mîn, im Westen dagegen hius, huiser, me^{i}n (meu^{i}n, mu^{i}n). Die sprachlichen Verschiedenheiten dieser Gebiete sind so bedeutend, daß Damköhler an eine ethnographische Verschiedenheit derselben glaubt. „Man wird nicht irren," sagt er, „wenn man annimmt, daß die Westfalen, Engern und Ostfalen auch dialektisch verschieden waren, wie ja in der That das Westfälische vom Engrischen sich heute unterscheidet. Nun giebt es aber zwischen Engern und Ostfalen keine andere durchgreifende Sprachgrenze als die eben genannte an der Oker. Denn wenn auch das westliche diphthon-

[1]) Ein solches von Th. Reiche steht in Aussicht. Für Göttingen = Grubenhagen, wo eine nahe verwandte Mundart herrscht, gab 1858 Schambach sein vortreffliches Wörterbuch heraus. Das Wörterbuch der altmärkischen Mundart von Danneil erschien 1859. Eine gute Arbeit ist H. Becks „Idiotikon von Nordsteimke bei Vorsfelde" (Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 1897), in welchem viele besonders braunschweigische niederdeutsche Wörter aufgezeichnet sind.

[2]) Vergl. Babucke im Jahrb. f. niederd. Sprachforschung 1881, S. 71.

gische Gebiet noch manche Verschiedenheiten zeigt, so scheinen diese doch untergeordneter Natur zu sein und berechtigen nicht zur Annahme ethnographischer Verschiedenheit. Ich vermute daher, daß jene Sprachgrenze zugleich Stammesgrenze der Engern und Ostfalen ist. Diese Vermutung widerspricht freilich der gewöhnlichen Annahme, daß Ostfalen sich bis an und über die Leine erstreckte (Spruner-Menke, Histor. Handatlas, Nr. 33). Dagegen giebt Pieper, Die Verbreitung der deutschen Dialekte bis um das Jahr 1300, das engrische Gebiet übereinstimmend mit der heutigen Sprachgrenze an[1])." Unterstützend für Damköhlers Ansicht, daß die engrisch-ostfälische Grenze der Oker entlang lief, kann noch angeführt werden, daß die Oker ehedem die Halberstädter (östlich) und Hildesheimer (westlich) Diözese schied, die sich den Stammesgrenzen vielleicht anbequemt haben werden. Jellinghaus, auf die Dialektgrenze, welche die Oker bildet, eingehend[2]), wirft dabei die Frage auf, ob sie statt der engrisch-ostfälischen Grenze nicht vielmehr die Ostgrenze eines älteren deutschen Stammes gebildet habe, z. B. der Cherusker und der „zu ihnen gehörigen", als die der Enghere herescepe (Erhard, Regesten, Nr. 1102) genannt wird.

Ungebrochen, in vollster Geltung, in Rede und Schrift, am Hofe und in der Stadt, in allen amtlichen Kundgebungen, auf der Kanzel und in der Schule hat bis zum Ausgange des 15. Jahrhunderts die alte Sprache der Väter in unserm Lande geherrscht, bis sie der großen deutschen Einheitssprache allmählich zum Opfer fiel und bei uns zum Aschenbrödel wurde. Freilich lebt sie noch, wenn auch immer mehr an Kraft und Ursprünglichkeit einbüßend, auf dem Lande, aber irgend welche Geltung in Amt und Schrift, in Kirche und Schule hat sie nicht mehr und wird sie auch nie wieder erringen. Wie dieses Zusammenschrumpfen in der Zeit vor sich gegangen, darüber habe ich die folgenden Data gesammelt.

Das Auftreten Luthers und die Ausbreitung der Reformation gaben den nachhaltigen Anstoß zur Verdrängung des Niederdeutschen. Damit wurde für ganz Deutschland die große Gefahr beseitigt, daß unser Vaterland dauernd sprachlich in zwei Hälften zerfallen wäre. Die Kosten des Prozesses trug die niederdeutsche Sprache, welche bis dahin den Norden ausschließlich beherrschte. Zwar ist in der Stadt Braunschweig die Reformation durch einen Niederdeutschen, den Pommern Johannes Bugenhagen, in niederdeutscher Sprache in die Wege geleitet worden, allein bald wandelte sie hochdeutsche Bahnen. Die Kirchenordnung, die jener hervorragende Reformator 1528 für Braunschweig niederdeutsch verfaßte[3]), wurde schon nach drei Jahren, 1531, durch eine zu Nürnberg

[1]) Archiv für Landes- und Volkskunde der Provinz Sachsen IV, 36, Halle 1894.

[2]) Braunschweig. Magazin 1897, S. 93.

[3]) Der Erbarn Stat Brunswyk christlike ordeninge, to Denste dem hilgen evangelio, christliker lere, tucht, frede, unde aynicheyt. Ok darunter vele christlike lere vor de borgere. Dorch Joannem Bugenhagen Pomern beschreven 1528. Die Ordnung ist gedruckt bei Joseph Kluck in Wittenberg. Eine Neuausgabe mit Einleitung und Glossar gab Ludwig Hänselmann heraus (Wolfenbüttel 1885).

gedruckte hochdeutsche Bearbeitung ersetzt, welcher dann 1563 von Rats wegen abermals eine Redaktion in der siegreichen Sprache folgte. Von Wittenberg aus strömte hochdeutscher Reformationsgeist über die niederdeutschen Städte, hochdeutsche, von dort kommende Prediger redeten in der fremden Sprache zum Volke und predigten gegen die aus der katholischen Zeit stammenden niederdeutschen Schriften. Die in Niedersachsen geborenen evangelischen Prediger aber, die der Reformation sich angeschlossen hatten, standen durchaus unter dem Einflusse ihrer oberdeutschen Vorbilder, zumal Luthers, dem sie nacheiferten und zu dessen Sprache auf der Kanzel überzugehen ihnen nahe lag. Schon 1574 empfahl der Magdeburger Prediger Georg Torquatus seinen Amtsbrüdern die meißnische Sprache auf das wärmste. Um 1600 herum wurde ziemlich allgemein im mittleren und südlichen Niedersachsen das Hochdeutsche Sprache der Kanzel, und nur einzelne Prediger behielten die Landessprache bei.

Unter den braunschweigischen Geistlichen, welche am längsten die Muttersprache auf der Kanzel benutzten, möge hier einer besondere Erwähnung finden: Johannes Spring, welcher von 1628 bis 1658 in dem Dorfe Scheppau bei Königslutter niederdeutsch predigte. Er ist ein wunderlicher Mann gewesen, dessen Derbheiten auf der Kanzel schließlich zu seiner Entlassung führten. Er starb 1667 zu Braunschweig. Jedenfalls verdient er es, neben seinen beiden berühmter gewordenen Nachfolgern in originell-derber Kanzelberedsamkeit, dem Pastor von Limmer bei Hannover, Jakob Sackmann († 1718), und dem noch späteren Wiener Hofprediger Abraham a Santa Clara, genannt zu werden[1]).

Gleichzeitig mit dem Eindringen des Hochdeutschen in das niederdeutsche Sprachgebiet durch die Reformation erwuchs diesem ein nicht minder kräftiger und seinen Bestand schädigender Gegner durch die hochdeutsche Rechts- und Kanzleisprache, die bereits im 15. Jahrhundert vereinzelt in die fürstlichen Kanzleien durch Schreiber aus dem Süden eingeführt war. Diese oberdeutschen Leute fanden hier um so mehr Boden, als schon in früher Zeit hochdeutsche Sprache in Hof- und Adelskreisen Wurzel zu schlagen begann, hochdeutsche Dichter und Sänger nach Norden gewandert waren, und niederdeutsche Adlige (Eilhard v. Oberg, Albrecht v. Halberstadt, um nur solche aus unserer Gegend zu nennen) hochdeutsch schrieben. Vom Jahre 1500 an tritt die hochdeutsche Sprache, anfangs vereinzelt noch, neben der niederdeutschen auf, allmählich überholt sie dieselbe, und im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts verschwindet in unserm Lande das Niederdeutsche ganz aus den fürstlichen Kanzleien, und die hochdeutsche Sprache gelangt auch hier zum Siege. So gewaltig räumt sie auf, daß selbst der Name der Stadt, nach der das ganze Land benannt ist, ihr zum Opfer fällt und aus dem ehrwürdigen Brunswik in zahlreichen Übergängen ein „Braunschweig" entsteht.

[1]) Vergl. R. Andree, Johannes Spring von Scheppau, der braunschweigische Jakob Sackmann (Braunschw. Magazin 1898, S. 169); Drei plattdeutsche Osterpredigten, gehalten von Johannes von Scheppau, Braunschweig 1846; Otto Schütte, Eine vierte Osterpredigt des Johannes Spring (Braunschw. Magazin 1899, S. 21).

Die nachstehende Auswahl von Urkunden und Erlassen der Landesfürsten zeigt in chronologischer Anordnung deutlich den Niedergang der niederdeutschen Sprache in Braunschweig während des 16. Jahrhunderts.

1495. Erbteilungsbrief des Herzogs Wilhelm des Jüngeren. Niederdeutsch.
1498. Landesordnung Herzog Heinrichs des Älteren. Niederdeutsch.
1503. Beurkundung der Huldigung der Stadt Braunschweig. Niederdeutsch.
1509. Verschreibung Herzog Heinrichs des Älteren an Herzog Magnus zu Sachsen. Niederdeutsch.
1510. Schlichtung eines Streites zwischen dem Rate zu Braunschweig und dem Abte von St. Ägidien daselbst durch Herzog Heinrich den Älteren. Hochdeutsch.
1512. Herzog Heinrich zu Lüneburg überweist das Land Göttingen seinem Vetter Herzog Erich von Braunschweig. Niederdeutsch.
1512. Die Brüder Herzog Heinrich der Ältere und Herzog Erich überweisen die Stadt Lüneburg, die Gerichte Meinersen und Campe dem Herzog Heinrich zu Lüneburg. Hochdeutsch.
1519. Schuldverschreibung Herzog Heinrichs des Jüngeren an die Stadt Braunschweig. Niederdeutsch.
1523. Vertrag der Herzöge Erich und Heinrich des Jüngeren mit der Stadt Braunschweig. Niederdeutsch.
1524. Ausschreiben des Herzogs Heinrich des Jüngeren über die Gefangennahme seines Bruders Wilhelm. Hochdeutsch.
1535. Vertrag zwischen diesen beiden Brüdern wegen der Regierung und Erbfolge. Hochdeutsch.
1553. Vertrag zwischen Herzog Heinrich dem Jüngeren und der Stadt Braunschweig. Hochdeutsch.
1568. Der Rat der Stadt Braunschweig drückt dem Herzog Julius sein Beileid wegen Ableben seines Vaters aus und wünscht Glück zum Regierungsantritt. Hochdeutsch.
1568. Der Rat der Stadt Braunschweig huldigt dem Herzog Julius auf dem Altstadtrathause in hochdeutscher Sprache; der auf dem Altstadtmarkte stehenden Volksmenge, welche auch schwören mußte, wurde die Huldigungsformel hochdeutsch von den Lauben des Rathauses herab verlesen [1]).

Wie die hochdeutsche Sprache am Ausgange des 16. Jahrhunderts die Hofkreise erobert hatte, läßt sich an dem Beispiel des Herzogs Heinrich Julius (1564 bis 1613) nachweisen, welcher seine prosaischen Dramen in hochdeutscher Sprache schrieb. Um die niedrige Stellung der eigentlichen Landessprache zu kennzeichnen, läßt er Bauern, Gerichtsdiener u. dergl. Leute in der Mundart reden. So spricht z. B. in der Komödie „Von einem Wirte“ (Wolfenbüttel 1593) der Bauer Hans Braunschweiger Plattdeutsch, und in den vom Herzoge herausgegebenen „Braunschweigischen Händeln“ [2]) spricht der Wolfenbüttler Hinrich, welcher den Residenzstädtler darstellt, hochdeutsch, der Braunschweiger Bürger Autor aber noch niederdeutsch [3]).

[1]) Die betreffenden hier angeführten Urkunden und Erlasse stehen bei Rehtmeier, Braunschw. Lüneb. Chronica, Bd. II. (1722.)
[2]) Drei Bände, 1607 bis 1608.
[3]) Teil III, S. 1268 bis 1282.

In den herzoglichen Kanzleien und bei Hofe sehen wir so im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts die hochdeutsche Sprache zum völligen Siege gelangen. Erlasse und Urkunden auf dieser Seite kommen in niederdeutscher Sprache nicht mehr vor. Etwas länger hielt sich das Niederdeutsche in den Ratsstuben der Städte, wo auch die mündlichen Verhandlungen noch einige Zeit in niederdeutscher Sprache geführt wurden, während alle öffentlichen Kundgebungen schon in hochdeutscher Sprache erfolgten. Aber bald dringt auch hier im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts das Hochdeutsche gleichfalls durch, wie aus der folgenden chronologischen Übersicht von Ratsverordnungen u. s. w. zu ersehen [1]).

1532. Stadtrecht. Niederdeutsch.
1544. Brauerordnung. Niederdeutsch.
1549. Marktmeisterordnung. Niederdeutsch.
1550. Feuerordnung. Niederdeutsch.
1553. Erste hochdeutsche Ordnung: Einfeltige vnd Kurtze ordenunge deß processus so im obergerichte diser stadt Braunschweig mehrenteilß im gebrauche gewesen.
1553. Zweite Redaktion des Untergerichtsprozesses von 1532. Niederdeutsch.
1557. Hochdeutsches Privilegium des Herzogs Franz Otto, eine wörtliche Übersetzung des niederdeutschen Privilegiums der Herzöge Otto und Ernst von Lüneburg aus dem Jahre 1525 — die dazwischen liegenden 32 Jahre hatten den Übergang aus der einen in die andere Sprache bewirkt.
1563. Wächterordnung. Niederdeutsch.
1530 bis 1570. Eidesformeln der verschiedenen Gewerbe u. s. w. niederdeutsch, mit Ausnahme derjenigen der Untergerichtsprokuratoren, welche hochdeutsch ist.
1571. Ordnung der Prädikantenwahl. Hochdeutsch.
1573. Ordnung der Stadt Braunschweig (gedruckt zu Magdeburg). Hochdeutsch.
1573. Kleider- und Hochzeitsordnung. Hochdeutsch.
1586. Feuerordnung (gedruckt zu Magdeburg). Hochdeutsch. Jene von 1550 war noch niederdeutsch, so daß auch auf diesem Gebiete in 36 Jahren der Sprachwechsel erfolgte.

Im Stadtarchiv zu Braunschweig befindet sich ein Liber Memorandorum ab anno 1527 usque 1566 mit Eintragungen der verschiedensten Art, die in chronikalischer Form von Rats wegen gemacht wurden und uns Einblicke in das innere Treiben der städtischen Verwaltung gestatten. Auch Erlasse und dergl. sind daselbst verzeichnet. Bis zum Jahre 1545 sind dieselben nur niederdeutsch und erst am Freitag nach Oculi 1545 steht ein hochdeutscher Erlaß eingetragen, beginnend: Wir Bürgermeister vnd Rathman der Stadt Braunschweig thun kundt vnd wissent — —, doch noch an demselben Tage ergeht ein niederdeutscher Ratserlaß: Nadem sick vele drogerige dusser tidt begeuen — — — woraus die eingerissene Doppelsprachigkeit der Mitte des 16. Jahrhunderts erhellt. Es folgen im Gedenkbuche nun wieder niederdeutsche Eintragungen, am 21. März 1556 ein hochdeutscher Erlaß des Rats wegen Abschaffung des Hausierhandels, dann hoch- und niederdeutsche Eintragungen

[1]) Vergl. Hänselmann, Urkundenbuch der Stadt Braunschweig, Bd. I (1873).

abwechselnd, endlich am Sonnabend nach Palmarum 1562 die letzte niederdeutsche.

Läßt sich so der Niedergang der heimischen Sprache an der Hand der amtlichen Kundgebungen der Landes- und Stadtbehörden chronologisch verfolgen, so sehen wir gleichzeitig einen raschen Verfall der niederdeutschen Litteratur. Die Werke in niederdeutscher Sprache werden seltener, beschränken sich zumeist auf Theologie und steigen dann so herab, daß sie im 18. Jahrhundert auf Gelegenheitsgedichte u. dergl. beschränkt sind. Noch 1590 wurde in Wolfenbüttel bei Konrad Horn ein plattdeutscher Jesus Sirach gedruckt. War eine gute niederdeutsche Schrift vorhanden, so wurde sie, selbst in unserm Lande, schon ins Hochdeutsche übersetzt, wie z. B. der Witwen Trost von Prätorius, 1606 in Wolfenbüttel bei Joh. Stangen Witwe, und zwar „auff etlicher fürnemer Personen Begeren", woraus hervorgeht, daß damals unter den Vornehmen zu Wolfenbüttel des Niederdeutschen Unkundige sich befanden. In diese Zeit fällt auch der Druck der letzten niederdeutschen Bibel, 1622 durch Johann Vogt zu Goslar (Biblia, Dat ys: de gantze hillige Schrifft Sassisch). Nun hört, Kleinigkeiten ausgenommen, in unserm Lande der Gebrauch der niederdeutschen Sprache in theologischen Schriften auf. Der Dreißigjährige Krieg mit seinen Wirren that das übrige, um sie aus der Litteratur zu verdrängen und auf die niederen Stände zu beschränken.

Selbstverständlich verfiel die niederdeutsche Sprache dabei immer mehr durch Eindringen des Hochdeutschen [1]). Wo man sie im trauten Kreise der Familie zu Gelegenheitsdrucken bis ins 18. und selbst den Beginn des 19. Jahrhunderts hinein noch gebrauchte, nimmt sie immer unreinere Formen an. Zur Kennzeichnung dieser Drucke möge einiges angeführt werden, was den Verfall darthut [2]).

Im Jahre 1654 wurden zu Helmstedt „Niedersächsische Einfälle von frühzeitigen Freyern" gedruckt, ein Gelegenheitsgedicht in steifen Alexandrinern zur Hochzeit des dortigen Stadtmedicus Bosse, niederdeutsch, nur der Titel hochdeutsch. 1708 druckt in derselben Universitätsstadt Salomon Schnorr Ein glaut un funkel niet Schnack den Hans Keilkemaus un Kaurt Schmerup unner sek schnackten u. s. w. Als 1715 der Konrektor des Martinigymnasiums zu Braunschweig, Pohlmann, sich vermählte, verehrte ihm sein Kollege Bokemeyer ein Gedicht de Platt-dütsche Sprake well sik nich affstötten laten (gedruckt in Weichmanns Poesie der Niedersachsen, Hamburg

[1]) „Alles, was noch frei vom Einflusse der reformatorischen Schriften, deren hochdeutscher Teil von jungen Leuten mechanisch und schlecht übersetzt war, geschrieben wurde, ist verhältnismäßig frisch, frei und lebendig. Von da ab wird die Mischsprache platter und stumpfer, die Darstellung affektierter, die syntaktischen Fügungen, früher gefällig und durchsichtig, werden schwerfälliger. Es ist von nun an die eine Tendenz vorherrschend, gerade das Eigentümliche, Ursprüngliche abzustreifen." (Jellinghaus.)

[2]) Vergl. dazu Scheller, Bücherkunde der sassisch-niederdeutschen Sprache. Braunschweig 1826.

1725, I, S. 149) und 1726 wünscht die Gemeinde Sophienthal dem bei ihr einkehrenden Herzoge in einer gedruckten Ansprache Glück zu seinem Namenstage: Hertzog August Wilhelm usen leiven Lannes Vaer, asse hei an Sienen Nahmens Dage in Sophien-Dahl ansprok.

Aus dem Jahre 1743 liegt ein bei Drimborn in Helmstedt gedrucktes Hochzeitsgedicht vor; mit einer Probe aus demselben wollen wir die Kennzeichnung des Verfalles unserer Sprache beschließen:

Als mien leiwe Brauer Schröder
Antog siene Bröd'gams Kleder,
Un na siener Bossen-Brut
Reise weg von Scheinig uht
Hen na Veltheim up dei Parre,
Wo hei siene Püppke harre,
Un sien Hochtiets-Festgen heilt
Word öhm hier düt middedeilt. u. s. w.

In den Städten hat der eigentliche Bürgerstand, Handwerker u. s. w., bis in den Beginn des 19. Jahrhunderts im häuslichen Verkehre die niederdeutsche Sprache beibehalten; der Übergang zum Hochdeutschen hat in diesen Kreisen sich denn, auch die Hauptstadt Braunschweig nicht ausgenommen, allmählich bis zur Mitte des Jahrhunderts vollzogen. Von da ab hört man in den Städten niederdeutsch nur in der niedrigen Bevölkerung in einem häßlichen Mischdialekte.

Anders auf dem Lande. Ist hier auch in der Kirche und der Schule das Hochdeutsche seit langem zur Herrschaft gelangt, so ist auf dem Lande doch das Niederdeutsche Haus- und Umgangssprache geblieben, und je ferner von den Städten, desto reiner und besser. In dieser schönen, kräftigen Sprache singt die Mutter dem Kinde das Wiegenlied, verkehren die Liebenden untereinander, erfolgt der Gedankenaustausch der Familienmitglieder und Freunde, wird alles bezeichnet, was sich auf die Arbeit in Haus, Stall und Feld bezieht. Abgesehen von Schule und Kirche ist nur noch der Verkehr mit den Behörden und den Städtern hochdeutsch; ferner neuerdings mit dem erweiterten Eindringen der Zeitungen, den politischen Wahlen alles, was sich auf Politik bezieht. Es tritt hier ein neues zersetzendes Element dem Niederdeutschen entgegen, dessen Wirkungen erst später sich überschauen lassen werden. Auch im Verkehr mit den Städtern bedient sich der Landmann gerne der hochdeutschen Sprache, sei es auch nur, um zu zeigen, daß er sie beherrscht; oft auch schämt er sich seiner Muttersprache, die in die unteren Kreise hinabgedrängt ist, und glaubt, die „hohe" Sprache sei besser als die „platte", worunter er die „niedere" versteht. Je nach seiner Erziehung und Bildung beherrscht der Landmann das Hochdeutsche im verschiedenen Grade. Es wechselt bei ihm von völliger Reinheit bis zum schauderhaften „missingisch", dem häßlichen Gemisch von Hoch- und Niederdeutsch. Dieser auch in den von der ärmsten Bevölkerung bewohnten Straßen der Stadt Braunschweig geredete Dialekt geht in seiner Bezeichnung wohl

weniger auf das gemischte Metall „Messing" zurück, als auf meißnisch, niederdeutsch missnisch, wie die eindringende Sprache Luthers zunächst bezeichnet wurde. In diesem Jargon — das Fremdwort möge dafür am Platze sein — liegt die tiefste Stufe des Herabkommens unserer niederdeutschen Muttersprache, und je eher auch dieser verschwindet, desto besser [1]).

Während so die niederdeutsche Sprache und Litteratur immer mehr verfielen, zeigte sich andrerseits in kleinen Kreisen wiederum ein warmes Interesse für dieselbe; nicht nur bei den Philologen, die den Wert der mißhandelten und niedergetretenen Sprache erkannten, sondern auch bei Schriftstellern, die mehr und mehr wieder in derselben zu schreiben und dichten anfingen, wo es sich um humoristische und volkstümliche Darstellung handelt (und das vor Klaus Groth und Fritz Reuter), so daß jetzt die Zeitungen des Herzogtums nicht selten plattdeutsche Erzählungen und Gedichte bringen, deren sprachlicher Wert freilich ein sehr verschiedener ist.

Vor allen andern sind hier die Bestrebungen des Dr. med. Karl F. Arend Scheller hervorzuheben, der mit einem wahren Feuereifer der niederdeutschen Sprache gegenüber der hochdeutschen zu ihrem Rechte zu verhelfen suchte und mit vielem Verdienste, wenn auch der Kritik reichen Stoff bietend, für deren Anerkennung thätig war. Geboren am 6. November 1773 in dem braunschweigischen Dorfe Hessen, wandte er sich schon früh neben der Medizin der Beschäftigung mit den Schätzen der an niedersächsischen Sprachdenkmalen reichen Wolfenbüttler Bibliothek zu. Viele derselben gab er, allerdings in nicht tadelloser Weise, heraus, wobei er eine sehr willkürliche, schrullenhafte von ihm erfundene Rechtschreibung anwandte und altsächsische oder holländische Wörter einmischte. Litteraturgeschichtlich ist von Wert seine „Bücherkunde der Sassisch-Niederdeutschen Sprache" (Braunschweig 1826). Noch heute gelesen wird sein unter dem Decknamen Arend Warmund herausgegebene plattdeutsche Anekdotensammlung „Dat sassische Döneken-Bôk (Hamburg 1829), deren Schauplatz meistens Braunschweig und Umgebung ist. Scheller war ein eifriger Vaterlandsfreund, der zumal in der westfälischen Zeit die alte Fahne hochhielt und seinen Spott und Zorn über

---

[1]) Die Mißverständnisse, welche entstehen, wenn ein Bauer des Hochdeutschen nicht ordentlich mächtig ist und sich doch in dieser Sprache ausdrücken will, geißelt ein döneken, das in der Zeitschrift Muddersprake I, 88 (1888) mitgeteilt ist. Zwei Bauern wollen mit dem Inspektor und Hauslehrer auf dem Gute Skat spielen. Unterwegs sagt der eine: „Heinrich, morgen mußt de mich mal einen Wagen lehnen, bei meinen is eine Asse gebrochen", worauf ihn der andere belehrt: „Es heißt nicht lehnen, sondern borgen, und nicht Asse, sondern Achse." Weiterhin auf dem Wege bemerkt der erste: „Ich glaube, es giebt Regen, der Heben sieht so duster aus", worauf der zweite abermals verbessert: „Nicht Heben, sondern Himmel." Jener merkt sich das und als er beim Skatspiel nun vier Däuser (Asse) bekommt, da flüstert er seinem Nachbar zu: „Donnerwetter, ich verstehe aber das Abhimmeln famos! Borgen Se sich man bloß mal rüber: ich habe fahrhaftig alle veir Achsen in der Hand."

Redet jemand ein mißglücktes Hochdeutsch, so sagt man von ihm: De bûre stött'ne in'n nacken.

König Jerome, sowie alle, die ihm anhingen, in dem 1814 erschienenen Gedichte „die Jeromiade" ausgoß. Ganze Stellen in demselben sind in niederdeutscher Sprache gegeben, welche aber die willkürliche Behandlung zeigt, die Scheller ihr stets zu Teil werden ließ. Als Probe möge das folgende [1]) dienen:

Der nacht er swarte besse begun
Enweg to swêpen de strâlen der sun
Vam heben; de lüchtensnütter begôten
Mid trân van Sherburne de grôten
Un lütjen lichter am himmelsbogen,
De dar kwemen herupgetogen
Blänkernde eneme glimstêrt gelike,
Eft den ämern der huchtelkîke,
De de wiwer in der karke
Setten to erem hilligen warke.
De wirlwind ôwer de heide susede,
De storm in den hogen böken brusede,
De glinstern stowen, et knursche de snî,
De taleken togen fam felde herbi,
Ton däkern des dörpes un in de bôme
Kwackelnde mit den kraien van klôme,
Un knütterkülle, un schrager tîd,
Wo alle meshûpen weren besnîd,
Dat man nich konde to spîse râken,
Und dat da vorfrösen bik un schaken (?)
Un dröge man nein wâd van feddern,
So mösste man allhêl vorweddern —
Da kwan ut eneme tûn forbast
En dêrt, dat lep ankende sunder rast
Tom nägesten hagen dorch busch un brâk
So eine wickersche vor dem kâk — — —

Nach einem Leben voller Mühe, Last und Enttäuschung endigte Scheller am 1. August 1843 durch einen unglücklichen Sturz aus dem Fenster seiner Wohnung zu Braunschweig [2]).

Wenn auch nicht in dem Grade wie Scheller, so hat doch ein andrer Braunschweiger sich noch nach ihm um die niederdeutsche Litteratur verdient gemacht und dieser wieder zu einigem Ansehn verholfen. Gleich Scheller war Eduard Schmelzkopf (geboren 23. Juni 1814 zu Saalsdorf, Kreis Helmstedt, gestorben 1896) eine unruhige, zerfahrene, geniale Natur, ein Mann der sich in vielem versucht hat, dessen Wissen aber auf guter klassischer Bildung beruhte; er war ein Schüler Gottfried Hermanns und Otfried Müllers. Er gehörte zu den Gesundheitsaposteln und schrieb 1846 sein Volksbuch over de

[1]) Jeromiade S. 203.

[2]) Seine Lebensbeschreibung von Eduard Schröder in der Allgemeinen Deutschen Biographie Band 31 enthält bezüglich der äußeren Lebensumstände Schellers viel Unrichtiges. Sein litterarischer Nachlaß ist auf der Braunschweigischen Stadtbibliothek aufbewahrt.

BIBLIOTECA CENTRALĂ
UNIVERSITARĂ
BUCUREȘTI

kunst jesunt te sin, dem 1880 Wenn't man smekket, datt hett: Wu kann dei, bi dene Smalhans Küchenmeister is, op en besten un op en billigsten sik satt äten un drinken? Mehr bekannt wurden seine beiden plattdeutschen Gedichtsammlungen „Scheppenstiddesche Streiche“ und „Immen“, welche 1846 zu Braunschweig erschienen und ihm nachträglich das Lob Klaus Groths einbrachten [1]).

Plattdeutsche Gelegenheitsgedichte bei Hochzeiten u. s. w. sind auch heute noch beliebt, aber sie ändern nichts daran, daß die Sprache der Väter heute zum Aschenbrödel herabgesunken ist.

---

[1]) Vergl. den Nekrolog Schmelzkopfs von Friedrich Cuntze im Braunschw. Magazin 1896, S. 109.

Die Ortsnamen.

Kreise Braunschweig, Wolfenbüttel, Helmstedt, abgesehen von den Exklaven Thedinghausen, Harzburg und Calvörde.

Noch immer spukt in einzelnen Schriften, welche die Ortsnamen des Herzogtums erwähnen, die Keltomanie, und nach abgethanen Vorbildern werden unsere Ortsnamen zum Teil mit Hülfe der neuen keltischen Sprachen erklärt. Mögen vielleicht auch vor den Germanen in unserm Lande Kelten gewohnt haben (S. 35), so sind doch Ortsnamen von ihnen nicht überkommen, wie das vereinzelt schon in Thüringen, reichlicher erst in Süd- und Westdeutschland, sowie in Österreich der Fall ist. Wir besitzen aus dem Braunschweigischen nicht einmal altgermanische Ortsnamen, was sich dadurch erklärt, daß die Römer uns nicht nahe genug gekommen sind, um Orte aus dem heutigen Braunschweig aufzuzeichnen, wie sollten da nun gar vorgermanische, keltische Ortsnamen zu finden sein?

Wie groß das absolute Alter der heute bestehenden Ortschaften ist, läßt sich nicht angeben, höchstens über die relativen Altersverhältnisse können wir Mutmaßungen anstellen. Die meisten gehen wohl auf die Zeit zurück, als die Sachsen zum herrschenden Volksstamme wurden. Mit urkundlichen Benennungen treten unsere Orte verhältnismäßig spät auf, wenn sie natürlich auch schon lange bestanden haben müssen, bevor ihr Name zuerst in einer erhaltenen Urkunde auftaucht. Von rund 270, die ich hier einer Betrachtung unterziehe, reichen nur verhältnismäßig wenige in das achte, neunte oder zehnte Jahrhundert zurück. Bei weitem die Mehrzahl erscheint erst nach dem Jahre 1000.

Läßt sich also ein absolutes Alter für unsere Ortschaften nicht nachweisen, so darf man über das relative doch einige Mutmaßungen anstellen. Die älteren Siedelungen müssen naturgemäß da entstanden sein, wo der Grund und Boden sich bequem zum Anbau eignete, wo futterreiche, waldfreie Stellen sich ausdehnten, das Feld sich leicht bestellen ließ, wo Flußläufe den Verkehr erleichterten, was sich selbst in einem so wenig verschieden gestalteten Lande, wie dem unsrigen, erkennen läßt. Ortsnamen, die eine Rodung andeuten, gehören daher zu den jüngeren; erst wenn der frei liegende Boden besiedelt war, schritt man zu Neuanlagen im gelichteten Walde. Von Wichtigkeit sind unsere Ortsnamen für die Geschichte der deutschen Stämme; ihre Betrachtung ergiebt, daß wir uns in einem Grenzgebiete befinden, in welchem der sächsische und thüringische Stamm zusammenstießen; nach der Ausdehnung der einzelnen Gruppen von Ortsnamen,

die für den einen oder andern Stamm bezeichnend sind, läßt dessen ehemaliger Gebietsumfang sich erkennen, so daß hier manche Bestätigung für die im Kapitel über die Frühgeschichte ausgesprochenen Ansichten gewonnen wird.

Die folgende Anordnung der Ortsnamen ist, abgesehen von den einfachen, selbständigen Bezeichnungen, nach den Endungen erfolgt. Die am häufigsten über Deutschland verbreiteten Endungen, wie —heim, —ingen, —dorf, —stedt, sind auch bei uns am stärksten vertreten; als Grundwörter, die bei fast allen deutschen Stämmen verbreitet sind, lassen sie sich kaum zur Bestimmung der Sitze eines einzelnen Stammes verwerten; andere dagegen erscheinen wohl geeignet zur ethnographischen Aussonderung, wie z. B. längst die Bedeutung der Endung —leben für die Thüringer erkannt ist, dagegen die —büttel, —ithi, —wedel, —ber u. a. für die Sachsen als kennzeichnend in Anspruch genommen werden müssen. Was sich in dieser Beziehung mit Sicherheit sagen ließ, ist bei den einzelnen Gruppen bemerkt. Von den 270 hier aufgeführten Ortsnamen entfallen nach den Endungen auf

—heim	50	= 19	Prozent
—stedt	31	= 12	"
—dorf	29	= 11	"
—ingen	22	= 8	"
—rode	16	= 6	"
—ithi(de)	15	= 5	"
—leben	11	= 4	"
—beck	10	= 4	"

Auf diese acht Endungen kommen allein 69 Prozent der Gesamtsumme, so daß auf die übrigen (—lage, —berg, —burg, —hausen, —ber, —feld, —kot, —büttel, —au, —thal, —hagen, —horst, —brück, —mar u. s. w.) und die einzelstehenden Stämme zusammen nur 31 Prozent entfallen.

Die natürliche Beschaffenheit unseres vorwiegend flachen Landes und die Besiedelung desselben durch nur zwei deutsche Stämme, Sachsen und Thüringer (abgesehen von dem kleinen wendischen Streifen im Nordosten) bringt es mit sich, daß eine ganze Anzahl Ortsnamen bildender Grundwörter, die im übrigen Deutschland häufig vorkommen, bei uns fehlen. Dahin gehören solche auf —hügel, —kuppe, —fels, —eck, —brühl und selbstverständlich die eigentlich süddeutschen, schwäbisch-bayerischen.

Vorangestellt habe ich die heute amtlich gültige Form nach dem vom herzoglichen statistischen Büreau herausgegebenen Verzeichnis. Diese Formen stehen auch erst seit dem 19. Jahrhundert fest, und noch das 18. Jahrhundert zeigte in der Schreibung der Dorfnamen starke Abweichungen, die meist der im Volksmunde üblichen Aussprache sich anschlossen. Wo letztere stark abweicht oder mir von Bedeutung schien, habe ich sie beigefügt. Es folgen dann die urkundlichen Bezeichnungen, die auf das sicherste Material zurückgehen, nämlich auf die von meinem 1893 verstorbenen Lehrer H. Dürre angelegten, jetzt im Staatsarchiv zu Wolfenbüttel befindlichen Repertorien. Ich habe in seinem letzten Lebensjahre mit dem vortrefflichen, überaus fleißigen Gelehrten noch viel

über unsere heimischen Ortsnamen sprechen können; ohne seine Vorarbeiten wäre das hier Gebotene nicht möglich gewesen. Dann ist weiter benutzt das historisch-geographische Wörterbuch von Hermann Österley (Gotha 1883), welcher vielfach anderweitigen Stoff als Dürre heranzieht, sowie noch verschiedene Urkundenbücher. Selbstverständlich ist von einem Abschluß schon deshalb hier nicht die Rede, weil ich nicht Germanist bin. Daß nur eine geschichtlich-sprachliche Untersuchung der Ortsnamen unter steter Berücksichtigung der natürlichen Umgebung des Ortes zu sicheren Aufschlüssen führen kann, ist jetzt allgemein anerkannt. Für Braunschweig steht eine solche noch aus; denn die einzige Arbeit, die wir besitzen und auf die heute noch zurückgegriffen wird, ist vor gleich hundert Jahren erschienen und fast durchweg veraltet [1]). Bis eine gründliche Durcharbeitung erfolgt, möge das Nachstehende als zeitweiliger Ersatz nachsichtig aufgenommen werden.

Benutzt ist ferner, namentlich für die zur Deutung herangezogenen urkundlichen Personennamen, das altdeutsche Namenbuch von E. Förstemann (I. Personennamen 1856. II. Ortsnamen, zweite Auflage 1872, abgekürzt Förstem. Pn. und On.), sowie desselben Verfassers zusammenfassendes kleineres Werk, Die deutschen Ortsnamen 1863.

Abkürzungen: agf. = angelsächsisch. ahd. = althochdeutsch. altf. = altsächsisch. got. = gotisch. mh. = mittelhochdeutsch. ndd. = niederdeutsch.

—heim.

„Das got. haims, ahd. heim bedeutet Haus, Wohnung, Wohnsitz, Dorf. Es ist dieses Wort in vieler Hinsicht das wichtigste Element der deutschen Ortsnamen; an Altertum wird es von keinem in den Ortsnamen gebrauchten Stamme übertroffen." Es ist nicht nur bei uns, sondern in ganz Deutschland die häufigste aller Ortsnamenbildungen, die sich bei allen Stämmen findet, wenn auch nicht gleichmäßig. Es kommt neben der vollen Form —heim bei uns heute in den verschiedensten Abschleifungen vor: —hem, —em, —en, —um.

Achim. — Achem 983, 1022, 1176. — Achheim 1135, 1249. — Osterachem 1271, so genannt zum Unterschiede von Tempelachem 1484. — Osterachim 1344. — Major Achim 1311.

Zu dem ahd. aha, Wasser. Förstem. On. S. 27. Noch in der Dorfbeschreibung von 1765 Acheim, im Volksmunde Achen.

Adersheim. — Adersheim 1160, 1182. — Adershem 1160. — Ardesheim 1191, 1220. — Adersem später immer.

Im Volksmunde Adersen, Arsen. Zu Pn. Ath-heri, Adheri.

Ahlum. — Odenhem 888. — Adenheim 1178. — Adenem. — Odelem 1474. — Odenum.

Im Volksmunde Ahlen. Zu Pn. Ado.

---

[1]) J. H. Reß, Über Benennung und Ursprung aller Örter des Herzogtums Braunschweig-Wolfenbüttel. Wolfenbüttel 1806, wo cheruskische, fosische, sächsische, langobardische, keltische u. s. w. Ortsnamen unterschieden werden! Reß hat aber das Verdienst, daß er zuerst auf die Bedeutung der Personennamen für die Entstehung der Ortsnamen hinwies und dieses auch in vielen Fällen mit Glück durchführte.

Alveſſe. — Alvotesheim 1161. — Alvethesheim 1191. — Alvediſſem c. 1226. — Alvedeſſem 1279, 1302. — Alvedeſſen 1250. — Alvedeſſe 1335. — Alveſſe ſpäter.
Zu Pn. Albod.

Atzum. — Etlovesheym 1051. — Atlevesheim c. 1200, 1146. — Atleveſſem 1244. — Atleveſſen 1274 und öfter. — Atleveſſe 1381.
Zu Pn. Atlef. Im Volksmunde Atzen.

Bahrum. — Barem 1147, 1233. — Baren 1233. — Barum 1470.
Im Volksmunde Bahren. Zu Pn. Baro.

Bornum (bei Königslutter). — Bornem apud Luttere 1274, 1297, 1336. — Bornem prope Elmonem 1359. — Bornem vor dem Elme 1462. — Bornem im richte to Lutter 1484, 1533.
Wird gewöhnlich zu ndd. born, Brunnen, geſtellt. Allein alle Dörfer haben ja Brunnen, ſo daß dieſe nicht gerade kennzeichnend für die Ortsnamenbeſtimmung ſind. Sollte nicht, wie bei allen übrigen Namen mit —heim, in dem bor ein Perſonennamen ſtecken? Im Volksmunde Borne.

Bornum (Amt Wolfenbüttel). — Bornem 1166. — Burnem 1189. — Bornem 1233. — Bornum bi Kiſſenbrügge 1227, 1282, 1344, 1440. — Bornem apud Ovacram 1358.
Gleich dem vorigen.

Börßum. — Borsne 1213. — Borßem 1338. — Borſem 1425. — Borßen 1300. — Gr.=Borſem 1422. — Kl.=Borßem 1484, 1569.
Nach Förſtem. On. S. 372 zu der Sumpfpflanze Ledum palustre, Porſt, ahd. borse, was doch recht fraglich. Im Volksmunde Börßen.

Broitzem. — Brotſeim 1178. — Brotheſeim 1187. — Brothſem 1234. — Brotſem 1291. — Brotzem 1291. — Broyzem 1339.
Hier kann ein noch nicht nachgewieſener Perſonennamen Broth, Brot vorausgeſetzt werden.

Dahlum (Groß= oder Voigts=). — Major Dalem 1324, 1317. — Vogedesdalem 1320, 1388, 1399. — Dalem advocati 1315.

Dahlum (Klein=). — Parvum Dalem 1278, 1308. — Minor villa Dalem 1344, 1263. — Suddalem c. 1200. — Niederdahlem 1321. — Lutken Dalum 1318.

Dahlum (Salz=). — Dahlem 888. — Dahlheim 1093. — Dalehem 1190, 1107. Dalem 1237. — Soltdalheim. — Soltdalem. — Saltdalem.
Wie die vielen Thalheim zu ahd. tal, Thal, ndd. dâl. Im Volksmunde Dalen.

Dettum. — Thitene 1226. — Dhittene 1226. — Dettene 1280.
Zu got. thiuda, Volk, und den dazu gehörigen Pn. Tito, Detto. Im Volksmunde Detten.

Dobbelu. — Debbenheim 1137. — Debbenehem 1179. — Debbenem 1280. — Dobbenem 1253. — Debbenum 1387.
Zu Pn. Debbo, Koſename von Detbold oder Detbod.

Eilum. — Odonhem 888. — Oudenheim 1141. — Udenhem 1137. — Uodenheim 1121. — Udenem 1182. — Odenem 1242. — Odenum 1341. — Odelem 1484.
Zu Pn. wie Audo, Oudo, Odo und Udo, deren Trennung kaum möglich. Förſtem. Pn. S. 161 u. 207. Im Volksmunde Eilen.

Eitzum. — Etzem 1290, 1315. — Eyſum 1302. — Etſum 1336.
Etzem wohl entſtanden aus Eddeshem, alſo dem folgenden Namen gleich.

Eſſehof. — Eddeſſeim villa 1178. — Eddeſſen 1294. — Eddeſſem 1326. — Eddeſſe 1311.
Zu Pn. Eddo.

Eveſſen. — Hebesheim 952, 965. — Eveſſem 1344. — Eveſſen 1361.
Zu Pn. Ebo.

Gardeſſen. — Gerdeſſen 1226, 1311, 1344. — Gardeſſen 1315.
Zu Pn. Gerhard. Im Volksmunde Garßen.

Gilzum. — Gilleſſem 1152. — Gelleſſem 1240. — Gellesheim 1195. — Gillſem 1344.
Zu Pn. Gillo (aus Gildo). Vergl. Gilzem im Kreiſe Bitburg, daß 1299 Gildishem heißt. Im Volksmunde Gilzen.

Hachum. — Haghem c. 1170. — Hachem 1195. — Hachum 1315.
Zu Pn. Hago. Im Volksmunde Hachen.

Harveſſe. — Herewardiſſem 1232. — Herwardeſſin 1160.
Zu Pn. Hariward, Herward.

Heſſen. — Heſſenheim 966. — Heſſenem 1190. — Heſnem c. 1270. — Heſnum 1289. — Heſſenum 1384.
Zu. Pn. Heſſo.

Hötzum. — Hotſelem 1251. — Hotzelem 1340. — Hötzelen 1344.
Zu Pn. Hodo, Huoto. Im Volksmunde Hötzen.

Jerxheim. — Jerkisheim 1203. — Jerkesheim 1195. — Gerckesheim 1195. — Gerckſem 1195. — Gerkſem 1313. — Jerckſem 1315. — Jerxſem 1315. — Jerxem 1354.
Zu Pn. Geriko. Im Volksmunde Jerxen.

Kalme. — Kallenheym 1300. — Kalnhem 1249. — Kallenem 1184. — Kalnem 1322. — Kallem 1353.

Lelm. — Lellenem 1178. — Lellenheim c. 1200. — Lellum 1315. — Lellem 1344.
Zu Pn. Lello.

Linden. — Lindum 1007. — Lindum 1118. — Lindem.

Lucklum. — Lucgenheim 1051. — Luckenem 1148. — Lukkenem 1214. — Luckeleyn 1451.
Zu Pn. Lucko aus Ludger. Im Volksmunde Luckeln.

Machterſen (Bruch-). — Machterſem prope Lichtenberge in Gericht to Lechtenberge 1465.
Zu Pn. vom Stamme Maht (= Macht). Vergl. Machterſted, Machtelfing, Machtelshauſen.

Machterſen (Lob-). — Locmachterſen 1305, 16, 34. — Machterſem prope Barem 1353. — Lockmachterſem 1338. — Simm (Amt Salder S. 12) ſucht im Loc der älteſten Form ein Äquivalent loch, loh, lah = Wald; ſo daß im Gegenſatze zu Bruchmachterſen hier ein Waldmachterſen ſteht.

Nortenhof. — Northem 1007. — Northeim 1187. — Norten 1480.

Quernm. — Quernnhem 1148. — Quernhem 1161. — Quernheim 1248. — Quernem 1248. — Mönke-Quernem 1307. — Dorp-Quernem 1323.
Zu got. quairnu, ahd. quirn, Mühle. Vergl. Kirnach, Quarnebeck, Querfurt, Quirnheim bei Worms. Im Volksmunde Queren.

Rautheim. — Ruotnun 1031. — Rothna 1178. — Rothne 1196. — Rothem 1160, 1383. — Rothen 1388. — Routhen c. 1470.
Zu ndd. rôd, rot, Rodung. (Dürre, Ztſchft. d. hiſtor. Vereins für Niederſachſen 1869, S. 74.)? Im Volksmunde Rauten.

Rühme. — Riudum 1007. — Riudun 1031. — Rudem 1361, 1400. — Ruden 1440.
Zu ahd. hriod, Ried, Reit, daher Riedheim, was zu dem an der ſumpfigen Schunter gelegenen Orte paßt. (Dürre, Ztſchft. d. hiſtor. Vereins für Niederſachſen 1869, S. 74.)

Schickelsheim. — Scezeleshem 1160. — Scheklesheim 1160. — Schickelsum 1347. — Schickelsem 1314.

Zu Pn. Scazilo. Im Volksmunde Schickelse. Seelmann (Zur Gesch. der deutschen Volksstämme, Norden 1887, S. 70) nimmt hier Zetacismus an.

Sierße. — Sigerdessen 1182. — Sigerdissen c. 1470. — Sigerdissem 1226. — Siredeshusen c. 1274. — Sirdeshusen c. 1274. — Sierdessen 1335. — Sierdesse 1318. — Zierdisse c. 1357.

Zu Pn. Sighard. Das spätere (Wieder?-) Auftreten der Endung —husen macht es fraglich, ob dieser Ortsname nicht zu jenen auf —hausen gestellt werden muß.

Sottmar. — Sutherheim 1146. — Sutherem 1178. — Suthrem 1178. — Sudtherem 1275, 1206. — Sotherum 1317. — Sottherum 1318. — Sotmere 1417.

Steinum (Groß-). — Stenem 1226. — Stenum 1297. — Steinem 1311. — Steynum.

Nach der steinigen Beschaffenheit der Umgebung, die namentlich nach dem Dorme zu große Steinblöcke zeigt, welche, der Sage nach, Riesen aus ihren Schuhen geschüttelt haben sollen. Im Volksmunde Steinen.

Stiddien. — Stidegem 1172. — Stidiem 1153. — Stedium. — Stidium 1187. Stidingen.

Stöckheim (Groß-). — Stochheim 1054. — Stöckem 1273. — Stöcken 1377. — Stockem 1166. — Stokkem 1232, 1299, 1192 = Waldheim.

Zu ahd. stoch (truncus, Baumstamm), wobei an die stehen gebliebenen Wurzelstöcke gefällter Bäume zu denken ist. Ein durch Deutschland häufiger Ortsname. Im Volksmunde Stöcken (vergl. Stöcken an der Leinemündung, Stockum bei Münster i. W., Stockheim bei Koburg u. a.).

Stöckheim (Klein-). — Stochheym 1244. — Stockem 1178. — Kapelstockem 1253.

Veltheim a. Ohe und Klein-Veltheim. — Velthem 896. — Veltheim 1308. — Veltem, Veltum ap. Luckenem 1275. — Veltummesvord 1304. — Veltum by der O. 1358. — Veltum vor der O. 1477. — Nortveltem 1311.

Zu Feld. Im Volksmunde Velten. Über die Ohe vergl. die Flurnamen.

Volzum. — Volkessem 1153. — Volcsem 1226. — Volxhem 1192. — Volxum 1345. — Volsum 1376. — Volcsum 1344. — Volsem 1378.

Zu ahd. folc, Volk, durch Vermittelung eines Personennamens wie Folco. Im Volksmunde Volzen.

Waggum. — Wagken 1007. — Wagghen 1318. — Waggen c. 1195. — Wacgen 1384.

Zu Pn. Vaco, Wago, Waggo. Im Volksmunde Waggen.

Watzum. — Wattekesheim c. 1195. — Wattekeshem. — Wattekessem 1344. — Wattecsem 1344. — Watteren 1322.

Zu Pn. Watiko. Im Volksmunde Watzen.

Wendessen. — Wenethesheim c. 1200. — Winethissem c. 1170. — Wenethessen 1292. — Wenedessen 1213. — Wendessen 1433.

Zu Pn. Wenitho. Im Volksmunde Wenzen, wie das ganz außerhalb des Bezirkes slawischer Verbreitung im Amte Greene gelegene Wenzen.

—stedt.

Ahd. stat, der Ort, die Stätte, Ortschaft. In den verschiedenen Formen —stadt, —statt, —stetten, —stedt, ndd. stidde, weit durch Deutschland verbreitet. Arnold (Studien zur deutschen Kulturgeschichte, S. 47) vermutet, daß die von Thüringen bis Schleswig sehr häufigen Ortsnamen auf —stedt erst

durch die von Norden her eingewanderten Angeln und Warnen häufig geworden seien. Die Namen auf —stedt finden sich durchaus nicht überall in der Nordwesthälfte des alten Deutschlands. In Westfalen verschwinden sie südlich der Linie Minden-Osnabrück, fehlen in Overyssel, Geldern, am Rhein und im vlamischen Belgien. Dagegen treffen wir sie häufig in Skandinavien, Jütland, Schleswig und Holstein (mit Ausnahme von dessen östlicher, wendischer Seite), sehr häufig in Hannover und Oldenburg. Danach scheint Arnolds Vermutung, daß unsere Orte auf —stedt in ethnographischer Beziehung zu den Nordseeanwohnern stehen, richtig zu sein (vergl. Jellinghaus im Braunschw. Magazin 1897, S. 94). Bei uns sind diese Ortsnamen sehr stark, mit etwa 30, vertreten.

Apelnstedt. — Aboldersteđe 1042. — Apelderstide c. 1200. — Apelderstede 1230 und öfter. — Apelerstidde 1301. —Appelerstede 1424.

Zu ahd. apholtra, Apfelbaum, der in sehr vielen deutschen Ortsnamen vorkommt.

Beierstedt. — Begerstede 1146. — Beyerstede 1285. — Beierstidde 1379. — Beyerstidde 1387.

Zu Pn. Begheri?

Bleckenstedt. — Bleckenstede 1235.

Zu ahd. bleih, bleich, wie Blekingia, jetzt Bleckede an der Niederelbe. Förstem. On. S. 279.

Bodenstedt. — Bonstad 1151. — Bodenstede 1209. — Bonstidde 1367. — Bonenstidde 1344. — Bonstede 1315 und öfter.

Zu Pn. Bodo. Vergl. Bondorf, Förstem. On. S. 306.

Brackstedt. — Brackstede 1536.

Zu ahd. bracha, das Aufbrechen eines zum Anbau bestimmten Landstückes, ndd. brâken, brechen.

Broistedt. — Brostethe 1151. — Brothstethe c. 1200. — Brutzede 1318. — Brozede c. 1200, 1328. — Brotsede 1301. — Brostidde 1282.

Vergl. S. 62 Broitzem.

Büddenstedt. — Budenstede 1221. — Budenstide 1178, 1200. — Bodenstede 1253. — Bodenstide 1275. — Bodenstidde 1344. — Boddenstede c. 1480.

Zu Pn. Bodo. Im Volksmunde Bönste.

Bungenstedter Turm, der letzte Rest des 1345 noch vorhandenen Dorfes Bungenstedt. — Puggenstide 1142, 1157. — Puggenstede 1178. — Pungenstide 1131, c. 1200. — Bungenstide 1172, 1219. — Bungenstede 1317. — Bungenstidde 1357.

Büstedt. — Bistedi 1084.

Destedt. — Destede 1318. — Destidde 1380.

Duttenstedt. — Dottenstede 1279. — Duttenstede 1329. — Duttenstidde 1384.

Zu Pn. Dodo, Doddo.

Emmerstedt. — Emmerstide 1224. — Emerstede 1232. — Emmerstede 1224. — Emberstidde 1360.

Zu Pn. Emher.

Engelnstedt. — Ingelmestide 1151. — Engelemestede 1312. — Engelmestede 1344. — Enghlemstidde 1381. — Engelemstede 1312. — Engelmestidde 1396.

Zu Pn. Angilo, Engilo. Förstem. Pn. S. 89 u. 783.

Frellstedt. — Vrelstidde 1312. — Vrelstede 1507. — Vreilstede 1285/99. — Major Vrelst. 1321. — Lutken Vrelst. 1353.

Helmstedt. — Helmonstede 952. — Helmonstad 1159. — Helmenstad 1160. — Helmenstide 1176.

Zu Pn. vom Stamme Helm, die seit dem 6. Jahrh. nachweisbar sind und in der Bedeutung zu Helm (galea) gehören. Specieller zu Helim. Unrichtig ist die Etymologie „Elmstadt", schon wegen der Entfernung des Ortes vom Elm. Volksetymologie: Der Hund des Gründers (St. Ludgerus) hieß Helim; an der Stätte, wo er sich niederließ, wurde die Stadt erbaut.

Lebenstedt. — Liwenstide 1129. — Levenstede 1151.

Zu Liw, Lewon wie in Leonhart, Linhard.

Runstedt. — Ruonstedi 1160. — Ronstede 1354. — Runstede 1314.

Seinstedt. — Senstede 1266, 1267. — Seinstide 1359. — Senstide 1175. — Seenstidde 1379.

Zu Pn. mit dem Stamme Sin (= robur, vis). Förstem. Pn. S. 1102 und On. S. 1339.

Semmenstedt. — Scemmenstede 1049. — Tzemmenstede. — Zemmenstede 1022. — Simmenstede 1335. — Symmenstidde 1379.

Schliestedt. — Slizstede mit Slistedeberch.

Im Volksmunde Slistidde. Vergl. Sliesdorf, Sliaswig (Schleswig), Sliwesheim (Schleisheim). Förstem. On. S. 1348, 1349.

Schöppenstedt. — Sciphinstede 1051. — Scyppenstide 1086. — Schipenstede 1136. — Schepenstede 1195/97. — Sceppenstede 1291.

Zu Pn. Scippo, Scepo, Sceppo?

Schöppenstedt (Klein-). — Parvum Scepenstede 1226. — Scepenstidde 1251. — Moneke Schepenstede 1383.

Sunstedt. — Suntstede (Trad. Corb.), Sunstide, Sunstidde, Sunstede 1318.

Nach A. v. Wersebe, Gaue zwischen Elbe u. s. w. Hannover 1829, S. 131, das alte Selzstide (1022). Wohl richtiger zu ahd. sund, altf. suth, Süden. Förstem. On. S. 1404.

Twülpstedt (Groß- und Klein-). — Tuilpstidi 1145. — Twulpstidde. — Twülpstede 1209. — Kl. Tw. 1536.

Vallstedt. — Vellezstide. — Velezstide. — Veledstide 1200. — Veltstide. — Velstidde 1378. — Lutken Velstide 1507. — Groten Velstide 1462.

Volksetymologie: Zwei Männer berieten darüber, wie der neu gegründete Ort zu benennen sei. Da stolperte der eine und der andere fragte ihn: fallst de? Seitdem heißt der Ort Vallste, wie er dort ausgesprochen wird.

Wahrstedt. — Wastede 1444. — Warstidde 1477.

Watenstedt bei Schöppenstedt. — Wethnenstede 1051. — Watenstide 1138. — Watenstede 1135.

Watenstedt (Amt Salder). — Watenstide c. 1195. — Watenstede apud Barem 1275. Im Gericht to Lechtenberge 1480.

Beide zu Pn. Wato.

Wedtlenstedt. — Wethelemstide 1105. — Witlinstede 1224. — Wetelemstede 1270.

Winnigstedt (Groß- und Klein-). — Magna W. und Parva W. — Winnigstide. — Winninghestidde 1379. — Osternwinnigestide 1484. — Lutken W. 1654.

Zu Pn. Winiding. Förstem. Pn. S. 1315.

—dorf.

Ahd. dorf, altf. thorp, ndd. dorp mit der gleichen Bedeutung wie im Neuhochdeutschen, eine bei uns sehr häufige (29) Ortsnamenbezeichnung, aus der man, bei ihrer großen Verbreitung durch das deutsche Land, kaum Schlüsse auf besondere Stammeszugehörigkeit ziehen kann. Dorf bezeichnet stets eine größere Niederlassung, einen Sammelpunkt des religiösen oder politischen Verkehrs. Die

mit Dorf bezeichneten Siedelungen gehören einer verhältnismäßig späten Zeit an, sind jünger als jene, die ein vereinzeltes Wohnen, was das ursprüngliche gewesen ist, andeuten, wie —heim. Sie deuten immer auf die gemeinsame Niederlassung dicht, truppweise bei einander wohnender Ansiedler.

Alversdorf. — Adalgerasthorpa 983. — Alvatasthorpa c. 1000. — Adelegerestorp 1022. — Edelgerestorp 1022. — Algedesthorpe 1160. — Algotesthorpe 1160, 1195, 1199. — Algothisdorp 1190, 1201, 1231. — Algorestorp 1178. — Algerstorpe 1313, 1383. — Algestorpe c. 1220, 1297, 1324, 1310. — Alverstorp 1486, 1541.

Zu Pn. Adalger gehörig.

Bahrdorf. — Bardorp 973. — Barthorpa c. 1100. — Bardorpe 1344. — Bardorp 1145.

Vergl. Förstem. Pn. S. 209, der hier an den Stamm Bar denkt, für den er ein fließendes Gewässer annimmt, was bei Bahrdorf aber kaum von Entscheidung sein kann, da dieses nur an einem unscheinbaren Bache liegt.

Barnstorf. — Bernhardestorpe 966. — Bernestorpe 1226. — Bernestorp 1264, 1236. — Bernstorpe 1320. — Bernstorp 1135.

Zu Pn. Bernhard.

Boimsdorf. — Boinestorp 1327. — Boymestorpe c. 1360, 1324. — Bomestorpe 1344. Wendischer Rundling.

Brechtorf. — Bracthorpe 1160. — Bractorp 1252 und öfter.

Zu ndd. brâke, vergl. Brakstedt S. 65.

Burgdorf. — Borchdorpe ante Lichtenberge. Burgdorf benannte Ortschaften sind meist spät entstanden, wenn die Bewohner sich im Schutze einer Burg niederließen. Unser Burgdorf ist das Dorf bei der Asleburg, entstanden aus zwei Dörfern, Altendorf und Steinen.

Danndorf. — Danthorpe 1160. — Dandorp 1444.

Zu Pn. Dano.

Denstorf. — Tenesdorp 1051. — Dinesdorp 1235. — Dennesdorp 1192. — Dennestorp 1251. — Denstorpe oft.

Wie das vorige zum Pn. Dano, Tenno. Förstem. On. S. 450.

Dibbesdorf. — Thitbechtestorp c. 1226. — Dibbekenstorp 1264. — Dibbekesdorp 1302. — Dybbekestorpe 1377.

Zu Pn. vom Stamme ahd. thiuda (= Volk), specieller zum Pn. Thiatbert, Thietpreht. Also zusammengehörig mit Dettum S. 62.

Flechtorf. — Flegthorp 1022. — Flechthorpe c. 1100. — Flechtorpe 1318.

Zu ahd. flehtan, flechten, in Bezug auf geflochtene Zäune? Vergl. Flechtorf in Waldeck.

Glentorf. — Glintdorp 1221/27. — Glintorp 1322. — Glentorpe 1374.

Zu ndd. glint, klint, auf die hohe Lage an der Schunter deutend, oder glint, Einzäunung.

Hallendorf. — Hetilendorp 9. Jahrh. — Hatdelendorpe 1380. — Hedelentorp 1441.

Zu Pn. Hetilo. Förstem. Pn. S. 642 und On. S. 767.

Hordorf. — Hordorpe 1299.

Zu ahd. horo, Sumpf. Vergl. Hordorf im Kreise Oschersleben, das 995 Horthorpe heißt.

Hoyersdorf. — Hogerestorpe 1311. — Hoyerstorp 1344. — Hoyersdorp 1399. — Heyersdorp 1372, 1542.

Zu Pn. Hugo, Hogo, Huger, Hoyer.

Immendorf. — Ymmendorpe 1265. — Immendorpe 1240. — Immendorp 1270.
Zu Pn. Immo.

Käſtorf. — Kestorp 1175. — Kettesdorp 1264. — Kaestorff 1536. Wendiſcher Rundling.
Ein Käſtdorf bei Gifhorn.

Lehndorf. — Lenthorp 1060. — Lendorpe 1240. — Leendorp 1311.

Mackendorf. — Mackenthorpe 1160. — Mackendorpe 1240. — Mackendorp 1481.
Zu Pn. Mago, Macco. Förſtem. Pn. S. 884 und S. 1004.

Meerdorf. — Merthorpe c. 1280. — Merdorpe.
Nach dem hier befindlichen und noch heute mer genannten Teiche. Altſ. meri, agſ. mere, Sumpf, See. Noch häufig in Flurnamen.

Neindorf. — Nienthorpe. — Nienthorp. — Nendorpe under d. Oſele 1422, 1410, 1415. — Neyndorpe juxta Biwende.
Zu ndd. ni, neu.

Papſtorf. — Papestorpe.
Zu ndd. pâpe, Pfaffe?

Reinsdorf. — Reinoldestorpe c. 1160, 1215, 1311 im Gericht zu Scheninge. — Reinestorpe 1317.
Zu Pn. Raginald, Reinold.

Rickensdorf. — Ricmannestorpe 1225. — Ricmerestorpe 1359. — Ricmestorpe 1360.
Zu Pn. Ricman und Ricmar.

Rottorf. Rotorpe c. 1385.
Zu „roden". Bei Öſterley S. 582 wird Rumeringtorpe (Trad. Corb.) hierhergeſtellt?

Saalsdorf. — Selestorp 1178. — Salestorp c. 1226. — Salesdorpe 1368.
Zu ahd. sal, altſ. seli, Haus?

Volkmarsdorf. — Volkmerstorp 1014. — Volkmarstorpe 1104. — Volkmestorpe 1395.
Zu Pn. Volcmer.

Wolſtorf. — Waldisdorp 1182. — Waldestorp 1160. — Woldestorpe 1264, 1197, 1294. — Wolstorpe 1356, 1247.
Zu ahd. wald, ndd. wôld.

Woltorf. — Waltthorpe c. 1170. — Waltorp 1226. — Wolthorpe c. 1226. — Woltorp c. 1195.
Gleich dem vorigen.

Zweidorf. — Tvidorp 1132. — Twedorpe. — Twedorp 1382.
Beſteht aus zwei, ſechs Minuten voneinander entfernten Teilen, von denen der an Wendeburg anſtoßende jüngere Teil Rodekamp heißt. Nach der Volksdeutung das zweite bei der Wendeburg erbaute Dorf, während das benachbarte Wendezelle das erſte geweſen ſein ſoll.

—ingen.

Die auch bei uns häufige (22) Endung —ing iſt in ihrer Bedeutung weſentlich, aber nicht immer, eine beſitzanzeigende, die ſich zu einer patronymiſchen ſpecialiſierte. Sie iſt über ganz Deutſchland, England und Skandinavien, namentlich bei Bayern (—ing) und Alemannen (—ingen), verbreitet und tritt in der Form —ungen bei Heſſen und Thüringern auf. Die Orte auf —ingen deuten daher der Mehrheit nach auf den Gründer und deſſen Nachkommen, wobei nicht bloß an edle Geſchlechter gedacht zu werden braucht (Agilolfingen, Merowingen), ſondern auch an freie Bauern, die an einem beſtimmten Orte (Wald, Burg,

Feld) eine Siedelung gründeten, welche dann von den Nachbarn nach dem Gründer benannt wurde. Indessen liegt nicht überall bei unseren braunschweigischen Ortsnamen ein patronymisches —ing vor. Jellinghaus (Braunschw. Magazin 1897, S. 94) will Gleidingen, Lauingen, Liedingen, Schöningen zu ing = Wiese, Grasaue, stellen und auch J. Langer, „Die altmärkischen Ortsnamen auf —ingen" (Wissensch. Beilage zum Jahresber. d. Stiftsgymnasiums in Zeitz 1898) läßt den Ortsnamen auf —ingen nicht bloß patronymische Bedeutung zukommen, sondern erkennt bei vielen in dem —ing ortsbestimmende Bedeutung. Sie sind sämtlich nicht alt und gehören frühestens dem 8. Jahrhundert an.

Beddingen. — Bettingen, Beddinge 1038.
Zu Pn. Beddo. Im Volksmunde Beddig.

Berklingen. — Berklingi c. 1000. — Berclinge 1178.

Cremlingen. — Cremlinge 1302. — Cremmelinge 1344.

Gleidingen (Groß-). — Gledinge c. 1195. — Snitgledinge 1260. — Groten Gledy 1570.

Gleidingen (Klein-). — Gledinge apud Denstorpe 1296, 1326. — Ostgledinge 1334. — Nortgledinge 1560.
Im Volksmunde Gleie.

Hoitlingen. — Hetlingen 1536. Wendischer Rundling.

Kneitlingen. — Clettinge 1147. — Kletlinge 1387. — Knetlinge c. 1400.

Köchingen. — Choginge. — Cogginge 1170. — Cochinghe 1240. — Parvum Cochinge 1307.
Im Volksmunde Köchich.

Küblingen. — Kubelinge 966. — Kublinge 1170. — Kübbelinge 1334. — Cubbeling 1291.

Lauingen. — Lauhingi 888. — Lauingi in pago Derlingo. — Loiwinke c. 1226. — Lowinghe c. 1274.

Liedingen. — Lithingi (Trad. Corb.). — Lithinge. — Lidinge. — Lydingi 1378.

Remlingen. — Remninge 1240 und öfter. — Remmelinge 1378.
Zu Pn. Hraban. Förstem. On. S. 832.

Reislingen. — Rizseilinge 1191. — Razzelinge 1192. — villa major Reslinghe 1239. — Reslinge 1333. — Rislinge 1491.

Rühen. — Runinge 1536. Wendischer Rundling.

Rüningen. — Runinge. — Runinghe 1380.
Gesprochen Rünig.

Sauingen. — Sawingon. — Tzowinghe. — Sawinge 1038.
Gesprochen Sauig.

Schöningen. — Scahaningi, Scanigge 747. — Sceningi c. 983. — Sceningin 1051. — Sceninge in pago Dernigon 1022. — villa Scheninge 1120.
Gesprochen Scheinig.

Söllingen. — Solynge 1090. — Sulincge 1137. — Sullingi 1227. — Sulinge 1182. — Solinge 1199.
Der Sage nach soll der Name von einem Salzwerke, welches hier lag, gekommen sein. Gesprochen Söllig. Zu ndd. sol, sumpfiger Boden?

Süpplingen. — Suppelinge 1150. — Zupplingen 1226. — Zeuppelingen 1229. — Suppling 1267. — Sopling 1183. — Suplinge 1253. — Horgen Suplinge 1368, 1432. — Dreck Süpplingen 1614.

Im Volksmunde Züppling. Süpplingen auch eine Wüstung bei Schönwalde im Kreise Stendal, ein Süplingen bei Stendal. Lange (Die altmärkischen Ortsnamen auf —ingen, Zeitz 1898, S. 9) nimmt einen Pn. Supilo, als Weiterbildung von Supo, Sopo an. Dreck-Süpplingen ist die einfache Übersetzung von Horgen- oder Horen-Süpplingen und hat mit Hörigkeit nichts zu thun.

Twieflingen. — Tviflinga (Trad. Fuld.). — Twiflinge 994. — Tviflinge 1160. — Zviflinghe 1270. — Kl.-Twiflinge 1492.

Üfingen. — Uvingon 1022. — Uvinghe, Uvinge.

Zu Pn. Uffo. Förstem. Pn. S. 1209 und On. S. 1500. Im Volksmunde Üwig.

Weferlingen. — Weverlingi 965. — castrum Weferlinge 1300. — Wevelinghe 1338.

—rode.

Zum Zeitwort roden, altſ. riutjan, oberdeutſch reuten, den Wald urbar machen. Die Ortsnamen auf —rode, die in der Schweiz —rütli, in Franken —reut, in Thüringen —roda lauten, gehören zu den jüngſten. Erſt nachdem der leichter zu beſtellende Boden in der Ebene und im Freien benutzt und neuer Platz für die wachſende Bevölkerung von nöten, begann man mit dem Ausroden der Wälder und gründete neue Dörfer an den bloßgelegten Stellen, die gewöhnlich den Namen desjenigen tragen, der die Rodung unternahm. Daß die Namen auf —ingerode im Harz erſt dem 10. Jahrhundert angehören, hat Jacobs (Zeitſchrift des Harzvereins XXVI, 418 ff.) gezeigt. Auch kommt einfaches Rode vor (Forſthaus bei Sambleben im Elme). Unſere hier in Betracht kommenden braunſchweigiſchen —rode (im ganzen 16) liegen mit geringen Ausnahmen faſt alle im Amtsgericht Riddagshauſen nahe bei einander, auf die einſtige Ausdehnung eines großen Waldes deutend, der ſich zwiſchen der jetzigen Hauptſtadt, der Schunter und dem Elme erſtreckte.

Abbenrode. — Aberode 1270. — Abbenrode prope Elmonem 1383. — Abbenrode bei Deſtidde 1436.

Wie viele andere gleiche oder ähnliche Ortsnamen zu Pn. Abbo.

Beienrode. — Bodonrod (Trad. Corb.). — Bodenrode 980, 1226, 1303. — Bodenrothe c. 1200. — Boddenrode c. 1480. — Boggenrode 1482. — Beyenrode 1178, 1439.

Zu Pn. Bodo.

Bevenrode. — Bevenrodhe 1231. — Bevenrode faſt immer.

Zu Pn. Bevo.

Bienrode. — Ibanroth 1031, 1060. — Ibenroth 1211. — Bigenrode 1222, 1367. — Bienroth 1248.

Zu Pn. Ibba, Ivo. Förstem. On. S. 803. (Nach Dürre, Ztſchr. d. hiſtor. Ver. f. Niederſ. 1869, S. 73 zu altſ. îba, Eibe, alſo Eibenrodung, was aber weniger einleuchtet.)

Brunsrode (Groß- und Klein-). — Brunesrothe 1160, 1200. — Brunesrode. — Brunsrode Major. — in Minori Brunesrode 1318.

Zu Pn. mit dem Stamme Brun, Bruno.

Dankwarderode, der Name der Burg in Braunſchweig. — Thoncguarderoth 11. Jahrhundert. — Dankwerderode. — Thanquarderode. — Danckquarderode.

Zu Pn. Tankward, Dankward.

Engerode. — Odesrode 1080. — Oddingerodhe 1226. — Eddingerode um 1300. — Engederode 1476. (Simm im Braunschw. Magazin 1898, S. 65.)
Zu Pn. Odo.

Erkerode. — Erikeroth 1175. — Erkerode 1178. — Erckerode 1267.
Zu Pn. Erich.

Gliesmarode. — Glismoderoth 1031. — Glismederoth 1226. — Lismoderoth 1161.
Zu Pn. Glismot. Förstem. Pn. S. 527. Im Volksmunde Gließenrôe.

Hemkenrode. — Hemkenrode 1329. — to dem Hemmekenrod 1466.
Zu Pn. Hamuko, Hemmic.

Maſcherode. — Marscheroth 1182. — Marsceroth 1219. — Marsekenrode 1315. — Maschenrode 1251.

Melverode. — Menolveroth 1240. — Meinolvingerod 1244. — Meinolvesroth 1244. — Menolveroth. — Meinelveroth. — Melverod.
Zu Pn. Meinolf.

Papenrode. — Papenrothe c. 1160. — Papenrode seit 1224.
Gehörte im 13. Jahrhundert ganz dem Ludgerikloster in Helmstedt, war Pfaffenbesitz und daher der Name.

Schulenrode. — Sculenrothe 1265. — Sculenrode 1318. — to dem Schulenrode 1477.

Völkenrode. — Volkolderode 1321. — Volklingerode 1344. — Volkingerode 1414.
Zu Pn. Volkold.

Volkmarode. — Volcmerode 1251. — Volcmarode 1302. — Volcmerode 1327.
Zu Pn. Volcmar.

— ithi (—te, —de).

Die Endung —ithi, welche sehr häufig in sächsischen Ortsnamen vorkommt, erscheint hochdeutsch in der Form —idi, sowie in vielfachen Abstufungen und Entstellungen. Sie gehört zu den ältesten, die wir kennen, und kommt vielleicht schon in ptolemäischen Ortsbezeichnungen vor. Diese Wortbildung ist wesentlich über die friesisch-sächsisch-thüringischen Gegenden verbreitet, auch bei uns verhältnismäßig stark vertreten (vierzehnmal) und meistens zu —te, —de umgestaltet. „Über die Funktion dieses Suffixes dürfen wir uns nicht eher eine feste Ansicht erlauben, als bis die Stammwörter dieser Namen in größerer Klarheit ermittelt sind." (Förstem., Die deutschen Ortsnamen 1863, S. 228.)

Calbecht. — Calkbechte 1258. — Calbichte 1350. — Calbechte.
Man spricht heute noch die Endsilbe bechte mit e am Schluß voll aus. Daher möglicherweise zu den Ortsnamen auf ithi zu stellen. Nach Jellinghaus (Braunschw. Magazin 1897, S. 101) bedeutet der Namen „Kalkbrennerei", die in der That dort betrieben wurde.

Denkte (Groß-). — Dengdi 965. — Dencte 1318. — Major Denchte 1344.

Denkte (Klein-). — Minor Dencke oder Parvum Dencke 1344. — Lutken Denche 1419.

Drütte. — Thritide 1022. — Threttede 1160. — Druttethe 1178. — Druttede 1824. — Drutte 1380.

Geitelde. — Getlithi 1060. — Getlede 1196. — Ghetelde 1304. — Gidtolde.
Gesprochen Geidel.

Heerte. — Herete 1223. — Heerte c. 1100. — Northerete 1315. — Ostherete 1315. — Northerete 1323. — Drecherete 1386. — Klein-H. 1412. — Groß-H. 1412. — Kerk-H. 1238.

Leinde. — Lenethe 1178. — Linethe 1191. — Lenedhe 1242. — Lenedhe 1308. — Lene 1378.

Im Volksmunde Leine.

Linde (Oſter-). — Lindethe, Lindede. — Major Lindedhe. — Linnithe, Oſterlinde 1480. — Linde, Kerklinde 1479, 1492.

Im Volksmunde Linne. Man ſagt heute Groten-Oſterlinne und Lütjen-Weſterlinne.

Linde (Weſter-). — Lindede 1272. — Parvum Lindede 1275. — Linde vor der langen Brücke 1487. — Lutteken Linde. — Weſterlinde.

Sickte. — Kikthi 888. — Xikthi 1060. — Sicudi 1024. — Xicthe c. 1160. — Tzicte 1318. — Tſikthe c. 1200. — Zickede 1264. — Major Sikte 1308. — Unter- und Ober-Tzikte c. 1315. — Ober- und Nieder-Tzicte 1323.

Förſtem. On. S. 1329 nahm Zugehörigkeit zu ahd. sik, See, Sumpf an, das heutige ndd. sîk. Es liegt aber Zetacismus vor. Verwandlung des K in S oder Z. Vergl. Seelmann, Zur Geſchichte der deutſchen Volksſtämme, Norden 1887, S. 70.

Thiede. — Thidhi 1007. — Thide 1166 und öfter. — Thidhe 1191.

Im Volksmunde Thie.

Ührde. — Urede 888. — Urithi 983. — Urethe 1160. — Urede 1291. — Urde 1380.

Im Volksmunde Ühr.

Vechelde. — Vechtla 1145. — Vechtelde 1378. — Vecledhe 1281. — Veichtelde 1313.

Im Volksmunde Vechel. Iſt die älteſte Form Vechtla die ausſchlaggebende, ſo muß der Ortsname zu la, Wald, geſtellt werden. Vorherrſchend ſind aber ſtets die Formen auf —de, weshalb ich den Namen an dieſer Stelle belaſſe.

Wahle. — Walede 1141. — Walde 1313. — Walthe 1351. — Walde, Welde 1381.

Wierthe. — Wirite 1178. — Wyrte, Wirethe 1381.

—leben.

Die Ortsnamen auf —leben haben zwei große, räumlich voneinander getrennte Gebiete, das eine im alten Thüringerlande, das andere in Nordſchleswig, Jütland, auf den däniſchen Inſeln und in Schonen. Die älteren Formen lauten —leiba, leva, leve, ſeit etwa 1100 tritt die Form —leben auf. Dieſe Endung bezeichnet die Hinterlaſſenſchaft, das Erbe an Grund und Boden und bezeugt, daß die Anſiedeler in dieſen Dörfern das Recht des Sondereigentums an Grund und Boden kannten. Harz, Oker und Aller, die alte Scheide zwiſchen Sachſen und Thüringen, ſind zugleich die Grenze des Gebietes, bis zu welchem ſich die Ortsnamen auf —leben nach Nordweſten erſtrecken. Für das hohe Alter dieſer Orte ſpricht, daß dieſelben, Gebirge und Sümpfe meidend, an den für den Ackerbau am beſten gelegenen Stellen haften. Im alten Oſtfalen ſamt dem Bardenlande, in Engern, Weſtfalen und den Niederlanden kommt nicht ein einziger Ortsname mit der Endung —leben vor, erſt von der Oker nach Oſten hin finden wir ſie und ſo iſt unſer Land (mit 11 —leben) genau auf der Grenze gelegen, welche die Thüringer nach Weſten zu erreichten; ſie machten Halt an der alten Grenze der Barden und Sachſen. Seelmann will die Ortsnamen auf —leben dem Volke der Warnen zuſchreiben, das, von Norden kommend, im zweiten Jahrhundert in das Gebiet zwiſchen Elbe, Harz und Thüringerwald eingewandert ſein ſoll. (Zur Geſch. d. deutſchen Volks-

stämme Norddeutschlands und Dänemarks im Altertum und Mittelalter. Norden 1887. S. 7. Vergleiche dazu ferner J. Langer, Die altmärkischen Ortsnamen auf —ingen und —leben, Zeitzer Programm 1898.) Alle unsere Ortschaften auf —leben liegen im Osten des Landes, wie die Karte ausweist; das benachbarte Fallersleben bildet den nordwestlichsten Ausläufer dieser thüringischen Siedelungen, deren geographische Gesamtausdehnung bei Seelmann angegeben ist.

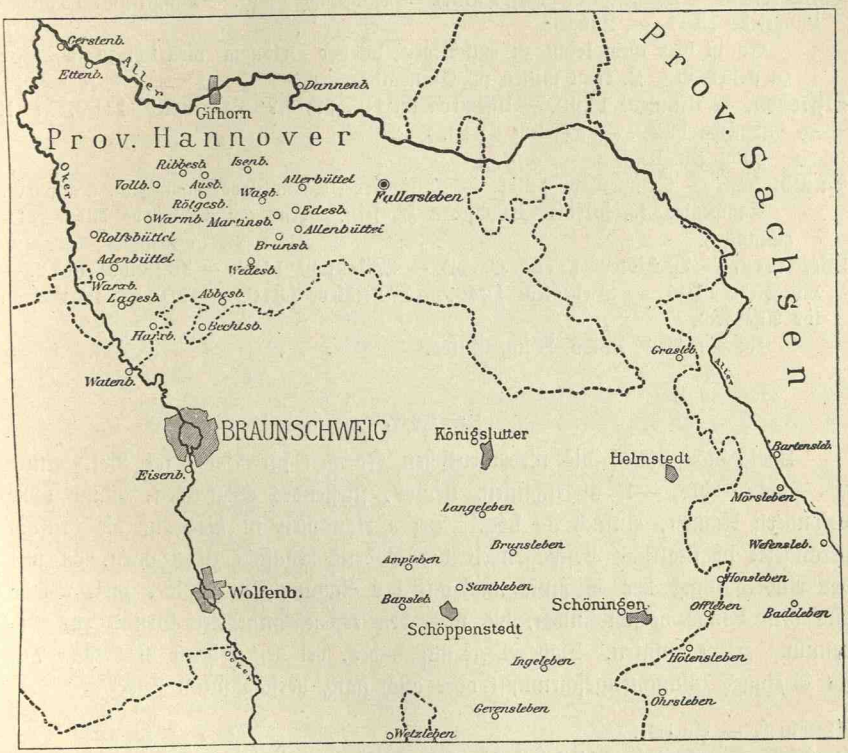


Fig. 47. Die Verteilung der Orte auf —leben und —büttel.

Während die Endung —leben also Nachlaß, Erbgut bedeutet, ist das hinzutretende Bestimmungswort meist ein Personenname. Innerhalb der politischen Grenzen Braunschweigs kommen folgende elf Ortsnamen in Betracht:

Ampleben. — Ampeleve 1199, 1315, 1342. — Ampleve 1315, 1307.
Nach Förstem. On. S. 72, zu ahd. ambaht, ministerium.

Bansleben. — Banisleve 1121. — Banesleve 1137, 1185. — Bantsleve 1382. — Banslеve 1286.
Zu Pn. Bano.

Brunsleberfelde, Forsthaus bei Räbke, benannt nach dem wüsten Dorfe Brunsleben. 1440 Weide fur dem Brunsleber Felde. Zu Pn. Brun, Bruno.

Gevensleben. — Ghevensleve 1018. — Geuensleuo. — Gevensleve 1387. — Gevensleben im Gericht Jerxem 1445.
Zu Pn. mit dem Stamme gab (= geben). Förstem. On. S. 602.

Grasleben. — Graſelove 1160. — Grasleve 1191. — Graßleghe 1261.
Zu Pn. Grâ=olf abgekürzt Grâ(o).

Hohnsleben. — Ho[n]aslofa 983. — Honensleve 1190. — Honeslove 1160. — Honsleve 1292, 1311.
Zum Pn. Hon. Im Volksmunde Haunslebbe.

Ingeleben. — Ingenlove 1195. — Ingeleve 1086.
Zum Pn. Ingo.

Langeleben. — Langelana (Trad. Fuld.). — Langelage 1160. — Langeleghe. 1318. — Langelebe 1381. — Langele.
Es iſt hier nicht leicht zu entſcheiden, ob der Ortsname vielleicht zu lâ, lâge zu ſtellen iſt. L. liegt mitten im Elmwalde.

Offleben. — Uffinleve 1190. — Uffenleva im 10. Jahrh.? — Offensleve 1180, 1191. — Offenleve 1222. — Offeleve 1246.
Zum Pn. Uffo.

Sambleben. — Campenleve 1201. — Zcampeleve, Tzampeleve Tſampeleve, Sampleve.
Campenleve ſcheint die Grundform zu ſein. Aus c = k wurde durch Zetacismus tz.

Wetzleben. — Wydisleve (Trad. Corb.). — Wideslove 1141. — Witeslove 1172. — Witesleve 1105. — Wedesleve 1249. — Wettesleve 1310. — 1503 W. im Gericht tor Aſſeborch.
Zu Pn. Wid, Wido, Wito, Guido.

—beck.

Beck, bêk, bêke, die niederdeutſchen Formen für Bach, im Volksmunde zu —pke, —bke, —ke abgeſchliffen, kleines, fließendes Wäſſerchen, häufig ohne beſondern Namen, einfach de bêk. Bei Ortsnamen iſt hier auf die vielfach veränderte phyſikaliſche Beſchaffenheit des Bodens Rückſicht zu nehmen, da mit der Austrocknung der Sümpfe und mit der Rodung der Wälder viele Bäche aus dem Lande verſchwanden, die noch den erſten Anſiedlern Grund zur Benennung geben konnten. Daher Orte auf —beck, bei denen heute die Bäche auf ein Geringes zuſammengeſchrumpft oder auch ganz verſchwunden ſind.

Ahnebeck. — Anebeke.

Barbecke. — Beribeke 1176. — Bergbike 1178. — Berbeke 1300 und öfter. — Berebeke 1448.
Ob zu dem von Förſtem. On. S. 206 für Flußnamen angenommenen Stamme Bar? Die Barbeck fließt in Holſtein.

Barmke. — Bardenbike 1158. — Bardebike 1160. — Bernebeke 1524. — Bermke 1566.
Zu Pn. Bardo? Aber Flußnamen von Perſonennamen gebildet ſind ſehr fraglich. Vergl. die Barmecke (zur Lenne), Bernecke bei Brilon.

Esbeck. — Aſtbike 1137. — Asbike 1179. — Esbike 1182. — Esbeke 1263 und öfter. Im Volksmunde Äſebêke.

Nordſteimke. — Steinbeke juxta Vorsfelde 1238. — Stenbeke 1332. — Stembeke 1341. Nordſtenbeke 1400.
Zu ahd. stain, Stein, wie die vielen Steinach und Steinbach, Steenbecke in den Niederlanden, Steimke bei Bremen. Nordſteimke wohl im Gegenſatz zu dem ſüdlich davon im Haſenwinkel gelegenen Klein=Steimke. (1366 Wendiſch Steimke.)

Räbke. — Redepe 1225. — Ridepe 1205. — Riddepe 1333. — Redepke 1399.
Nach Illinghaus nicht zu beck, ſondern aus rîd-apa, Rietwaſſer, entſtanden.

Sisbeck (Groß- und Klein-). — Sesbeki c. 1100. — Sesbeke c. 1160. — Sasbeke 1203. — Sisbeke 1124. — S. orientalis et occidentalis c. 1160. — S. major (= orient.) et minor (= occid.) 1318.

Förstem. On. S. 1326 stellt den Namen mit einem wohl berechtigten Fragezeichen zu See, ahd. seo. Im Volksmunde Sisseke.

Velpke. — Vilebeke 1160. — Velebeke 1146. — Velbeke 1224.

Stein-Velpke genannt im Gegensatz zu Völpke, Kreis Neuhaldensleben.

Wobeck. — Wobike 1137. — Wobeke 1160. — Wopke 1210.

Im Volksmunde Wobke, Waubke.

—lâ, —lâge.

Das bis zur Gegenwart gebräuchliche ndd. lâ, ahd. lôh; mh. lôh, loch, abgeschliffen in leg, le, el bedeutet Gehölz, kleiner Wald, besonders im offenen Felde. Es handelt sich hier um verhältnismäßig spät entstandene Orte, in Wäldern angelegt, nach denen sie benannt sind.

Assel. Zwei Ortschaften dieses Namens im Amte Salder:

Hohenassel. — Asle. — Aslebarch 1236. — Borchasle 1236. — Hogenassel 1492.

Nordassel. — Assel 1210. — Asleburch 1236. — Nortasle 1316, 1338. — Nordassel 1382, 1485.

Ganz zweifellos ist es nicht, ob in Assel ein lâ steckt, wie in Berel. aslâ wäre Eschenloh, Eschenwald. Vergl. Asseln (Asclooe) bei Unna, Zeitschr. für westf. Gesch. XX, S. 135.

Berel. — Berlan 1022. — Beritle c. 1200. — Berle 1215. — Beerla. — Gr.-Berel 1535. — Lütken-Berel 1594.

Hondelage. — Honlage 1178. — Honlege 1322.

Im Volksmunde Hondeln.

Schandelah. — Sconleghe 1200. — villa Scanleghe 1344. — Parvum Scanleghe 1307. — Schanleghe 1369. — in Magno Scanlege 1375. — Schanleghe 1311. — Schanlege 1432.

Timmerlah. — Dinbarlaha 9. Jahrh. — Tymberla 1187. — Tymmerla.

Zu ahd. timbar, mhd. timber, dunkel, schattig oder zu timber, Bauholz. Ein Timmerloh im Kreise Soltau.

Vechelade, eine neue Tochtergründung von Vechelde, nach dem Walde zu gelegen. In der Dorfbeschreibung von 1755 „Das neue Dorf Vechellage". Es wurde erst 1723 auf Veranlassung der Herzogin Elisabeth Sophie Marie erbaut.

Warle. — Werle. — Warle 1508.

Im Volksmunde Warl. Vergl. Werl bei Soest, Werl in Lippe.

—berg.

Lichtenberg. — Lechtenberg 1156. — Lichtenberg 1180, 1282. — Lechtenberge 1297. — Lichtenberge 1300. — Lichtenberg 1306 und öfter.

Lichtenberg hieß die Burg; der Name wurde 1857 auf die beiden am Fuße derselben gelegenen Dörfer Ober- und Nieder-Frehden ausgedehnt, die 1160 als Vrithi, seit dem Beginne des 13. Jahrhunderts als Vrede, Freden, Freien erscheinen und wohl zu den On. auf —ithi gehören.

Rieseberg. — Risberghe 1344. — Ryseberge 1353. Wendische Dorfanlage.

Sonnenberg. — Siehe unter —burg.

Vahlberg, drei Ortschaften dieses Namens an der Asse gelegen, zu fâl, falb, erdfarben: (**Groß-**). — Valeberge. — Mediem Valeberghe. — Middelen Valeberg. — Groten Valeberg.

(**Klein-**). — Osteren-Valeberg 1344, 1297. — Parva Valeberge 1362. — Lüttgen-Valberg 1367.

(**Mönche-**). — Valberge. — Wester-Valeberge. — Moneken-Valeberge.

Warberg. — Warpergin 1112. — Werberge 1192. — Werberge 1382.

—burg.

Burg, ndd. borg, das Schloß, die Burg. Die Orte mit dieser Bezeichnung gehören zu den jüngeren, welche um eine bereits bestehende Burg und in deren Schutze entstanden.

Hedwigsburg, früher Stecklenburg, 1196 Steckelenborch, erhielt erst 1578 den jetzigen Namen durch Herzog Julius, der hier für seine Gemahlin Hedwig einen Landsitz erbaute.

Mückenburg, einzelnes Haus bei Riddagshausen.

Ölsburg. — Alsburch 10. Jahrhundert. — Olesburch.

Sonnenberg. — Sunnenborc, Sunnenberc c. 1200. — Sunnenberge 1237.

Liegt ganz in der Ebene. „—berg und —burg wechseln oft in denselben Namen, wie sie auch etymologisch zusammengehören." Zu Pn. Sunno.

Steterburg. — Stedereburch 1118. — Stiderborch 1191. — Stederburg 1194. — Stederburch 1196.

Süpplingenburg. — Suplingeburch 1125. — Suplingeborch 1303. — Sublingborch 1382.

Vergl. Süpplingen S. 69.

Wendeburg. — Winetheborg c. 1170. — Winedeburg c. 1195. — Wenedeburg c. 1195. — Wenetheborch 1226. — Wendeborch 1318.

Nicht zum Volksstamme der Wenden, sondern zu Pn. Wend, Wendo.

—haus, —hausen.

Der Wohnsitz eines Freien hieß von alters her hûs, womit stimmt, daß viele der ältesten Rittersitze auf —hûsen endigen. W. Arnold (Studien zur deutschen Kulturgeschichte, Stuttgart 1892, S. 32) nimmt an, daß die auf —hausen im niedersächsischen Gebiete ausgehenden Orte von fränkischen Geschlechtern begründet wurden; er sieht sie für fränkische Kolonieen an, die angelegt wurden, um das durch Karl d. Gr. eroberte Land dauernd an die fränkische Herrschaft zu fesseln, was aber, als nicht nachweisbar, nur als eine Vermutung gelten darf. Von diesen On. sind die einfach auf —haus endigenden zu trennen, die nur auf ein einzeln stehendes befestigtes Haus deuten.

Essinghausen. — Esekeshusen 1311. — Esekhusen 1458.

Zu Pn. Asic, Asico, Etsico.

Fümmelse. — Vimmelhusen 1258. — Vymmelsen.. — Vymmensen. — Vymmelse 1380.

Neuhaus. — Nyehus 1372. — Neuhaus 1423. — Nigenhus 1490.

Riddagshausen. — Riddageshusen 1146, 1148, 1198. — Redageshusen 1196. — Riddagshusen 1201, 1250.

Zu Pn. Riddag, aus Ricdag.

Wendhausen. — Wenthusen 1311, 1348, 1350. — Wenethusen 1183.
Nicht zum Volksstamme der Wenden, sondern zu Pn. Wando, Wendo.

—bere, —ber, —per.

Die Namen auf —bere, —ber sind in Nordwestdeutschland nicht selten, einige scheinen später zu —berge geworden zu sein. Eine Etymologie ist sehr schwierig wegen der wechselnden Form der Endung in älterer Zeit: —beri, —buro, —bore, —buron. Ags. bearo, bearu, msc. heißt Wald, wahrscheinlich von beran, tragen, Früchte geben. (Jakob Grimm, Kl. Schriften IV, 410. Leo, Rectitudines, S. 88.) In ags. On. als —baro, —bearo, —bera.

Hedeper. — Hathebere 1221. — Hethebere c. 1230. — Hadebere 1188. — Hedebere 1334.
Zu vergleichen Heber bei Soltau, früher Hedebere und Heudeber bei Wernigerode. Im Volksmunde Häper.

Ölper, Elbere 1241. — Olber 1418.

Ölber (am weißen Wege). — Olbere 1226.
Der witte weg, von der Farbe der weißen Kalksteine, wird schon 1540 als Holzgrenze genannt.

Rümmer. — Rymbere 1309. — Rummer 1536. — Remmer 1560.

Timmern. — Timbron c. 983. — Thimbere 1190. — Timbere 1238. — Timmere 1131. — Tymberen 1344.

—büttel.

Das zu ahd. bûan, bauen, gehörige —büttel bedeutet Haus, Hof und stimmt zu ags. botl (Haus), altn. bodlos (Hausrat), niederl. boedel, altfries. bôdel (bona), mnd. bôl. Es ist eine durchaus auf altsächsische Gründungen hinweisende Bezeichnung, die in zwei voneinander getrennten und scharf begrenzten Gebieten vorkommt. Einmal in Holstein und Schleswig, den Landen Hadeln und Wursten und vereinzelt im Bremischen, wo der nördliche Bezirk dieser Ortsnamen liegt; dann zweitens südlich davon im Winkel, wo Aller und Oker zusammenfließen, im hannoverschen Kreise Gifhorn, dessen südlicher Teil geradezu „die Büttels" genannt wird, so daß man dort die Redensart „Büttelin gân" hat, wenn man in die Dörfer auf —büttel sich begiebt[1]). Dicht um-

[1]) Es sind dieses folgende, deren urkundliche Namen nach Sudendorf ich beifüge. Rötgesbüttel (Rodelekesbutle 1226), Warmb. (Wermeresbutle 1226), Rolfsb. (Rolevesbutle 1274), Isenb. (Isembutele 1318), Wasb. (Wilradesbutele 1022), Ausb. (Asedesbutele 1383), Vollb. (Volbesbutle 1383), Abbesb. (Abesbutle 1381), Edesb. (Edesbutele 1400), Gerstenb. (Garsnebutle 1274), Lagesb. (Laverdesbutele 1378, im Volksmunde Lasebüttel), Meinholz (Meginfridisbutle), Harxb. (Herkesbutle 1318), Warxb. (Werkesbutle 1338), Wedesb. (Witildbutile 1022, Stiftungsurkunde des Michaelisklosters in Hildesheim), Allenb. (Dallengebutle 844), Allerb. (Almersbutele 1274), Adenb. (Adenebutle 1226), Ribbesb. (Ricboldesbutele 1226), Dannenb., Edesb., Martinsbüttel. Dazu die vereinzelt nördlich von den vorigen im Amte Isenhagen gelegenen Wunderbüttel und Hankensbüttel und die drei braunschweigischen (ohne Wüstungen), so daß diese südliche Gruppe der Büttel im ganzen 27 bestehende Ortschaften umfaßt.

säumen die nördliche Grenze des heutigen Braunschweig diese alten Sachsengründungen und sie reichen noch mit einigen derselben hinein. (v. Hammerstein-Loxten, Bardengau, S. 546. Arnold, Studien zur deutschen Kulturgeschichte, S. 47.) Sie sind bei uns noch durch einige Wüstungen vertreten: Thuringesbutli und Everiksbutli, die im Norden der Stadt Braunschweig lagen und unter den 18 Dörfern genannt werden, die 1031 zur Magnikirche eingepfarrt waren (Dürre, Ztschr. d. histor. Ver. für Niedersachsen 1869, S. 70), ersteres auf einen Thüring deutend, der nach sächsischer Art siedelte. Heute liegen nur noch drei Orte auf —büttel innerhalb der politischen Grenzen des Herzogtums, zugleich die südlichsten der ganzen Gruppe. Vergl. die Karte S. 73.

Eisenbüttel, Mühle bei Braunschweig. — Eysenbutle c. 1180. — Eisenbutle c. 1200.
Zu Pn. vom Stamme Is, Isan, wie Iso.

Watenbüttel. — Watenebutle 1170. — Watenbutle 1318. — Watnebutle 1377.
Zu Pn. Wado, Wato.

Wolfenbüttel. — Weferesbutle 1118. — Wulferesbuthle 1130. — Wulferisbuthele 1142. — Wolferbutle 1164. — Wulferbüttle.
Zu Pn. Wulf, Wolf.

—kot.

Das ndd. kot, kote bedeutet Hütte, angs. cot, woraus das engl. cottage. Das deutsche Wort drang in die slawischen Sprachen ein, wo es die Bedeutung der niedrigsten Art von Behausung, bis zu den Hühnerställen herab, annahm. Da die braunschweigischen Orte mit der Endung —kot alle im ehemals wendischen Gebiete liegen, und zwei davon wendisch gebaute Rundlinge sind, so ist slawische Abkunft nicht ganz von der Hand zu weisen. (Über Kote als Lehnwort aus dem Finnischen handelt Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde II, 352 f.)

Eischott. — Eiscot 1324. — Eiskothe 1536.
Wendischer Rundling.

Badekothen, Bathekot, Wüstung zwischen Warmenau und Brackstedt, in ehemals wendischem Gebiete. (Zeitschr. d. histor. Vereins für Niedersachsen 1864, S. 1.)

Meinkoth. — Menkothe 1352. — Menkot 1444. — Meincoten 1145. — Meinkot 1209.
Mein, Men = Pn. aus Magin? Die Volksetymologie besagt, daß die Bewohner eines wüst gewordenen Dorfes sich hier anbauten up mîne kôte, ein jeder auf seiner Köte.

Wendschott. — Wenskothen 1536.
Zu vergleichen Wendekoten östlich von Lüneburg im hannoverschen Wendlande.

—feld.

Feld bedeutet die natürliche Ebene und wird erst später für Ackerland gebraucht. Es ist in Ortsnamen sehr alt und sehr häufig, bei uns aber selten.

Bortfeld. — Bortvelde 1187 und so ferner.

Bergfeld. — Bergfelde 1135. — Bargfelde 1536.

Borsfelde. — Barsvelde 1218, 1309. — Barsfelde 1340, 1344. — Baresfelt 1145. — Borsfelde 1321.
Im Volksmunde Boßfelle.

—mar.

In unseren Dorfnamen wird die Endung —mar nie voll gesprochen sondern stets —mer, wie sie auch in den urkundlichen Formen steht. Die spätere Kanzleischreibung ist wohl mit Anlehnung an Namen wie Weimar, Geismar u. a. entstanden, bei denen jedoch die Bedeutung des —mar dieselbe ist. Es geht zurück auf ahd. mari, sumpfige Gegend, Teich, kleiner See, wie in Meerdorf und den zahlreichen Flurnamen mer. Sottmar gehört nur scheinbar hierher, da die urkundlichen Formen Sutherheim, Sutherem, Sotherum u. s. w. sind.

Bettmar. Bethmere 1238, 1239. — Bethmer 1344.
Im Volksmunde Bettmer, mit dem Zunamen an der langen wische, zur Unterscheidung von Bettmar bei Hildesheim.

Wittmar. Witmari 965. — Witmere 1331, 1332. — Witmer 1445.
Zu ndd. wit, weiß? Vergl. Wüstung Wittmar bei Warberg in Westfalen, Wüste Witmari bei Wolfshagen (Hessen-Nassau). Förstem. On. S. 1587.

—tûn (=Zaun).

Thune. — De Thun 1347. — Tun 1381. — Haus Thune. — Schloß Thune 1477. altsächs. tûn, der Zaun, die Umzäumung, angs. tun, das Umzäumte, der Ort, engl. town, Stadt. — Hier der einfache Stamm, während in den beiden folgenden On. er das Grundwort bildet.

Veltenhof. — Veletunum 1007. — Velittunum 1031. — Veleten 1300. — Veltheim juxta Honrode 1336. — Veltheim juxta Brunsvic 1311.
Hier scheint eine dreifache Änderung in der Bedeutung dieses Ortsnamens vor sich gegangen zu sein. Die älteste Form geht auf tûn, Zaun, zurück. Der Ort, im Besitze des Marienhospitals, war zu einem Hofe, Veltheimerhof oder Veltenhof, herabgesunken und der letztere Name tritt schließlich an die Stelle der beiden älteren.

Wenden. — Guinuthun 1031. — Wenethen 1251. — Wenden 1305.
Zu Pn. vom Stamme Vand, Wend. Förstemann, On. S. 1617, stellt Wenden fälschlich zu dem Volke der Wenden.

—horst.

Horst, ahd. hurst, bedeutet ein Dickicht, einen abgeschlossenen Wald.

Grafhorst, ebenso in den Urkunden, ist, da es bei dem eingegangenen wendischen Dorfe Grabow liegt, von dem noch der Grabower Teich den Namen führt, möglicherweise aus Grabower Horst entstanden. Grabow ist slawisch, hrab, grab: die Weißbuche.

Querenhorst. So 1125, 1284. — Quernhorst 1203, 1304.
Zu altsächsisch quern, die Mühle; dies die ältere deutsche Bezeichnung, die durch das aus dem Lateinischen stammende „Mühle" verdrängt wurde; namentlich die alte, aus zwei Steinen bestehende Handmühle. Die älteren Benennungen beziehen sich nur auf den Wald, in welchem später das gleichnamige Dorf entstand.

—brück.

Neubrück. — Castrum Brugghe 1321. — Das Haus to der Brugghe 1340. — Die Zehnten vor der Nyenbrügge 1444.

Kiſſenbrück. — Chirſenbrucge in p. Derlingo. — Kiſſanbruggi 1027. — Kisnebrucke 1060. — Kiſſenbrugge.
An der in die Oker mündenden Kiſſe. Förſtem. On. S. 941. Volksetymologiſch als „Chriſtenbrück" gedeutet, weil Karl der Große hier in der Oker die Sachſen getauft haben ſoll.

—hagen.

Hagen iſt eine Einfriedigung, ein Gehege, in dem ein Dorf erwuchs. Im ndd. oft abgekürzt zu hân. In unſerem Gebiet nur ein Ort.

Gebhardshagen. — Indago 1235. — Geverdeshagen 1318. — Gheverdeshaghen 1383.
Zu Pn. Geverd und Gebhard.
Altenhagen, Vorwerk bei Lichtenberg.

—au.

Ahd. ouwe, Waſſer, Waſſerland, waſſerreiches Wieſenland, Aue; kleine Flüßchen heißen bei uns noch Aue.

Fürſtenau, ehemals Haßlerhof, erhielt 1716 ſeinen jetzigen Namen, als es von der Herzogin Eliſabeth Sophie Marie angekauft wurde. (Haſſel und Bege I, 480.)
Parſau, ſo ſtets. Einmal Parſow. Wendiſcher Name (ſiehe unten), welcher nur den Schein des deutſchen Wortes angenommen hat.
Scheppau. — Schepowe 1360. — Scheppauwe 1490. Wendiſcher Rundling.
Warmenau. — Warmenaw 1536. Der Flußname Warmenau kehrt öfter in Deutſchland wieder. Aber unſer Dorf liegt an keinem Fluſſe, auch entfernt von der kleinen Aller und iſt urſprünglich wendiſch, wie ſein Rundlingsbau ausweiſt. Man darf daher auch an einen ſlawiſchen Ortsnamen Warmenow denken, in dem —ow den Beſitz andeutet, welcher im deutſchen Munde durch Umlautung in —au überging. Und ähnlich kann es ſich mit Scheppau verhalten, während Parſau ſicher ein wendiſcher Ortsname iſt.

—thal.

Die Namengebung der beiden hierher gehörigen Orte geht nicht auf die natürliche Beſchaffenheit des Landes zurück, da ſie in der Ebene liegen, ſondern erfolgte nach Vorbildern.

Marienthal. — Vallis St. Mariae 1147.
Sophienthal. — Neu-Gründung der Herzogin Sophie von 1724.

—wik.

Abgeſehen von der Alten Wiek, einem Stadtteil Braunſchweigs, iſt es nur der Name der Hauptſtadt, welcher hier in Betracht kommt. Got. veihs, altſ. wik, Stadt, Ort, Burg iſt eine oft für ſich allein oder als Endung ſtehende Bezeichnung, die nicht nur in ſächſiſchen, ſondern auch in frieſiſchen und angelſächſiſchen Landen vorkommt.

Braunſchweig. — Brunesguik 1031. — Die älteſte, den Namen erklärende Nachricht über die Erbauung hat das im Anfange des 13. Jahrh. geſchriebene Chronicon

Halberstadense, wo berichtet wird, daß der Gründer Bruno die Stadt Brunonis vicus nannte. (Dürre, Gesch. d. Stadt Braunschweig, S. 27.) Die gewöhnlichen mittelalterlichen Formen (gesammelt bei Österley, Histor.-geogr. Wörterbuch, S. 86) sind Brunswik, Bruniswik, Brunßwyk ꝛc. Schon im 13. Jahrh. kommt Brunschwigk vor; 1263 Braunschwigk; 1335 Braunschweigk in oberdeutschen Urkunden. Vergl. über den Namen auch Braunschw. Magazin 1826, Stück 41 und 42.

—kamp.

Der Kamp, das eingefriedigte, abgegrenzte Feldstück. Ob zurückgehend auf das lat. campus? Vergl. auch unter „Flurnamen".

Rothenkamp. — Rodencampe c. 1360. Wendischer Rundling.
Der ausgerodete Kamp.

Kampen, Domäne bei Flechtorf. Hus to dem Campe 1346. Castrum Campe 1326.

—wieſche.

Der ndd. Ausdruck für Wiese, nur in einem On.:

Woltwieſche. — Waltwische 1178. — Wohldwieſche 1337. — Woltwiſche, d. i. „Waldwieſe".
Im Volksmunde Wohlsche.

—tere, dere.

Halchter. — Halctre 1148. — Halechtere c. 1200. — Halchtere später.
Zu dem altſ. tere, dere, Baum, agſ. treo, engl. tree. Die beiden westfälischen Haltere heißen urkundlich Halahtron, Halahtre, Haletre.

—thurm.

Raffthurm. — Allodium Raht 1228. — Raff 1169. Vergl. den Flurnamen Raff.

—zelle.

Wendezelle. So 1454. Das aus dem lat. cella hervorgegangene Zelle ist eine erst mit der Verbreitung des Christentums aufgekommene Ortsbezeichnung. Bei unserem Orte läßt sich eine cella nicht nachweisen. Reß (S. 145) denkt daher an ein Wendeföll, an ein in der sumpfigen Gegend an der Aue bei der Wendeburg errichtetes und diesem zugeordnetes Dorf. Oder sollte an altſ. seli, Gebäude, Saal, zu denken sein, so daß wir ein Haus des Wendo hätten? Zu vergleichen ist das gleichfalls vereinzelt stehende Dörfchen Wagenzelle, 10 km nördlich von der Stadt Hannover

—heide.

Meſekenheide, Forsthaus bei Helmstedt; mêseke, Meise.

—ſohle.

Brunſohle, einzelnes Haus bei Emmerstedt. Brunsele 13. Jahrh., früher Dorf. Zu Pn. Bruno oder brûn, braun, und sol, sumpfige Gegend. Vergl. Flurnamen unter „Soll".

—krug.

Grenzkrug bei Ochsendorf, **Sandkrug** bei Neuhaus. Zu Krug, Wirtshaus, nicht zu „Krug" (urceus), welcher ndd. krûke heißt.

—furt.

Ndd. fôrd, die Furt (hier an der Oker).

Leiferde. — Lefvorde 1176. — Lefforde 1191. — Leyforde 1195. — Lefforde prope Runinge 1306. 1475.

Zu vergl. Lafferde an der Weser. Im Volksmunde Leifer.

—hof.

Ursprünglich der eingezäunte Raum, dann die ihm zugehörigen Wirtschaftsgebäude. Bei uns sind die wenigen Ortsnamen mit —hof sehr spät aus ursprünglich auf —heim lautenden entstanden, so Essehof aus Eddessem, und Nortenhof aus Northem, Veltenhof aus Veletunum, das ich zu tûn, Zaun stelle. Nur der Steinhof, Domäne bei Watenbüttel, trägt seinen Namen sofort.

—mühle.

Für das echtgermanische quirn, quern, das zunächst die steinerne Handmühle bezeichnete, drang schon früh das lateinische mola in der spätromanischen Form molina bei uns ein. Die zahlreichen, an Fluß- und Bachläufen liegenden Mühlen unserer Gegend führen meistens leichtverständliche Namen (Grasmühle bei Schöningen, Rote Mühle bei Frellstedt, Waldmühle bei Rickensdorf, Steinmühle bei Lucklum, Teichmühle bei Fümmelse, Fährmühle bei Kissenbrück, Alte Mühle bei Reppner 2c.). Einer Erklärung bedürfen nur folgende:

Fleitsmühle bei Bahrdorf und bei Hoiersdorf. Zu ndd. fleiten, fließen.
Lagmühle bei Wolsdorf. Zu ndd. lâ, lâg, Wald.
Puritzmühle bei Rieseberg. Ein slavisches Wort; po = an und rêka, Fluß, Bach. Häufig in slavischen Ortsnamen wie Puritz, Poritz 2c.
Wippermühle bei Brechtorf. Sie führt ihren Namen von dem großen entwässerten Wipperteiche. Wipper bedeutet schlechtweg „Fluß", ob aber deutsch? Vergl. die gleichnamigen Nebenflüsse der Saale, der Unstrut, mehrere W. in Rheinland und Westfalen, den pommerschen Küstenfluß u. a.

Einfache Stämme.

Biewende. — Groß- oder Westerbiewende, Wester-Biwende, Major-Biwende. — Klein- oder Osterbiewende, Oster-Biwende, Orientalis-Biwende. Ein schwieriger On., dessen Deutung „Privatgrundstück". Zur Erklärung ist nachzusehen unter den Flurnamen bei „Bünne". S. 90.
Cramme.. — So stets seit 1187.
Lehre. — Leri 888. — Lere apud Schuntram 1311. Arnold (Stud. zur deutsch. Kulturgeschichte, S. 68) stellt das Wort zu einer längst verschwundenen altdeutschen

Bezeichnung für Aufenthaltsort, Wohnstätte und bringt es nicht nur mit Zusammensetzungen wie Goslar, Wetzlar in Verbindung, sondern auch mit dem alleinstehenden Lahr in Baden, Leer in Ostfriesland, Lehrte in Hannover. Förstemann dagegen (Die deutschen Ortsnamen, S. 70) zu ahd. und altſ. lâri, leer, auf eine unbebaute, öde Gegend deutend, in welcher der Ort entstand.

Leſſe. — Leſſe 1128. Simm (Das Amt Salder) führt den Namen nach du Cange (Glossarium V, 57) auf ein altſächſiſches laeszva, ſpäter lessa, Weide, Trift, zurück.

Lutter, nach dem vorbeifließenden Bache Lutter, dem reinen, lauteren. Zwei in unmittelbarem Zuſammenhange liegende Orte. Gegen die Ableitung „lautere Au" wendet ſich Lohmeyer (Programm, Altona 1894).

Königslutter. — castrum Luttere 1346. — in Luttere 1318. — curtis Luttere 1192. — Konnigesluttere 1252. — oppidum Regalis Luttere 1437.

Oberlutter. — villa superior Luttere 1318, 1323. — Obere Dorf 1475, 1420. — Oberlutter 1359.

Weddel. — c. 1226 Wedele, 1322 ebenſo. Geſprochen Wâ'le. Die Verdoppelung des d iſt ſpätere Zuthat. Wedel, das ſehr häufig in Zuſammenſetzungen wie Salzwedel, Wiswedel u. a. vorkommt, hat die Bedeutung eines Paſſes oder Durchganges zwiſchen zwei Sümpfen und des Wohnorts an einer ſolchen Stelle. (Luther im Niederd. Jahrbuch XVI, S. 155.) Noch heute liegen Bruch und Teich ſüdlich dicht am Dorfe.

Unerklärte Ortsnamen.

Lamme. — Laminari Feld in pago Liergewi. 9. Jahrhundert. — Lamme 1226. Über —ari vergl. Förſtemann, Deutſche Ortsnamen 1863, S. 200.

Reppner. — Ripenarth 11. Jahrh. — Repenhart 1213. — Repenerde 1333. — Repenherde 1350. — Reppener 1436. Vergl. Braunſchw. Magazin 29. Juli 1900.

Salder. — Saldere. — Saldern 1182. Möglicherweiſe zu den Ortsnamen auf —heim. Ein Thidericus de Salderem kommt 1169 als Dienſtmann Heinrichs des Löwen vor.

Schapen. — Scepen 1231. — in Scepene 1265. Vergleiche Schöppenſtedt S. 66.

Tiddiſche. Tudeſche 1536. Im Volksmunde Tidſche. Die in der erſten Auflage dieſer Volkskunde S. 23 enthaltene Zuſammenſtellung mit dem 1237 genannten Thiddegeſem (Aſſeburger Urkundenbuch I, S. 141) iſt nicht ſtichhaltig, da dieſes ſich auf die Wüſtung Thiedexen bei Eimbeck bezieht. Der Name iſt möglicherweiſe ſlaviſch, da Tiddiſche ein wendiſcher Rundling.

Velſtove. — Velſtoiw 1536. Möglicherweiſe ſlaviſch; liegt im wendiſchen Gebiete, iſt Rundlingsbau und hat ſlaviſche Flurnamen.

Die Flurnamen und Forstorte.

Die erste Landesvermessung Braunschweigs ist unter Herzog Julius im Jahre 1585 angeordnet worden; wie weit dieselbe ausgeführt wurde, ist nicht nachzuweisen, da die kriegerischen Unruhen jener Zeit ihr wohl ein Ziel gesetzt haben werden. Die unter Herzog Karl I. im Jahre 1755 dann unternommene allgemeine Landesvermessung hatte zunächst den Zweck, die zerstreuten Äcker der Unterthanen zusammenzulegen. Desgleichen wurde beschlossen, teils zu fiskalischen Zwecken, teils um eine Hebung der Landwirtschaft und der Viehzucht anzubahnen, genaue Dorf-, Feld- und Wiesenbeschreibungen der einzelnen Ortschaften des Herzogtums anfertigen zu lassen. Eine große Anzahl von „Subdelegierten", „Kommissaren" und Feldmessern wurde ausgesendet, welche, einzelne Distrikte ausgenommen, das große Werk auch nach einem gleichmäßigen Plane durchführten. Damals wurde der Morgen Landes zu 120 Quadratruten und die Rute zu 16 Fuß oder 8 gewöhnlichen Braunschweiger Ellen bestimmt. Beschreibungen, Karten und Dorfpläne werden in der Herzoglichen Plankammer zu Braunschweig aufbewahrt. In den Beschreibungen ist die Zahl der Höfe im Dorfe genau angegeben; die Kirche, deren Gerechtsame und Einkünfte, der Pfarrer, die Pfarrwitwe und deren Erhaltung, die Schule und der Opfermann, die Mühlen und deren Betrieb, die Hirtenhäuser, die Kruggerechtigkeit, der zu entrichtende Korn- und Fleischzehnt, die Schäferei, der Feldhüter (pannemann) und Nachtwächter, die vorhandene Holzung, die Jagdgerechtsame, die Fischerei, die Schmiede, das Backhaus und die Feuerinstrumente (Löschgeräte) des Dorfes werden aufgeführt und teilweise ausführlich beschrieben. Es folgt dann eine Schilderung des Wiesenwuchses, der Koppel- und Privatweide, der Viehzucht, des Ackerbaues nach Einsaat und Ertrag; etwa vorhandene Mineralien, Quellen u. dergl. werden als „Merkwürdigkeiten" vermerkt, Häuslinge, Handwerker und Altväter verzeichnet. Nachdem dann die „Tabelle der herrschaftlichen Gefälle" gegeben ist, folgt die Beschreibung der Unterthanen, deren jeder nach Namen und bäuerlicher Stellung aufgeführt wird. Hier finden sich Angaben über den Besitz eines jeden Hofes, Aufführung der Ländereien, der Wiesen, des Viehes und der Gebäude und der Abgaben und Zehnten, die ein jeder zu leisten hatte. Daran schließt sich die Aufführung der Felder eines jeden unter namentlicher Angabe der einzelnen Wannen und Wiesen. Gelegentlich fließen auch geschichtliche und kulturgeschichtliche belangreiche Bemerkungen ein.

Dadurch, daß die Beschreibungen die vom Grund und Boden stammenden Beziehungen der Unterthanen zu ihrer Herrschaft ausführlich darlegen, daß deren Rechte und Pflichten, Gebäude, Grundstücke und Abgaben genau verzeichnet sind, werden sie zu wichtigen Quellen für die Rechtszustände unserer bäuerlichen Bevölkerung im 18. Jahrhundert, nicht minder aber Quellen für die Topographie, Statistik, Bodenwirtschaft, Personen- und Flurnamen jener Zeit.

Die namentliche Aufführung der einzelnen Flurstücke liegt nun dem nachfolgenden Verzeichnis der Flurnamen zu Grunde. Etwa 250 Dörfer der Kreise Braunschweig, Helmstedt und Wolfenbüttel (mit Ausschluß der Ämter Thedinghausen, Calvörde und Harzburg) wurden dabei berücksichtigt [1]). In nicht kleiner Arbeit wurden etwa 500 handschriftliche Foliobände von mir ausgezogen, die ungefähr 6000 Flurnamen lieferten, von denen ein großer Teil sich wiederholte. Dabei waren von vornherein selbstverständliche und belanglose Bezeichnungen weggelassen, wie: hinter dem Dorfe, an der Trift, am Beeke, am Windmühlenberge, vor dem Holze, an der Landstraße u. dergl., die sehr häufig vorkommen. Die Auswahl der sprachlich, kulturgeschichtlich und naturwissenschaftlich wichtigen Flurnamen ist im folgenden gegeben.

Ich verhehle mir durchaus nicht, daß der Auszug der Flurnamen, der hier geordnet und mit Erklärungen versehen ist, an einer Fehlerquelle leidet. Den Feldmessern, welche die Flurnamen zu erfragen hatten, war deren Bedeutung gleichgültig; eine philologische Schulung konnte man von ihnen nicht verlangen, und sie schrieben nieder, wie sie hörten; aber dieses nicht allein, sondern sie übersetzten oft die niederdeutschen Flurnamen ins Hochdeutsche, ganz oder halb, je nach Willkür und Laune, wobei, wie sich in einzelnen Fällen zeigt, Fehler mit untergelaufen sind. Auch ist keineswegs das Geschlecht immer sicher und was der eine Beamte als Neutrum verzeichnete, erscheint bei dem anderen als Maskulinum.

Ein Einzelner ist jedoch nicht im stande, alle die Tausende von Flurnamen nachzuprüfen, abgesehen davon, daß seit der Separation im 19. Jahrhundert viele von denselben verschwunden sind. Wo sich mir Gelegenheit bot, habe ich nachgeprüft und verbessert. Desgleichen einzelne in den Dorfbeschreibungen nicht aufgeführte Flurnamen, welche untergeordnete Feldstücke ꝛc. bezeichnen, nach meinen Erkundigungen mit aufgeführt. Aber auch trotz der angeführten Fehlerquelle ist die vorliegende Sammlung von Flurnamen eine wertvolle. Die slavischen Flurnamen des Amtes Vorsfelde sind im nachstehenden Verzeichnis unberücksichtigt geblieben, weil sie im letzten Abschnitte besonders behandelt werden.

Mit besonderem Danke will ich hier erwähnen, daß auf meine Bitte Herr Dr. C. H. F. Walther in Hamburg die Güte gehabt hat, meine Arbeit über die Flurnamen durchzusehen. Ihm verdanke ich zu diesen erläuternde Zusätze, die mit seiner Bewilligung meiner Arbeit hier hinzugefügt sind. Was von

---

[1]) Nicht zugängig waren mir die Dorf- und Feldbeschreibungen von Papsdorf, Veltheim an der Ohe und Watenstedt (Amt Schöningen). Einzelne Feldbeschreibungen enthielten die Flurnamen offenbar nur unvollständig.

Herrn Dr. Walther herrührt, ist in [ ] eingefügt und mit einem W bezeichnet worden.

In das Verzeichnis sind ferner aufgenommen die Forstorte der Forstmeisterbezirke Braunschweig und Helmstedt, welche (abgesehen von Calvörde) mit den von mir gesteckten Grenzen zusammenfallen. Zu Grunde liegt ein Verzeichnis der Herzoglichen Cammer.

Die Forstortsnamen sind mit FO. in den betreffenden Revieren bezeichnet. Die Abkürzungen bedeuten hier Wolf. = Wolfenbüttel, Lich. = Lichtenberg, Soph. = Sophienthal, Wend. = Wendhausen, Bey. = Beyenrode, Kön. = Königslutter, Ev. = Evessen, Schö. = Schöningen, Helm. = Helmstedt, Mar. = Marienthal, Vors. = Vorsfelde.

A.

Aaskuhle. Wobeck. Vergl. Fillkuhle.
Abbenwiese. Lehre.
Ablaßwiese. Dobbeln.
Achmer, m. Barnsdorf.
Afterwellen, pl. Berklingen. — Zu achter, echter, hinter und welle, eingefaßte Quelle.
Agnesenkamp, Sankt-. Velstove.
Ahlerstrauch, —kamp, —wiese, —holz, Lehre, Rottorf, Grafhorst, Wahrstedt, Burgdorf, Cramme, Osterlinde. — âler, die Eller, Erle.
Ahlfeld. Söllingen.
Ahlkenweg. Berel. Alekenla, Waldung bei Runstedt. (Dürre, Gesch. d. Stadt Braunschweig, S. 511.) âleke, die Dohle, kleine Krähe.
Ähne, m. Semmenstedt.
Ahnewende, f. Volkmarsdorf. — Vergl. Förbet, was dasselbe ist.
Alberstorfer Holz. Barmke. Wüstung Alvestorp. (Sudendorf, Urkundenbuch II, 143.)
Alpersdamm, —berg. Sierße, Flechtorf. Alpers ist Familienname.
Altarberg, —bleek, —wiese. Berklingen, Halchter, Hedeper. — „Eine Wiese, welche die Kirchenväter ernteten." — Altaristenwiese. Gr.-Biewende. Altaristen hießen die Kirchenväter.
Altona, f. Gr.-Denkte. — Nach dem Flüßchen Altenau, wohl verschrieben, da der Flurname „Altona" bei Gr.-Denkte nicht bekannt ist.
Ammerbeek. Remlingen.
Ampferlingen, pl. Hötzum.
Amrendal. Offleben.
Apothekerbalken. Gr.-Twülpstedt.
Appelkamp. Vechelde.
Appenrode, f. Westerlinde.
Arge, f. FO. Kön.
Arkeroderfeld bei der Stadt Braunschweig, nach der Wüstung Markerode. (Dürre, Gesch. d. Stadt Braunschweig, S. 48.)
Aschenkamp. Bettmar. Eschenkamp.
Asperfeld. Bahrdorf, Gr.-Twülpstedt.
Asseburg, f. Watenbüttel.
Assel, m. Gr.-Dahlum. Eschenwald? Vergl. S. 75.
Aue, f. Kl.-Twülpstedt, Rümmer, Eitzum. — Wasserreiches Wiesenland; Aue gilt auch bei uns für kleine Flußläufe. Zu got. ahwa, ahd. aha, mnd. ouwe, fließendes Wasser.

Augang. Ölper.
Autorswelle, f. Bornum. — Quelle des Heiligen Autor.

B.

Baarshop, m. Wendeburg. Vergl. „Hop".
Backberg. Jerxheim.
Backohtwiesen. Brackstedt. — Nach der Wüstung Badekoten. (Ztschr. d. histor. Ver. Niedersachsen 1864, S. 1.)
Badtwiese. Lichtenberg.
Balken, pl., häufig, namentlich in Zusammensetzungen, Bezeichnung für langgestreckte Flurstücke oder zwischen den Äckern liegengebliebene lange Heidestücke. Balken heißt auch der beim Pflügen an der Furche stehenbleibende Rand des noch nicht gepflügten Ackers.
Ballwallwiese. Glentorf. Entlang der Schunter besitzen wir eine ganze Reihe Ball-, Boll- oder Beulwälle, mehr oder minder deutliche, schanzenartige Erdwälle, deren Bedeutung P. J. Meier klargestellt hat (Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Braunschweig II, S. 8 u. f.). Sie beginnen bei Beienrode an der Schunter, sind bei Kampen, Wendhausen, Hondelage, Dibbesdorf, Wenden, Thune nachgewiesen und setzen bei Walle, Neubrück bis Müden an dem Einflusse der Oker in die Aller unter verschiedenen Bezeichnungen fort. Meier versetzt sie in das 10. Jahrhundert und deutet sie als Schutzwälle gegen die von Nordosten vordringenden Slaven.
Bamer, f. Wiese bei Woltwiesche.
Barberg. Kl.-Twülpstedt.
Barenberg. Offleben. Bärenwinkel. FD. Helm. Zu bâr, Bär. In unserem Flachlande ist der Bär längst ausgestorben und nur wenige Ortsnamen deuten auf ihn; im Harze hat er sich länger gehalten. 1614 fraßen Bären Rinder, die zur Ilsenburger Herde gehörten; 1656 sind Bären am Brocken bezeugt (Zeitschrift des Harzvereins III, S. 65); 1637 erlegte Herzog Georg von Lüneburg drei Stück bei Lutter am Barenberge; noch 1705 wurde einer am Brocken geschossen.
Bärenkamp, —morgen, —winkel, —busch. Erkerode, Flechtorf, Wendhausen, Woltorf, Runstedt. Zu bêre, Birne.
Bärwinkel. Ölper. Im Volksmunde Borrwinkel, dies auch die alte Form, welche mit „Saulager" wechselt. Danach zu bêr, Eber. (Braunschw. Magazin 1898, S. 22.)
Bäsekenwiese. Bienrode. — bäseke, beseke, kleine Beere, oder zu dem häufigen Familiennamen Bäseke.
Basta, f. **Bastau, Basteberg, Bastfeld, Bastie,** f. Schandelah, Schulenrode, Abbenrode, Hallendorf, Bienrode. Bastholz. FD. Wend. u. Soph. — Vergl. die Baste, westlich von der Radauquelle im Brockengebiet. Auf einer alten Harzkarte aus dem 16. Jahrhundert Bastaw. (Zeitschr. d. Harzvereins III, S. 89.) [Bast, Basten, Baß und in Zusammensetzungen (Basthorst, Baßremen) mehrfach in Holstein und sonst in Norddeutschland. Basthorst in Lauenburg heißt so schon im 14. Jahrh. W.] Es wird sich dieses Basta ꝛc. wohl auf das ehemals übliche Bastschälen beziehen. Von dem Nordasselerholz (Amt Salder) wissen wir, daß die „Holzerben" dort Anrecht auf Holz, aber auch auf „Mast und Bast" hatten; der Bast der Bäume wurde zum Flechten von Stricken, Stuhlsitzen u. dergl. benutzt (Braunschw. Magazin 1896, S. 190).
Bastiansbreite. Twieflingen.
Baube, f. Dibbesdorf.
Beddesbühre, f., Rüningen. — bûre, Überzug oder Zieche über ein Kissen, also hier Bettüberzug. Die eigentümliche Bezeichnung als Flurstücknamen wird bestätigt dadurch, daß bei Velstove eine Flur Bührenstreu und bei Sunstedt eine solche mit dem Namen Küssebühre, also Kissenüberzug, vorkommt.

Beendorfer Dickung, FO. Helm. Wüstung Bemesdorf.
Behrböme, pl. Rottorf, vergl. Birnbaum.
Behre, f. Gilzum, vergl. Birnbaum.
Behrensdorfer Feld, Danndorf. Behrendorferholz FO. Vors. Nach der Wüstung Bernsdorf. (Zeitschr. histor. Ver. Niedersachsen 1864, S. 4.)
Beilwanne. Eilum.
Bent, n. Weddel; Bentwiese, Bornum. — bent, Binse.
Bergstrauch, Völkenrode.
Berkhahn, m. Wendeburg, vergl. Birken.
Betschenberg, FO. Helm.
Bettelwiese. Fümmelse.
Beul, m. Dettum.
Beutmerberg. Apelnstedt.
Bewille, f. Bewillenspring, Büddenstedt.
Birken, pl. Saalsdorf, Volkmarsdorf, Velstove, Hoitlingen, Eischott. Birkenei, f. Rühen. Berkhahn (Birkenhagen). Wendeburg.
Birnbaum, Evessen; am hohlen B., Reislingen; drei Birnbäume, Gr.-Twülpstedt; Behre f., Gilzum; Behrböme, pl., Rottorf. — Vergl. Bäre, Behre.
Bischofsbreite. Räbke. —wiese, Stadt Braunschweig.
Bisterbeeck. Barnsdorf. — Zu bîster, wild umherirrend.
Blanckenthal. Kl.-Gleidingen. — Zu blank, hübsch, glänzend.
Blasebalg. Büddenstedt.
Bleek, einer der häufigsten Flurnamen, meistens in Zusammensetzungen. blêk, n. abgegrenztes kleines Landstück, Fläche, Platz, Stelle. Redensart: Kumm mik nich up mîn blêk.
Bleiern, m. Gr.-Denkte. B. soll eine „unterbrochene Breite" sein.
Bletzenberg. Evessen.
Blöcke, pl. Rottorf. block, m. abgegrenztes Ackerstück.
Blogen, pl. Watenstedt (Amt Salder). Zu blogen, blühen?
Blumen, pl. Lucklum.
Blumenhagen, —kamp, Weddel, Volkmarsdorf. —wiese, Kl.-Twülpstedt.
Böckeln, pl. Bornum, Fümmelse. Böckelse-Meer, Woltorf. Böcker, m. Salzdahlum, Westerlinde, Gr.-Stöckheim.
Bockelsberg. Thune. Bockenberg. Hötzum. Zu bôk, bâke, Baake, Feuerstange, Signal; nicht zu Bock.
Bockshorn. Groß-Vahlberg, Calbecht. Bockshornberg. Gr.-Brunsrode, Sickte, Börßum, Gr.-Dahlum. FO. Kön. — Dieser Flurname ist häufig, zumal in den Harzgegenden verbreitet, und wird mit den Osterfeuern in Zusammenhang gebracht, so daß „Bockshorn brennen" geradezu so viel wie Osterfeuer ist. So eine Notiz aus der Gegend von Gandersheim aus dem 16. Jahrhundert: „Osterfewer gehalten, welches die Alten Bockshorn geheißen", eine andere aus Hasselfelde von 1559: „das Osterfeuer, oder wie man es des Orts nennet, den Bockshorn." Weil dabei viel Üppigkeit und Laster vorgekommen, treten seit dem 17. Jahrhundert Verbote auf (Zeitschrift d. Harzvereins III, 855 ff.). Es mag sich daher bei unseren Flurnamen Bockshorn auch um alte Osterfeuerstätten handeln, womit aber der Name noch nicht erklärt ist. Ein Ort Bockhorn liegt bei Varel im Oldenburgischen. Die Redensart „jemanden ins Bockshorn jagen", ängstlich machen, findet hier ihre Erklärung: Früher wurden Burschen und Mädchen durch das Osterfeuer hindurchgejagt. — Vergl. Osterberg.
Bockslager. Kneitlingen.
Bögwanne. Ahlum. —weg, Lesse. — Von böge, Biegung?

Bohlacker. Woltorf. Bohland. Wendhausen. Bohlwiese. Wendeburg. Bohlkamp. Danndorf. — bôl, n. Stück Landes.

Bohlderwiese. Lesse.

Bohnenkley. Rothenkamp. —stücke. Rickensdorf. —bleek. Stadt Braunschweig.

Bohrkamp. Volkmarsdorf. bor, bör, f., Rand, Börde.

Boischgras. Cramme.

Bollkampsberg, FD. Vorsf. boll, hohl (tumidus, spongiosus).

Boltenberg. Rautheim.

Bömkenfeld. Liedingen. — bômken, Bäumchen.

Bomstädterberg, FD. Mar.

Borkenacker. Dettum. Zu borke, f., Rinde.

Born, Bornke, häufig, auch in Zusammensetzungen. born, auch borm, m. Brunnen. Liesekenborn, Schickelsheim.

Borte, f. Dettum. Bortfeld. Ölber. — Zu borde, Rand, Saum, Einfassung.

Borweg. Evessen.

Bosselbahn, —berg, —hei, —wanne, —kamp. Beienrode, Gr.-Brunsrode, Ölper, Gevensleben, Kl.-Biewende, Sambleben. Bosselhai, FD. Ev. Bosselgraben in der Stadt Braunschweig, zwischen dem Wenden- und Petrithor. — bosseln, eine Art Kegelspiel, das im Mittelalter und später oft im Braunschweigischen erwähnt wird. In Schleswig-Holstein ist es noch unter diesem Namen bekannt (Handelmann, Volks- und Kinderspiele aus Schleswig-Holstein, Kiel 1864, S. 14. Treu in der Zeitschrift „Am Urquell" III, S. 102, 1892).

Botenriesern, pl. Kl.-Sisbeck.

Botterberg, siehe Butterberg.

Bötzel, m. Barmke. — Vergl. Pötzel.

Braaken, pl. Mühl- und Tweerbraaken, FD. Wend. — Zu brâken, Stangenholz, gebräuchlich in der Redensart busch un brâken, Busch und Wald.

Bräsieken, pl. Kl.-Vahlberg.

Bratenkuhle. Kneitlingen.

Bräuel, m. Abbenrode. Brühl. Wenden. — Bräuel wohl aus Broiel, bezw. Brogil hervorgegangen; mlat. brogilus, ital. broglio, nach Diez, Etymol. Wörterbuch der Rom. Sprachen, so viel wie umzäuntes Gebüsch. Nach Grimm, DWB. II, eine Niederung, bewaldete Au.

Brauk, Bruch, häufig, auch in Zusammensetzungen. brauk, n., Sumpfland.

Braukelkamp. Cremlingen.

Brautwinkel. Schandelah. Brautloch. Hessen. Ein Brautberg in Lippe. brûtfeld, brûthoj in Schleswig, brûtager bei Swendborg. Auf der brûtkoppel bei Barlohe in Holstein mußte ehedem jedes Brautpaar zwei Bäume pflanzen (Braunschw. Magazin 1897, S. 101). Demnach scheinen unsere Flurnamen Brautwinkel und Brautloch mit alten Hochzeitsbräuchen im Zusammenhange zu stehen.

Breite, f. Häufig, meist in Zusammensetzungen; Gesenius (Meierrecht II, S. 37) erläutert: „Ein Ackerstück ist ein Stück Land von der Breite zweier Ruten und zwei solche in eins gepflügte Ackerstücke heißen eine Breite. Anderthalb dergleichen Ackerstücke nennt man einen Dreyer."

Bremsheide. Gr.-Brunsrode.

Brink, m. Sehr häufig, auch in Zusammensetzungen wie Brinkmorgen. — Zu brink, Rand. Dann auch Anhöhe, Hügel.

Brinkenburg. Wendhausen.

Britschenweg. Reinsdorf.

Bröhnsdorf, FD. Mar.

Broikschen. Ein Anger bei Runstedt.

Broitzen, m. Bornum. — Vergl. den Dorfnamen Broitzem S. 62.
Brommerdahl. Achim. Brömmerthal. Seinstedt. Zu brommer, f., Hummel?
Brömsenberg. Remlingen. Brömsenbach. Dobbeln. Bröhmsen, pl. Twieflingen. — Von dem Insekt Bremse, Brömse?
Brüggebergsfeld. Wobeck.
Brümseke, f. Schickelsheim.
Brünie, f. Schapen.
Brunsleberhagen, FD. Ev. — Nach der Wüstung Brunsleben (S. 73) benannt.
Büchen- (Banken-) kamp, —lah, —berg, busch. Häufiger Flurnamen. Breite Buche, Evessen.
Buchhorst, FD. Wendh.
Büh, m. Cramme.
Bührenstreu. Sunstedt. Vergl. Beddesbühre S. 87.
Bullenwiese, sehr oft. Gewöhnlich die Wiese, deren Nutzung jenem Bauern zu gute kam, bei welchem der Zuchtstier der Gemeinde verpflegt wurde. Bullenbeutel, Wiese bei Jerxheim.
Bülten, m. Anhäufung von mehreren festeren Landstücken, Haufen, auf niedriger und meist sumpfiger Grundlage. Sehr oft, namentlich in Zusammensetzungen. Heute noch im vollen Sprachgebrauche. Häufiger Flurnamen.
Bungenstedter Feld. Halchter. Wüstung. (Dürre, Stadt Braunschweig im Mittelalter, S. 594.) Vergl. S. 65.
Bünne, f., —feld. Saalsdorf, Bornum, Bahrdorf, Papenrode, Velpke. Wulfes-Bünne. Rickensdorf. Bühne, f. Räpke, Süpplingen, Schliestedt. FD. Mar. Hochdeutsch Beunde f., althochdeutsch biunda, Privatgrundstück, im Gegensatz zum Gemeindebesitz. Grimm, D. W. I, 1742. [Bünne möchte aus bünde und dieses aus biunda, biwenda geworden sein. Das volle Wort lebt außer im braunschweigischen Dorfnamen noch in Flurnamen bei Northeim (Krause, histor. Ztschr. für Niedersachs. 1863, S. 395 und Ndd. J.-B. II, 40) und verhochdeutscht in Beiwinde (N. eines Kottens) bei Beleke in Westfalen. Zu verweisen ist auf Vilmar, Idiotikon von Kurhessen, S. 37. In Holstein ist Bünge daraus geworden. W.] Westfälisch bünte.
Burgberg. Gr.-Dahlum. —legden. Adersheim. —kamp. Cramme. —breite. Berel. —stelle. Völkenrode, Barmke, Weferlingen. —thal. Schliestedt. —wanne. Semmenstedt. —wiese. Rottorf. — Oft auf eine wirkliche Burg deutend, zuweilen auch auf vorgeschichtliche Ringwälle (so in Weferlingen).
Bütehorn, n. Salzdahlum.
Butterberg, —busch, —feld, —kamp. Beienrode, Erkerode, Gardessen, Kl.-Stöckheim, Maschenrode, Rühme, Lelm, Scheppau, Rickensdorf, Velstove, Reinsdorf, Steterburg, Eilum, Weferlingen. — Diese häufige Flurbenennung führt zurück auf die Nahrung der Bienen, die honigbotter. Möglich, daß sie im Zusammenhange mit dem bottervogel, dem Schmetterling, steht, wie alle Tagschmetterlinge im Gegensatze zu den ûlen, den Abend- und Nachtschmetterlingen, heißen, auch jene gehen dem Honig nach. Denn die Zurückführung von bottervogel auf die Hexen, welche in Schmetterlingsgestalt Milch (molkentöwersche) und Butter verzehren, ist gesucht und unnatürlich. In der Altmark heißt nach Danneil der Kohlweißling allerdings botterhex. Der Butterberg bei Rühme erhielt diesen Namen wohl erst später. Er kommt 1381 als Otterberg vor (Braunschw. Magazin 1898, S. 21).
Butterhäne, f. Fümmelse.

C.

Cassevinen- oder Munkebartswanne. Rieseberg.
Catharinenwiese. Wahrstedt.

Cosmusbeek. Ingeleben.
Cuxe, m. Anger bei Ampleben. — Vergl. Kuxberg im nahen Elme.

D.

Dahl, n. Sehr häufig, namentlich in Zusammensetzungen. dâl, Thal.
Daliackern, pl. Barbecke.
Dammfeld. Lelm.
Dammröderhorst, FD. Mar.
Dannenbreite. Esbeck. Tannenriede. FD. Wend. Dannhof. Adersheim. Dannhorn. Bahrdorf. — Die einzigen auf das Vorkommen von Nadelholz deutenden Flurnamen.
Dassau, f. Gliesmarode.
Dassel, m. Eischott.
Deckeln, pl. Bornum. — Auch Dückeln.
Dehne, f. Lichtenberg. — Vertiefung des Bodens, kleines Thal, agf. denu = vallis. Vergl. Schambach unter dêne.
Dehnenfeld. Barum.
Deitweg, Deidweg, Deidetrift, Deiweg, Deyweg, Deuweg. Sierße, Runstedt, Gr.-Biewende, Barnsdorf, Berklingen, Gr.-Vahlberg, Hessen, Kl.-Vahlberg, Kneitlingen, Schliestedt, Ührde, Watzum. — Deitweg, die Heerstraße, von dêt, deit, diet, das Volk, die Leute (got. thiuda, ahd. diot). In einer Urkunde des Rheinpfalzgrafen Heinrich aus Braunschweig vom 17. Mai 1197, Kloster Marienthal und den Lappwald betreffend, wo von den Dörfern Runstedt, Offleben und Büddenstedt die Rede ist, kommt wiederholt die strata publica que dicitur Diehtweg vel Stenwech vor. (Zeitschr. d. Harzvereins XI, S. 93.)
Delgen, pl. Rühme. — Zu delg, dicht, fest von Teig und Boden.
Dellberg. Esbeck. delle, ein kleines Thal, Senkung, Höhlung.
Desewiese. Duttenstedt.
Detmersberg. Wendhausen.
Diebesstieg, sehr häufig.
Diestelbreite, — kamp. Rottorf, Bahrdorf.
Dießenweg. Hallendorf.
Dillbeek. Hoiersdorf. Dillenpaul. Büddenstedt.
Dittmerode, f. Räbke. — Wüstung. Bege, Geschichte einiger der berühmtesten Burgen, S. 173.
Dobbelkamp. Velpke. Durch Würfeln (dobbeln) ausgespielter Kamp.
Dohren, pl., das Dorngesträuch, sehr häufig, meist in Zusammensetzungen: Dornstrauch —morgen, —kamp, —berg, —feld, Dornekenberg u. a.
Donnerberg. Hedeper, Sottmar, Wetzleben. Donnerbleek. Volkmarode. Donderkamp. Hessen. Donnereiche. Sunstedt. Vergl. donnereike, Flurnamen bei Bisperode. — Mythologische Beziehungen?
Dötel, m. Wiese bei Gr.-Sisbeck.
Dowe-See. Rühme. Dowe Hufe. Rüningen. — Zu dôv, taub; ein überwachsener, grasbedeckter, somit „tauber" See.
Dräk, FD. Vors.
Dralle, f. Wiese bei Gr.-Stöckheim. — dralle, eine Furt (hier durch die Oker). Vergl. Schambach s. v.
Dreck, Dreckmorgen, —legden, —berg. Hedeper, Denstorf, Kneitlingen, Lichtenberg. — Land, das nicht viel wert ist.
Dreier, Dreyer, m. Cremlingen, Rottorf, Sunstedt. Vergl. „Breite", S. 89.
Drenkenberg. Mackendorf.

Drensäcker. Bortfeld.

Drettmar, f. Bettmar.

Dreylriede, Wiese bei Wendezell. Zu dreien, dreilen, drehen, in der Redensart dreilen un wreilen, drehen und winden?

Drift, die Trift, sehr häufig, namentlich in Zusammensetzungen.

Drohnen, pl. Barbecke, Barum, Lesse, Salder, Woltwiesche, Wahle, Esbeck, Atzum, Dettum, Fümmelse. — drôn(e), Endstück, häufig auch als Flurname im Oldenburgischen. (Schiller-Lübben, Wörterbuch I, 582.) Nach Grimm (W.-B. I, 1427): „Im Hannoverschen ein Raum von $^3/_4$ Morgen Landes." Nach Gesenius (Meierrecht II, S. 37) heißt im Kalenbergischen ein $1^1/_2$ Vorlingsstück (vergl. Förling) ein „Dron". In der hiervon nur wenig verschiedenen Form „Dröm" kommt es schon in Urkunden von 1445 vor.

Drom, —kamp, —morgen, —feld. Sickte, Sonnenberg, Vechelde, Apelnstedt, Bleckenstedt, Cramme, Hohenassel, (der Drohm). — Zu drom, m., Trumm, Endstück, Saum. Mit dem vorigen dasselbe Wort.

Drömling, m. Glentorf. — Liegt von dem eigentlichen Drömling zu weit ab, um mit diesem in Verbindung zu stehen; das Wort gehört vielmehr zu mnd. dromelink, kleines Ackerstück, ein Endstückchen und ist Verkleinerung des vorigen.

Dumbruch. Broistedt, Engelnstedt. Dumwelle. Hedeper. Dumsbusch. Sauingen.

Dummerberg. Grasleben.

Dümpel, m. Seinstedt.

Düpe, f. Reislingen. Düppe, f. Kl.-Brunsrode. Ohrt-Duppe. Seinstedt. — Ein Sumpfloch im Lande, im Sommer gewöhnlich austrocknend. Schambach unter dûpije, dûpe. Vergl. Taufe.

Düsterwiese. Grafhorst.

Düttmer, m. Hötzum. — „Ist sumpfig", sagt die Feldbeschreibung.

Duven (Tauben-) **wiese,** —kamp. Burgdorf, Kl.-Brunsrode, Querenhorst, Semmenstedt, Watzum.

E.

Ebense, f. Rothenkamp.

Eberlah, n. Nordassel. — Im Grundwort lâ, Wald.

Echternhei. Weddel. Echtergraben. Hachum. — echter, hinter.

Eckernkamp. Schandelah, Bornum. — Zu eckere, Eichel, aber auch Frucht der Buche.

Eggenwiese. Thiede. — Zu egge, Rand, Leiste, namentlich vom Tuch gebraucht.

Ehlern, pl. Ehlerberg, —wiese. Cremlingen, Ölper, Emmerstedt, Süpplingen, Börßum, Eitzum. Ellerholz. Lesse. Öllern, pl. Bornum. — Zu eller, Erle, vergl. Ahler.

Eichberg, —drift, —rähmen, —kamp, —horst, —baum. Eikenrode, Eichlah, Ecklage, Gardessen, Hemkenrode, Timmerlah, Mackendorf, Bornum, Glentorf, Groß-Sisbeck, Reislingen, Kl.-Twülpstedt, Velpke, Wahrstedt, Engelnstedt, Bansleben, Salzdahlum.

Eiche, de hille. Sickte. Heilige Eiche.

Eichthal oder **Heikedahl.** Ölper. — Eichthal ist die ursprüngliche Form; das Feldstück kommt schon 1241 als allodium Ekendal vor, 1393 als Eykedale. „Heikedahl" ist eine spätere Verunstaltung (Braunschweig. Magazin 1898, S. 22). Im 18. Jahrh. hatte man noch die Redensart „auf das Heikenthal kommen", wenn eine Sache verschwunden war, wohl wegen des Hochgerichts, das dem Eichthal gegenüber lag. (Gelehrte Beiträge zu Braunschw. Anzeigen 1765, Nr. 17.)

Eickmer, n. Mönche-Vahlberg.

Eierkamp. Gardessen, Waggum, Salzdahlum. — So nach den früher häufigen Kiebitzeiern.
Eile, f. Wiese bei Lesse. — Vergl. die Eilenriede bei Hannover.
Einsiedler. FD. Lich. Einsiedelei. FD. Vors.
Eisenberg. Gr.-Vahlberg. Eiserne Kuhle. Barmke.
Elend, das große und kleine, vor dem Petrithor Braunschweigs am Kreuzkloster, deutet auf die Verpflegung fremder elender Wanderer, die im ehemaligen Thomasspitale daselbst verpflegt wurden. (Braunschw. Landeszeitung v. 27. April 1884, Beilage.)
Elln, pl. Cremlingen.
Elmsburgerfeld. Twieflingen. — Wüste Elmsburg.
Emmeling, m. Berklingen. Kann als Ameisenwiese gedeutet werden.
Emtlah, n. Bruchmarterser. — Im Grundwort lâ, Wald; im ersten Teile zu emet(e), êmt(e), Ameise.
Entenwiese, —pfuhl. Häufig.
Erbrode. Barmke. Erbbrink. Seinstedt.
Erdfall. Bornum, Süpplingen. — Der Erdfall von Bornum soll unergründlich sein und man kann seine Tiefe nicht ausmessen. Dort ist nachts ein Ackermann aus Rothenkamp, dem die Pferde scheu wurden und durchgingen, mit dem Wagen spurlos verschwunden. Nach Jahr und Tag ist in dem Bache, der mit dem Erdfalle in Verbindung steht, ein Teil von einem Pferdegeschirr zu Tage gekommen, auf dem der Name des Bauern gestanden hat, der im Erdfalle versunken ist.
Erpelteichwiese, Helmstedt. Zu erpel, die männliche Ente, welche in anderen Gegenden drâk heißt.
Erzberg (Arzberg). Hötzum, Rautheim, Seinstedt, Barnsdorf.
Eschbreite. Hessen. Eschen, pl. Atzum, Schliestedt. Große Wielesche. Hessen. Zu esch, n. Feld, Ackerland. Got. atisks, ahd. ezisk, mhd. ezzesch, Saatfeld.
Escher, m. Watzum. In Zusammensetzungen Steinescher, Hötzum, und Sultenescher, Bettmar. Ob zu äscher, gebrannte Holzasche, von äschern, einbrennen?
Espenbusch. Gr.-Vahlberg, espe, f., die Zitterpappel.
Eweling, m. Essehof, Ewelingkamp. Bornum.

F. und V.

Vahlthöffe, pl. Lesse. [Zu valde, m. Falte, eingezäunter Bezirk. Hofplatz. (Schiller-Lübben III, 83; V, 192.) Vielleicht war dort einst ein stôdfald, septum equarum? Agf. falod, fald, ovile, bucetum, stabulum, Hürde, Pferch, engl. fold. W.] Die „Fahlthöfe" sind nach Berel übergesiedelt, haben aber noch teil an der Nutzung in der Lesser Mark. (Zeitschr. d. Harzvereins 1881, S. 186.) Die alten Namensformen sind Valam, Walden; es waren sechs Höfe zwischen Berel und Lesse (Braunschw. Magazin 1900, S. 118).
Vahrenberg. Wahle. Fahrenkamp. FD. Wend. Fahrenberg. FD. Vors.
Vahle, f. Wiese bei Lehre. Vahlkamp. Lehre. Fahle Morgen. Barmke. Fahles Land. Eilum, Calbecht. — [Vale heißen auch zwei Dörfer, 1. bei Uslar und 2. nördlich von Itzehoe. Bei letzterem ist ein umfangreiches Moor, Vaaler Moor, vermutlich einst bloß Vale geheißen. Ob vom as. falu, falb, bleich, braungelb? (dazu wohl Fahlkamp 2c.) oder vom as. starken Verb felhan, condere, tegere? oder von einem nicht belegbaren, aber in regelrechter Lautverschiebung dem slav. pole, Feld, Ebene, Flachland entsprechenden altdeutschen fal-, von welchem Worte die Germanisten die Namen West- und Ostfalen ableiten? W.]
Farben, pl. Emmerstedt. — [Farven, Dorf, Kirchspiel Selsingen bei Zeven; Farve, 1480 Varve, Dorf bei Oldenburg in Holstein; Grotfarve, Lüttfarbe, Ländereien von Bahrenfeld bei Hamburg. W.]

Fasselabendswiese. Boimsdorf.

Fasteweg. Hedeper. Zu faste, First, Weg, der auf der First der Höhe verläuft.

Feddel, f. Seinstedt, Ölber. Fiddel, f. Kissenbrück. [Feddel, f. Der Bremer Name lautet nach Buchenau, Die freie Hansestadt Bremen und ihr Gebiet, S. 131, im Jahre 1327 Vedelehorne, welche Form für Ableitung aus vedele, f., Fiedel, Geige, spricht. Die Veddel bei Hamburg, im Volksmunde auch Viddel, 1473 insula Veddele (K. Koppmann, Kämmereirechnungen der Stadt Hamburg III, 92), möchte ihren Namen von dem geigenförmigen Laufe ihrer Deiche entlehnt haben, W.]

Fegenwiese. Ölper.

Fehrenwiese. Wendeburg. — Zu vêr, ferne.

Feld. Diese Bezeichnung wird nur selten auf ein kleines, untergeordnetes Grundstück angewendet; sie umfaßt stets einen ganzen Komplex von Wannen und bezieht sich gewöhnlich auf das Sommer-, Winter- und Brachfeld, ist also den einzelnen Flur- und Wannennamen übergeordnet. So zerfiel früher die ganze Feldmark bei unseren Dörfern, abgesehen von den Weiden, Wiesen und Angern, in obige drei Teile, von denen das Winterfeld mit Winterkorn (Weizen und Roggen), das Sommerfeld mit Sommerkorn (Gerste und Hafer) bestellt wurde und das Brachfeld unbestellt blieb. Letzteres wurde nur umgepflügt (gebrochen, ndd. bräken, daher brâk), damit durch Verwitterung und Zersetzung der organischen Rückstände in der Ackerkrume die durch die Ernte entzogenen Pflanzennährstoffe wieder ersetzt wurden, höchstens durften Flachs, weißer Kohl, Erbsen und Bohnen in mäßigem Umfange darin gebaut werden, damit es für die Schafweide frei blieb. (Allgemeine Landesordnung, Artikel 58.) Diese alte Dreifelderwirtschaft war schon zur Zeit Karls d. Gr. üblich. Bereits in Urkunden von 779 und 791 erscheinen Sommer- und Winterfelder und gleichzeitig hieß der Juni Brachmonat. Seit der Separation ist das alles anders und der Flurzwang hat aufgehört; jeder bestellt sein Feld, wie er Lust hat.

Vensleber Mark. Ingeleben. — Nach dem wüsten Dorfe Vensleben. (Zeitschrift des histor. Ver. für Niedersachsen 1862, S. 106.) 1297 Vinslebe, 1346 Vinßleben.

Fettlagerkamp. Querum.

Fiebern, pl. Kl.-Sisbeck.

Fillekuhle, Filderkuhle, Füllekuhle, Füllerkamp. Destedt, Saalsdorf, Sunstedt, Warberg, Bahrdorf, Daundorf, Meinkoth, Drütte, Hessen, Sambleben, Osterlinde. — Zu fillen, schinden, abdecken, das Fell abziehen. Also Schinder- oder Aasgrube, wo namentlich bei Viehseuchen die Kadaver eingescharrt wurden.

Filz, m. Lauingen. Ein mit Würzelchen durchzogener verfilzter Boden wird „Filz" genannt.

Finkenbalken, —busch, —flucht, —kamp. Watzum, Rümmer, Schapen, Rüningen, Lehre, Kl.-Brunsrode.

Flachsstück. Oft, an den fast verschwundenen Flachsbau erinnernd.

Fladen, m. Watenbüttel. Flahtkamp. Bansleben. Flathwiese. Bornum. Engelfladen. Lelm, Räbke. — Zu flâden, breite Fläche.

Flage, f. Lehndorf. — Zu flâge, flâke, Feldstück, Fläche.

Fleit, Wiese bei Schöningen.

Fliegenkamp. Frellstedt.

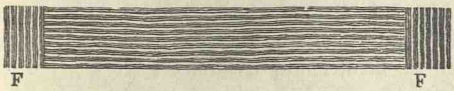
Flohwinkel. Volzum.

Flotanger. Rümmer. Flotrische. Ölper. Flothe, f. Hohenassel, Lesse. Flotho, f. Burgdorf. Bei letzterem nach dem Sumpfbache Flothe, welcher in die Fuse fällt. Zu flôt, seicht?

Föhre, sehr viel, auch in Zusammensetzungen, namentlich als waterföre, Wasserfurche. Zu fôre, Furche, englisch furrow.

Förbet, f. Thiede. Die faule Förbt. Berel. Stiegforbet. Lamme. Vorwet.

Alveſſe, Schlieſtedt, Timmerlah. Vorwette, Eſſinghauſen. — Unter förbet, mit dem Tone auf der erſten Silbe, verſteht man die Endſtücken eines Ackers, wo die Pferde oder Ochſen mit dem Pfluge wenden und die deshalb ſo lange ungepflügt liegen bleiben, bis das eigentliche Ackerſtück fertig gepflügt iſt. Dann erſt wird die Förbet umgepflügt, und zwar ſenkrecht zu den Furchen des Hauptackers. Sie iſt ſomit eine Art „Vorbeet" desſelben, und da auf ihr, als einem Ruhepunkte beim Pflügen, die Zugtiere gern miſten, ſo gedeiht hier das Korn beſonders üppig. Daher das Sprichwort: man sall de frûenslüe nich up'n kerkgange beseien, un dat korn nich up'r förbet. Beides iſt trügeriſch und täuſcht. Sachlich iſt Ahnewenne oder Ahnewendel (z. B. in Schlanſtedt) ganz dasſelbe wie Förbet, nur iſt der Ausdruck in anderen Gegenden zu Hauſe; desgleichen Wenne und die Zuſammenſetzungen damit. G. Schambach (Niederd. Sprichwörter der Fürſtentümer Göttingen und Grubenhagen. Zweite Sammlung, S. 141) berichtet folgendes: „Wer sek up'ner ânewendge nêren kan, dei blîwe von'n twei-morgen-acker. Das Wort ânewendge bezeichnet dasſelbe, was ſonſt auch vorwende, vorwenne, vörwete genannt wird. Was den Sinn anlangt, ſo enthält es die Mahnung, in kleinen Verhältniſſen, ſofern man darin ſein beſcheidenes Auskommen hat, zufrieden zu ſein und nicht nach größeren zu ſtreben."



F = Förbet.

Ford, n. Broitzem. Förth. Abbenrode, Wendhauſen. Teich-Fohrte. Lehre. Steinfort. Bortfeld. Zu vord, Durchgang, Paß, Furt. ford, fort, wird nicht nur auf Durchgänge im Waſſer angewendet, ſondern auch auf ſolche auf trockenem Boden, der ehemals ſumpfig war, und an Stellen, die der Überſchwemmung ausgeſetzt ſind. Hier legte man gepflaſterte Durchgänge an, Steinforte, die zum Paſſieren benutzt wurden und, wiewohl nach dem Ablaufe der Überſchwemmung trocken liegend, immer förte hießen.

Förling, Föhrling, Vorling, ſehr häufig, auch in Zuſammenſetzungen wie Steinföhrling, Gänſeföhrling. Zu vorlink, ein halber Morgen, Furchenlänge. Engliſch furlong = $^1/_8$ Meile. Der Bauer ſagte auch $^1/_2$ vorling, das iſt ein Viertel Morgen und ein drei Vorling, oder, wie er es ausſpricht, dreiwerling, das iſt $1^1/_2$ Morgen. (Geſenius, Meierrecht, Wolfenb. 1803, II, S. 37.)

Vormal, FD. Mar.

Vormittagsgrund. Ingeleben, Offleben.

Frehenfeld. Bruchmachterſen. [Vielleicht hochdeutſche Schreibung oder dialektiſche Form für Wrehen-, d. h. Wredenfeld? wrêd, gewunden, krumm, ſchief, fig. böſe, ſchlimm, herbe ꝛc. Schambach: brehe und frehe. W.]

Fuchs (Vos-, Fos-) —löcher, —berg, —kuhle, —kamp, —winkel, — höhlen, —ſpring, wanne, —balken, —hellern. Etwa dreißigmal, die Häufigkeit Reineckes anzeigend.

G.

Gabel, f. Sickte. — Gabelförmiges Landſtück.

Gahlberg, FD im Elze. Helm.

Gailbuſch. Meerdorf. Zu geil, üppig, kräftig.

Gaiſen, Geiſenfeld. Berel.

Galgen, Galgenberg, —breite, —buſch. An die alte Richtſtätte erinnern noch Flurnamen bei Deſtedt, Lucklum, Ölper, Wolsdorf, Bahrdorf, Wahrſtedt, Hoiersdorf, Jerxheim, Kalme, Neindorf, Timmern, Gr.-Vahlberg, Heſſen, Kl.-Vahlberg, Küblingen. — Der Galgenberg am Lechlenholze zwiſchen Braunſchweig und Wolfenbüttel,

der noch jetzt so benannt wird, war nach der Rehtmeierschen Chronik so mit Brandpfählen (von verbrannten Verbrechern und Hexen) besetzt, daß er „einem kleinen Walde glich".

Gallenberg. Süpplingen, Kl.-Biewende. —kamp. Kl.-Schöppenstedt. Galliger Kamp. Achim. [Ten Doornkaat Koolman, Ostfries. Wörterbuch: gallen, nasse und quablichte Stellen im Acker, unter denen sich eine Quelle befindet, Acker- und Wassergallen genannt. W.]

Gamme, f. Wiese bei Esbeck. [Vergl. Alten und Neuen Gamme, zwei Deichverbände und Kirchspiele in den Vierlanden bei Hamburg; jenes als Gamma schon im 12. Jahrhundert bezeugt, dieses seit 1212 als nova insula, dann bald eingedeicht als Nige Gamme. Den Fluß, an dem Alten Gamme lag, nennt Arnold von Lübek Chron. Slav. 6, 12 um 1200 gleichfalls Gamme. De Gamme, ein Holz bei Stötterlingenburg (Sttl. U.-B. 65, 191); s. Krause, Ndd. J.-B. 5, 126. Die Gamm heißt „die muldenförmige Senkung" zwischen Brahlstorf und Boizenburg. P. Kühnel, Die slavischen Ortsnamen in Mecklenburg (Jahrbücher des Vereins für meckl. Gesch. u. Altertumskunde, Jahrg. 46, S. 47), will es aus dem Slavischen erklären. Es ist aber sicher deutschen Ursprungs. Da mm nicht aus mb entstanden scheint, etwa zu indogerman. ghama, gham, Erde, mit modifizierter Bedeutung? W.]

Gänsekamp, —morgen. Sehr häufig.

Ganterhals. Wiese bei der Stadt Braunschweig; ganter, Gänserich.

Garmersweg. Gr.-Biewende.

Garstenkamp. Boimsdorf. — Das einzige Mal, daß die Gerste in unseren Flurbenennungen vorkommt.

Gärtlinge, pl. Weddel, Glentorf, Rottorf, Rickensdorf, Runstedt. — Gesprochen Järtlinge. Zu jart, Ackerstück, altf. gerde, Rute, engl. yard, Ellenmaß. [In Holstein und dem Bardengau: jart, jört, gewöhnlich aber jarn, jörn, aus dem Dat. Pl. jarden, jörden. W.] Im Amte Westerhof ein $1^1/_2$ Morgenstück (Gesenius, Meierrecht II, S. 38).

Gebberswinkel. Hemkenrode. Zu Gebber, Gebhard.

Geesche, f. Hessen. — Die Pflanze Aegopodium podagraria heißt niederdeutsch gêsche.

Geesterbleek. Ölper.

Gehren, Gehrenacker, —kamp, —morgen, —wanne. Gr.-Brunsrode, Hötzum, Lehre. Wendezelle, Bornum, Scheppau, Alversdorf, Büddenstedt, Ahlum, Volzum, Wittmar, Evessen, Burgdorf, Heerte, Nordassel. Lindgeeren. Lesse. Gehrensches Holz. Wendeburg. — Zu gêre, f., keilförmiges Stück Land oder Stoff, zwischen anderen auslaufend.

Gesundbornswanne. Velstove.

Gettelhagen, FD. Vors.

Giebelberg, FD. Vors. Wüstung Giebelgabau. (Ztschr. d. histor. Ver. für Niedersachsen 1864, S. 19.)

Giersberg. Stadt Braunschweig. — Zu gîr, Schmutz, Abfall, Jauche. Der Straßenname Geiershagen in Braunschweig führt auf dasselbe Wort und hieß ursprünglich Giershagen. Schiller-Lübben, Mittelniederd. Wörterbuch, unter jerentocht. Giergraben, schmutziger Abzugsgraben bei Stralsund; jiersloot im Ostfriesischen der vom Misthaufen abziehende Jauchegraben.

Giesesberg. Hondelage.

Gitmer, m. Hedeper, Semmenstedt. Jellinghaus (Braunschw. Magazin 1897, S. 102) stellt dieses Wort zu git, junges Pferd oder Rind und nimmt ein Fohlen- oder Kälber- „Meer" an?

Gleiäcker, Nortenhof.

Glinde, Glindacker, Glinderhagen. Bortfeld, Wedtlenstedt, Lamme, Watenbüttel. Wüstung Glinde. (Vergl. Braunschw. Anzeigen 1882, Nr. 217.) [—glind, n., ist eine Einfriedigung oder Scheidewand von Latten, dann auch von Planken oder Mauerwerk, also eingehegtes Land? Schiller, Mdd. Wb. II, 121. Glinde ist ein ungemein häufiger Flur- und Dorfname im nordwestlichen Deutschland. W.]

Glinsberg. Lehre.

Glöben, m. Gleutorf.

Glockenberg. Offleben. —kamp. Meerdorf. —teich. Sauingen. — Diese Benennungen hängen zusammen mit Sagen von versunkenen, vergrabenen und weggeflogenen Glocken, wie sie bei Voges, Sagen aus Braunschweig, S. 223 ff., aufgezeichnet sind. In den Glockenteich von Sauingen sind die Kirchenglocken von Beddingen „geflogen" oder dort im 30jährigen Kriege versenkt worden. Auch im Sumpfe bei Lamme liegt eine Glocke, man hat sie zu heben versucht, aber nur den Glockenstuhl gefunden.

Glubeinsweg, —wiese. Lehre. — Der Glaube an ein spukendes Wesen glûstêrt ist weit bei uns verbreitet; möglich, daß hier verwandte Vorstellungen zu einem glûbein geführt haben, denn Flurbenennungen nach Spukerscheinungen kommen vor.

Gorlingskamp. Schandelah.

Gowiese. Lebenstedt, Watenstedt (Amt Salder). Goenkamp. Kl.-Twülpstedt. — Die Wiesen und Grundstücke, welche dem gôgrefen, dem politischen Beamten, als Teil seiner Besoldung zugewiesen waren.

Graad, m. Fümmelse.

Grabauer Feld, Grafhorst. Wüstung Grabow. Zeitschr. d. histor. Ver. für Niedersachsen 1864, S. 21. Zu slavisch grab, Weißbuche. Vergl. S. 79 Grafhorst.

Gräsie, f. Wiese bei Gr.- und Mönche-Vahlberg. Gräsigwiese. Dettum. — Zu grasinge, gressinge, Grasung.

Graube, die Grube. Sehr häufig, besonders in Zusammensetzungen.

Gräweken, Grefeken, pl. Gardessen. — Zu graf, Grab, kleine Gräber, wohl auf vorgeschichtliche Bestattungen deutend.

Greenwiese. Vallstedt.

Grefenbusch. Volkmarsdorf. Gräfenwinkel. Meerdorf. Grafstücke. Rühen.

Greiflinge, pl. Kneitlingen.

Grenberg. Süpplingen.

Grennig, m. Schulenrode. — Zu groin, grün.

Grobianswiese. Stadt Braunschweig.

Gropenberg. Hachum. Gropendorf. Thune. — grôpe, m. Topf. Ob nun hier vorgeschichtliche Urnen gefunden wurden oder Töpferlehm gewonnen wurde, der sonst mit den Leimkuhlen in Verbindung steht, mag unentschieden sein.

Güldenkamp. Gliesmarode.

Günne, f. Lehre. — Nach Jellinghaus, Westfäl. Ortsnamen S. 37, „ein am jenseitigen Ufer liegendes Landstück".

Güntjenberg. Vechelde. — Zu güntje, f., Schnauze, Ausguß.

Gustwiese. Ölper. — Zu gust, trocken, unfruchtbar.

H.

Haarstrang. Kissenbrück, Semmenstedt, Timmern. [Das Wort kann Haarflechte oder Ähnliches bedeuten und übertragen pecedanum; s. Mndd. Wb. Der Haarstrang in Westfalen wird gemeiniglich als „Höhenzug" gedeutet. Förstemann, Dtsch. N.-B. Bd. II, unter Har, sagt, haar bezeichne im sächsischen Teile von Oberyssel eine Anhöhe auf der Heide. Woeste, Westfäl. Wb.: hâr, f., die Haar, nicht mehr apella-

tiviſch, eine häufige Bezeichnung von Anhöhen in Weſtfalen; hârd, f., die Haard, werde dagegen von bedeutenderen Anhöhen gebraucht. Vergl. Jellinghaus, Weſtfäl. Ortsnamen, S. 40. W.]

Haberkamp. Apelnſtedt, Warle. —ſtücke. Warmenau. —wieſe. Velpke. — Zu Hafer.

Hackel, m. Sehr häufig, auch in Zuſammenſetzungen wie Hackelberg. — Zu hackel, Vorſprung, Landvorſprung. Vergl. hacke, Ferſe. Hackelberg kommt ſchon Ende des 13. Jahrhunderts als Geſchlechtsname im Braunſchweigiſchen vor. (P. Zimmermann, Zeitſchr. d. Harzvereins XII, S. 7.)

Hagen, m. Vielfach, aber meiſt in Zuſammenſetzungen, auch zuſammengezogen zu hahn und han. Die einfriedigende Hecke.

Hägersdorferfeld. Hondelage. — Die Flurbeſchreibung von 1755 ſagt: Eine halbe Viertelmeile von Hondelage hat das kleine Dorf Hägersdorf gelegen, nicht weit von Graſſel, woſelbſt eine kleine Kapelle geſtanden, in der der Prediger von Hondelage den Gottesdienſt verſorget, welche nebſt dem Dorfe 1553 zur Zeit der Sievershauſenſchen Schlacht zerſtört und nachher ſo viel mehr in Hondelage angebauet haben. Auf dem Hägersdorf ſollen noch ſechs Morgen länger als 100 Jahre wüſt und nicht beackert mit lauter Dornen bewachſen liegen.

Hahnenberg. Gr.-Vahlberg. —bleek. Bruchmachterſen. —fuß. Ührde, Runſtedt. —kamp. Leiferde. —winkel, Frellſtedt.

Halle, f. Achim, Semmenſtedt. Hallacker. Leinde. Hallafeld. Beddingen. Hallaweg. Timmern. Hallberg. Seinſtedt.

Halsſtrang, m. Volkmarsdorf.

Hamberg. Esbeck.

Hamm, m. Heſſen. — ham, m. Ein eingefriedigtes Stück Land. (Schiller-Lübben II, 182.) Beck (Jahrb. des Vereins für niederdeutſche Sprachforſchung 1897, S. 143) giebt an, daß in Nordſteimke bei Vorsfelde der ham ein „kurzer Abhang, einſeitige meterhohe Erhebung" ſei. In Oſtfriesland bezeichnet man mit „Hamm" jedes mit einem Waſſergraben umzogene Acker- oder Weideland (Dornkat-Koolman, Oſtfrieſiſches Wörterbuch II, 21). Jellinghaus (Weſtfäliſche Ortsnamen S. 40) deutet es als Beuge, Winkel, daher „Bucht". [Falls nicht durch Kontraktion oder durch neuere Lautgeſetze aus einer anderen Wortform entſtellt, könnte dies Wort zu ham, hemm, m., hamme, hemme, f., gehören, welche Wörter als Flur- und ſonſtige Ortsnamen im norddeutſchen Küſtenlande ſo überaus häufig vorkommen. W.]

Hammelskamp. Liedingen. —wieſe. Eveſſen.

Hamſterberg. Alvesdorf. — Einziger Fall, daß nach dieſem ſchädlichen Nager bei uns ein Flurſtück benannt iſt.

Hangelrode. Meinkoth.

Harlingerthal. Bornum.

Hartberg. Dettum. Harzberg. Gr.-Steinum, Ingeleben. [Hartberg. Ob Hirschberg? Harz-, Herzberg wohl dasſelbe, da hert, herte, Hirſch, in ndd. On. gern in der Genitivform hartes-, hertes- gebraucht wird. W.]

Hartlingsbüſche. Sunſtedt. — hartling, hartelbôm = cornus, Kornelkirſche.

Haſenkamp, —winkel. Sehr häufig.

Haſpel, m. Liedingen.

Haſſel, Haſſelkamp, —welle. Sehr häufig. — Zu hassel, Haſel. Vergl. Heſſel.

Haßkamp. Gevensleben, Fümmelſe.

Heber, m. Watenbüttel.

Hechlage. Linden. — Im Grundworte lâ, Wald.

Heckſtedt, f. Gr.-Brunsrode.

Heerfeld, Heerwieſe. Bevenrode, Semmenſtedt. — Zu hêre, der Hirt, die dem Hirten zugehörige Wieſe.

Hees, m. **Heesefeld, Heesfeld, Heers, Heerseberg, Heersanger, Heersfeld, Heersholz.** Veltenhof, Duttenstedt, Beierstedt, Halchter, Jerxheim, Thiede, Remlingen, Fümmelse, Kl.-Denkte, Steterburg, Beddingen, Drütte. — Die Schreibart Hees und Heers wechselt in den Dorfbeschreibungen bei derselben Örtlichkeit. [Hees, m. In Ditmarschen bei Windbergen Up den Hees, eine hohe Heide neben einem Walde, dabei Ländereien Hesekoppeln; bei Lütjen Bornholt, Kirchspiel Hademarschen (Holstein), ein Ackerstück und eine kleine Holzung de Hees; bei Dockenhuden (bei Hamburg) und Tensbüttel (Ditmarschen) Ländereien Heese; hierher wohl auch Heisbrook, Länderei bei Gneversdorf (Travemünde); Hesedal, Holzung bei Bunsoh (Ditmarschen). Weiter gehören hierher die holsteinischen Flurnamen Heseremen, Heselrehmen, mehrere Hesel, Bach Heselbek. In Poppenbüttel an der Alster berichtete mir ein zuverlässiger Einwohner, daß an der oberen Alster Hesel die Stücke Waldlandes heißen, welche zu den Bauernstellen gehören. Breedenhees bei Ülzen. Leo, Rectitudines singularum personarum, Halle 1842, S. 94, hat auf die agf. Ortsnamen auf —hêse, —haese —hyse, —hoese aufmerksam gemacht und das Wort als Wald, Busch, Gestrüpp erklärt. K. Müllenhof hat in den Nordalbingischen Studien, Kiel, Bd. I, 1844, S. 209, das bestätigt und weiter den Heisi- oder Hêsiwald nördlich der Ruhr mit dem Dorfe Hêsangi und dem Bache Hêsapa (Lacomblet, U. des Niederrheins) und die von den Römern (Tacitus, G. c. 5) daselbst genannte Silvia Caesia, richtiger Chaesia (cf. Catti f. Chatti) herangezogen. Die betreffenden agf. Orte werden zum Teil als denbero bezeichnet, als Waldthal „vallis nemorosa et glandifera, porcis pascendis idonea“ (Somner). W.] Am Regenstein bei Blankenburg liegt eine Waldung Heers. In den Niederlanden finden sich noch verschiedene Ortsnamen mit Hees (Maashees, Wolfhees), als Waldname ist Hees häufig in der Gegend von Siegen und an der Westseite des Rheins bis Krefeld hinauf. Heesefeld ꝛc. Hier wird, weil das Wort hês erloschen war und herse (Hirse) im Volksmunde hêse lautete, Mengung beider Wörter eingetreten sein.

Hehlenkamp. Volkmarsdorf.

Heibeikamp. Neindorf.

Heideberg, —kamp, winkel. Häufig, zumal in den nördlicher gelegenen Feldmarken.

Heidenkirchhof. Räbke, Wetzleben. — Vorgeschichtliche Urnenfelder andeutend. Vergl. Gropenberg.

Heikedahl siehe Eichthal.

Heierstein. Reinsdorf.

Heiland, n. Büddenstedt. Land auf gerodetem hai, Hau, Schlag, also früher Waldland.

Heilebartsfeld. Schapen. — Der einzige auf den Storch weisende Flurname. Heilebartskehle. FD. Vors.

Heiligerkamp, Hilgekamp, Hillige Wiese, Hillewiese, Heiliges Holz. Der Hilli (Neindorf). Sehr häufig. — Der Kirche gehöriges Landstück, Wiese, Holz. Vielleicht auch nach einem früher dort vorhandenen Heiligenbilde.

Heilsberg. Börßum, Kneitlingen.

Heimekenberg. Süpplingen, Hedeper. — heimeken, n., die Grille, Cikade.

Heinengras, —kamp, —wiese. Sehr oft. — Zu heinen, einhegen.

Heistern, Hestern, Heisterbeek. Dibbesdorf, Wahle, Bahrdorf, Volkmarsdorf, Evessen. FD. Mar. — Das völlig lebende Wort bedeutet junge Baumschößlinge, namentlich von Buchen und Eichen.

Hellberg, —morgen, —wiese, —winkel. Rautheim, Thune, Gr.-Twülpstedt, Reislingen, Velpke, Reinsdorf. — Flurnamen Helle und in Zusammensetzungen häufig auch im Hannöverschen und Lüneburgischen. Zeitschr. f. deutsche Mythologie II, S. 291. helle, helde, Abschüssigkeit, declivitas. Zu vergleichen Hölle.

Hellekenberg. Wolsdorf.
Hellerwiese. Büddenstedt.
Hengstlah. Watenstedt, Salder. — Wald der Hengste?
Herkling. FO. Helm.
Herrenbreite. Frellstedt.
Herzberg. Kalme, Küblingen. — Vergl. Hartberg.
Hessel, m. Bornum, Lauingen. [Hessel; aus heslâ, vergl. Hees. Ähnlich Ekel, Eikel, Bokel, Bökel, Lintel (lintlâ), Nuttel, Nüttel, Berkel, Barkel, und wahrscheinlich Hassel oft aus hassel-lâ. W.]
Hiersberg. Volkmarode.
Himmelreich, —wiese, —kamp, —acker, —berg. Gr.-Brunsrode, Hötzum, Wahle, Eitzum.
Hinzen, Hinzheimerfeld, Henzen. Hohenassel. Wüstung. — Zeitschrift des Harzvereins 1881, S. 189 und 1882, S. 187. Hassel und Bege (I, 437) geben an, das „Henfenfeld" habe seinen Namen von Henfen, Landleuten, die aus dem Hildesheimschen dahingezogen und sich angebaut hätten (?).
Hirschberg. Woltorf.
Hittel, m. Wedtlenstedt. [Hittel wohl aus Hitlâ. In der Werdener Heberolle ein Hetilô, in den Traditiones Corbejenses ein Hetlogun; jetzt noch ein Dorf Hittloge bei Hoya. Was aber heißt het—, hit? W.] Zu vergleichen ist ferner Hettlage bei Osnabrück und ein gleichnamiges Dorf bei Tecklenburg. Jellinghaus (Braunschw. Magazin 1897, S. 102) führt hier het auf heid, Heidekraut, zurück.
Hißthal. Hedeper.
Hobergsfeld. Reinsdorf.
Hoizstedte, Häzmorgen, Heitzfeld, Heitzberg. Hemkenrode, Lehre, Schulenrode, Hessen.
Hölle, f. Gliesmarode, Volzum, Remlingen, hier ein tiefer Graben, „in welchem der Teufel einst hauste". Höllenweg. Wetzleben. Höllenberg. Evessen. Höllische Fohrtswiese. Lehre.
Hollen, pl. Meinkoth.
Höllern, pl. Gr.-Denkte, (Fuchs-) Hellern. Ampleben, Evessen.
Holm, m. Barnsdorf. Hulm, m. Sunstedt. Holmstein. Räbke. [Bei Wedel in Holstein ein Dorf Holm, früher Holne, Hollen. Mndd. Glossare haben: holle, parvus mons, collis, colliculus; vergl. auch Bremer Niedersächs. Wb. Hull, Schambach Hulleke. Neocorus, Ditmarsch. Chronik, herausg. von Dahlmann, II, 403, hat einen Flurnamen (oder Appellativ?): dat Sehbrok, eine herliche schone wische, redthollen, Vehebrock (= reetschallen, Brem. Wb. und Reedhövel, früherer On. bei Glückstadt; hövel = Hügel). — Hollen mehrfach im Hannöverschen, besonders im Bremisch-Verdischen; ein Holz, „im Hollen" im Stadischen. W.]
Holstein, m. Wetzleben.
Höltje, m. Höltjebaum, —busch, —kost. Cremlingen, Meerdorf, Wendezelle, Hoiersdorf, Weferlingen. Höltjeberg, FO. Mar. — höltje, der Holzapfelbaum, wilde Apfel, wie er hier und da noch in alten Laubwäldern (namentlich in der Mark bei Brieselang, Zotzen, im Lindholz bei Paulinenau und im Sollinge) vorkommt, bei uns aber selten ist. Die Frucht ist in den Pfahlbauten noch in Menge vertreten. (Buschan, Vorgeschichtliche Botanik, S. 170.)
Holtorfer Feld. Sambleben. Wüstung Holtorf. (Zeitschrift des histor. Vereins für Niedersachsen 1862, S. 103.)
Hondel, f. Lehre.
Honigberg, —bleek, —hop. Heerte, Kl.-Stöckheim, Volkmarsdorf, Watenstedt (Amt Salder). — Vergl. Butterberg.

Hoogsfeld. Reinsdorf. hoge, f., die Höhe.

Hop, m. Der kalte, Schandelah. Der braune, Wendhausen. Hohpwiese. Twieflingen. Hopsplätze. Waggum. Wienhop. Flechtorf. Dornhop. Bettmar, Lauingen, Grafhorst. [Hop, m., früher n., ist ein anderes Wort als hôp, m., Haufen. Sicher dasselbe, was agf. hop, n., recessus, Schlupfwinkel; engl. hope (obsolet und dial.), any sloping plain between the ridges of mountains (Johnson). Sievers, Agf. Gramm. § 239, hat den kurzen Vokal des Wortes bewiesen. Vorliegendes Hop ist aus dem Dativ hope; im nördl. Ndd. hätte Hape oder Haap daraus werden sollen, aber das Wort ward nicht mehr verstanden, daher blieb der Vokal o; man deutete es wohl auf hôp, Haufe, worauf auch der Wechsel des Genus deutet. W.] Vergl. dazu auch Jellinghaus im Braunschw. Magazin 1897, S. 102.

Hopfen-(Hoppen-)kamp, —garten, —knick, —höfe, —sack, —winkel. Cremlingen, Flechtorf, Hemkenrode, Klein-Stöckheim, Schandelah, Schulenrode, Weddel, Wendhausen, Groß-Gleidingen, Wendezelle, Bornum, Frellstedt, Klein-Sisbeck, Esbeck, Offleben, Leiferde, Leinde, Sambleben, Calbecht und Olber, ehemalige starke Ausbreitung des Hopfenbaues andeutend, zumal in der Umgebung der Stadt Braunschweig, wo 1383 der Rat anordnete, daß kein Bürger mehr als den dritten Teil seines Landes mit Hopfen bepflanzen dürfte, um der Minderung des Getreidebaues entgegenzutreten.

Horn, n., m. Einer der häufigsten Flur-, namentlich Wiesennamen, besonders in Zusammensetzungen, bedeutet ein auslaufendes Stück, z. B. eine Wiese, die spitz in einen Wald einschneidet, ein Horn, eine Ecke; oft großes und kleines Horn nebeneinander; dat Hörneken (Weferlingen), Berghorn (Gardessen), Schiffhorn (Kl.-Stöckheim), Bauernhorn (Alvesse), Diebeshorn (Denstorf), Herzhorn (Duttenstedt); der Horn an der Gräsigwiese und der Ristehorn (beide Dettum).

Hörnig, m. Hoiersdorf.

Horst, f., ungemein häufig, namentlich in Zusammensetzungen. Ursprünglich inselartig aus sumpfiger Landschaft hervorragende bewaldete Stellen, dann Wald schlechthin. In einem Marienthaler Kopialbuche vom Ende des 15. Jahrh. heißt es vom Lappwalde: dusse wold wert in mannigerhande bleken mannigerhande genomet unde geheten; by Sesbeke unde Papenrode hed he de Quernehorst, anderwegen heth he de Havekhorst, anderwegen de Lyndhorst. (Zeitschr. d. Harzvereins XI, S. 99.)

Hospital, n. Wiese bei Kl.-Stöckheim.

Hoye, f. Berel. [Hoye, f., mahnt an die schleswigsche Hallig Hooge und an Hoya, to der Hoie, to der Hoyen, im Leben Bernwards Hogen. Ist Haoya in den Trad. Corb. = Hoya, dann vielleicht die hochgelegene Aue (Anger). W.]

Hühnerkamp. Häufig.

Huke thalskopf, FD. Kön.

Hülacker. Gr.-Vahlberg.

Hülke, die graue. Lehndorf.

Hülsenhorst. Danndorf. Hülsenberg, FD. Kön. — hülse, m., die Stechpalme, ilex aquifolium. Ahd. hulis, dorniges Gebüsch.

Hümpel, Feld bei Büddenstedt.

Hundemorgen. Küblingen. —breite. Twieflingen. —kamp. Gr.-Sisbeck, Papenrode. —wiese. Glentorf. Hunnekloster. Glentorf.

Hünenberg, —burg, —graben, —kamp. Gardessen, Schandelah, Watenstedt (Amt Schöningen), Emmerstedt, Süpplingenburg, Danndorf, Volkmarsdorf, Apelnstedt, Salzdahlum, Hessen. Hühnenberg, FD. Vors. — hüne, die niederdeutsche Form des hochdeutschen Heune, Riese, auf uralte Landesbewohner deutend, auch in Verbindung mit vorgeschichtlichen Ringwällen.

Hungerberg, —kamp, —morgen. Oft, auf schlechten mageren Boden deutend.
Hurenkamp bei Braunschweig und öfter, ein schlecht bewirtschaftetes, heruntergekommenes, „verhurtes" Landstück.
Hüttenbleek. Schandelah. —berg. Sauingen. —kamp. Cramme. —wiese. Klein-Sisbeck.

J. (Vokal und Konsonant.)

Ihlenpaul, —stücke, wiese. Essehof, Wendhausen, Watenbüttel, Frellstedt, Groß-Steinum, Räbke, Gr.-Twülpstedt, Braunschweig. — Zu île, Blutegel. Also Egelpfuhl 2c. Jellinghaus (Braunschw. Magazin 1897, S. 102) stellt das Wort zu ile, Schilf.
Immenberg, —busch, —garten, —hof. Schickelsheim, Schandelah, Kl.-Stöckheim, Eischott, Velstove, Wahrstedt, Fümmelse, Leiferde, Schliestedt. Immenzäune bei der Stadt Braunschweig vor dem Hohenthore. — Zu imme, Biene.
Isenbalken. Waggum.
Jackelwanne. Woltwiesche.
Jödbusch. Bruchmachtersen. Vergl. Jödbom und Jödgrund bei Bisperode.
Johannisgras. Hachum.
Jüddehorst. Wahle.

K.

Kabelwiesen. Brackstedt. — Zu kawel, Los, Losanteil. Die Kabelwiesen sind früher Gemeindeeigentum gewesen; zu ihrem Genuß gelangten die berechtigten Reihewohner nach gewissen Anteilen entweder up'r rîge, in gewisser Reihenfolge, oder nach jährlicher Verlosung, nach Kabeln, wie ursprünglich die geschnittenen und bezeichneten Holzstückchen hießen, mit denen gelost ward. Hier ist die Spur eines der ältesten deutschen Rechtsgebräuche vorhanden, dessen Ausübung schon von Tacitus im zehnten Kapitel seiner Germania beschrieben wird: „Einen von einem Obstbaum abgehauenen Zweig zerschneiden sie in Reiser, unterscheiden sie durch gewisse Merkmale und verstreuen sie über ein weißes Tuch, ohne Absicht, wie es eben kommt", worauf der Priester die weitere Auslosung und deren Deutung zu abergläubischen Zwecken besorgt. Solche hölzernen mit Marken versehenen Lose oder Kabel waren früher sehr allgemein im Gebrauch, sie haben sich auf der Insel Föhr, auf Rügen (Hiddensöe), Usedom, in Mecklenburg bis in die neueste Zeit erhalten; man benutzte sie zur Auslosung von Wiesen, Ländereien 2c. wie bei uns. (G. Homeyer, Über das germanische Losen. Akademieschrift, Berlin 1854; Lisch, Über die Hausmarken und das Losen in Mecklenburg.) Die Kabel aus Holzstückchen oder Haselzweigen tragen als Zeichen der Losenden eingeschnitten: Beile, Mistgrepen, Rauten, Pflugschare, Kesselhaken 2c. Das gleiche Losverfahren hatte sich bei uns bei der Teilung des den Gemeinden gehörigen Holzes an die einzelnen berechtigten Höfe bis vor nicht langer Zeit erhalten. Wenn die Teilung der Jahresnutzung des Nordasseler Holzes (Amt Salder) unter die Berechtigten stattfinden sollte, so versammelten sich diese im Dorfkruge zur Verlosung. Jeder Nutznießer schneidet sich dabei sein „Holzmal", das durch Figuren ausgezeichnet ist, welche den Werkzeugen des Ackerbaues oder täglichen Lebens entnommen sind. Man hat da die Grepe, die Barte, den Rühl, die Schrape, den Sparren, den Hühnerfuß, die Semmel 2c., welche auf die Stücke eines abgebrochenen Zweiges eingeschnitten sind. Die Holzmale werden dann in einen Hut geworfen. Das zuerst aus diesem gezogene Mal bezeichnet dann denjenigen, welcher bei der Abfuhr des vernummerten Holzes mit Nr. 1 beginnt; die übrigen folgen dann nach althergebrachter Reihenfolge. (Die Marken im Amte Salder von H. Langer-

feldt. Zeitschr. d. Harzvereins 1881, S. 187.) Nach den von mir in Nordassel eingezogenen Erkundigungen ist diese Art der Verlosung jetzt nicht mehr gebräuchlich. Die Lose bestehen jetzt aus Pappstückchen, auf welche Nummern geschrieben sind. In Kl.-Schöppenstedt benutzte man früher Holzstückchen als Lose, in welche römische Zahlen eingeschnitten waren. Wenn in Nordsteimke bei Vorsfelde der Gutsherr mähen läßt, so wird das ganze Kornfeld abgeteilt und den Tagelöhnern der Reihe nach zum Mähen übergeben. Das Abteilen heißt Kaweln, ein Abteil Kawel.

Kakelsberg. Esbeck.

Kalandswiese. Schandelah, Wahrstedt. — Kalande, geistliche Brüderschaften, die im 13. Jahrhundert entstanden und sich nach den Kalanden benannten, an denen sie ihre Monatsversammlungen hielten. Es gab deren drei in der Stadt Braunschweig, welche vielfach ländlichen Grundbesitz erwarben. (Dürre, Die Stadt Braunschweig, S. 552.) Hassel und Bege (Beschreib. d. Fürstentümer Wolfenbüttel und Blankenburg 1802, I, 464) berichten, daß in Schandelah noch damals mehrere Höfe den Kalandsbrüdern in Braunschweig von ihren Wiesen Kalandsgeld geben mußten. Die Wahrstedter Kalandswiese war im Besitze der Öbisfelder Kalandsbrüderschaft.

Kaltofenbreite. Steterburg.

Kämerke, f. Gr.-Twülpstedt. FD. Mar. Kämrichen, pl. Bahrdorf.

Kamerun. Cremlingen. — Neu entstandener Flurname, früher Moorbusch.

Kamp, m., bestimmt abgegrenztes, nicht immer eingehegtes Landstück. Die häufigste aller Flurbezeichnungen in Zusammensetzungen, selten allein. Ob zum lat. campus ist fraglich, da es auf niedersächsisch-friesische Gegenden beschränkt ist und mit den Sachsen auch weiter östlich nach Nordthüringen wanderte. Vergl. Jellinghaus, Westfäl. Ortsnamen, S. 83.

Kappe, f. Kl.-Dahlum, Warle.

Karpenkamp. Gliesmarode.

Karrenberg. Hedeper, Kl.-Biewende, Seinstedt.

Kasebusch, Käsekamp, Käsekorb. Gr.-Brunsrode, Kl.-Schöppenstedt, Cremlingen. — Malva silvestris heißt käsekrût, nach der Form der Früchte.

Kattenäcker, —beek, —busch, —morgen, —winkel. Hötzum, Bortfeld, Rieseberg, Steterburg, Bansleben, Reppner. Katzenstern. Offleben. Kattenmeer, ehemaliger, längst ausgetrockneter Teich bei Leiferde. — Zu katte, Katze.

Kaufoordsfeld. Kl.-Schöppenstedt. Kuhfort, Hessen.

Kaulenfeld. Kl.-Schöppenstedt. — Wüstung Kaunum, ursprünglich Cavenheim. (Meier, Baudenkmäler II, S. 59.)

Kehlenberg. Jerxheim.

Kehrbleek. Querum. —kämp. Hemkenrode. —wiese. Büddenstedt.

Kehrikwiese. Twieflingen. — Vielleicht zu kedik = ködik, dänisch kidike, hochd. Kettich, Sinapis arvensis. Kêrik, m., ist aber auch der Kehr- oder Wendepunkt, wo das auf die Weide getriebene Vieh umkehren muß, vergl. Kehrbleek.

Kellerhals. Runstedt.

Kellerwiese. Mackendorf.

Kettelbrink, —kamp, —trift, —wiese. Lehre, Lamme, Velpke, Ölber. — Zu kettel, köttel, Kot der Schafe, Ziegen ꝛc.

Kiebelbleek. Rothenkamp. Kebbelwiese. Lehre. — Nach Danneils Wörterbuch in der Altmark kibbelbleek, ein Raum, um den viel Streit geführt wird. Zu kîbeln, kibbeln, streiten.

Kiefernkämpe. FD. Kön. — Der einzige Forstort mit der Benennung nach diesem Nadelholze. Ein neuer Name. Erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts kommt dort die Kiefer vor, welche übrigens ndd. fûre heißt.

Kieffeld. Dibbesdorf. —legden. Destedt. —wiese. Leiferde. —winkel. Warle, Reppner.

—holz. Rühen. Kiefhai. FD. Wolf. Kiefhorn. FD. Kön. Kiefwinkel. FD. Ev. Kiefort. FD. Soph. — Bei Wendschott heißt es in der Beschreibung von 1759: „Die Gemeinde hat das Recht, im Kiefholz Buschwerk zu hauen, das liegt zwischen den Grafhorstischen, Rühenschen, Hoitlingschen und Brackstedtschen Holzungen", war somit leicht ein Gegenstand des kîfes oder Zankes zwischen den einzelnen Gemeinden.

Kiel, m., —bleek. Kl.-Brunsrode, Kästorf, Kl.-Twülpstedt, Hedeper, Hohenassel. — Zu kîl, Keil.

Kiesbleek. Wobeck. Kiehswanne. Runstedt.

Kiewitzberg, —kamp. Mackendorf, Boimstorf.

Kikelberg. Hedeper, Wendeburg. Kiekelbusch. Gardessen.

Kinderteich, Helmstedt. Der Name hängt mit dem weit verbreiteten Glauben zusammen, daß die Kinder aus Teichen kommen.

Kinnekenmorgens, pl. Wendessen, Eilum. — Der Name scheint mir mit Zehntverhältnissen zusammenzuhängen, da die Aufstellung sog. „Kinder", Haufen oder Hucken von weniger als zehn Garben, in den Zehntordnungen ausdrücklich verboten war. Vergl. unten Teggedkamp.

Kirchenberg, —kamp, —legde, —wanne, —morgen, —feld. Sehr häufig.

Kißleberfeld. Warberg. Kißleberholz. FD. Schö. Es sind diese Flur- und Forstnamen Reste der eingegangenen Dörfer Groß- und Klein-Kißleben, 1022 Kissunleve, 1160 Zissenlove, 1209 Kisleve, südöstlich von Warberg. Die Bewohner zogen im 15. Jahrhundert dorthin. — Bege, Gesch. einiger Burgen 46, 139.

Klaar, m. Remlingen. Klaare, f. Salzdahlum.

Klammer, f. Wendezelle.

Klammwiese. Wendezelle.

Klappe, f. Gr.-Twülpstedt, Reislingen. Klapwanne. Lobmachtersen.

Klapperfeld, —berg, —wiese. Lehre, Waggum, Mackendorf, Saalsdorf, Velpke. — Zu klapperblôme, Feldmohn? oder zu klaper, einer vom Vieh verschmähten Wiesenpflanze. (Alecterolophus. Danneil, Altmärk. Wörterbuch.)

Klei, sehr häufig, auch in Zusammensetzungen. — klei, Thonboden. Engl. clay.

Kleppenberg. Rothenkamp.

Klinge, f. Wiese bei Gr.-Biewende. Der Name kann „Schlucht", „Rinne" bedeuten. (Jellinghaus, Westfäl. Ortsnamen, S. 86.)

Klingebeutelhorn. Beierstedt. Klingebeutelwiese. Ingeleben. „Gehört der Kirche."

Klinkeberg. Rottorf, Sunstedt (hier auch Knickelberg und Klickerberg geschrieben).

Klint, m. Gardessen, Hemkenrode, Lamme, Achim, Remlingen, Evessen. Klintwiese. Barum. Klintwelle. Gr.-Denkte. Klinsberg. Destedt, Erkerode. — Zu klint, steiler Abhang, hohes Ufer.

Kloptaschen, pl. Denstorf.

Klosterwiese. Kissenbrück.

Klotzberg. Achim, Bornum, Hedeper, Eitzum.

Klötze, pl. Börßum.

Klotzgraben. Lesse.

Klumpweide. Lucklum.

Kluntstücke. Gr.-Sisbeck. — Zu klunten, kluten, klumpen, Erdschollen.

Klus, f. Alvesse. Klausanger. Denstorf. Kluskamp. Glentorf, Wahrstedt. Kluswiese. Immendorf. — klûs, Einsiedlerwohnung und Engpaß. Im Kaulenfelde bei Kl.-Schöppenstedt ein 1838 abgebrochenes Försterhaus, die Klus, soll der Sage nach ehemals eine Kapelle gewesen sein.

Knick, m. Meist in Zusammensetzungen; lebende, im freien Felde verlaufende Hecke. Speukknick. Dibbesdorf. Zu spoiken, spuken.

Knipkenberg. Querum, Schapen.

Knorrenberg. Volkmarsdorf. knorren, m. Dickes, ästiges Holz, ein Auswuchs am Stamme.

Knüel, m., Bornum, Alversdorf, Ahlum, Timmern, Engelnstedt, Lesse. — Auch in Zusammensetzungen wie Steinknüel. Im Westfälischen knol, nol, m., mit der Bedeutung Hügelspitze.

Knuttenbuschbreite. Warberg. — Zu einer Pflanze, Strauch, welche knutten, knopfartige Früchte oder Blüten trägt.

Kohlbalken, —garten, —morgen, —städte, —wanne. Oft.

Kohlhei, Holz bei Sambleben, FD. Ev. — Holzschlag, Hai, zum Verkohlen.

Kohlpolk. Watenbüttel.

Kohnsdorf, FD. Mar. Wüstung Koningesdorf. (Zeitschr. d. histor. Ver. für Niedersachsen 1864, S. 29.)

Kolie, Kohlie, Kohly, f., **Kohliekamp.** Houdelage, Maschenrode, Völkenrode, Graßleben, Mackendorf, Glentorf, Nordsteimke, Volkmarsdorf. FD. Soph., Helm. und Lich. Elskohli. Barmke. — Aus kolinge, Holzung, die zum Kohlenbrennen dient. (Schiller-Lübben II, 518.)

Königsbusch. Hemkenrode.

Kopperwiese. Burgdorf.

Köpweg. Vallstedt. „Handelsstraße."

Körbe, f. Heerte. — Zu kerbe, Einschnitt. Arskerbe am Ösel bei Neindorf. Vergl. Arskerbenrücken im Forstamte Harzburg II. — Aus der gleichnamigen Straße in Lüneburg ist eine „Harzkehr" gemacht worden. Der Name kommt auch in Holstein, Bremen, Quedlinburg, Münster vor. (Korrespondenzblatt für niederd. Sprachforschung IV, 55; VIII, 73.)

Korinthengehäge, FD. Wend.

Körweken, n. Flechtorf, Tiddische. — Zu korf, Korb? oder zu Kerbe.

Köterkamp oder —feld, sehr häufig. — Der Kamp der Mark, auf welchem die Köter oder Kotsassen ursprünglich die ihnen zugewiesenen Felder hatten. Die Höfe waren bis in die jüngste Zeit bei uns geschlossen und wurden nicht geteilt; die Ackerleute und Halbspänner bildeten den übrigen Dorfbewohnern gegenüber die Aristokratie des Besitzes. Keinen Anteil an der Ackerflur hatten ursprünglich die Kotsassen, sie gehörten nicht zu den „reiheberechtigten" Bauern und besaßen nur eine Kote, Hütte, kleines Gehöft (angelsächsisch cot) im Gegensatz zu dem „Hause" des Bauern, dazu das ihnen aus der gemeinsamen Mark überwiesene Feld, den Köterkamp. Ebenso war nach altenglischen Quellen das Verhältnis in England zwischen den cotsetles und den geneats (ndd. genôten) nach Seebohm, The english village community, London 1883. Erst die großen Rodungen im Mittelalter, zuletzt im 12. und 13. Jahrhundert, die nicht bloß zur Gründung neuer Dörfer führten, sondern auch die Feldmarken der alten erweiterten, sind im besonderen Maße den Kotsassen zu gute gekommen und haben viel dazu beigetragen, sie aus Hintersassen zu wirklichen Bauern zu erheben. (Vergl. K. Rhamm, Dorf und Bauernhof im altdeutschen Lande. Leipzig 1890, S. 13.) In der Feldbeschreibung von Glentorf 1763 heißt es: „Außer den gewöhnlichen drei Feldern, worin die Ackerleute und der adlige Hof belegen sind, haben die Köter noch das vierte, ist aber nach den Bestellungsarten nicht abgeteilt, sondern ein Menge- oder Wandelfeld." Es geht daraus deutlich hervor, wie dieses Feld später aus der gemeinsamen Mark der Ackerleute für die Köter ausgesondert wurde. Die Köter blieben lange Zeit noch sehr beschränkt und zurückgesetzt. Ein solcher, der unter fünf Morgen oder gar kein Land besaß, durfte kein Pferd halten. (Landesherrliche Verordnung vom 12. September 1688.)

Krafoelwiese. Seinstedt.

Kraneley, f. Bahrdorf.
Kranichsberg, FD. Soph.
Kranken, pl. Neindorf.
Kratzberg. Rühen.
Kreienberg, —feld, —kamp. Sehr oft. — Zu kraie, Krähe.
Kreike, f., **Kreikenkamp.** Meinkoth, Neubrück. — kreike, eine kleine Pflaumenart (Prunus insititia), ahd. kriachboum.
Kreitel, m. Jerxheim. Kreitelholz. Dobbeln. Kreitewiese. Rothenkamp. Kreithorn, FD. Schö. — Zu kreit, krêt, krît, Zank, Streit, Hader. Kreitel verkürzt aus kreitlâ, streitiger Wald.
Krengel, f., große und kleine, Wiese bei Leiferde. — krengel, die Bretzel, wohl nach der Form.
Kreuz-(Krüz-)feld, —kamp, Krüzekenstein. — An die alten Steinkreuze in den Feldern erinnernd.
Kreypackern, pl. Essehof, Lehre.
Krickelberg. Saalsdorf.
Krohm, m. Lichtenberg.
Krönig, m. Broistedt, Vallstedt. Krönigsberg. Gr.-Vahlberg.
Kröppelkamp. Broitzem.
Kruck, Krücke, f., **Kruckstücke.** Schulenrode, Bettmar, Broitzem, Wendezelle, Süpplingenburg, Meinkoth, Velpke, Büddenstedt, Gevensleben, Jerxheim, Offleben, Börßum, Dettum, Gr.-Denkte, Immendorf, Kissenbrück, Bansleben, Kneitlingen, Küblingen, Heerte, Lesse. — Zu krücke, ein gekrümmtes Stück an einem anderen, Stab oder dergl.
Krüh, f. Immendorf. Krügarten. Meinkoth, Twieflingen. Kruhekamp. Lesse. [Krügarten kann aus Krüdegarden, Kruhekamp aus Krudekamp sein, von krûd, Kraut (Gewürz). Aber Krüh, f., ? Krüh auch in Holstein bei Eichede (Oldesloe), Kathen auf ehemaliger Freiweide. Dat krude, krüde (species, aroma) oder der Plural krüde von krûd? W.]
Krümme, f., **Krümmlinge, Krümmbleek, Krumme Morgens, Krumme Stücke, Krumme Wiese.** Häufig, ein gekrümmtes Landstück bezeichnend.
Krupbusch, Krubbusch, Kruplegde. Abbenrode, Bortfeld, Räbke. — Zu krûpen, kriechen.
Kruxberg, FD. Lich.
Kukuk, Kukuksberg. Volkmarode, Veltenhof.
Kükemüksbusch. Thune. Nach Versicherungen alter Leute in Salzdahlum bedeutet kükemük Zaunkönig. Das Wort scheint verschwunden, aber der Personenname K. oder Koikemik kommt noch vor. Vergl. Kakemike bei Wernigerode.
Kule, Kaule, sehr häufig, namentlich in Zusammensetzungen. Kaulenbusch. Rautheim. — Zu kûle, Grube, großes Loch.
Kulk, sehr häufig, namentlich in Zusammensetzungen. Tiefes Strudel- oder Wasserloch, Kolk.
Küls- oder **Kyltzwiese** und —berg. Reppner.
Kummerwiese. Wendeburg. — Zu kummer, Schutt, Abraum.
Künnekenrode. Schapen.
Kunterbreite. Wendhausen.
Küssebühre, f. Sunstedt. — Vergl. Beddesbühre.
Küsterstieg. Frellstedt, Bahrdorf. —wiese. Alversdorf.

L.

La, Lah, Lae, Lahge, Lahholz, Laagbaumholz, Labusch, Lahwiesen, Lahdahl, Lohwiese, Lohberg, Lohbalken. Abbenrode, Bienrode, Cremlingen, Gliesmarode, Wahle, Mascherode, Wendhausen, Thune, Wenden, Bornum, Lelm, Süpp-

lingen, Wolsdorf, Twieflingen, Wobeck, Börßum, Thiede, Wetzleben, Gr.-Dahlum, Gr.-Vahlberg, Kl.-Dahlum, Küblingen, Schliestedt, Nordassel, Watenstedt (Amt Salder). Alle zu lá, lô, n. Wald.

Laddekenbleek. Hedeper. — Zu laddeken, der Brustlattich, Tussilago farfara.

Lädtwiese. Graßleben.

Laffertkamp. Stadt Braunschweig vor dem Wilhelmithore. Nach der Patrizierfamilie v. Lafferde benannt.

Lägden, Legden. Sehr häufig, auch in Zusammensetzungen wie Drecklegden (Destedt). Ochsenlächte, FD. Mar. — mndd. legede, Niederung.

Lähn, f. Immendorf.

Lappenberg. Wittmar. Lappenwiese. Abbenrode, Söllingen.

Lapperey. Broistedt.

Larmse, f. Atzum.

Lattenberg. Sottmar.

Laubhagen. Kl.-Brunsrode.

Landitz, m. Wiese bei der Stadt Braunschweig an der Schunter, nach dem früheren Besitzer benannt, der aus Kursachsen eingewandert war.

Lausbaumacker. Veltenhof. Lausbaum ist entweder Lonicera xylosteum oder Rhamnus frangula.

Lauseberg. Eitzum. — Der einzige vorkommende Flurname dieser Art im Braunschweigischen, während sonst die Lauseberge am Harz, in Kurhessen, in Westfalen, im Lüneburgischen und Magdeburgischen häufig sind. Bei der niederdeutschen Form Luseberg denkt das Volk jetzt stets an Läuse, weshalb Glöde die Deutung „gemeiner, schlechter, lausiger Berg" annimmt, während Sprenger sie zu lus, lusch, Schilf stellen will. (Korrespondenzbl. für niederd. Sprachforschung XVI, 88 u. XVII, 38.) Vergl. Luß. Schiller-Lübben (Mittelniederd. Wörterbuch II, 75) hat lusebusch, Stelle, wo viel lus wächst. lus = Schilf, Segge, Binse, carectum. Aber Schilf auf einem Berge? Neben luseberg kommen häufig lusepôl, lusebôm vor. Ableitung vom slavischen luža, Sumpfwiese, die auch versucht wurde, ist zurückzuweisen.

Lechlenholz, FD. Wolf.

Ledwelle. Söllingen. Lethkamp. Vallstedt. Lettberg. Lucklum. [Neben ahd. hlîta, f., anord. hlîdh, existiert im agf. hlîdh, n., clivus, Berg, Abhang. Sollte dem ein asächs. hlidh entsprochen haben, wie jenem ein af. hlîdha, resp. hlîdh? Kurzes i in offener Silbe wird im Mndd. zu e. W.]

Leimberg, —acker ꝛc., vielfach die lehmige Beschaffenheit des Bodens anzeigend.

Leinwandberg. Bornum.

Leistenkuhle. Brackstedt.

Leiter, die hohe. Watzum.

Lenenberg. Lehre.

Lerchen-(Lewerken-)berg, —feld. Sehr häufig.

Lichterkamp. Gr.-Stöckheim.

Linde, über der. Bruchmartersen. Lindenberg. Ahlum, Leiferde, Sonnenberg, Stadt Braunschweig, Thiede, Küblingen, Watzum, Westerlinde. Lindenbrink. Sauingen. Lindenkamp. Offleben. Lindenstücke. Volkmarsdorf. Lindenhorst. Barmke. — Die Linde kommt bei uns nie in geschlossenen Beständen, sondern nur immer einzeln vor; sie ist der Liebling unseres Volkes und der vorzüglichste Thiebaum neben der Eiche. Berühmte Linden stehen noch zu Königslutter, Evessen, zu Sickte ꝛc. Mitten in Süpplingenburg lag der Lindenberg. Daß dieser die Gerichtsstätte war, beweist der Name kâklinde (Prangerlinde), welcher auf der Flurkarte von 1765 noch vorkommt. Vergl. Thie. Eine landesherrliche Verordnung vom 8. Juli 1749 gebot den Gemeinden, um die Kirchen herum Linden anzupflanzen.

Liebfrauenbreite. Jerxheim. —kamp. Stadt Braunschweig vor dem Fallersleberthore. —horst, FO. Mar.

Lied, Liet, f. Alvesse, Kl.-Twülpstedt, Seinstedt. Ackerleite. Velpke. — Zu lit, Abhang, Berglehne, Leite.

Liesche, f. Wiese bei Remlingen. Leischwiese. Söllingen. Zu lêsch, lîsch, Lieschgras.

Liesekenborn. Schickelsheim. Vergl. Born.

Lisdorf, FO. Mar.

Loheberg. Jerxheim. Lohelkamp. Hötzum. Lohenwiese. Gr.-Steinum.

Löfekenstücke. Tiddische. lôweke, eine kleine Laube.

Lohden, pl., FO. Wend. u. Mar. Brandlohden, FO. Helm. — lôden, junge Baumschößlinge.

Löhkenstiel, im krusen. Wobeck.

Lönebruchsfeld. Bornum.

Loosgehege, FO. Mar. Looswiese, Helmstedt. — Vergl. Kabel.

Löpckens, pl. Rieseberg.

Löppen, pl. Honsleben.

Löppner, m. Lehre, Woltwische.

Löseke, f. Anger bei Eitzum.

Luchtemorgen. Hemkenrode.

Luke, f., FO. Bey.

Luloewiesen. Scheppau.

Lüpperswende, f. Salzdahlum.

Lustenfeld. Volkmarsdorf. Lüsten, pl. Gr.-Sisbeck.

Luß, f. Warberg. Lüsse, f. Wiese bei Immendorf. — Vergl. Lauseberg.

M.

Maakricke, f. Gilzum.

Maaß, f. Vallstedt.

Maden, pl. Wiese bei Wendezelle. Matenwiese. Bortfeld. — Zu made, die Matte, Wiese, englisch meadow, agf. meadu.

Mahnkamp. Kl.-Stöckheim.

Maibäumen, in den. Stadt Braunschweig vor dem Wilhelmithore. — Nach Braunschweigischem Magazin 1898, S. 21 hat hier die Familie Meybome schon 1315 ein Grundstück erworben und daher der Name.

Marienkamp. Lebenstedt.

Mark, f. Eitzum. Mark, die wüste. Rautheim, Kl.-Brunsrode. Markbeek, —morgen, —riede, —weg, —graben. Destedt, Erkerode, Broitzem, Söllingen, Linden, Evessen, Lichtenberg. Neumark. Denstorf. — mark, das alte deutsche Wort für das fremde Grenze (welches slavischen Ursprungs), dann auch der gemeinsame Besitz an Land oder besonders Wald eines Dorfes.

Marrkup, f. Remlingen.

Martensberg. Gardessen. Martinskamp, Vallstedt, Lauingen.

Martensdirkswiese. Graßleben. Martinsdietrichswiese.

Marwiese. Büddenstedt. Soll Abkürzung für Marienwiese sein; ihre Nutzung stand dem Pastor zu.

Masch. Sehr häufig, auch in Zusammensetzungen. — Zu marsch, f., tiefliegendes Weideland, dem Wasser abgewonnen, oft noch sumpfig.

Masseln, FO. Schö. — Wohl zu masellern, Maserle, Masholder.

Mastbruch. Glentorf, Räbke, Barmke, Hondelage, Rautheim, Völkenrode, Wendezelle. Mastbleek. Saalsdorf. Mastthal. Ampleben. — Zu mndd. mast, Futter, Eichelmast, Mästung, namentlich der Schweine. Man trieb das Vieh zur Mast, wenn die Eicheln oder Bucheckern gut gerieten. Dieses war oft eine besondere Gerechtigkeit, welche Dörfer in herrschaftlichen oder anderen Wäldern besaßen. Aus dem Mastthal bei Ampleben hat der Registrator Sack in seinen verschiedenen Schriften über Eulenspiegel willkürlich ein „Mostthal" gemacht, da ihm dieses zu der bezechten Taufgesellschaft paßte.

Matthiaskamp. Burgdorf.

Mäuseberg. Remlingen. Mausefalle. Nortenhof. Mäusekamp. Lebenstedt. Müsekenwiese. Grafhorst.

Meer, n. Allein und in Zusammensetzungen einer der häufigsten Flur- und Wiesennamen. — Zu mêr, sumpfige Gegend, Lache, Teich. Agf. mêre = palus. Ortsname Meerdorf nach dem im Dorfe gelegenen Teiche „das Meer". Ebenso heißt der sumpfige Teich im Westen von Zweidorf (Dorfbeschreibung von 1753).

Meerneer. Wetzleben.

Meesche, Mösche, f. Bortfeld, Denstorf, Gr.-Gleidingen, Broitzem, Beierstedt, Ingeleben, Achim, Bornum, Geitelde, Halchter, Hedeper, Kalme („ist sehr brüchig und giebt schlecht, sohr Heu"), Kl.-Biewende, Kl.-Denkte, Neindorf, Semmenstedt, Stiddien, Gr.-Winnigstedt, Kl.-Dahlum, Kl.-Vahlberg, Kl.-Winnigstedt, Weferlingen, Barbecke, Blekenstedt, Bruchmachtersen, Cramme, Lebenstedt, Lesse, Ölber, Westerlinde, Woltwiesche. — Stets Wiese und dieses ist die Bedeutung.

Mehenkamp. Ölper.

Mehlberg, —beek, —feld, —kamp, —stücke. Bevenrode, Boimsdorf, Scheppau, Volzum, Berel, Nordassel. Meelesche. Berklingen. — Letzteres zu esch, Landstück. Vergl. Eschen.

Mehrenkenberg. Jerxheim. [Ameisenberg? Altmärkisch miremk, Ameise. Die Verrückung des Tones in Mirémkenberg konnte zur Schwächung des i in e führen. W.]

Meine, Meinefeld. Häufig. — Zu meine, Gemeinde. Mein, FD. Mar.

Melkensteg. Dettum. Milcheplatz. Cramme.

Mergel, Mermel, Merwel, —kuhle. Hötzum, Frellstedt, Ingeleben, Linden, Hallendorf.

Mesekenbauer, f. Büddenstedt. Mesekenstücke. Warmenau. Mesekenheide, FD. Helm. — Zu meseke, Meise.

Meßbeek. Esbeck. — Entstanden aus „am Esbeck".

Mielerstädte, f. Parsau. — Zu mîler, Meiler. Es wurde früher im Drömling viel Köhlerei betrieben; die Holzkohlen gingen bis Magdeburg, Stendal, Salzwedel.

Missau, f. Wiese bei Esbeck. — Die Missau ist der Oberlauf der aus dem Silberspringe bei Warberg abfließenden Aue (Elbgebiet).

Mitjätkensacker. Wendschott. — Zu mîgen, lat. mingere und ätken, Ameise.

Mittagsbleek. Gr.-Stöckheim, Kissenbrück, Gr.-Winnigstedt, Barum.

Mohngarten. Erkerode.

Mohr, Mohrkamp. Bevenrode, Hondelage, Wenden, Gr.-Steinum, Velstove, Wahrstedt. —anger. Stadt Braunschweig.

Mölmer, m. Timmerlah. Mollacker. Bansleben. Möllwiese. Weferlingen. Mohltweg. Bornum. — Zu molm, mulm, m. Staub, Müll.

Molochshöhe. Söllingen.

Mönchs-(Mönniken-)berg, —teich, —wiese, —steine. Hötzum, Thune, Rothenkamp, Eischott, Nortenhof, Stadt Braunschweig. Mönnekenpiene. Hondelage. Mönchsholz, FD. Helm.

Morgen, Morgens. Häufige Bezeichnung, namentlich in Zusammensetzungen als Ackermaß; Fläche, die ursprünglich an einem Morgen umgepflügt werden konnte.

Mörkamp. Lehre. Mörroh. Schandelah. — Zu mör, locker, mürbe.
Mösegarten. Velpke. — Zu möse, Gemüse.
Moselkamp. Hoiersdorf, Wetzleben.
Mühlstahl. — Vergl. Stahl.
Munkebarts- oder Cassevinen-Wanne. Rieseberg.
Mußhof. Kl.-Vahlberg.

N.

Nabel (Stein-). Bornum.
Nachtbleek, —bruchswiese, —hude, —hufe, —wiese. Eine bei ungefähr 40 Dörfern vorkommende Bezeichnung, deren Bedeutung heute ganz verloren scheint, erklärt sich durch die Allgem. Land-Ord. Art. 64: „Ein jedes Dorf soll bei den Pferden einen eigenen Nachthirten, nicht allein die Pferde zu bewachen, sondern auch, damit nicht ein jeder seines Gefallens hüten und andern Leuten in ihre Wiesen, Äcker oder Gärten treiben möge, zu halten, auch jedermann, der die Pferde des Nachts draußen haben will, selbige vor den Nachthirten zu treiben schuldig, keineswegs allein hüten zu lassen berechtigt sein. Die Dorfschaft, so selbiges unterläßt, soll dem Amte zehn Gulden geben."
Nackenberg. Gr.-Winnigstedt. Nackenthal. Alvesdorf.
Näher, m. Weferlingen.
Napp, m. Esbeck. Näppkenberg. Jerxheim.
Naste, f. Ölber.
Nebeldorn. Velpke. — Näbeldorn, wittnäbern = Acer campestre, verdorben aus mäpeldorn, wie der Baum anderwärts heißt. Englisch maple. In der Wesergegend (Bisperode, Wickensen) heißt Acer campestre Âpeltêren, der Bergahorn (A. pseudoplatanus) ôre und der Spitzahorn (A. platanoides) lenne.
Neddenaus. Dettum. Neggenuht. Wolsdorf.
Neddernkamp. Hondelage.
Neienstedter Mark. Ingeleben. Wüstes Kirchdorf Neinstedt. (Zeitschr. d. histor. Ver. für Niedersachsen 1862, S. 105.)
Nest, n. Lehndorf, Hoitlingen. Neß Stidde. Sonnenberg.
Nettelbleek. Heerte. —kamp. Linden, Esbeck. —wiese. Wendeburg. — Zu nettel, Brennessel.
Netzkamp. Frellstedt.
Niendorfer Feld. Bahrdorf. Wüstung. (Zeitschr. d. histor. Ver. für Niedersachsen 1864, S. 30.)
Nienstedter Feld. Lesse. Wüstung, von der noch 1659 die Kirche stand und 1870 noch Mauerreste vorhanden waren.
Nobiskrug, m. — In der handschriftlichen Dorf- und Feldbeschreibung Wendhausens von 1754 ist zu lesen: „An der Heerstraße über dem Dibbesdorfer Föhrt ist eine Wiese und einiger Acker, so zusammen im Nobiskrug genannt wird und sonder Zweifel vor alters zu solchem Krug gehört hat, was daraus noch zu folgern, daß diese Länderei dem fürstl. Gute zinspflichtig und zehntfrei ist. Die Rudera von dem Nobiskrug findet man in gedachten Ackerstücken und Grasplätzen hin und wieder als alte Kacheln und Ziegelsteine. Sonderlich ist der noch gut ausgehöhlte Brunnen vorhanden. Gegen dieser wüsten Stelle über auf der andern Seite der Heerstraße stehet das Wendhausensche Gericht auf dem sog. Springberge." — Das Gericht, nämlich der Galgen, dürfte nicht ohne Einfluß darauf gewesen sein, daß hier an einem Kruge (Schenke) die durch ganz Niedersachsen verbreitete Benennung „Nobiskrug" haftete, welche als gleichbedeutend mit Hölle und Unterwelt gebraucht wurde. Die erste

Hälfte soll aus in abysso entstanden sein [1]). Der Name dieser Höllenschenke kommt sehr häufig vor; Nachweise im 16. bis 18. Jahrhundert aus der älteren Litteratur bei Grimm D. M[4], S. 296; das hier mitgeteilte Beispiel ist mir aber das einzige im Braunschweigischen bekannte. Der Nobiskrug bei Moens in Oldenburg war früher von persönlichen Lasten frei. Nach Oldenburger Aberglauben liegt der eigentliche Nobiskrug zwischen Himmel und Hölle; da verkehren die abgeschiedenen Seelen längere Zeit. Man verabschiedet sich scherzend: „Wenn wir uns sonst nicht wiedersehen, warte im Nobiskrug auf mich." (Strackerjan, Aberglaube aus Oldenburg.) Bei Markgrafspieske (Kreis Beeskow-Storkow) liegt der Hügel „Nobelskrug"; dort ist ein Mord geschehen (Kuhn, Märkische Sagen, S. 113). In der Altmark sagt man, daß man im Nobiskrug Karten spielt und den Paß zum Himmel erhält. Wer aber bei Lebzeiten nichts getaugt, muß dort Schafböcke hüten (Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, S. 132). In Ostpreußen geht man in den Nobelskrug zu den Hohlaugen (Totengerippen) oder man sagt von einem Todeskandidaten: „Der wird wohl auch bald nach Nobelskrug kommen" (W. von Schulenburg in „Am Urquell" I, S. 124 und 173). Von Niedersachsen aus reicht die Bezeichnung bis Oberhessen, da in der von dem Marburger Gilhausen 1597 verfaßten Komödie Grammatica die Bauern vom „Obiskrug" sprechen, wo's warm ist; auch der Gießener B. Schuppius spricht in seinen Schriften vom Teufel im Nobiskrug. (Weigand in Wolfs Zeitschr. f. deutsche Mythologie I, S. 4.) Und endlich kommt der Nobiskrug in der Schweiz vor (Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch I, S. 209).

Nollen, m. Salzdahlum. „Hügelspitze." Vergl. Knüel.

Nonnenwiese. Bornum, Kissenbrück. —holz, FO. Helm.

Nordacker. Hedeper. —feld. Üfingen. —holz. Wahle. —roden. Gr.-Brunsrode. — Nach der Himmelsrichtung Nord; diese wird aber von allen Himmelsrichtungen am wenigsten zu Flurbezeichnungen verwendet. Vergl. Oster-, Wester- Süd-.

Nordendorfskamp. Waggum. Heute Mohrendorf genannt.

Nordupp, m. Cramme.

Nötte, pl., **Nüsse, Nußberg.** Bevenrode, Sauingen, Gliesmarode, Waggum, Stadt Braunschweig.

O.

Obenausfeld. Engeleben.

Ochsen-(Ossen-)berg, —kamp, —kopf, —kulk, —legde. Hondelage, Lehre, Lucklum, Lelm, Stiddien, Wetzleben, Hachum.

Öferlinge, pl. Büddenstedt. [Äcker, die über anderen liegen? W.]

Offelweg. Emmerstedt.

Ohebeck, —berg, —feld, —wiesen. Cremlingen, Hötzum, Veltheim, Sickte, Rühme, Schulenrode, Wendhausen, Bettmar, Watenbüttel, Emmerstedt, Gr.-Stöckheim (hier ein Anger), Kissenbrück. — Die dichte und die lichte Ohe, FO. Soph. Es ist möglich, daß das Wort mit Aue etymologisch zusammenhängt; bei uns kommt es aber in der Bedeutung von Wald vor. So die Forstorte bei Sophienthal; die Ohe, der Wald, nach dem Veltheim bezeichnet wird, wo aber auch der Bach Ohe heißt. Auch anderweitig in Norddeutschland Waldbezeichnung (v. Hammerstein-Loxten, Bardengau, S. 559).

Ohrt, m., n., sehr häufig, auch in Zusammensetzungen. Zu ôrt, Ecke, Winkel.

---

[1]) Aber wie kommt das Fremdwort hierher? Rochholz (Deutscher Glaube und Brauch I, S. 209) glaubt, es sei ein mundartlich entstelltes „Nachbars". In der Gegend von Salzwedel spielt in der That der „Naberskrooch" die Rolle des Nobiskrugs (Kuhn, Märkische Sagen, S. 23).

Olenberg. Gr.-Denkte.

Ölkamp. Liedingen. Altf. âl, ôl, Sumpf. (Arnold, Anſiedl. S. 518. Jellinghaus, Weſtfäl. Ortsnamen, S. 107.)

Olla, m. Ampleben, Eilum, Kneitlingen. — Dazu „am Molla" Bansleben. Aus ohe-lâ?

Opper-(Opfer-)hof, —holz, —kamp, —ſtücke, —wieſe. Hondelage, Ölper, Schapen, Waggum, Bettmar, Bortfeld, Duttenſtedt, Völkenrode, Rottorf, Rickensdorf, Twieflingen, Lebenſtedt. — Ein dem oppermann, Küſter, Kirchendiener, der urſprünglich beim Meßopfer behülflich war, zuſtändiges Landſtück oder Wieſe; keineswegs eine Stätte altheidniſcher Opfer, wie auch gerne angenommen wurde. Vom Opperkamp bei Lebenſtedt heißt es: „Die Schule beſitzt hier ein zehntfreies Land"; alles übrige Land zehntet. Der Oppermann iſt gewöhnlich auch der Lehrer im Dorfe. Nach der Dorfbeſchreibung von Volkmarode 1754 beſaß die dortige Schule in der Schapener Feldmark den $3^3/_4$ Morgen großen Opperkamp.

Ordöhle, f. Eine Wieſe bei Sunſtedt.

Orenberg. Sunſtedt.

Öſelfeld. Gr.-Denkte, Kiſſenbrück, Neindorf. Das an den Berg Öſel ſich anlehnende Feld.

Öſen, pl. Sambleben. — „Die ſchmalen Streifen Holz, ſo teils um die Feldmark ziehen", wird in der Feldbeſchreibung von 1771 erläutert. „Ein ſchmaler Streifen von Bäumen an der Grenze einer Holzung, die Pfingſtöhſe" (Schattenberg, Chronikal. Schilderung des Dorfes Eitzum, S. 30).

Oſtberg. Semmenſtedt, Bornum. Oſtfeld. Beierſtedt, Gevensleben, Eveſſen, Oſterlinde. Oſtenfeld. Ampleben, Woltwieſche, Schlieſtedt.

Oſterbeek. Remlingen, Broitzem, Kl.-Vahlberg, Lelm. Oſterberg. Apelnſtedt, Atzum, Börßum, Volzum, Dobbeln, Ahlum. Oſterfeld. Sierße, Bornum, Berklingen. Oſtergras. Remlingen. Oſterwieſe. Dettum, Thiede, Bodenſtedt, Atzum, Berklingen, Gr.-Vahlberg, Sambleben, Burgdorf, Salder. Oſterlage. Gr.-Brunsrode. Oſterholz. Schandelah, Gardeſſen, Bortfeld, Süpplingenburg. Oſterkamp. Weddel, Kneitlingen. Oſterthal. Lebenſtedt. — Die Stellen, an welchen die Oſterfeuer abgebrannt werden, was für verſchiedene Örtlichkeiten durch den Gebrauch ſicher iſt, während andere auf oster, im Oſten gelegen, zurückgehen.

Oſterfeuerſtelle. Denſtorf.

Öſterlinge, pl. Runſtedt, Söllingen, Gr.-Biewende, Hedeper, Kl.-Biewende, Semmenſtedt, Wittmar, Volkmarsdorf, Gevensleben, Ingeleben, Offleben, Wobeck, Gilzum, Kl.-Winnigſtedt, Berel, Oſterlinde. Öſterlingskamp. Broitzem. Die Bedeutung iſt „öſtlich gelegene Äcker". — Vergl. Weſterlinge.

Oſternſoht, m. Vallſtedt. — Zu sôd, Quelle, Brunnen.

Oſtorfwinkel. Barmke.

Othland. Ührde. — Ödliegendes Land.

Ottenberg. Gr.-Dahlum.

P.

Paanbleek. Börßum, Dettum, Gr.-Denkte, Stiddien. Pannebleek. Ölper, Timmern. Pfannebleek. Kneitlingen. Pfänderwieſe. Gr.-Vahlberg. — Das dem pannemann oder Pfänder der Gemeinde zur Nutzung zugewieſene Grundſtück.

Pagenbleek. Immendorf. —ſtall. Gr.-Twülpſtedt. — Zu page, Pferd. Das Wort iſt nicht mehr gebräuchlich, lebt aber noch, außer in Eigennamen (Pagendarm, Pagenſtecher) noch fort in kolpage, Miſt- oder Roßkäfer.

Paliſſadengehäge. FD. Bey.

Papenbreite, —dorn, — hecke, —holz, —kamp, —horn, —diek, —kulk, —garten, —nase, —weide, —wiese, —schemel, —stuhl, —stieg. Schon aus dieser mannigfachen Zusammenstellung sieht man, wie häufig die mit pape, Pfaffe, zusammengesetzten Flurnamen sind. Damit sind die persönlich dem Ortsgeistlichen zur Nutzung überlassenen Landstücke, Wiesen, Gehölze gemeint. Fast überall haftet die niederdeutsche Bezeichnung; nur Timmerlah hat einen Pastorskamp, Twieflingen einen Pfarrkamp (falls hier nicht auch Übersetzung durch die Feldmesser ins Hochdeutsche vorliegt).

Papengey. Lamme.

Papstwiese. Büddenstedt. Papstwiese ist wieder Schreibfehler der Feldmesser. Die Wiese heißt in Büddenstedt Papwiese, wie mir dortige Einwohner versichern.

Paschenberg. Papenrode. —brücke. Graßleben. — Zu pâsche (von Passah), der alten, wieder eingegangenen Bezeichnung für Ostern, die aber in der Wesergegend noch gebräuchlich ist.

Pätzerfeld. Meerdorf.

Peemer, Pämer, m. Anger bei Nortenhof.

Peerk, m. Sonnenberg. — Zu pêrk, Pferch, Hürde zum Einhegen des Viehes.

Pepperkamp. Duttenstedt. —wiese. Gliesmarode. Pfefferberg. Weferlingen. — Die Pflanze Sedum acre heißt wegen ihres scharfen Geschmacks pepperkrût; sie ist häufig und mag obigem Flurnamen zu Grunde liegen.

Peseke, f. Gr.-Biewende, Gr.-Dahlum. Pesekenkamp. Dettum. Pesekenwiese. Semmenstedt. — Am Harze versteht man unter pêseke Holz eines Baumstammes, nachdem Borke und Bast abgenommen ist, übertragen „Glatze" (Schambach, Wörterbuch der niederd. Mundart von Göttingen und Grubenhagen, 1858. Nachtrag S. 319). Forstorte Peseke, Pisseke, im 16. und 17. Jahrh. Feseke und Veseke, oft im Harz, namentlich am Brocken. (Zeitschrift des Harzvereins III, 44 u. XXVII, S. 392.)

Pfahl, m. Bornum. Pfahlskamp. Bornum. —stücke. Reislingen.

Pfeemeweg. Apelnstedt. [Entstellung aus Feemeweg? Ähnlich ist der Name eines Gehölzes Fahlt (vergl. Vahlthöffe) bei Pinneberg in Holstein zu Pfahlt entstellt worden. Mndd. Wb. veme, altfränk. (und altsl.) vedema, pastus, besonders der Schweine gebraucht und zumal von der Eichelmast im Walde. W.]

Pferdemarkt, n. Kl.-Stöckheim.

Pfingst-(Pingst-)anger, —gras, —wiese bei den meisten Dörfern, ursprünglich gemeinsames Dorfeigentum, auf dem die verschiedenen Pfingstfeierlichkeiten stattfanden. Bei der Separation sind die Pfingstwiesen meist zerteilt worden, und damit ist der Name, der fast bei jedem Dorfe vorkam, vielfach verschwunden.

Piene, FO. Wend.

Piepenstieg. Stadt Braunschweig. — Zu pîpe, Röhre.

Pieperwinkel. Wahrstedt. — Zu pîper, Pfeifer.

Pippel, Bei der. Stadt Braunschweig vor dem Hohenthore. — Zu pippel, Pappel.

Pip-Sack, m. Steterburg. pîpsack, Dudelsack.

Pisser, f. Warle. Pissersteg. Bettmar.

Pläcke, pl. Hoitlingen. Plack, der große. Rieseberg. — Zu plack, Fleck.

Pläen, m. Anger in Stiddien.

Platte, f. Wobeck.

Plessen (Steinplessen), m. Papenrode.

Plöcke, pl. Hondelage. — Zu plock, Pflock.

Pluderbusch, FO. Helm. — Vergl. über den vielleicht slavischen Namen unten den Abschnitt über die Spuren der Wenden.

Plumenberg. Emmerstedt. — Zu plûme, Pflaume.

Poplenberg. Kl.-Gleidingen. — Zu pôplen (—krût, —blaûme), eine Art Malve.

Portgarten. Flechtorf.

Pott, FD. Helm. Pottbrackenfeld. Rühen. Potwiese. Gr.-Vahlberg. — pott ist ein Setzling, junge Pflanze, potten heißt pflanzen. Dagegen könnte Potwiese sich auf pott, Topf, beziehen, möglicherweise wegen des Vorkommens von Urnen und Urnenscherben.

Pötzel, m. Reislingen. — Vergl. Bötzel.

Pracherſumpf. Lehre. — Zu pracher, Bettler, ein Lehnwort aus dem Slavischen.

Priere, m. Abbenrode.

Prierſtorf. Barmke.

Probſtholz. Bornum.

Puterlägde, f. Sambleben.

Q.

Quaafmorgen. Bortfeld. Im hannöverschen Amte Isenhagen, nördlich von der braunschweigischen Landesgrenze, ist ein quäft ein zittriges oder schwimmendes Land auf morastigem oder gar wässrigem Untergrunde.

Qualenriehe, f. Thune. rie, Riede, kleines Bächlein.

Quaſtweg. Bornum.

Quade, f. Eine Wiese bei Lesse. — Zu quâd, schlecht, böse, übel.

Quäla. Cramme. — Im Grundwort zu lâ, Wald.

Quälenberg, Quelenberg. Kl.- und Gr.-Denkte, Volzum, Linden, Rüningen. Queelwinkel. Wendezelle. „Ist es quale, in der ndd. noch vorkommenden Bedeutung Striemen oder qual, f. in der Bedeutung quälland, schlechtes Land?" fragt Jellinghaus (Holstein. Ortsnamen, Zeitschr. d. Ges. für Schleswig-Holsteinische Geschichte Band 29, S. 288).

Queenbruch, —morgen, —thal, —wiese. Alvesse, Broitzem, Barnsdorf, Berel, Lesse. — Zu queie, quêe, weich, mild?

Queckenberg. Stadt Braunschweig.

Queer-(Tweer-)balken, —beek, —kamp, —morgen, —ende, —staken, —stücken, —wanne. Sehr häufige Flurbezeichnung, ein quer vor anderen Feldstücken liegendes Stück bezeichnend.

Quittenkamp. Gilzum. —kuhle. Ölper.

Quiſelbeerbreite. Sambleben. — Kwissel- oder kweisselbêre, die eigentliche Vogelkirsche, Prunus avium. Quissel = twissel bedeutet doppelt. Bei der Vogelkirsche treten oft zwei Früchte an einem Stiele auf. Der Doppelapfel als Mißbildung heißt quiseke, f.

R.

Rabe, f. Rautheim.

Rabn, m. Cramme.

Räcken, m. Sonnenberg. Rekenberg. Wolsdorf.

Raff, n. Lamme. Raffkamp. Lehndorf. Raffmorgen. Hemkenrode. Raafholz. Fümmelse. „Im Feldraafe." Fümmelse. Rafeanger. Leinde. — Unerklärt.

Rahms, pl. Reislingen.

Raue, Die kalte. Hedeper.

Raſcherberg. Hedeper. —kamp. Wenden.

Ratterberg. Ampleben.

Redderland, n. Weddel. — Zu redder, der Raum zwischen zwei Hecken (Schiller-Lübben, Wörterbuch).

Rehbrook, Rehdahlsberg, Rheberg. Schandelah, Räbke, Reinsdorf. — Zu Reh.
Reineboldsfeld. Schapen.
Reinmorgen. Vallstedt. — Zu rein, Rain, Rand.
Reinshager Berg. Lehre. Wüstung. — (Hassel und Bege, Beschreibung der Fürstent. Wolfenbüttel ꝛc. I, S. 463.)
Reitling, m. Cremlingen, Lucklum. Reitwiese. Wendeburg. — Zu reid, Rietgras, Rohr.
Rehte, f. Weddel.
Remen, pl., —busch, —feld, —kamp. Gliesmarode, Querum, Volkmarode, Wendeburg, Bornum, Velpke. — Zu rêmen, Landstreifen, Riemen.
Renne, f. Esbeck. Renneberg. Bortfeld. Rendahl. Wobeck. Rennpfuhlsberg. Barmke. Rennekamp. Ölber. — Zu renne, Rinne.
Renzelberg. Lauingen. — Vergl. die volksetymologische Deutung bei Voges, Sagen aus Braunschweig, S. 43.
Repweg, —wiese. Rautheim. ? Weg, Wiese, wo der Flachs gereppelt wurde.
Rensterweg. Gardessen.
Rhänhopsfeld. Westerlinde.
Rickelsberg. Weddel.
Ricksrode. Velpke.
Riede, An der. Gliesmarode. Die Riede, gesprochen rîe, kommt als Bezeichnung kleiner, noch unter dem Bache stehender Flußläufe sehr häufig in unserm Gebiete vor (Schomburgsriede, Mittelriede u. a.).
Ries, n. ein aus Buchen und Eichen bestehender, beim Dorfe Berel gelegener Waldbestand, daher Berelries, an der westlichen Landesgrenze. Schon in einer Urkunde des Bischofs Konrad von Hildesheim 1243 gedacht. An der nordwestlichen Ecke desselben „die Dingstätte".
Riesberg. Barmke, Graßleben. rîs, n. ist Buschholz.
Rischbleck, —bülten, —morgen, —wiese, —winkel, —stücke. Schafrisch und Westerrisch, FD. Bey. Sehr häufig. — Zu risch, Binse.
Rockenfeld. Lesse. — Die einzige Flurbenennung nach dem Hauptgetreide.
Rode, n. Rohland, Rohkamp, Rohbusch, Rohwinkel, Rodland, Rottland, außerordentlich häufig, auch noch in andern Zusammensetzungen, die ehemalige Ausdehnung des Waldes andeutend, wie die häufigen Ortsnamen auf —rode. Aber auch nachdem die großen Rodungen vorüber, wurde immer noch einzelnes in den Äckern übrig gebliebenes, mit Gestrüpp und Gesträuch (stuken, struken ꝛc. bestandenes Land fortgerodet. Das heilige Rode, Gr.-Dahlum, der Kirche gehörig. Es ist ein Mißverständnis, wenn in der Stadt Braunschweig das dort in der Burg vorkommende Roland zu einem „Gerichtsbilde des Rolands" entstellt wurde. (Dürre, Die Stadt Braunschweig im Mittelalter, S. 677.)
Röhlsberg. Cremlingen. röls, die Schafgarbe, Achillea millefolium. Aber auch die auf dem Acker nach dem Einernten zurückbleibenden und nachträglich zusammengerechten Ähren.
Roichwiese. Wendeburg. — Zu rûken, roiken, riechen, von dem Vorkommen des Ruchgrases (Anthoxanthum odoratum).
Rojekamp. Wendeburg. Roig, FD. Soph. — Zu roie, locker, mürbe.
Rökenwinkel, FD. Mar.
Röljehorn, n. Gr.-Dahlum.
Röllingerhorn, FD. Schö.
Rook, m. Hohenassel.
Rosenacker, —berg, —feld, —kamp. Lehndorf, Rümmer, Wahrstedt, Ahlum, Bornum.

Roß Siek, n. Stiddien. „Pferdesumpf."

Rotte, Rottbleek. Sehr häufig. Die Stellen, wo die Flachsrotten lagen. — Zu rôte, Flachsrotte und roten, faulen.

Rübenberg, —kamp, —land, —morgen, —stücken. Die Zusammensetzungen mit Rübe kommen nur neunmal vor, kennzeichnend, daß der Rübenbau früher keineswegs so verbreitet war wie heute, wo Spargel, Kartoffel und Zuckerrübe das Aussehen der Braunschweiger Felder neben dem Getreide bestimmen. Die berühmten Bortfelder Rüben, welche den Teltower Rübchen gleichen, kommen zuerst 1572 in den Wirtschaftsbüchern des Klosters St. Marienberg bei Helmstedt als bortfeltsce roiue vor (Braunschw. Mag. 1895, S. 31), dann 1581 unter den Ausgaben der Frauengelage in Braunschweig. Nach den Kammerrechnungen zu Wolfenbüttel wurden dieselben 1621 am Hofe gegessen. (Nach einem Sammelbande „Dörfer", S. 237 auf der Braunschweiger Stadtbibliothek.)

Rüelmorgen. Hötzum. — rüel, m., ist eine kleine Schaufel, mit der der Pflügende die an der Schar sich ansetzende Erde abstößt.

Ruhestadt, f. Söllingen.

Rümen, pl. Rümmer, Rottorf, Brackstedt. Rümenwiese. Beienrode. Woldrüme. Boimsdorf. Korbrüme. Hoitlingen. — Zu rûm, geräumig, weit.

Ruperbruch. Wendeburg.

S.

Saale, f. Anger bei Seinstedt.

Saalmorgen. Glentorf, Watenbüttel.

Sack, m. Ahlum, Bornum, Fümmelse. Sackshorn. Leiferde.

Salgenholz. Rühme, Wenden. War im Besitze des Ratsherrn Hennig Zaleghe oder Salge 1408. Es ist in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts gerodet worden. (Sack, Altertümer der Stadt Braunschweig 1841, S. 22.)

Sallokenholz, FD. Vors.

Salzwedelhai, FD. Niederdahlum. — Vergl. Sülte. Wedel, wie in den Ortsnamen, S. 83, hai, Aushau.

Samlen, pl. Kneitlingen.

Samthude, f. Vallstedt. — Zu samet, gesamt, gemeinsam. Die gemeinsame Hude.

Säperbäume, FD. Vors. sâpern, die Eichenborke abschälen.

Sau-(Su-)anger, —berg, —beck, —dahl, —kamp, —morgen, —thie, —wanne, —welle. Sehr häufig, den Aufenthalt des Borstenviehes anzeigend.

Saustörten, m. Glentorf.

Schachthorst. Hondelage. — schachtholt, das Schaftholz, Reidel. (Schiller-Lübben IV, 35.)

Schaden, pl. Küblingen.

Scharenbeek, —berg, —busch, —kamp, —wiese, —winkel. Bienrode, Dibbesdorf, Querum, Schandelah, Volkmarode, Meerdorf, Wahle, Atzum, Gr.-Bienrode, Kissenbrück, Gilzum, Gr.-Vahlberg, Hachum, Lichtenberg. — Zu schâren, scheren, die Weide kahl fressen; schâr, Weidegerechtigkeit für ein oder mehrere Stück Vieh zur Mast im Holze, namentlich Schweine (Schiller-Lüben, Wörterbuch). Die holsteinischen Scharenberg, Scharenkamp ꝛc. stellt Jellinghaus zu schar f., Abhang von der Höhe nach einem Wiesenthal oder See (Zeitschr. d. Ges. für Schleswig-Holsteinische Geschichte Band 29, S. 297).

Scharkenstedt, f. Wetzleben.

Schaupenstehl. Burgdorf. [In Hamburg und Bremen Straßenname; der Stiel einer schaupe oder schope, Schöpfkelle. In Hamburg ist die Straße offenbar als Stiel zum Fischmarkt gedacht, von dem sie ausläuft. W.]

Schatzgraben. Glentorf.

Scheide, f. Bettmar. Scheidefeld. Essehof. Scheiwinkel. Räbke. Scheidequelle bei Lelm, im Volksmunde die Scheiwelle; hier teilen sich die Gewitter (Voges, Sagen aus Braunschweig, S. 235). Wegscheide. Salzdahlum. — scheide = Grenze.

Scheilenwiese. Wahle. [Zu scheile, scheel, im Sinne von schief oder figürlich übelgönnend? W.]

Schelpwiese. Bruchmachtersen. — Zu schelp, Schilf.

Schemel, m. Gr.-Dahlum, Berel. Schemeling. Ampleben.

Schemmeln, pl. Barnsdorf.

Schepplage. Wiese bei Linden. Schepwelle. Wiese bei Seinstedt. Jellinghaus giebt (Braunschw. Magazin 1897, S. 102) die Ableitung von einem hypothetischen skippen, hüpfen?

Schiebekamp. Schliestedt.

Schiedelbreite. Süpplingenburg. —kamp. Twieflingen.

Schiere Morgens. Klein-Schöppenstedt. Schieres Bleek. Lehre. Schierholz. Barmke, Kl.-Twülpstedt, Rümmer, Ampleben. Schierberg. Lelm, Süpplingen. Schierwiese. Räpke. Schierke, f. Ölper, Lichtenberg. Schieren, FD. Helm. Schierholz, FD. Ev. und Vors. — Zu schîr, rein, eben, glatt, unvermischt. Der Ortsname Schierke am Brocken (dreisilbig gesprochen = Schiereke) deutet auf schîre êken, reinen Eichenbestand. (Jacobs in Zeitschr. d. Harzvereins XXVII, S. 412.) Dagegen will Jellinghaus (Braunschw. Magazin 1897, S. 102) noch schîren, abschneiden, beachtet wissen, agf. scire. Also Schierholz = Grenzholz und Schierke = Grenzeiche. Man sagt bei uns allgemein „schieres Fleisch", d. h. solches ohne Haut und Knochen.

Schild, m. Kl.-Stöckheim, Essinghausen, Achim, Dettum, Semmenstedt, Wittmar, Hachum, Nordassel. Schildwiese. Gr.-Stöckheim. — Ein schildförmiges Grundstück.

Schilliekamp. Bettmar. Schillige Grund. Wobeck.

Schimmelmorgen. Lauingen. Schimmelwohld. Remlingen.

Schindanger. Olber. — Vergl. Fillkuhle, Aaskuhle.

Schirpke, In. Süpplingen. Scharpke. Hachum.

Schlanke, In. Lelm. Schlenke, f., der Gegensatz zu bülten, also flache, nasse Mulde. Vergl. Dr. C. A. Weber, Über die Moore, Jahresbericht der Männer vom Morgenstern, Heimatbund an Elb- und Wesermündung, Heft 3 (1900).

Schlepweg. Gr.-Steinum, Sunstedt. Schleppelweg. Hoiersdorf. Schlepperwanne. Evessen. slêpweg, ein befahrener, schmaler Seitenweg. Zu slêpen, schleppen, schleifen.

Schlichte, f. Sonnenberg, Apelnstedt, Volzum. — Zu slichte, ebene, gerade Fläche.

Schliekwiese. Wahrstedt. — Zu slîk, Schlamm.

Schliemen, f. Wiese bei Seinstedt.

Schliemorgen. Destedt.

Schliggenheide. Gr.-Brunsrode.

Schlinge, n. Watenbüttel, Rühen, Wahrstedt. — Zu slink, n., Rand, Einfassung, hus belegen an dem slinge an S. Andreas kerchow. Braunschw. Neustädter Degedingbuch vom Jahre 1524. (Schiller-Lübben IV, 241.) bornsling ist die Einfriedigung eines Brunnens.

Schlitzgrund. Alversdorf.

Schlop, m. Gardessen. — slôp, Schlupfloch.

Schlottkamp. Ampleben.

Schlumpfwiese. Schandelah.

Schmehrstücke. Apelnstedt. — Vergl. Schmalz-, Speck-.

Schmeiche, f. Anger in Hessen.
Schmalzkamp. Hondelage. — Vergl. Speck-, Schmehr-.
Schnäbel, FD. Vors.
Schnaken, pl. Schickelsheim. Schnackwelle. Hoiersdorf. Schnakenstert. Hondelage, Kl.-Brunsrode, Graßleben, Mackendorf, Bornum, Süpplingenburg, Stadt Braunschweig. — Zu snâke, Schlange, Ringelnatter (im Gegensatz zu addere, Kreuzotter) und stêrt, Schwanz, Sterz, also wörtlich Schlangenschwanz. Wohl eine Pflanze, denn snâkenwort ist Schlangenwurz; im Mecklenburgischen snâkenkrût = Farn und ebenso im Oldenburgischen slangkrût = Farn. (Bartsch, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg II, S. 291; Strackerjan, Aberglaube aus Oldenburg II, S. 80.) Schon im 11. Jahrhundert kommen Ortsnamen wie Calfstert vor (Förstemann).
Schneckenberg. Volzum. —morgen. Eitzum.
Schneede, f. Querenhorst, Papenrode. Snie (Die Dobbeln-), f. Wiese bei Gevensleben. Beddinger Schneede, FD. Wolf. — Zu snêde und snie, Schneide, Grenze.
Schneppelwiesen. Hondelage.
Schnurwiese. Rühen.
Schoderstedterholz, FD. Kön. — Wüstung Schoderstedt. Schon 888 als Scoderstede genannt. Die Bauern verließen 1542 das Dorf und zogen nach Königslutter, wo sie noch lange unter dem Namen der Schoderstedter bekannt waren.
Schöffenacker. Watenbüttel.
Schölcken, pl. Bruchmachtersen, Lebenstedt. Schiller-Lübben verzeichnet scholke f. als Tümpel, Sumpf mit einem Fragezeichen.
Schoorberg. Ampleben.
Schörten, pl. Bortfeld, Vechelde. — Zu schort, Abteilung, Graben, Abflußrinne.
Schottdorfer Feld. Süpplingenburg. Schottorfer Berg, FD. Mar. — Wüstung Schottdorf.
Schötzelthal. Destedt.
Schottkuhle. Mackendorf. — „Eingezäunte Grube." Zu schot, Verschluß.
Schradanger. Gr.-Winnigstedt. Schradweg. Barbeke. Schrotweg. Rüningen und Neindorf. Schrottmorgen. Schandelah. — Zu schrade, schräge; schradweg bei Schambach „schräger Weg".
Schreiberkamp. Bortfeld.
Schuhfeld. Waggum.
Schüneken, Vor der. Hoitlingen. Schünekenbleek. Kl.-Twülpstedt. — Zu schüne, Scheune, gewöhnlich diejenige auf dem Felde, in welcher der abgenommene Zehnten aufgestapelt wurde. Daher auch Tägtschüne, Zehntscheune, bei Lehre.
Schwadwiese, Siebenschwadwiese. Ölper. Oft. — Zu swâd, n. Schwaden. Wiese, an der mehrere ihren Anteil haben, von denen jeder eine Anzahl swêe erhält.
Schwalbenschwanz. Wiese bei Gr.-Biewende. — Nach der Form. In der Rostocker Heide eine schwalbenschwanzförmige Wiese Schwalkenstart. (Beiträge zur Geschichte der Stadt Rostock, Heft 5.)
Schwalbenufer. Kl.-Stöckheim. Am Okerufer. Nistplätze der Uferschwalbe, Hirundo riparia.
Schwalenberg. Nordassel. — Wohl von swâle, swâlke, Schwalbe.
Schweensberg, —welle, —wiese. Oft; die dem swên, Schweinehirt, zur Nutzung angewiesenen Grundstücke.
Schwerdthal, FD. Mar.
Schwittmerfeld. Woltorf. — Nach der Wüstung Schwitmer, einem im Dreißigjährigen Kriege eingegangenen Dorfe zwischen Woltorf und Peine, dessen Einwohner in Woltorf die Schwitmergemeinde bildeten. (Braunschw. Magazin 1848, Nr. 14.)

Schwülmer, m. Wiese bei Reinsdorf.

Seckertrift. Jerxheim. Söckerteich daselbst. — Nach dem wüsten Dorfe Secker benannt, das um 1060 als Sicuri, 1160 als Sikere, 1318 als Sekere erscheint. — Brückner, Die slav. Ansiedelungen in der Altmark, Leipzig 1879, S. 80, zieht hierzu das altslavische sékyra, Axt, heran, bemerkt aber, vernünftigerweise einschränkend, „Jerxheim liegt wohl zu weit westlich, als daß es slavisch sein könnte", was eigentlich selbstverständlich. Zu kekere, Wicke?

Seekamp. Rühme (am Dovensee).

Seekbleek. Lesse. Wohl zu Siek (siehe unten).

Sellenkamp. Meerdorf, Wahrstedt.

Seumel, f. Rüningen.

Sichterfeld. Fümmelse. [Leo, Agf. Glossar, Halle 1872 bis 1877, Sp. 311, setzt nach agf. Urkunden zwei Wörter an: sihtre, seohtre, f., sumpfige, abhängige Wiese, ein Ort, durch welchen Wasser sickert (das Lokal ist zwischen Berg und Thal); und sihtra, eine hölzerne Wasserröhre. — Zu Grunde liegt altd. sîhan, seihen und fließen. W.]

Siedgraft. Anger bei Twieflingen. [Von graft, Graben, und side, Seite, oder sîd, niedrig? W.]

Siegmundsteich, bei der Stadt Braunschweig vor dem Hohethor entstellt aus Siekemoorsteich (Braunschw. Magazin 1898, S. 21). Daher zum folgenden.

Siek, n. Sehr häufig, auch in Zusammensetzungen wie Siekwiese. sîk, sumpfige Niederung.

Sießerholz, FD. Wolf.

Silberberg, —busch, —kuhle, —morgen. Bornum, Hötzum, Lamme, Alversdorf, Büddenstedt. Der Silberberg bei Hötzum besteht aus dem weißen Thon der Kreide (Gault), welcher im trockenen Zustande eine weiße leuchtende Farbe besitzt.

Sinngrünwinkel. Woltorf.

Sodekamp. Atzum.

Sohle, f. Schulenrode, Lichtenberg, Gevensleben. Sohlwiese. Hondelage, Klein-Dahlum. Sohlpfuhl. Denstorf. Söhlkamp. Salder, Gilzum. Söhlstrift. Gilzum. Söhlweg. Hessen. Grote Söhlen. Wendhausen. Rote Sohle. Meerdorf, Gr.-Vahlberg. Brunsohle. Barmke. Ebersohle. Warberg. Kernsohle. Gr.-Twülpstedt. Harpke Sohle. Büddenstedt. Pulversöhl. Leiferde. Böhnsohle. Gr.-Dahlum. Westersohle. Gr.-Dahlum. Söhlerbleek. Barbecke. Söhlerberg. Berel. Sohlichtes Bleek. Ölper. Sohlhorst. FD. Kön. — Zu sôl, mit stehendem Wasser erfüllter sumpfiger Boden, Pfuhl. Über anderweit vorkommende Flurnamen sol vergl. Korrespondenzblatt für niederd. Sprachforschung III, 69; IV, 46. Ob alle Namen zu sol?

Sohre Wiese. Remlingen, Wendessen. Söhrige Furchen. Wendschott. Sohre Legden, pl. Cremlingen. Sohrenberg. Kalme, Seinstedt. Saure Weiden. Graßleben, Lauingen. Saures Bleek. Süpplingenburg, Wahrstedt. Sauerland. Beddingen. Säuerlinge. Bettmar. Sauerbleek. Evessen. — Zu sôr, ausgedörrt, trocken, unabhängig vom hochdeutschen „sauer".

Sölekenbusch. Lamme, Saalsdorf, Rümmer. —breite. Offleben. —wiese. Schliestedt.

Sollberg. Gr.-Denkte.

Sörgenwiese. Ölper.

Spann, m. Salzdahlum, Mönchevahlberg.

Specken, pl. Mönchevahlberg. — specke, speke, im Bremischen ein aus Buschwerk, Erde und Rasen durch sumpfige Gegenden und Wiesen aufgeworfener Weg oder Damm. (Schiller-Lübben IV, 307.) spekige, f., in Göttingen-Grubenhagen einfache Uferbrücke aus Baumstämmen. (Schambach, S. 203.)

Speckmorgen. Sickte. —brän. Hemkenrode. —klint. Bortfeld, Essinghausen. —weg. Wendeburg. —wiese. Lehre. Thiede. — Besonders fetten und ergiebigen Acker bezeichnend. Vergl. Schmalz-, Schmehr-, kann aber auch teilweise zum vorigen Worte gehören.

Sperlingsberg. Kneitlingen. —kamp. Gr.-Steinum.

Spitalwiese. Gr.-Dahlum.

Spriggelwiese. Gevensleben.

Spring, m. —ackern, —berg, —riede, —wiese. Sehr häufig. — Zu spring, natürliche Quelle.

Spürkuhle. Jerxheim.

Staatsberg. Kissenbrück.

Stahl, m. Mühlstahl, Mühlenstahl, Stähler Breite. Schickelsheim, Beierstedt, Twieflingen, Bruchmachtersen, Lebenstedt, Salder. Stahlberg. Velstove. — Zu stale, Damm? Über westfälisches stal, m., vergl. Jellinghaus, S. 122.

Stakenberg. Eitzum.

Stakenfeld. Woltorf. — Zu stâke, m., Stange, kleiner Pfahl.

Stapelhecke. Steterburg.

Stappelacker. Vechelde. — Zu stapel, Grenzpfahl, Gerichtsstätte.

Störtekuhle, f. Sickte. Zu störten, stürzen, fallen.

Stehlerberg. Süpplingen.

Steinberg, —kamp, —morgen. Sehr häufig, die steinige Bodenbeschaffenheit andeutend. Steinklippen, pl. Küblingen.

Stemmwiesen. Weddel, Süpplingenburg.

Stendelberg. Atzum. —morgen. Kl.-Denkte.

Stidden, pl. Hessen. Stiddewiese. Dettum. Stidtacker. Barnsdorf. Stittiacker. Wetzleben.

Stief Menne, f. Bornum. — Zu stefmoime, Stiefmutter.

Stiegmorgen. Völkenrode. — Feldstücke, wo die stîgen, abgezählte Getreidebündel (20 = 1 Stiege), stehen.

Stoben, m. Frellstedt. Stobenbreite. Kissenbrück. Stofenpfuhl. Schandelah. Stobenstücke. Süpplingen. Stobenwiese. Schandelah. Staubwiese. Klein-Twülpstedt.

Stöckenkamp. Leinde. Stockwiese. Mackendorf.

Stöhe, m. Lelm. Stöhweg. Sunstedt. Gleichbedeutend mit Stüh? (s. weiter unten).

Strämmeln, pl., FD. Wend. Hondelage. — Zu stremmel, m., langer, schmaler Streifen.

Straut, m. Calbecht. Strautwiese. Watenbüttel. — Zu strôt, Gebüsch, Dickicht. (Schiller-Lübben IV, 441.)

Streitkamp. Rothenkamp. —wanne. Apelnstedt. —hop. Ampleben, „ein im Prozeß liegendes Holz" (1756). —busch, FD. Wend. — Vergl. Kiefkamp, Kreitel.

Strenge, f. Kalme.

Strubenkamp. Gr.-Twülpstedt. — Zu strûben, Gestrüpp.

Struken, Strauch, Wiedstruken. Denstorf, Hachum. Ortsstruke. Essinghausen, Strukenbusch. Sierße. Strauchmorgen. Barbecke. Strauchholz. Watenstedt (Amt Salder). — Zu strûk, m., Gesträuch.

Stücke. Sehr häufige Flurbezeichnung mit dem Zusatz lange, kurze ꝛc.

Stüdern, pl. Abbenrode. — Zu stude, Staudicht, abgeholzter Wald.

Stüh, m., untere und obere, FD. Mar. Stühgehäge, FD. Bey. — Stühe, ein Wald im Oldenburgischen; Stuhe, ein Wald im Holsteinschen bei Lübeck. „Stühbusch, in vielen Teilen Niedersachsens ein niedriges Gebüsch von Eichen und Buchen, die man hart an den Wurzeln abschneidet und die dann aus den Wurzeln (Stubben)

wieder ausschlagen." (Kohl, Nordwestdeutsche Skizzen. Bremen 1873, S. 285.) Auch in Westfalen.

Stukenkamp. Schliestedt. — Zu stûke, Baumstumpf.

Stümme, Die braune. Holz bei Hondelage.

Stummeln, pl. Gr.-Brunsrode. — Zu stummel, Stumpf.

Südberg. Cremlingen, Hessen, Kl.-Dahlum. —feld. Hötzum, Glentorf, Beierstedt. Ampleben. —kamp. Gr.-Denkte. —mohr. Denstorf. —rode. Lehre. —wiese. Bortfeld, Wendessen, Esbeck.

Sükum, n. Hessen. Personenname Sydekum im Braunschweigischen. [Sükum wohl aus sü dik um, sieh dich um. Campe, Wb. zur Erklärung und Verdeutschung der fremden Ausdrücke, Braunschweig 1813, S. 148: Belvedere. „Die ndd. Mundart hat Sieh-dich-um (Süh-dick-um) dafür. So führt z. B. diese Benennung ein zu Münden beim Zusammenflusse der Werra und Fulda liegendes Haus, aus welchem man eine sehr schöne Aussicht hat. Auch ein Platz bei dem Kloster Riddagshausen wird von alten Zeiten her das Sieh-dich-um genannt." Er bringt dann nach Vorgang eines Ungenannten die Stelle aus der Urkunde vom Jahre 1228 bei, mittels welcher Herzog Barnim I. von Pommern der Johanniskirche in Lübeck Güter verleiht: usque subtus tres montes, qui „Circumspice te" sive „Se thic umme" nominantur. Jahrb. f. mecklenb. Gesch. 6, 43. W.]

Süle, Sühle, f. Ingeleben, Schandelah. Suhlwiesen. Hedeper, Semmenstedt. Suhlkamp. Sottmar. Sielkamp. Rühme. Sulke. Wendeburg. — Stätten, wo die Schweine sich suhlen.

Sülte, Solt, Salz. Sülte, f. Kl.-Denkte, Semmenstedt, Volzum, Bansleben, Eitzum, Lichtenberg, Jerxheim, Ingeleben, Achim, Fümmelse, Gr.-Denkte, Kl.-Biewende, Abbenrode, Essehof, Hötzum, Bornum, Süpplingen. Sültanger. Ingeleben. Sültebruch. Graßleben. Vogelsültze. Ahlum. Soltau. Jerxheim, Barnsdorf. Solterweg. Wetzleben, Kl.-Dahlum, Mönche-Vahlberg, Wendhausen. Sölter Loch. Woltorf. Sölterwanne. Gr.-Dahlum. Solteſcher. Bettmar, Sickte. Soltſchenberg. Rieseberg. Salzau. Gevensleben. Salzberg. Salzdahlum. Salzkamp. Esbeck. Salzbreite. Gr.-Steinum. Salzweg. Süpplingenburg. Salzvorlinge. Sierße. — Die Sülte bei Fümmelse hat ihren Namen der Sage nach daher, daß hier ein Wagen mit Salz aus Salzgitter versunken ist, den der Fuhrmann nicht versteuern, sondern einschmuggeln wollte. Daher ist der Boden dort salzig. Bei Barnsdorf war schon 1483 eine Salzsiederei vorhanden, die noch im 18. Jahrhundert betrieben wurde (Hassel und Bege I, 423).

Sumpf. Atzum.

Sunder, Sonder, m. Auch in Zusammensetzungen mit —bruch, —wiese ꝛc. Schandelah, Boimstorf, Bahrdorf, Meinkoth, Bornum, Neindorf, Ührde, Watzum. Häufig als Forstortsname. — Abgesondertes, aus der Mark ausgeschiedenes Land- oder Waldstück, wahrscheinlich bestimmt zur Benutzung des „höchsten Erben", wie der Oberherr der Mark genannt wurde. (Festgabe für die 20. Versammlung deutscher Land- und Forstwirte. Braunschweig 1858, S. 101, 104.)

Süpkenbusch. Velpke.

Süßespring, FD. Soph.

T.

Tackwelle. Watzum.

Tassen. Brechtorf.

Taternkamp. Kl.-Twülpstedt. Tarternpfahl. Hedeper, Kissenbrück. Taternlock, Schöningen. Taternbusch. Graßleben. Taternholz, FD. Vors. — Tatern

sind im Niederdeutschen, ebenso in Dänemark, Schweden und Finnland die Zigeuner, auf welche der Name des mongolischen Tatarenvolkes irrtümlich übertragen ist. Offenbar Lagerstätten von Zigeunern, wie die Taternlöcher am Brocken. Ein Taterpfahl bei Brunsbüttel am Nordostseekanal. Die schweren landesherrlichen Verordnungen gegen die Zigeuner oder Tartern beginnen mit dem 18. August 1597 und setzen sich durch die folgenden Jahrhunderte fort.

Taufkamp. Waggum. — Die handschriftliche Dorfbeschreibung von 1754 meldet: „Es befindet sich im Taufkampe ein stehendes Wasser, die Taufe genannt, worin in den ganz alten Zeiten die Kinder getauft sein sollen der Sage nach. Von dieser Taufe ist die Tradition in Waggen, daß dieselbe den Kornpreis vorbedeute, nämlich wenn viel Wasser darin, so würde das Korn im folgenden Jahre teuer und bei wenigem Wasser wohlfeil." Es ist von Belang, zu sehen, wie im Verlauf von 140 Jahren diese Tradition sich geändert hat. 1894 erzählte mir Sophie Krauel aus Waggum: „Auf der Swinekoppel liegt ein Paul, der trocknet nie aus, da stehen alte Eichen bei, der heißt die Waggensche Taufe; da hat Karl der Große die alten Wenden getauft." Man sieht hier deutlich, wie allerhand unverdaute Belehrung und Lektüre in die alten Überlieferungen eindringt und sie verdirbt. — Ich habe den Namen in Waggum düpe aussprechen hören, nicht döpe = Taufe. Es ist daher wahrscheinlich, daß er zu ersterem Wort (siehe oben) gehört und eine Verwechselung mit döpe eintrat.

Teckenberg, FD. Helm. — Zu tecke, die Zecke, Holzlaus (Ixodes). Mit dieser Ableitung ist Jellinghaus nicht einverstanden (Braunschw. Magazin 1897, S. 102); er sucht in tecke ein altes Wort für Pferd. Ich glaube aber eher, daß eine waldige Gegend nach dem häufigen Vorkommen von Zecken, als nach einem (hypothetischen) Pferde benannt sein kann.

Teggedkamp. Wahrstedt. Tägtschüne. Lehre (vergl. Schüneken). Zehntfohre. Küblingen. Orte, gewöhnlich mit einer Scheune, wo der Zehnte eingesammelt wurde. Zehntfreier Berg. Frellstedt. — Über den Zehnten vergleiche den Abschnitt „Der Bauer". Ausführliches über die Einnahme des Zehntens in der Allgem. Land-Ordnung, Artikel 48 bis 51. Nach landesherrlicher Verordnung vom 16. Juli 1695 durften nur Stiegen oder Haufen von 10 oder 20 Garben gesetzt werden. „Endelstiegen, Kinder und freie Hocken" waren bei 10 Thaler Strafe verboten; es waren dieses unvollständige Stiegen, am Ende des Ackers. Weiter handeln von den Umständen bei der Erhebung des Kornzehnten, je nach der Witterung, den Getreidearten, auf wüsten Feldmarken u. dergl. die landesherrlichen Verordnungen vom 17. Januar 1715 und 14. Dezember 1754. „Einem jeden Zehntherren stehet frei, seinen Zehnten in eine sonderbare gedingte Scheuer zu führen." Landesherrliche Verordnung vom 10. Oktober 1651. Daher der Flurname Tägtschüne. Im Hannoverschen ganz ähnliche oder identische Verordnungen bezüglich des Zehnten (Festschrift der Landwirtschafts-Gesellschaft zu Celle 1864, I, zweite Abteilung, S. 383).

Teimkefeld. Küblingen.

Telgenkamp. Wendhausen. Telgenwiese. Essehof. — Zu telge, Zweig, aber auch Eichenschößlinge. Telge häufiger Personenname.

Tendelberg, FD. Bey.

Teufelskamp, —wiese. Kl.-Stöckheim, Ölper, Volkmarsdorf. —kuhle. Riddagshausen.

Teufelsküchenwiese. Danndorf. Teufelsküche, FD. Vors.

Teverbraakenanger. Wendhausen. — Vergl. Braaken.

Thie, m. Häufig. Thiegarten. Kneitlingen. Lauingen. Tiegfeld. Runstedt. — Bei den meisten Dörfern haftet noch der alte Name des tî, wenn er als Versammlungsplatz auch keine Geltung mehr hat und die Separation manchen Thieanger und Thieberg zu Ackerland gestaltet hat. Gewöhnlich war er mit alten Linden, auch Eichen, be-

pflanzt, von denen manche sich noch erhalten haben, so in Evessen und Sickte. Der Thie diente als Versammlungsplatz der Gemeinde, die hier ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten beriet und die ergangenen Verlautbarungen der Behörden vernahm. (Vergl. auch Braunschw. Magazin 1822, Nr. 42 bis 44; Grimm, Rechtsaltertümer 795; Keysler, Antiquitates select. septentr. 1720, wo die im 13. Jahrhundert, anno 1220 und 1248 erwähnten ostfriesischen Dingeichen, Upstallsbäume, bei Aurich und Bramstede bezeugt werden.) Der Thie diente aber auch als Vergnügungs- und Tanzplatz und von dem Tanze unter der Linde bei Gr.-Twülpstedt haben wir eine Schilderung von P. Zimmermann. Der Platz war mit einer Einfriedigung aus Velpkeschen Sandsteinplatten noch im vorigen Jahrhundert umgeben und jedes neuvermählte Paar hielt dort den Hochzeitstanz (Braunschw. Anzeigen, 3. Dezember 1894). Seit 1830 ist die letzte der uralten Linden in Gr.-Twülpstedt verschwunden. [Woeste wird Recht haben, der das Wort in der Zeitschr. f. deutsche Philologie IX, 224 (1878) zu altdeutsch tîhan, anzeigen, verkündigen, sagen, beschuldigen, zeihen bringt. „Bauergerichtsplatz." W.] Ahrens (Jahresbericht des Lyceums zu Hannover 1871) versucht das Wort auf den altgermanischen Gott des Rechts, Zio, Tio zurückzuführen.

Thiergarten. Gr.-Brunsrode, Kl.-Schöppenstedt, Denstorf, Lamme, Leine, Hachum, Kneitlingen. — Gewiß nur eine falsche Schreibart der Feldmesser des 18. Jahrhunderts für „Thiegarten", da diese letztere Form neben „Thiergarten" in der Feldbeschreibung von Kneitlingen gebraucht wird.

Tillikamp. Neindorf.

Timmerlahe, f. Heerte. — Richtiger Timmerlah, ein Laubholzbestand, der zu den zahlreichen Märkerforsten des Amtes Salder gehörte und in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts gerodet ist. Er hatte 1000 Morgen und gehörte der Gemeinde Heerte. Mit dem gewonnenen Grund und Boden sind die umfangreichen Weideberechtigungen der einzelnen Höfe in Heerte und benachbarten Gemeinden abgefunden worden. (Langerfeldt, Holting auf dem Timmerlah. Zeitschr. d. Harzvereins XI, S. 47, 1878.) Vergl. den Ortsnamen Timmerlah.

Tobakskamp. Kl.-Stöckheim. — Der einzige Flurname, welcher in der Mitte des 18. Jahrhunderts auf den Anbau des Tabaks deutet.

Tollwelle. Lauingen.

Tonnenwiese. Hötzum. Jetzt „Prinzenwiese".

Töpfermorgen. Ahlum. — Vergl. Gropen.

Törfe, pl. Büddenstedt. — Zu torf, pl. törwe.

Totenberg, —kamp, —morgen, —wiese. Broitzem, Lamme, Wedtlenstedt, Sunstedt, Thiede, Eitzum, Schliestedt, Salder, Gr.-Dahlum, Bruchmachtersen. Totentwetje. Stadt Braunschweig vor dem Fallersleberthore. — Die Sage berichtet, daß auf dem Totenkampe zwischen Eitzum und Schliestedt einst ein Treffen stattgefunden habe und auf dem Totenkamp daselbst kamen beim Anlegen einer Sandgrube Schädel zu Tage. (Voges, Sagen aus Braunschweig, S. 177.) Vergl. die nicht sehr überzeugende Erklärung von Totenberg durch Jellinghaus (Braunschw. Magazin 1897, S. 102), wonach toyt, tot ein „vorderkopfähnlich geformter Hügel, Berg" sein soll. Vorderkopfähnlich!

Tötling, m. Rautheim. Dötling, m. Boimstorf.

Tranen, Thranen, pl. Remlingen, Hessen. Trahnwanne. Kl.-Biewende. — tråne, die dem Boden eingedrückte Wagenradspur, das Geleise. up den trânen is slecht marschêrend (Schambach).

Trappenbleek. Ölper. — Zu trappen, Fußstapfen.

Trendelstieg. Glentorf. Trendelbusch, FO. Helm. — Die Trendel, altes Zollhaus an der Grenze zwischen Braunschweig und dem hannöverschen Hasenwinkel, nördlich vom Dorm. trendeln, trollen.

Trennecke, f. Bahrdorf.

Tritzberg. Sambleben.

Trogg, m. Ahlum. Trogkamp. Wobeck. troch, trogg, Trog, Mulde.

Trumpe, f. Bruchmachtersen, Salder.

Tucht, f. Fümmelse. tucht, f. Leitung, Lauf (vom Wasser).

Tülkeborn. Wetzleben. — tülke, der Zapfen, tulken, aus dem Zapfen trinken. born, Brunnen.

Tümpelkamp. Wobeck.

Turnierfeld. Stadt Braunschweig vor dem Wendenthore.

Twelkenfeld. Bansleben. — Wüstung Twelken. Verzeichnis der wüsten Ortschaften im Herzogtum Braunschweig 1887, S. 46. Das Bonifaciusstift in Halberstadt besaß schon 1174 eine Meierei in Zwilike. Das Dorf war 1551 noch vorhanden.

Twetje, f. Kl.-Vahlberg, Schandelah. Twetenberg. Seinstedt. Twetengarten. Kissenbrück. — Schmaler enger Gang, Gäßchen, zwischen Hecken oder Häusern, so auch vielfach in der Stadt Braunschweig gebraucht. In Hamburg, Lüneburg und dem Holsteinschen Twiete. Zu twê, twei, zwei, im Sinne von Twilling. Zwieselung, Abzweigung als Verbindungsgang zwischen zwei Hauptwegen.

Twischau. Wendeburg.

Twissel, m. Rickensdorf. Zwisselbäume. Sierße. — Zu twisseln, spalten, verzwieseln.

U.

Übele Gönne, f. Boimsdorf. — Zu günnen, gönnen, ein mißgönntes Landstück. Übelgönne und Ovelgönne öfter als Ortsnamen. Övelgönne in Oldenburg wird volksetymologisch richtig gedeutet: Der Kommandant übergab die belagerte, damals noch keinen Namen tragende Festung dem Belagerer mit den Worten: Ik günn är se ävel! (Strackerjan, Aberglaube aus Oldenburg II, S. 244.) In der Stadt Braunschweig befand sich an einer Landzunge zwischen den Okerarmen am Südende des Bohlweges im Mittelalter eine Ovelgünne (Dürre, Die Stadt Braunschweig im Mittelalter, S. 719). Eine Övelgünne bei Eilsleben, Kreis Neu-Haldensleben. Eine Ovelenghunne, Burg des Teufels, schon in der Theophiluslegende (Korrespondenzbl. f. niederd. Sprachforschung IV, 88). Weiter Övelgönne in Mecklenburg bei Güstrow, Euvelgunne bei Groningen in Friesland, 17 Övelgönne in Schleswig-Holstein, in Ostfriesland, bei Harburg, bei Oeynhausen, in Westfalen, 14 in Oldenburg und 15 im Hannoverschen (Korrespondenzbl. V, 5, 19, 63). Gegenüber dem Vorkommen der Övelgönne fast nur auf von Fremden unberührtem niederdeutschen Boden, und da auch die Bezeichnung „afgunst" vorkommt, muß der Versuch von Prof. Dedekind (Grundzüge der Geschichte des Landes und der Landwirtschaft des Herzogtums Braunschweig, Braunschweig 1858, S. XCl), Övelgonne auf altrömische Schafstelle, ovile juvencum, zurückzuführen, als ein ganz mißglückter bezeichnet werden!

Überfall, m. Linden.

Uhlenbusch, —bruck, —horst, —loch. Essehof, Rüningen, Danndorf, Wendschott, Honsleben, Barnsdorf, Hessen. — Zu ûle, Eule. Eulenburg. Kissenbrück. In den Eulen. Bodenstedt.

Uhrwelle, f. Kneitlingen, Sambleben.

Umfeld. Saalsdorf.

Ütschen-(seltener Ützen-)kamp, —paul, —äcker, —thal. Bei mindestens vierzig Dörfern, stets in der niederdeutschen Form. Zu ütsche, f., Frosch.

V. siehe F.

W.

Waackstelle. Gr.-Vahlberg. Wachtstelle.

Waashainen, FO. Wend. — Zu wâsen, zusammengebundenes Reisig- und Stangenholz.

Wachtel, f. Rottorf, Sunstedt.

Wagenberg. Offleben.

Wahrigkeit, f. Bornum.

Waldnoster Wiese. Wendeburg.

Walkebruch. Wendeburg. Walketeich, Walkwiesen. Helmstedt. Wurde hier früher Walkerei betrieben? Der Walker ndd. walkener, daher die Eigennamen Wolkenhauer und Wolkenhaar.

Wanne, f. Die allgemeine Bezeichnung für die Unterabteilungen eines Feldes. — Zu wennen, wenden, vom Wenden des Pfluges, wo das Feldstück zu Ende ist. Wänneken, n. Kl.-Sisbeck.

Warle, f. Gr.-Steinum.

Warschauwiese. Danndorf. — Zu wârschûwen, warnen.

Warte, f. Runstedt, Sottmar, Kl.-Vahlberg, Barbecke. Wahrberg. Hessen, Kl.-Winnigstedt. Wahrtsberg. Eitzum. Waare, f. Berklingen. Warenberg, Büddenstedt.

Wasserfurche, Waterföhre. Sehr häufige Flurbezeichnung. Ehe die jetzt allgemeine Drainage eingeführt war, diente eine besonders geleitete tiefe Furche zur Entwässerung der Felder.

Wassenthal. Kl.-Vahlberg.

Weberiz, m. Schliestedt. Die Endung —iz ist durchaus auffallend und sonst in unseren Flurnamen deutschen Anteils nicht vertreten; auch liegt Schliestedt fern von der äußersten Wendengrenze. Slavisch —ic geht in unserer germanisierten Wendengegend stets in —eiz über.

Weddenkamp. Lelm. Weddeweg. Lesse, Barbecke. — wedde als Wald oder Hain erklärt in den Beiträgen zur nordwestdeutschen Volks- und Landeskunde, Bremen 1895, Heft 1, S. 52 und bei Jellinghaus, Westfälische Ortsnamen, S. 129.

Wedewinne, f. Immendorf, Leinde. Wedewiedenfeld. Bodenstedt. Webinne. Watzum. Wefinne. Berklingen. — Zu wedewinne, die rankende, wickelnde Pflanze, wie die Ackerwinde, convolvulus arvensis.

Weerel, m. Wiese bei Halchter.

Wehberg, —morgen. Bornum.

Weinberg, —garten, —lage. Abbenrode, Braunschweig, Kl.-Schöppenstedt, Rüningen, Volkmarode, Süpplingen, Warberg, Wolsdorf, Jerxheim, Schöningen, Offleben, Runstedt, Hedeper, Wendessen, Hessen, Küblingen, Schliestedt, Braunschweig (großer und kleiner Weinberg). — Die Kirchen und Klöster sind es gewesen, welche im Mittelalter die Anpflanzung und Kelterung des Weines betrieben, da sie denselben zunächst zu Abendmahlszwecken bedurften und auch den Versuch wagten, eine für Tafelfreuden genügende Sorte zu erzielen; freilich konnte das saure Erzeugnis Niedersachsens nicht mit den aus dem Süden bezogenen Weinen in Wettbewerb treten, und vom Altmärker Wein sagte man: „vinum aus der Altmark calefacit ut Quark." Es liegt auf der Hand, daß mit der Verbesserung der Verkehrsmittel und der Zunahme des Weinbaues in mehr für denselben geeigneten Lagen das Erzeugnis der niedersächsischen Weinberge von der Bildfläche verschwinden mußte, und so sind denn die zahlreichen Weinberge und Weingärten nur noch in den Flurnamen vorhanden. Noch im elften Jahrhundert fehlte der Weinbau in Niedersachsen, wie Adam von Bremen bezeugt: „Nur des süßen Weines entbehrt es, sonst bringt es alles, was zum Lebensbedarf gehört, selbst hervor." (Erstes Buch, 1.) Aber schon im zwölften Jahrhundert wird

Weinbau bei Dahlum und Beierstedt im Braunschweigischen bezeugt; um 1250 kommt der Weinberg von Abbenrode vor, dessen Name sich bis jetzt erhalten hat; 1289 wird ein Weinberg bei Hessen von einem Grafen von Regenstein an die Abtei Gandersheim vertauscht; 1401 ist von den Weinbergen bei der Stadt Braunschweig die Rede; 1515 tritt Thiede einen Teil des Lindenbergs dem Herzog Heinrich dem Jüngeren zur Anlage eines Weinberges ab; 1542 wird der Weingarten in der Buchhorst bei der Stadt Braunschweig und bei Kl.-Schöppenstedt, wo der Name noch haftet, erwähnt; 1565 kelterte das Kloster Riddagshausen noch den am nahen Nußberg gezogenen Wein; um diese Zeit werden die Weinberge im Lechlenholze bei Wolfenbüttel, bei Schöningen, Jerxheim und Vogtsdahlum erwähnt. (Diese geschichtlichen Nachrichten von H. v. Strombeck, Bemerkungen über den Weinbau im nördlichen Deutschland in Zeitschrift des Harzvereins III, 361, wo die urkundlichen Belege angegeben sind. Die erste bekannte Nachricht vom Weinbau in der Mark Brandenburg ist vom Jahre 1173. Riedel, Mark Brandenburg I, 119.) Der Weinberg bei der Stadt Schöningen, dessen Lage noch bekannt ist, war sieben Morgen groß und noch 1550 vorhanden. Ein Haus, worin sich die Weinpressen befanden und der Wein gekeltert wurde, stand innerhalb des Weinberges selbst. Die Namen der „Weinmeister", die damals dort wirkten und „Weinknechte" unter sich hatten, sind bekannt; um das Jahr 1600 lieferte der Weinberg noch 54 Ohm = 9 Fuder, die nach Wolfenbüttel an die fürstliche Hofhaltung abgeliefert wurden. In den Rechnungen heißt es dann, daß die Weinstöcke jahrelang hintereinander erfroren, und da rodete man denn 1663 den Weinberg und verwandelte ihn in Feld. (Zeitschrift des Harzvereins III, 273.) Auch über die Weinberge bei anderen Orten erhalten wir im 17. Jahrhundert Kunde. In den Anweisungen der Herzogin Anna Sophie von Braunschweig, Gemahlin des Herzogs Friedrich Ulrich, geb. Markgräfin zu Brandenburg, für ihren Oberhauptmann über die Ämter Schöningen, Hessen, Jerxheim, Sambleben und Voigtsdahlum, J. J. von Gustedt, de dato Köln an der Spreew den 27. April 1628, heißt es: „Dass die Weinberge auch der Gebühr nach beschicket u. wol gewartet werden mögen." Ferner in der Bestallung desselben Oberhauptmanns v. Gustedt vom 2. Mai 1628 werden ihm jährlich angewiesen: „Zwei Tonnen Wein aus dem Weinberge zu Hessen, wenn daselbst Wein gewonnen wird." (Zeitschr. d. Harzvereins II, zweites Heft, S. 199.) Aber alles hilft nichts. Die Ungunst der Witterung und der Dreißigjährige Krieg machten dem Braunschweiger Weinbau ein Ende. Im letzteren wurden 1641 die Weinberge, das Weinhaus und die Pressen bei Jerxheim zerstört. (Merian, Topographie von Braunschweig-Lüneburg, Frankfurt 1664, S. 126.) Noch 1784 verpachtete Frau v. Branconi das Rittergut Langenstein bei Blankenburg a. H. an den Pächter Huet, dem gestattet wurde, 2135 Weinstöcke des Weinberges im Lustgarten auszuroden und das Grundstück zum Futterbau zu benutzen (Langensteiner Gutsarchiv).

Welcken, pl. Lichtenberg.

Welle, f. Sehr häufig, besonders in Zusammensetzungen die natürliche, wellenartige, sanfte Bodenerhebung andeutend oder, was gewöhnlicher, zu welle, f., eingefaßte Quelle.

Wendensteg. Rieseberg.

Wendhausen, Das kleine. Wüstung bei Wendhausen.

Wenne, Die kurze. Seinstedt. Wennewinkel. Nordassel. Wendekamp. Bortfeld. Wenderbreite. Schickelsheim. Wendfeld. Adersheim, Steterburg, Thiede. Wendel, m. Wolsdorf. Wendigen, Die breiten. Rothenkamp. Wendungen, Die fünf. Gr.-Twülpstedt. — Zu wennen, wenden, danach wenne, der Ort, wo der Pflug umkehrt; vergl. Forbet.

Wentorp. Jerxheim.

Wentrode, n. Essehof.

Werder, m. Häufig, zumal in Zusammensetzungen. — werder, n., Insel.

Westen, Auf. Eitzum.

Westerberg. Bortfeld, Hedeper, Hötzum, Bornum. Westerfeld. Ölper, Runstedt, Söllingen, Drütte, Hedeper, Hallendorf, Semmenstedt, Osterlinde. Westerwiese. Broitzem, Stiddien, Bornum, Runstedt, Wobeck, Lauingen, Gr.-Dahlum, Hachum. Westerkamp. Vallstedt. Westerholz. Saalsdorf. Westerweg. Wendessen. Westerbruch. Hoiersdorf. Westerbeek. Kl.-Biewende, Remlingen. Westerthalsberg. Bornum.

Westeregeln, pl. Neindorf. — Vergl. den gleichnamigen Ort bei Oschersleben, Provinz Sachsen.

Westerlinge, pl. Emmerstedt, Salzdahlum, Gr.-Sisbeck, Fümmelse, Ampleben, Berklingen. — Vergl. Österlinge.

Wetthoft. Sierße.

Wetzsteinkuhle. Velpke. — Bei den dortigen Steinbrüchen.

Wiedbusch, —holz. — Zu wîde, wîe, Weide (salix).

Wienhop. Flechtorf.

Wiesche. Häufig, besonders in Zusammensetzungen. — wîsche, f., Wiese.

Wildzähnecke. Wendschott. — Slavisch?

Winkel, m. Volzum, Barmke, Weferlingen, Lebenstedt, Steterburg. Winkelwanne. Kl.-Winnigstedt.

Wippe, f. Sottmar.

Wipperthal. Sambleben.

Wipperteich. Brechtorf. Trockengelegter Teich.

Wißhole, f. Lamme. Wißstruke. Sonnenberg.

Witmer, m. Schliestedt, Berklingen. Wittmers Quelle. Hessen. Wettmer. Lauingen. — Vergl. den Ortsnamen Wittmar S. 79.

Wobke, n. Lelm.

Wohld, Woldt. Sehr häufig, namentlich in Zusammensetzungen wie Wohldwiesche, Wohlenberg. — Zu wôld, Wald, gewöhnlich Hochwald, wie im engl. wood.

Wöhle, Die grüne. Wiese bei Kl.-Stöckheim.

Wolfs-(Wulves-)bünne, —kuhle, —wiese, —darmen, —thal, —strauch, —kamp, —hof, —berg, —winkel, —hagen. Häufige Flurbenennung, auf das ehemalige Vorkommen des Wolfes deutend, der ja in den Sprichwörtern 2c. auch noch lebt. Nach einer Bemerkung im Kirchenbuche von Bornum wurde 1676 im Elme eine Wolfsjagd abgehalten, bei der aus Versehen ein Mensch erschossen wurde. Wolfshagen, zur Rautheimer Flur gehörig, bezeichnet die Stelle des schon um 1300 verschollenen Ortes Wulvishagen. (Dürre in Zeitschrift d. histor. Vereins für Niedersachsen 1869, S. 80.) Bei der Stadt Braunschweig liegt der Wolfskamp vor dem Hohenthore.

Wolpersthal. Hachum. — Zu Wolper, Walpurgis.

Woort, Wohrt, Wohrten, Wöhrden, Wohren, Wöhren. Ungemein häufige Flurbezeichnung, auch in Zusammensetzungen. Zu wôrt, Platz, freier Raum, area. Gewöhnlich erhöht. „Wort ist nichts als Abstraktbildung zu werden, got. wairÞan in der alten sinnlichen Bedeutung kehren, wenden, sich abscheiden, abtrennen, lat. vertere, und will in seinem frühesten Gebrauche nur die Ausscheidung des errungenen Sondereigens vom Gemeindeeigentum angeben, denn die Stelle, die so dem gemeinen Eigen gegenübersteht." (M. Heyne, Das deutsche Wohnungswesen S. 12.)

Wriedstücke. Grafhorst. — Zu wrîd, übrig gebliebene, frisch ausschlagende Wurzelstümpfe, namentlich von Ellern.

Wroge, f. Lehre. — Zu wrôgen, rügen, büßen, Strafen im summarischen Verfahren verhängt, namentlich im Forstwesen.

Wülpcke, m. Süpplingen, Warburg.
Wurstberg. Gr.-Stöckheim, Thiede.

Z.

Ziegen-(Zegen-, Zicken-)**busch**, **—acker**, **—kamp**, **—winkel**, **—heide**, **—wört.** Häufig.

Zilkendei. Wiese bei Rickensdorf.

Vergl. den Straßennamen Zilkendei in Braunschweig, den etymologisch viel umstrittenen und häufig mißdeuteten. [Zilkendei. Solcher Bildungen auf dei für Appellative, Bezeichnungen von Menschen, Personen- und Ortsnamen giebt es ungemein viele. Sie gehen zum Teil ins frühe Mittelalter zurück. Das betreffende Wort findet sich noch sonst. Schütze, Holstein. Idiotikon, Altona, IV (1806), S. 104: „Silkendei (Ditmarf. und Altona), eine abgelegene Stube im Hause; eine Art Bet- und Schmollzimmer, Boudoir, für die Frau vom Hause eingerichtet." S. 223: „Sülkendei (Ditmarf.), jedes kleine Zimmer zum Aufenthalt; da sitt he in sin S. z. B. die kleine Kammer des Knechtes überm Stall." Detleffen, Geschichte der Holstein. Elbmarschen, Glückstadt, Teil I (1891), S. 235: „Der Deich (des Dorfes Neuendorf in der Haseldorfer Marsch) biegt am Ende des Dorfes rechtwinkelig um und verläuft in unregelmäßiger Linie nordwärts bis an das in alten Zeiten hohe Moor. Sein nördliches Ende trägt noch jetzt den mir unverständlichen, gewiß sehr alten Namen Silkendei." Teil II, S. 496: „Der Name S. kommt wohl ursprünglich nicht der angegebenen Deichstrecke zu, sondern vielmehr einem kleinen, noch jetzt auf ihr liegenden Wirtshause und ist von diesem auf jenen übertragen. Wenn ich nicht irre, so sagte man wenigstens früher ‚op'n Silkendei', was nicht wohl auf das Haus, sondern nur auf den Deich paßt. Doch die Übertragung lag um so näher, als man das Wort in seiner eigentlichen Bedeutung nicht mehr verstand, sondern aus dem anklingenden hd. Worte Deich erklären wollte." (?) Von Herrn Dr. med. Sprengell in Lüneburg habe ich mir folgende vor Jahren empfangene Mitteilung notiert: „Zirkendei, auch Zilkendei, Lustgarten, Landsitz eines Patriziers vor der Stadt. Hier bei Lüneburg gab es z. B. den von Döringschen Cirkendei, jetzt ein Teil der Tiergartenforst (sic?). Ich erinnere mich, daß alte Lüneburger den Ausdruck auch für beschränkte Häuslichkeit, etwa Etagenwohnung u. dergl. brauchten, z. B. he sitt up sin Zirkendei." — Ob die älteste Form Silke-, Zilkedei? Bremer Wb.: „zilken, schreien, wie junge Spatzen schirpen." Vgl. silken in Mndd. Wb.: (es wird Frühling;) de sperlinge sylcken yn mynem tundorn; Seelmann, Ndd. Fastnachtsspiele, S. 28, Z. 162. In Pommern bedeutet „zirken" dasselbe: „von dem Laute der Sperlinge und anderer junger Vögel, die nicht singen, oder ehe sie singen; imgleichen von den Heuschrecken." — Dähnert, W. B. der Pommersch. u. Rügisch. Mundart. Stralsund 1781. — Zilkendei, Zirkendei, könnte etwa eine Laube oder übertragen eine Gartenwohnung bedeuten, wo die Vögel zirpen. W.]

Zillekenberg. Gr.-Dahlum, Schliestedt.
Zillkulkswiesen. Hondelage.
Zindel, m. Wolsdorf. **Zingelkamp.** Weferlingen. — singel, zingel, n. und f., aus lat. cingula, Einfriedigung. (Schiller-Lübben IV, 211.)
Zinterberg. Ampleben. **Zentnerberg.** Eilum.
Zirkelwanne. Kl.-Winnigstedt.
Zubußfeld. Köchingen.

Die Bedeutung, welche die Flurnamen im allgemeinen und die hier mitgeteilten für Niedersachsen im besonderen haben, ist nicht zu unterschätzen. Flur-

namen sind außerordentlich beständig und nur große Umwälzungen auf landwirtschaftlichem Gebiete, wie z. B. die Separation, Bebauung früherer Flurstücke mit Häusern u. dergl. vermögen sie aus dem Gedächtnisse der Bewohner zu entfernen. Sie gehören zu den Urkunden aus alter Zeit von mannigfachem Belange. Zunächst ist ihre sprachliche Wichtigkeit zu betonen. Es haben sich in ihnen zahlreiche niederdeutsche Wörter erhalten, welche heute aus dem Munde des Landmannes völlig verschwunden und ihm unverständlich geworden sind. Was ein Deitweg, ein Forling, ein Gärtling ist, weiß der Bauer jetzt nicht mehr; aber er gebraucht diese Ausdrücke täglich, ohne deren Inhalt zu kennen. Was weiß er davon, daß Maden eine Wiese ist, wie das englische meadow?

Über die ursprüngliche natürliche Beschaffenheit des Landes geben uns die Flurnamen reiche Auskunft. Wo heute durch die Kulturarbeit des Bauern weite Felder bestellt sind und Wiesen grünen, da muß in alter Zeit, als sie urbar gemacht wurden, Wald und Sumpf im ausgedehnten Maße geherrscht haben, denn sonst könnten die darauf bezüglichen Ausdrücke nicht an den Fluren haften. Namentlich für sumpfige Niederungen wird eine Anzahl zum Teil gleichbedeutender, oder nur feine Unterschiede zeigender niederdeutscher Benennungen gebraucht, welche darauf hinweisen, daß Sümpfe, zumal in den der Oker, Schunter, Fuse, Wabe, Aller benachbarten Niederungen, einst sehr häufig gewesen sein müssen. Dahin gehören Brauk, Masch, Mesche, Moor, Siek, Sohl. Der Landmann hat aber auch, als er die Bestellung der Felder begann, den Boden selbst genau beobachtet und danach seine Benennungen gegeben. War er salziger Natur, so wurde er als „Sülte", wo fetter Thon anstand, als „Klei", wo er lehmig war, als „Leimacker" ꝛc., wo er sehr ergiebig war, als „Schmalz-, Schmer- oder Speckmorgen" ꝛc. bezeichnet. Ist die Wiese schlecht und trocken, dann fehlen ihr die Ausdrücke „sôr" und „gust" nicht und schlechte Morgen werden „Dreckmorgen" genannt. Das Heideland wird gekennzeichnet, nicht minder die Erhöhungen innerhalb sumpfiger Niederungen als „Bülten"; das „Kiesbleek" und „Steinfeld" deuten die Beschaffenheit, „Liten" und „Klinte" die Abhänge, „Kerben" die Einschnitte des Bodens an, ganz abgesehen von Thal und Berg, von Kulen, Gruben, Erdfällen u. dergl., die der Aufmerksamkeit nicht entgingen.

Das Wasser in den verschiedenen Formen seines Auftretens wird genau unterschieden und zu Flurnamen benutzt. Wir haben die natürliche Quelle (Spring, Welle) und den künstlichen Brunnen (Born), das Strudelloch oder den „Kulk", den Sumpf, Beek und Aue, die Furt, den See und das „Meer", wohl sprachlich mit dem Weltmeer zusammenhängend, aber bescheidene Teiche, Lachen und Sumpfseeen bezeichnend.

Kein Zweifel, daß einst weite Wälder, die heute verschwunden sind, das Land deckten, und hätten wir für diese Thatsache kein andere Quelle, so würden die Flurnamen dafür zeugen, so oft kommen die allgemeinen Waldbenennungen La, Wohld, Busch und Horst vor, wohin wohl auch Ohe zu rechnen. Die

Flurnamen nennen uns auch die Bäume und Gewächse, mit denen der Landmann auf dem ursprünglichen Boden zusammentraf, die er in mühsamer Arbeit entfernte und durch Kulturpflanzen ersetzte. Von Bäumen treten auf die Ahler (Eller, Öller), die Birken, die Buchen, selten die Tanne, die Eiche, die Hasel, der wilde Apfelbaum (Höltje), die Linde, der Ahorn (Näbeldorn), die Quiselbeere; gekennzeichnet ist Staudicht (Stüdern), Gestrüpp (Struben) und der vom Roden übriggebliebene Baumstumpf (Stüh und Stuken). Nicht unbeachtet geblieben sind Gesträuche und Blumen. Die Dornsträuche (wohl hauptsächlich sind darunter Schlehen zu verstehen), Brombeeren, Haselnüsse, Kornelkirsche (Hartling), Hülßen (Ilex), die Kreike, die Weide geben Anlaß zu Flurnamen; von kleineren Pflanzen solche, die durch Häufigkeit auffallen, wie die Geesche, der Huflattich (Laddeken), die Schilf- und Binsenarten (Riet und Risch), die Ackerwinde (Wedewinne[1]) u. a. Erst später, nach der Urbarmachung, haben sich daran Kulturpflanzen geschlossen, um ihrerseits zu Flurbenennungen beizutragen. Selten die Getreidearten: Gerste, Hafer, der Roggen nur einmal, der Weizen gar nicht, denn diese Benennungen konnten nicht von unterscheidender Art sein. Schon eher die Rübe, die früher seltener gebaut wurde, der Hopfen und der Wein.

Auch die Tierwelt blieb nicht unbeachtet, und groß und klein wurde je nach der Häufigkeit des Vorkommens bei den Flurnamen verwendet. Nur selten begegnet uns der Bär im Flachlande, sehr häufig der Wolf, der jetzt schon lange ausgerottet ist, der Fuchs und der Hase; auch die Haustiere sind alle vertreten, das Pferd noch in seiner alten Form als „Page" und der geformte Kot der Tiere (die Köttel) erscheint nicht selten. Dazu die schädlichen Mäuse. Der Hamster, wiewohl nicht selten in unseren Getreidefeldern, kommt nur einmal vor, wohl ein Zeichen später Einwanderung von Osten her, nach der Zeit, als die Flurnamen schon bestanden. Reich sind die Vögel vertreten: neben dem Hausgeflügel die Finken, Sperlinge, Kiebitz, Krähe, Kuckuck, Meise, Eule und (nur einmal) der Storch. Dazu die Imme und, auf ihre Nahrung deutend, die zahlreichen Butterberge, das Heimchen, der Blutegel (île), der Frosch (ütsche).

Am schärfsten und mannigfaltigsten sind aber die Flurnamen da, wo der Bauer sie, nach gethaner Rodearbeit (worauf die zahllosen Rode und Rotland, Roland ꝛc. deuten), von der Form der Felder, deren Ausmaß und Bestellungsweise hernahm. Wir haben da die Balken, das Bleek, den Bohlacker, den Brink, die Breite, den Drom, Eschen, das Feld, den Fladen, die Forbet (oder Wenne), die Föhre und Wasserfurche, Förling, Gärtling, Gehren, Hackel, Hagen, Horn, Hop, Kamp, Keil, Krümme, Krücke, Morgen, Plack, Querstücke, Remen, Schild, Strämmeln, Wanne, Wort — über deren Bedeutung im Verzeichnisse das Nötige bemerkt ist.

Die Himmelsgegenden sind gleichfalls bei den Flurnamen berücksichtigt; auffallenderweise Süd und Nord weniger als Ost und West. Ampleben hat ein Osten-, Süden- und Westenfeld; Klein-Biewende ein „Im Osten und Westen".

[1]) Woraus die preuß. Landesaufnahme (1 : 25 000) bei Bodenstedt „Wehwinde" macht.

Auch kulturgeschichtlich erhellt manches aus den Flurnamen. Vorgeschichtliche Funde geben Anlaß zu den Flurnamen Gräweken, Gropenberg, Heidenkirchhof, Hünenkamp; die Burgstellen und Hünenwälle bezeichnen auch mit diesem Ausdruck die innerhalb derselben gelegenen Fluren. Es schließen sich an die Flurnamen, welche sich auf Sagen beziehen, die vom Glubein, Teufel, der Taufe, von Glocken und vom Nobiskrug handeln. Mythologisches vermag ich nicht zu erkennen; es sei denn die Donnereiche dahin zu rechnen.

Es haftet ferner an unseren Flurnamen die Bezeichnung einer ziemlichen Anzahl wüst gewordener Dörfer, deren genaue Lage heute anzugeben dadurch ermöglicht wird: Alvesdorp, Badekoten, Berendorf, Bungenstedt, Dittmerode, Elmsburg, Hägersdorf, Vensleben, Glinde, Rischau, Grabau, Hinzen, Holtorf, Kißleben, Neienstedt, Niendorf, Nienstedt, Reinshagen, Schwitmer, Schottdorf, Twelken, Klein-Wendhausen, Wolfshagen u. a.

Weiter erhellen aus ihnen mancherlei auf Kirche und Schule bezügliche Verhältnisse, die häufig bis in die Zeit vor der Reformation zurückreichen. Da ist der heilige Autor, der Schutzpatron der Stadt Braunschweig, die heilige Walpurgis (Wolper), die heilige Katharina, die heilige Agnes, nach denen Flurstücke benannt sind. Wir haben eine Liebfrauenbreite, eine Ablaßwiese, Bischofsbreite, Klosterwiese, Mönchs- und Nonnenwiese; auch die Kalandsbrüderschaften sind vertreten. Ungezählt tritt bei Flurnamen die Bezeichnung „heilig" (hillig, hille) auf, zum Zeichen, daß das betreffende Landstück der Kirche gehörte, neben der unmittelbaren Bezeichnung „Kirchenkamp" oder dergl. und „Klingebeutelwiese"; die auf den „Papen" deutenden Landstücke fehlen fast bei keinem Orte, und so ist es oft mit dem „Opfermann" und den „Altaristen" (Kirchenvätern) der Fall. Die „Kreuzkampe", „Kreuzwiesen" und ähnliches weisen auf die in der katholischen Zeit vielfach durch die Felder verteilten Bildstöcke hin.

Selbst Rechtsverhältnisse spiegeln sich in den Flurnamen wider. Für das Ganze wie die Grenzen hat sich der alte Ausdruck „Mark" erhalten; als „Scheiden" und „Schneeden" treten alte Grenzen auf. Überall begegnen wir noch dem „Thie", dem alten Versammlungs- und Gerichtsplatz; die alte Stätte des Hochgerichts erkennt man in den häufigen „Galgenbergen"; wo der Zehnte an Korn erhoben wurde, standen „Tegtschünen", die dem Flurstück als Namen blieben, und wo man für Feld- oder Forstfrevel Strafe erhob, haftet am Flurstück der Ausdruck „Wroge". Der „Pfänder" (Pannemann) erhielt für seine Dienste als Feldhüter eigene Grundstücke zur Benutzung, die durch den Namen gekennzeichnet sind. Über die reihenweise Benutzung vieler Wiesen durch die Markgenossen entschied das Los; daher die „Kabelwiesen". Manches Grundstück lag im Streite und Prozesse, und daran erinnern Flurnamen mit „Kief-, Kiebel-, Kreit-, Streit-" zusammengesetzt. Mißgönntes Land führt zu der Bezeichnung „Übelgünne". Aus der Mark ausgesonderte Grundstücke, Waldstücke ꝛc. treten häufig als „Sunder" auf.

Auch an Spiel und Festlichkeit der Bauern erinnern manche Flurnamen. Noch haftet hier und da die „Bosselbahn", auf der sie kegelten. Fast

überall ist eine „Pfingstwiese", ein „Pfingstgras", auf dem die Pfingstfeierlichkeiten sich abspielten, nicht minder mahnen „Osterberge", „Osterwiesen", „Paschenwiese" und gleichfalls das „Bockshorn" an die Stätten der heute noch im vollen Glanze alljährlich brennenden Osterfeuer; auch eine „Fasselabendswiese" fehlt nicht.

Da, wo allerlei fremdes Volk sich niederließ, das der Bauer mit Mißtrauen und Abscheu betrachtete, wird dem Flurstück dessen Name erteilt und so werden die „Tatern" (Zigeuner) und „Pracher" (Bettler) verewigt, nicht minder aber die Stätten, wo die Kadaver des gefallenen Viehes, namentlich nach Seuchen, beigescharrt wurden: „an der Fillekuhle." Dazu erklingen sonderbare Flurnamen, deren Ursprung wir heute kaum zu deuten vermögen, wie „Bratenkuhle", „Kissebühre" und „Stiefmoime"; ganz ausnahmsweise aber treffen wir auf neugeschaffene, wie „Kamerun".

So ziehen im bunten Wechsel, aber lehrreich in vieler Beziehung, unsere Flurnamen an uns vorüber.

Siedelungen und Bevölkerungsdichtigkeit.

Allgemeine Bevölkerungsverhältnisse. Das zur Betrachtung gezogene nördliche Hauptstück des Gebietes des Herzogtums Braunschweig umfaßt die drei bevölkertsten und entwickeltsten politischen Kreise desselben (Braunschweig, Wolfenbüttel und Helmstedt) je mit Ausnahme eines mehr oder weniger weit davon abgetrennten Amtsgerichtsbezirkes (Thedinghausen, Harzburg, Calvörde) und wird bezüglich der allgemeinen Bevölkerungsverhältnisse auch in den Veröffentlichungen des statistischen Büreaus des Herzoglichen Staatsministeriums in mannigfacher Beziehung als eine geographische Gruppe gesondert behandelt und andern Gebietsteilen (Weserdistrikt, Harzdistrikt) gegenübergestellt, so daß uns bezügliche Zahlenangaben mehrfach unmittelbar zur Verfügung stehen[1]). Sein Flächeninhalt mit 1810,36 Quadratkilometern beträgt annähernd genau die Hälfte des braunschweigischen Gebietes, welches insgesamt 3672,18 Quadratkilometer hält. Die Bevölkerung belief sich nach dem Stande vom 2. Dezember 1895 auf 286 585 Köpfe; diese machen aber 66,0 Proz. der Gesamtbevölkerung des Herzogtums zu 434 213 Köpfen aus; ein Vergleich mit dem Verhältnis der Flächeninhaltszahlen zeigt uns also sofort, daß wir es mit dem am stärksten bevölkerten Teile des Herzogtums zu thun haben.

Bevölkerungszunahme. Die Bevölkerung unseres Gebietsteiles ist aber auch in einer regen Zunahme begriffen. Diese Zunahme macht sich zwar in den letzten Jahrzehnten am meisten bemerkbar, sie ist aber doch auch bis in die allerdings nur hundert Jahre zurückliegenden Zeiten, für welche zuerst vergleichbare Daten über die Bevölkerungszahlen vorhanden sind, wenn auch in geringerem Maße, nachweisbar; stets stellt sich aber die Zunahme für unseren Gebietsteil höher als die für die übrigen Teile des Herzogtums. Zum Nachweis für Vorstehendes müssen wir hier einige statistische Zahlenangaben einfügen. Die ältesten zuverlässigen und vollständigen Bevölkerungsdaten geben für das Herzogtum Braunschweig Hassel und Bege in ihrer Beschreibung desselben; diese Daten beruhen auf den vom Herzog Karl Wilhelm Ferdinand 1788, 1793 und 1796

---

[1]) Vergl. Beiträge zur Statistik des Herzogtums Braunschweig, herausgegeben vom statistischen Büreau des Herzoglichen Staatsministeriums, Heft II, Seite XII; Heft IV, Seite 79; Heft VIII, Seite 64; Heft XII, Seite 4.

veranstalteten allgemeinen Erhebungen, namentlich auf den beiden ersten, ohne aber aus einer einzelnen Erhebung das Material, welches sonst leider nicht mehr vorhanden ist, vollständig zu geben; nicht mit Unrecht wird man aber diese Bevölkerungsdaten als die vor hundert Jahren ansehen können, und deshalb ist auch eine Vergleichung derselben mit denen der Volkszählung vom 1. Dezember 1890 in Heft XII der Beiträge zur Statistik des Herzogtums Braunschweig vorgenommen worden, auf welche wir hier bezüglich unserer Angaben zurückgreifen. Unser Gebietsteil war danach um das Jahr 1790 mit 118 602 Seelen bevölkert, diese Bevölkerung hat sich in den hundert Jahren bis 1890 um 144 369 oder um 121,7 Proz. gehoben; berücksichtigt man die Ergebnisse der Zählung vom 2. Dezember 1895, so beträgt die Zunahme 167 983 oder 141,6 Proz. Eine Ausscheidung nach den größeren geographischen Gruppen ist sodann zunächst bezüglich der Volkszählung von 1867 gemacht; unsere Gruppe zählte derzeit eine Bevölkerung von 178 594 Seelen, verglichen mit der Zahl von 1790 bedeutet dieses eine Zunahme von 59 992 oder 50,6 Proz.; der große Hauptteil der Gesamtzunahme entfällt mithin auf das letzte Viertel des hundertjährigen Zeitraumes. Für dieses letzte Viertel, nunmehr auch bis 1895, sind folgende Zunahmen festzustellen: von 1867 bis 1871 um 11 042 oder 6,18 Proz., von 1871 bis 1880 um 28 228 oder 14,9 Proz., von 1880 bis 1885 um 19 850 oder 9,1 Proz., von 1885 bis 1890 um 25 257 oder 10,6 Proz. und endlich von 1890 bis 1895 um 23 614 oder 9,0 Proz. Demgegenüber bleibt die Zunahme des gesamten Herzogtums für die entsprechenden Zeiträume regelmäßig zurück, denn für die gesamten hundert Jahre stellt sie sich nur auf 104,5 Proz. und bis 1895 auf 119,9 Proz., für die Zeit bis 1867 auf 48,9 Proz. und für die weiteren fünf Zeiträume auf 3,18 Proz., auf 12,1 Proz., auf 6,61 Proz., auf 8,41 Proz. und auf 7,54 Proz. Daß die Bevölkerungszunahme in unserer Gruppe namentlich im letzten Viertel der letztverflossenen hundert Jahre eine stärkere und auch eine stärkere wie im sonstigen Herzogtum gewesen ist, tritt ebenmäßig deutlich in dem verschiedenartigen prozentualen Anteil, welchen die Bevölkerung dieser Gruppe von der Gesamtbevölkerung des Herzogtums bildet, hervor; 1790 betrug dieser Anteil 60,1 Proz., 1867 ist er etwas gesunken auf 58,9 Proz., dann steigt er aber fortgesetzt, 1871 auf 60,8 Proz., 1880 auf 62,3 Proz., 1885 auf 63,8 Proz., 1890 auf 65,1 Proz. und 1895 auf 66,0 Proz.

Daß der von uns in Betracht gezogene Gebietsteil einerseits an sich stark in seiner Bevölkerung fortgeschritten ist, andererseits aber auch die übrigen Gebietsteile in der Bevölkerungszunahme nicht unwesentlich überragt, ist in der Hauptsache auch mit auf den Einfluß der Städte und vorzüglich auf den der Stadt Braunschweig zurückzuführen. Die Stadt Braunschweig ist die einzige größere Stadt sowohl des Herzogtums als auch unserer Gebietsgruppe; der hauptsächlich in den letzten Jahrzehnten scharf hervorgetretene Zug vom Lande in die Stadt, welcher ja bei den größeren Städten wiederum am meisten sich zeigt, macht sich auch bei ihr in hohem Maße geltend und läßt ihre Bevölkerungs-

zahl innerhalb der Gesamtbevölkerung in stets fortschreitender Weise eine mehr ausschlaggebende werden. Um 1790 betrug die Bevölkerung der Stadt Braunschweig 30 525 Seelen oder 25,8 Proz. der Gesamtbevölkerung unserer Gruppe, 1890 aber 101 047 Seelen oder 38,4 Proz. der letzteren Gesamtbevölkerung und 1895 115 138 Seelen oder 40,2 Proz. Die Stadt Braunschweig hat allein in der Zeit bis 1895 um 84 613 Seelen zugenommen, es ist dieses aber 50,4 Proz. der oben hervorgehobenen Gesamtzunahme der Gruppe zu 167 983 Seelen. Die übrigen fünf Städte der Gruppe, Wolfenbüttel, Schöppenstedt, Helmstedt, Schöningen und Königslutter, haben in der gedachten Zeit um 26 729 Seelen sich vermehrt, welche 15,9 Proz. der gesamten Gruppenzunahme ausmachen. Auf die insgesamt 253 Landgemeinden kommt also zusammen eine Zunahme von 56 641 Seelen, welche Zahl 33,7 Proz. der Gruppenzunahme entspricht. Im einzelnen steigt allerdings die Zunahme in den hundert Jahren bei den Landgemeinden höher als bei den Städten, denn wir haben fünf Landgemeinden mit einer Zunahme von über 300 Proz. in unserer Gruppe aufzuweisen und weitere zwölf Landgemeinden mit einer Zunahme von mehr als 200 Proz., während sich nur zwei Städte über den letzteren Satz erheben, nämlich Braunschweig mit einer Zunahme von 277,2 Proz. und Schöningen mit einer solchen von 241,3 Proz.

Siedelungen. Unsere letzte Betrachtung führt uns nunmehr zu den Siedelungen als solchen über. Wir sahen schon, daß sich diese in sechs Städte und 253 Landgemeinden scheiden. Die sechs Städte gruppieren sich ihrer Größe nach jetzt auf Grund der Daten von 1895 folgendermaßen: Braunschweig (115 138) steht mit einer Einwohnerschaft von mehr als 100 000 weitaus obenan, über 10 000 Einwohner erheben sich sodann Wolfenbüttel (15 505) und Helmstedt (12 891), zwischen 5000 und 10 000 haben wir nur Schöningen (8115) und zwischen 2000 und 5000 endlich die beiden übrigen Städte Schöppenstedt (3567) und Königslutter (3311). Die Reihenfolge der Städte nach der Höhe ihrer Einwohnerzahl hat sich nicht geändert, sie war um 1790 dieselbe wie jetzt, nur stand Braunschweig derzeit etwas über 30 000, Wolfenbüttel zwischen 5000 und 10 000, Helmstedt und Schöningen zwischen 2000 und 5000 und Schöppenstedt und Königslutter unter 2000. Sämtliche Städte haben übrigens von 1790 bis 1895 um mehr als 100 Proz. zugenommen; die beiden Maximalzunahmen haben wir oben schon angeführt, von den übrigen stehen zwei, Helmstedt (Zunahme 175,0 Proz.) und Wolfenbüttel (143,9 Proz.), etwas über der Durchschnittszunahme der Gruppe (141,6 Proz.), zwei dagegen, Schöppenstedt (117,2 Proz.) und Königslutter (112,8 Proz.), in etwas stärkerem Maße unter derselben. Was dann die geographische Lage der Städte innerhalb unseres Gebietsteiles anlangt, so finden wir Braunschweig und Wolfenbüttel an der etwas westlich der Mitte von Süden nach Norden durchziehenden Oker belegen, je von der nördlichen bezw. südlichen Landesgrenze etwa halb so weit entfernt als unter sich; die vier anderen Städte verteilen sich ziemlich regelmäßig in dem breiten direkt östlich belegenen Teile, so daß der Westen und das

schmalere nach Norden ausgreifende Stück der Gebietsgruppe von Städten frei bleiben. Berücksichtigen wir die politische Landeseinteilung, so bilden die Städte sämtlich die Hauptorte für Amtsgerichtsbezirke; als zu der Stadt Braunschweig örtlich gehörig können wir den Amtsgerichtsbezirk Riddagshausen rechnen, dann haben nur die Hauptorte der beiden westlichen Amtsgerichtsbezirke Vechelde und Salder und des nördlichen Amtsgerichtsbezirkes Vorsfelde sich nicht zu Städten emporschwingen können. Jede Stadt hat aber auf diese Weise von vornherein ihr festes zugehöriges Landgebiet, welches sie zu beeinflussen in der Lage ist.

Die 253 Landgemeinden der Gruppe zeigen nach dem Stande vom 2. Dezember 1895 folgende Größen:

3	derselben	bleiben	unter	100	Einwohner		
32	haben	eine	Einwohnerschaft	von	100	bis unter	200
44	„	„	„	„	200	„ „	300
47	„	„	„	„	300	„ „	400
35	„	„	„	„	400	„ „	500
21	„	„	„	„	500	„ „	600
15	„	„	„	„	600	„ „	700
14	„	„	„	„	700	„ „	800
10	„	„	„	„	800	„ „	900
9	„	„	„	„	900	„ „	1000
14	„	„	„	„	1000	„ „	1200
2	„	„	„	„	1200	„ „	1400
2	„	„	„	„	1400	„ „	1600
2	„	„	„	„	1600	„ „	1800
1	hat	„	„	„	1800	„ „	2000
1	„	„	„	„	2000	„ „	2500
1	„	„	„	„	2500	„ „	3000.

Fassen wir die Orte in weniger abgestufte Größenklassen zusammen, so sehen wir den größten Teil der Ortschaften, nämlich 161, in der Größenklasse von unter 500 Einwohner; derartig bevölkerte Ortschaften sind also die vorwiegenden und sie verteilen sich wieder zu zwei etwa gleichen Hälften auf die Unterklassen bis unter 300 Einwohner und von 300 bis unter 500 Einwohner; in der Größenklasse von 500 bis unter 1000 Einwohner haben wir 69 Ortschaften und wie wir oben gesehen, nimmt innerhalb der Klasse die Zahl mit jedem Hundert etwas ab in einer Weise, daß hier auf eine zu bildende Unterklasse bis unter 700 die etwas größere Hälfte der Gesamtzahl entfällt; die dritte Größenklasse von 1000 bis unter 2000 Einwohner umfaßt, obwohl ihr Kreis den vorigen Klassen gegenüber doppelt weit gezogen, doch nur 21 Ortschaften, von denen, wie oben nachgewiesen, zwei Drittel der untersten Stufe bis unter 1200 Einwohner angehören; zwei Ortschaften endlich erheben sich über 2000 und bilden die vierte Größenklasse; die eine von ihnen steht wenig über 2000, die andere wenig über 2500. In den erst behandelten Stufen zu 100 steigt die Zahl der den einzelnen Stufen angehörigen Ortschaften bis zu der Grenze von 400 Einwohnern an, dann nimmt sie aber in einem langsameren Tempo

ziemlich regelmäßig nach oben hin ab. Gegenüber dem Stande von vor hundert Jahren hat doch eine nicht unwesentliche Verschiebung nach den höheren Stufen und Klassen hin stattgefunden, wie solches schon durch die starke Bevölkerungszunahme begründet sein mußte. Zur besseren Vergleichung wollen wir auch hier die Verteilung auf die engere Abstufung wie oben beifügen; 1790 hatten wir:

16	Ortschaften				unter	100	Einwohner
74	„	von	100	bis	„	200	„
72	„	„	200	„	„	300	„
37	„	„	300	„	„	400	„
23	„	„	400	„	„	500	„
10	„	„	500	„	„	600	„
11	„	„	600	„	„	700	„
2	„	„	700	„	„	800	„
1	Ortschaft	„	800	„	„	900	„
1	„	„	900	„	„	1000	„
0	„	„	1000	„	„	1200	„
1	„	„	1200	„	„	1400	„
1	„	„	1400	„	„	1600	„

Zunächst müssen wir hervorheben, daß die Gesamtzahl der hier gegebenen Gemeinden um vier gegen die obige zurückbleibt; derzeit waren nämlich die jetzt selbständigen Gutsgemeinden Cremlingen und Destedt noch mit den betreffenden Ortsgemeinden vereinigt, ebenso gehörte Nortenhof noch zur Gemeinde Steterburg, von welcher es jetzt vollständig losgelöst ist, endlich ist Neu-Ölsburg seitdem neu entstanden. Bilden wir sodann die zusammenfassenderen Größenklassen, so erhalten wir für die unterste bis unter 500 Einwohner insgesamt 222 Ortschaften, diese bilden etwas über acht Neuntel der Gesamtzahl, während wir jetzt nur etwa drei Fünftel in dieser Klasse haben; auch innerhalb der Klasse haben sich die Verhältnisse jetzt in der gleichen Richtung verschoben, scheiden wir die Unterabteilung bis unter 300 Einwohner aus, so kommen auf diese 162 Orte also nahezu drei Viertel der ganzen Klasse gegenüber der jetzigen Hälfte. In der zweiten Größenklasse von 500 bis unter 1000 Einwohner stehen 25 Ortschaften, während jetzt 69 in dieselbe eingerückt sind; zwei Orte bleiben dann nur noch für die dritte Klasse von 1000 bis unter 2000 Einwohner — die vierte ist überall nicht mehr vertreten — übrig, und mit der Stufe zwischen 1400 bis unter 1600 Einwohner schließt die bevölkertste Ortschaft ab. Diese Zahlen beweisen zur Genüge den starken Fortschritt der Landgemeinden nach den höheren Größenstufen und Klassen hin.

Ziehen wir nun die Verteilung der Ortschaften über die ganze Fläche unseres Distriktes in Betracht, so finden wir den Westen zunächst etwas stärker mit Ortschaften besetzt als den Osten und den nördlichen Ausläufer, obwohl im allgemeinen dieser Unterschied nicht als sehr erheblich angesehen werden kann. In den vier westlichen Amtsbezirken kommt nämlich eine Ortschaft schon im Amtsbezirk Vechelde auf 5,18 Quadratkilometer, in Riddags-

hausen auf 6,08, in Salder auf 6,52 und in Wolfenbüttel auf 6,08 Quadratkilometer, während im Osten und Norden die Flächengrößen für die einzelne Ortschaft sich folgendermaßen stellen: in Königslutter 8,02 Quadratkilometer, in Schöppenstedt 7,39, in Helmstedt 17,45, in Schöningen 8,77 und in Vorsfelde 7,49 Quadratkilometer; stark abweichend zeigt sich eigentlich nur Helmstedt auch innerhalb des Ostens noch, denn es steht etwa doppelt so hoch bezüglich der auf eine Ortschaft entfallenden Flächengröße als der nächste Bezirk; für die besondere Höhe ist aber ein äußerer Grund wesentlich mit maßgebend, nämlich der, daß der Amtsbezirk Helmstedt an und für sich den geringsten Flächeninhalt mit den wenigsten Ortschaften zählt, dabei aber verhältnismäßig ausgedehnte Forstgemarkungen besitzt, welche hier notwendig stärker zu Buche schlagen müssen. Nach den Größenklassen findet eine schärfere örtliche Ausscheidung der Ortschaften nicht statt, so daß man auf der Karte keineswegs hier ein Gebiet für größere Ortschaften, dort ein solches für kleinere durch Linien abgrenzen kann; größere und kleinere Ortschaften sind vielmehr im allgemeinen ziemlich bunt durcheinander gewürfelt und kommen unmittelbar nebeneinander auch je in größerer Zahl und nicht etwa der eine Teil nur vereinzelt vor. Ein etwas stärkeres Vorwalten der kleineren Ortschaften (mit weniger als 400 Einwohnern) kann lediglich für den nördlichen Gebietsausläufer, den Amtsbezirk Vorsfelde, geltend gemacht werden, und ebenso zeichnet sich andererseits der äußerste Südosten, der Amtsbezirk Schöningen, durch größeres Vorherrschen der bevölkerteren Orte mit mehr als 400 Einwohnern aus.

Bevölkerungsdichtigkeit. Die Bevölkerungsdichtigkeit unseres Gebietsteiles ist als eine verhältnismäßig hohe anzusehen, es wohnen in demselben nämlich 158 Personen auf dem Quadratkilometer (Volkszählung 1895). Dieser Satz wird unter den deutschen Staaten, abgesehen von den hier wohl nicht mit zur Vergleichung zu ziehenden freien Städten Lübeck, Bremen und Hamburg nur von dreien, nämlich Königreich Sachsen (252,6) und den Fürstentümern Reuß älterer und jüngerer Linie, übertroffen; von den preußischen Provinzen steht nur das Rheinland (189,2) höher. Innerhalb des Herzogtums Braunschweig ist aber auch unser Gebietsteil der am dichtesten bevölkerte, denn das Herzogtum insgesamt zeigt nur eine Bevölkerung von 118 auf den Quadratkilometer, worin es insgesamt von zehn deutschen Staaten (Sachsen, Hessen, Sachsen-Altenburg, Anhalt, Reuß älterer Linie, Reuß jüngerer Linie, Schaumburg-Lippe, Lübeck, Bremen, Hamburg) und zwei preußischen Provinzen (Westfalen, Rheinland) übertroffen wird, immerhin also noch über der Mitte steht, desgleichen die durchschnittliche Bevölkerungsdichtigkeit des Deutschen Reiches mit 96,7 Einwohnern auf dem Quadratkilometer nicht unerheblich überragt. In Bezug auf die Bevölkerungsdichtigkeit kommt der Einfluß der Stadt Braunschweig für unseren Gebietsteil ganz wesentlich erhöhend in Betracht, da ja die Bevölkerung dieser Stadt einen bedeutenden Teil der Gesamtbevölkerung bildet. Lassen wir die Stadt Braunschweig außer Betracht, so trägt das Quadratkilometer aber immerhin doch noch eine Bevölkerung von 96, also etwa so viel

wie das Deutsche Reich einschließlich der großen Städte und noch mehr als zehn deutsche Staaten (Preußen, Bayern, Mecklenburg-Schwerin, Sachsen-Weimar, Mecklenburg-Strelitz, Oldenburg, Sachsen-Meiningen, Schwarzburg-Sondershausen, Schwarzburg-Rudolstadt, Waldeck) und acht preußische Provinzen (Ostpreußen, Westpreußen, Brandenburg, Pommern, Posen, Schleswig-Holstein, Hannover, Hohenzollern), so daß die Dichtigkeit an sich jedenfalls noch als eine hohe anzusehen ist. Auch gegenüber den anderen Gebietsteilen des Herzogtums ist die Bevölkerungsdichtigkeit der Gruppe mit Ausschluß der Stadt Braunschweig noch eine hervorragendere, der Harzdistrikt kommt nur auf 84, der Weser-Leinedistrikt auf 81 Einwohner für das Quadratkilometer. Das Fortschreiten der Bevölkerungsdichtigkeit mußte dem Fortschreiten der Bevölkerung überhaupt entsprechen, demgemäß hat sich die Dichtigkeit innerhalb der letzten hundert Jahre mehr als verdoppelt, 1790/93 betrug sie 66 Einwohner für das Quadratkilometer; für die letzte Zeit ist ein regelmäßiger Fortschritt zu verzeichnen, wir finden 1871 das Quadratkilometer mit 105 Seelen, 1880 mit 120, 1885 mit 131, 1890 mit 145 und 1895 endlich mit 158 bevölkert.

Scheiden wir nun innerhalb unseres Gebietsteiles wieder aus, so erhalten wir für die einzelnen politischen Abschnitte desselben nach dem Stande von 1895 folgende Bevölkerungszahlen für das Quadratkilometer: Amtsgerichtsbezirk Braunschweig 4478, Riddagshausen 75, Vechelde 91, Wolfenbüttel 143, Schöppenstedt 80, Salder 85, Helmstedt 150, Schöningen 128, Königslutter 94, Vorsfelde 53. In den hohen Zahlen von Wolfenbüttel, Helmstedt, Schöningen zeigt sich hier wiederum der Einfluß der Städte in einem solchen Maße, daß eine Vergleichung mit den übrigen Bezirken ohne weiteres nicht angängig erscheint; leider ist nun aber die Flächengröße für die in Frage kommenden Städte nicht mit voller Genauigkeit festgestellt, so daß wir also die Bevölkerungsdichtigkeit der Amtsgerichtsbezirke ohne die Städte nicht mit der Genauigkeit der übrigen Zahlenangaben aufführen können; nach einer teilweise auf Grund von Schätzung erfolgten Berechnung würde sich die Bevölkerungsdichtigkeit der Amtsgerichtsbezirke ohne die Städte aber ungefähr folgendermaßen stellen: Wolfenbüttel 91, Schöppenstedt 68, Helmstedt 39, Schöningen 87, Königslutter 76. Nunmehr tritt aber ein gewisser Unterschied deutlicher hervor. Der nördliche Ausläufer und der Nordosten, die Amtsbezirke Vorsfelde und Helmstedt, heben sich durch eine dünnere Bevölkerung am schärfsten von den übrigen Distrikten ab, aber auch diese letzteren sind in sich noch insofern verschieden, als der Nordwesten, Vechelde, und weiter ausgedehnt der Südwesten, Salder und Wolfenbüttel, ebenso wie der Südosten, Schöningen, sich namentlich durch eine dichtere Bevölkerung auszeichnen, während die (im Norden etwas breiter gegriffene) Mitte, Riddagshausen, Königslutter und Schöppenstedt, etwas dahinter zurückbleibt, immerhin sich aber im allgemeinen noch näher an die dichtest bevölkerten Distrikte anschließt als an die erstgenannten mit der dünneren Bevölkerung. Der Stand von 1790/93 ist ein ähnlicher; die Zahlen der auf ein Quadratkilometer entfallenden Personen sind folgende, wobei wir die in gleicher Weise

wie oben festgestellten Daten für die Distrikte mit Ausschluß der Städte in Klammer beifügen: Braunschweig 1187, Riddagshausen 35, Vechelde 53, Wolfenbüttel 67 (47), Schöppenstedt 45 (41), Salder 65, Helmstedt 63 (24), Schöningen 53 (43), Königslutter 48 (43), Vorsfelde 29. Die dünnere Bevölkerung, die im Verhältnis etwas weniger zurückbleibt, erstreckt sich in etwas auch auf Riddagshausen, am dichtesten bevölkert ist der Westen, Vechelde und Salder, denen sich dann Wolfenbüttel anschließt, die übrigen Bezirke sind unter sich fast gleich; im Verhältnis hat demnach in den letzten hundert Jahren die Bevölkerungsdichtigkeit in Riddagshausen und Schöningen die stärkste Zunahme aufzuweisen.

Einflüsse auf die Bevölkerungszunahme und die Bevölkerungsdichtigkeit. In der ersten Auflage hatten wir die Ursachen für die verschiedenartige Bevölkerungsentwickelung bezüglich der Zunahme der Bevölkerung in den letzten 100 Jahren sowohl wie bezüglich der Bevölkerungsdichtigkeit näher ins Auge gefaßt und, soweit solches bei dem vorhandenen Material möglich war, zahlenmäßig nachzuweisen versucht, ob und in welcher Stärke eine Reihe einzelner geographischer Momente und gewisser, für die örtliche Entwickelung im allgemeinen maßgebender Umstände auf die Ausgestaltung der Bevölkerung in dem von uns in Betracht gezogenen Gebietsteile von Einfluß gewesen, wobei wir unseren Gebietsteil lediglich als ein Ganzes ohne weitere Rücksichtnahme auf politische oder sonstige Unterscheidung betrachteten. Diese zahlenmäßigen Nachweisungen erschienen damals als vollständig neue zum ersten Male, sie bildeten aber gewissermaßen nur einen Vorläufer in beschränkterer Gestalt für eine größere gleichartige Bearbeitung bezüglich des ganzen Herzogtums, die derzeit bereits in die Wege geleitet war und die die fraglichen Nachweise nicht nur für das Herzogtum als Ganzes, sondern auch für die einzelnen charakteristischen Ausscheidungen desselben, als Flachland, Gebirgsland, Hügelland, Heideland und Marschland, geben sollte. Diese größere Bearbeitung ist inzwischen vollendet und in dem Schmollerschen Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reiche, Neue Folge, Jahrgang XXI, Seite 489 ff. (Heft 2) zur Veröffentlichung gebracht.

Mit Rücksicht auf diese eingehendere, auch die besagten charakteristischen Unterschiede berücksichtigende Darstellung dürfte es wenig zweckmäßig erscheinen, die nur auf den größeren Gebietsteil als solchen ohne weitere Ausscheidung sich beziehenden zahlenmäßigen Nachweisungen der ersten Auflage hier nochmals zu wiederholen, wir lassen sie deshalb jetzt ganz fort und werden nur bezüglich der einzelnen Momente das Endergebnis kurz anführen. Die den Menschen umgebenden Verhältnisse, deren Einfluß auf die Bevölkerung und die Bevölkerungsgestaltung im weitesten Sinne an sich anerkannt werden muß, werden in der angeführten Darstellung in der Bezeichnung Lebensraum zusammengefaßt und ist darunter die Summe aller derjenigen äußeren natürlich gegebenen Verhältnisse verstanden, welche die ganze Wirksamkeit und Entfaltung des Menschen bedingen und begrenzen, die äußere Sphäre, in der der Mensch sich entwickelt.

Von den einzelnen Momenten, die hierfür in Frage kommen, konnten

selbstredend nur diejenigen berücksichtigt werden, bezüglich deren das erforderliche Zahlenmaterial zur Verfügung stand; es waren dieses aber immerhin doch die hauptsächlichsten der überhaupt vorhandenen, nämlich die folgenden: die geologische Gestaltung, die Höhenlage, die Anbaufähigkeit und Güte des Grund und Bodens, wobei einmal die Abschätzung zur Grundsteuer und ferner der für das Herzogtum Braunschweig und speciell auch gerade für unseren Gebietsteil ganz besonders bedeutungsvolle Zuckerrübenbau zu Grunde gelegt ist, der Unterschied zwischen Feld und Wald, die Wasserzüge, der Verkehr, und zwar einerseits der durch die Straßenzüge, andererseits der durch die Eisenbahnen gegebene Verkehr, die industrielle Entwickelung, die Nähe der größeren Städte und endlich die Separation, je nachdem dieselbe früher oder später für die einzelnen Feldmarken erfolgt ist, da durch sie ein Aufschwung der Landwirtschaft bedingt wird.

Vorweg bemerkt sei sodann hier noch, daß unser hier in Frage stehender Gebietsabschnitt in seinem ganzen Umfange seiner charakteristischen Eigenschaft nach als Flachland in Betracht gezogen ist. Bezüglich aller der einzelnen genannten Momente ist in den zahlenmäßigen Nachweisungen ein Einfluß auf die Bevölkerungszunahme und die Bevölkerungsdichtigkeit festgestellt worden, ein Einfluß, der allerdings insgesamt bald mehr, bald weniger stark sich geltend macht, was aber auch schon darin seine Begründung findet, daß die verschiedenen Momente hier in gleicher, dort in entgegengesetzter Richtung ihre Wirkung äußern können. Der Einfluß auf die Bevölkerungszunahme und der auf die Bevölkerungsdichtigkeit bewegt sich meist in der gleichen Richtung, was auf Erhöhung der Bevölkerungszunahme eingewirkt hat, wirkt ebenmäßig auch auf große Bevölkerungsdichtigkeit hin. Der Einfluß der geologischen Gestaltung zeigt sich im wesentlichen in der Richtung, daß je nach der Fruchtbarkeit der einzelnen Formationsgruppen die Bevölkerungszunahme und Bevölkerungsdichtigkeit größer wird, es wird dieses allerdings dadurch etwas verwischt, daß auch die sonstige Ausnutzbarkeit der inneren Erdschätze immerhin noch daneben von einem steigernden Einflusse ist, diese aber gerade da, wo die Fruchtbarkeit sich geringer zeigt, besonders hervortritt. Die größere Höhenlage wirkt im allgemeinen vermindernd auf die Bevölkerungsverhältnisse ein, es tritt dieses in gewisser Weise auch in den bezüglichen Nachweisungen für unseren Gebietsteil in Erscheinung; wenn dieses zwar nicht vollkommen geschieht, so hat dieses einerseits in der für den Nachweis dieses Einwirkens zu geringen Ausdehnung unseres Gebietsteiles und andererseits in besonderen Umständen seinen Grund, auf die näher einzugehen uns hier zu weit führen würde. Die Anbaufähigkeit des Bodens erweist sich als ein an sich starker Einfluß, der sich auch durchweg scharf abhebt; sowohl bei der Klassifizierung nach der Abschätzung zur Grundsteuer, wie bei der nach dem Alter des Zuckerrübenbaues — dabei ist davon ausgegangen, daß die Distrikte mit dem ältesten Zuckerrübenbau auch den besten und anbaufähigsten Grund und Boden besitzen — tritt hervor, daß Bevölkerungszunahme und Bevölkerungsdichtigkeit stets um so stärker werden, je anbaufähiger und ertragsreicher der Grund und Boden ist. Der Unterschied zwischen Feld und

Wald macht sich in ganz deutlicher Weise dahin geltend, daß die Distrikte mit lediglich oder stark vorwiegend Wald die geringste Bevölkerungszunahme und Bevölkerungsdichtigkeit haben, die Distrikte mit lediglich oder stark vorwiegend Feld die größte und die gemischten Distrikte eine mittlere. Daß die Wasserzüge ganz besonders fördernd auf Bevölkerungszunahme und Bevölkerungsdichtigkeit einwirken, lassen die Nachweise für unseren Gebietsteil in besonderer Schärfe ersehen, selbst bei den kleineren und kleinsten Wasserzügen tritt dieser Einfluß noch in augenfälliger Weise hervor. Ebenso und in derselben Richtung hebt sich auch die Einwirkung der Straßenzüge ab, die der Hauptstraßen in stärkerem, die der Nebenstraßen in geringerem Maße. Dieses Verhältnis verschärft sich dann noch bei den Eisenbahnen, die in einem ganz besonderen Grade die Bevölkerungszunahme und die Bevölkerungsdichtigkeit fördernd beeinflußt haben. Wie allgemein die Bevölkerungsverhältnisse sich als entwickeltere zeigen, je nachdem die Industrie mehr hervor- oder zurücktritt, so kommt solches auch in den Daten für unseren Gebietsteil zur Erscheinung und zwar gleichfalls mit einer unverkennbaren Schärfe und in einem solchen Grade, daß dieser Einfluß mit als einer der durchschlagendsten anzusehen sein dürfte. In einer etwa ebenso starken Weise macht sich aber auch der Einfluß der Nähe der Stadt Braunschweig auf die umliegenden Ortschaften bemerkbar, während die übrigen Landstädte keinen in die Augen fallenden Einfluß auf die Bevölkerungsverhältnisse ausgeübt haben.

In wie erheblichem Maße die Separationen auf die Entfaltung der Landwirtschaft und damit auch des ganzen Wirtschaftsstandes auf dem Lande eingewirkt haben, braucht nicht näher betont zu werden; an und für sich wird man daher auch wohl für die Distrikte mit der zeitlich früheren Separation eine stärkere Bevölkerungszunahme und Bevölkerungsdichtigkeit annehmen dürfen; in den bezüglichen Daten für unseren Gebietsteil macht sich dieser Einfluß nach besagter Richtung hin aber doch nur in einem beschränkteren Maße geltend, was wohl mit auf das Entgegenwirken stärkerer Einflüsse zurückzuführen ist.

Als Gesamtergebnis der speciellen Untersuchungen über die Einwirkung der einzelnen Momente des Lebensraumes auf die Bevölkerungsverhältnisse in unserem Gebietsteil läßt sich aber das hinstellen, daß im allgemeinen die verschiedenen bezüglichen Einflüsse sich als gerade in der Richtung wirkend gezeigt haben, welche man als dem natürlichen Princip entsprechend ansehen muß. Daraus ergiebt sich aber wiederum, daß die ganze Entwickelung der Bevölkerung unter diesen Einflüssen eine durchaus normale und naturgemäße gewesen ist und daß also die Bevölkerungsverhältnisse ebenmäßig als vollkommen gesunde und natürliche anzusehen sind. Andererseits ist aber auch die Zahl der im einzelnen nachgewiesenen Einflüsse in Verbindung mit der Höhe und Bedeutung ihrer Wirkung als eine sehr beachtenswerte zu betrachten und wird dadurch für den weiteren Schluß die Berechtigung gegeben, daß unser Gebietsteil auch bezüglich seiner allgemeinen kulturellen Entwickelung auf einer gewissen Höhe steht und sich in dieser Richtung auch besonders auszeichnet.

Die Dörfer und die Häuser.

1. Die Dorfanlage.

Das alte Sachsenland, zu dem unser Herzogtum gehörte, zeigt in der Besiedelung und Anlage der Wohnplätze zwei sich scharf voneinander sondernde Arten: im Westen, zumeist Westfalen, herrschen die Einzelhöfe, in der Mitte und im Osten geschlossene Dörfer. Dabei ist bei beiden Formen der Besiedelung doch das Wohnhaus dasselbe: der alte typische Einheitsbau. Die Grenze zwischen den beiden Arten der Besiedelung, den Einzelhöfen und den geschlossenen Dörfern wird nach Meitzen[1]) gebildet durch die Weser von ihrer Mündung aufwärts bis zur Porta Westfalica, alsdann durch die Landesgrenze von Lippe-Detmold, den Osning, die Senne, Paderborn und, nach einer Unterbrechung durch eine Dörfergruppe auf der Briloner Hochebene, weiter südlich durch eine Linie, welche sich zum Astenberge hinzieht und dort auf die Sprachgrenze gegen Hessen trifft. Östlich von dieser Grenze findet sich die regelmäßige deutsche Ansiedelung in geschlossenen Dörfern. Westlich der Grenze beginnt dagegen ohne jeden Übergang die Besiedelung in Bauernschaften, die sich aus Einzelhöfen zusammensetzen. Diese liegen meist ganz vereinzelt; jedes Gehöft ist möglichst von seinem gesamten zugehörigen Besitze umgeben. Geschlossene Flecken und Dörfer sind hier selten.

Es ist auffallend, daß der untere Weserlauf hinsichtlich der Besiedelung eine Grenze bildet, während er doch in geschichtlicher Zeit eine ethnographische Grenze nicht gebildet hat. Vielmehr haben die Chauken und Angrivarier auf beiden Ufern der Weser gewohnt. Meitzen sucht dieses durch die Annahme zu erklären, daß in vorgeschichtlicher Zeit das Land westlich der Weser von Kelten bewohnt gewesen sei. Ihre Wohnstätten seien die Einzelhöfe gewesen und nach der Eroberung durch Chauken und Angrivarier von diesen beibehalten worden. Die Meitzensche Hypothese ist geeignet, zur Lösung der vorliegenden Schwierigkeiten beizutragen. Aus Cäsars Berichten ist zu entnehmen, daß die Kelten vor seiner Zeit einen großen Teil Deutschlands inne gehabt haben und vor den Germanen zurückgewichen sind. Es liegt mithin die Möglichkeit vor, daß sie

[1]) Meitzen, Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer und Slaven 1896 I, S. 34 und 46.

in Westfalen längere Zeit ansässig gewesen sind, wenngleich wir irgend welche geschichtlichen Nachrichten darüber nicht besitzen. Auch unser Sachsenhaus hat Meitzen versucht, den Kelten zuzusprechen, so daß es von den nach Westen vordringenden Sachsen in Westfalen von den Kelten übernommen und dann durch ihr ganzes Gebiet bis nach Holstein wieder zurückverbreitet worden sein soll. Indessen diese Ansicht muß als eine ganz und gar irrige bezeichnet werden[1]).

Zieht man die wenigen wendischen Dörfer mit ihrer besonders kennzeichnenden Anlage ab, so bleibt für den überwiegenden Rest Braunschweigs die geschlossene deutsche Dorfanlage übrig. Auch sie ist keineswegs einheitlich, und es läßt sich, ohne daß wir bisher einen bestimmten Grund dafür zu erkennen vermögen, eine mehr regelmäßige Bauweise von einer sehr unregelmäßigen unterscheiden. Die letztere kommt überein mit dem, was August Meitzen überhaupt als charakteristisch für die deutschen Dorfanlagen festgestellt hat[2]) und die für die meisten unserer Dörfer zutreffend ist.

„Überall (im rein deutsch besiedelten Gebiete) finden sich Dörfer von meist mittlerer Größe. In den Dorfanlagen derselben liegen die Gehöfte sichtlich planlos, meist völlig unregelmäßig und oft schwer zugängig, so daß diese Anlagen mit Recht als Turf, Haufen oder Haufendorf zu bezeichnen sind. Die Ausdehnung ihrer Fluren ist zwar nach der Größe der Allmenden und des erworbenen Markenlandes verschieden. Das eigentliche alte Kulturland an Äckern, Gärten und Feldwiesen aber nimmt ziemlich übereinstimmende Flächen von 300 bis 400 Hektar ein. Sehr große Fluren sind aus Wüstungen vereinigt oder durch spätere Rodungen angewachsen.

Für alle diese Dörfer läßt sich die Hufenverfassung nachweisen. (Hufen sind gleiche oder gleichwertige Anteile an dem Ackerland und an der Nutzung des nicht geteilten Gemeindelandes.) Sie zerfielen in 10 bis 40 gleiche Anteile, welche danach bemessen waren, daß sie einem Hausvater mit seiner Familie den Unterhalt und die Mittel für die öffentlichen Lasten zu gewähren vermochten, aber auch von einer bäuerlichen Familie mit wenigem Gesinde bestellt werden konnten. Diese Anteile waren als einzelne Besitzungen ausgewiesen, es konnten aber auch mehrere in einer Hand liegen oder einzelne in Halbe, Viertel oder Achtel geteilt sein.

Der Grundbesitz aller dieser Anteile lag, soweit er kultiviert war, in der Flur im Gemenge. Das Ackerland war in Abschnitte (Wannen) von in sich gleicher Bodenbeschaffenheit geteilt und in jedem dieser Abschnitte kam jeder Hufe eine gleiche Fläche zu. Nach alter bleibender Sitte wurden die Hufenanteile in jeder Wanne einzeln nach dem Lose (Kabel) zugewiesen. Ursprünglich scheinen die

---

[1]) Vergl. die scharfe Kritik der Meitzenschen Hypothesen von unserm Landsmann Karl Rhamm „Der heutige Stand der deutschen Hausforschung" im Globus, Band 71, S. 169 ff. (1897).

[2]) Zusammenfassend in Anleitung zur deutschen Landes- und Volksforschung von A. Kirchhoff, Stuttgart 1889, S. 496.

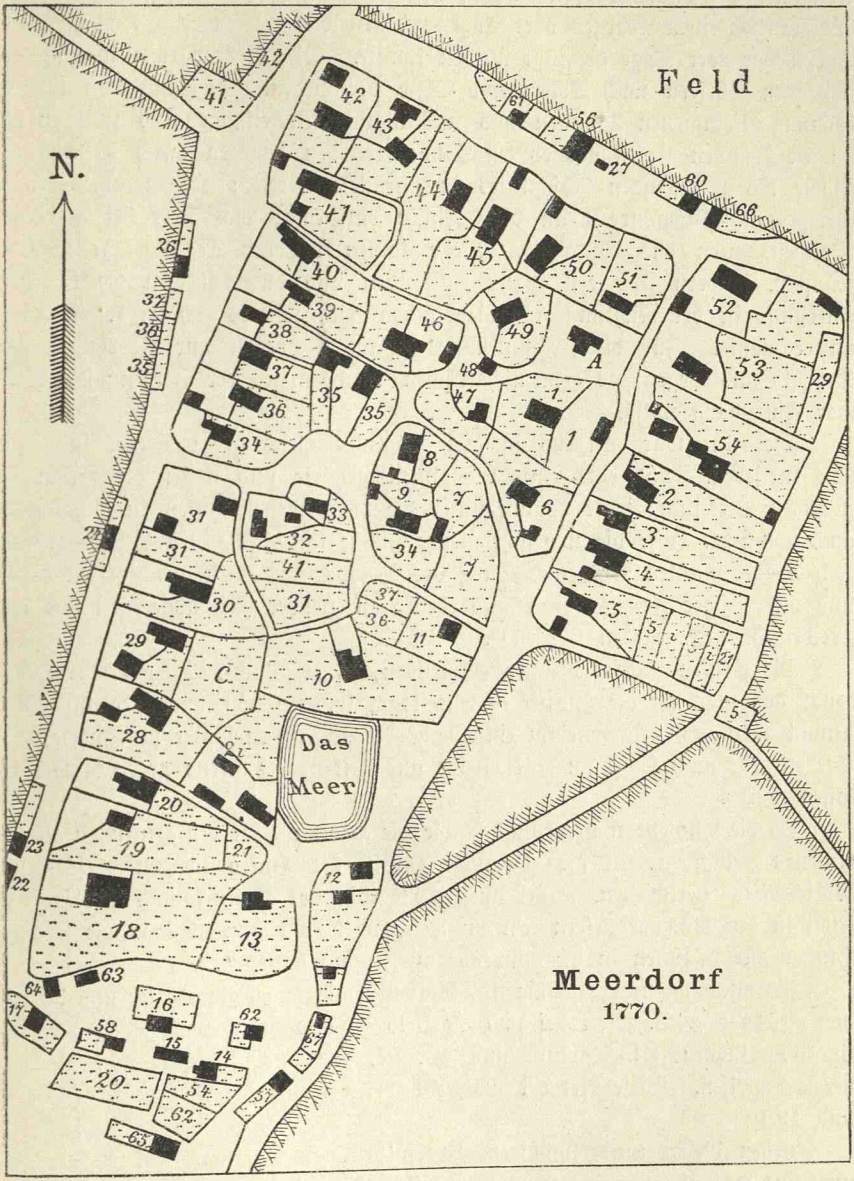


Fig. 48.

Meerdorf 1770. *A* Kirche. — 20 Pfarre. — 48 Pfarrwitwenhaus. — 47 Schule. — 15 16 Hirtenhäuser. — 54 Der Klostervogtei gehörig. — 27 Schmiede. — 1, 6, 18, 21, 30, 31, 35, 41, 43, 45, 46, 50, 53 Halbspänner. — 7, 9, 34, 36, 37, 39, 42, 44 Großköter. — 2, 3, 4, 5, 8, 10 bis 13, 28, 32, 33, 38, 40, 49, 51, 52 Kleinköter. — 14, 17, 22 bis 24, 26, 56 Brinksitzer. — 57 bis 68 Anbauer.

Abschnitte so gebildet worden zu sein, daß die Fläche der einzelnen Hufe in jeder Wanne etwa einen Morgen oder Tagewerk, also das Maß betrug, was an einem Vormittage oder Tage gepflügt werden konnte. Die Morgengröße war in verschiedenen Dörfern nach Boden und Sitte verschieden. Regelung von in Unordnung gekommenen Wannen und nachträgliche Verteilungen des zwischen den älteren Wannen liegen gebliebenen Landes wurden dagegen durch Teilung der Fläche des betreffenden Abschnittes in parallele Streifen vorgenommen, deren Größe dem Hufenanrecht an diese Fläche entsprach; dies war bei gegebenen Wannengrenzen das Einfachste. Wege kamen bei der Teilung gar nicht in Rücksicht, sondern sind erst später entstanden und durchschneiden die einzelnen Ackerstücke in der Richtung auf die Nachbarorte, wie es sich trifft, oft höchst unzweckmäßig. Für die Feldbestellung bestanden überall nur Überfahrtsrechte. Deshalb und wegen des gemeinschaftlichen Weideganges der Herden aller Wirte war Flurzwang nötig.

Die Flur war meistens in drei möglichst gleich große Felder so geteilt, daß zu jedem Felde eine Anzahl Wannen gehörte und wegen der verhältnismäßigen Verteilung jeder Wanne unter die vorhandenen Hufen in jedem Felde auch von jeder Hufe die ungefähr gleiche Fläche lag. Alle Grundstücke desselben Feldes aber mußten auf Kundgebung des Dorfvorstandes zu gleicher Zeit bestellt und mit gleicher Frucht besäet und ebenso zu gleicher Zeit abgeerntet und dem Weidevieh offen gegeben werden[1]).

Die meisten Dörfer besaßen Allmenden, d. h. Wald-, Wiesen- oder Heideland, das nicht an die Hufner verteilt war, sondern von ihnen gemeinschaftlich benutzt oder auch stückweise an einzelne Dorfgenossen, an später begründete kleine Stellen oder auch selbst an Auswärtige auf Zeit oder dauernd gegen Zins überlassen wurde.

Da die Allmenden ursprünglich wie die gesamte Flur den Hufen zu gleichen Anteilen zustanden, ist die eigentliche Größe der Hufen in den verschiedenen Dörfern sehr verschieden. Aber auch die Größe des Kulturlandes der Hufe ist selbst in den Nachbardörfern sehr ungleich, weil es davon abhing, wie weit die Hufner ihre Wannen in die Allmende ausgedehnt hatten."

Als durchaus unregelmäßig und haufenförmig angelegte Dörfer sind bei uns von größeren z. B. Meerdorf und Bortfeld zu erwähnen, von kleineren Weferlingen, Stiddien, Kl.-Dahlum und Wobeck, um nur einige typische Beispiele herauszugreifen. Diese Art der Dörfer bildet bei uns die Mehrzahl. (Fig. 48 und 49.)

Neben diesen unregelmäßigen, haufenförmigen Dörfern giebt es aber bei uns eine Anzahl, die eine ziemlich regelmäßige Anlage und Erstreckung von Ost nach West zeigen. Ich sehe selbstverständlich ab von der wendischen Dorfanlage, die später eingehend besprochen wird, meine hier vielmehr zahlreiche deutsche Dörfer, deren ursprüngliche Anlage eine regelmäßige gewesen sein muß

[1]) Vergl. hierzu in dem Abschnitte über die Flurnamen unter „Feld" S. 94.

und teilweise noch ist; spätere An- und Umbauten haben diese Dorfanlage teilweise verwischt, aber bei Weddel (Fig. 50 a. S. 148), Börßum, Kl.-Denkte und Bornum bei Wolfenbüttel läßt sie sich noch deutlich verfolgen. Die Grundlage des Planes ist ein Rechteck, die Dorfstraße zieht von Ost nach West, die Höfe liegen beiderseits derselben. Der Zugang zu den Höfen ist von der Straße

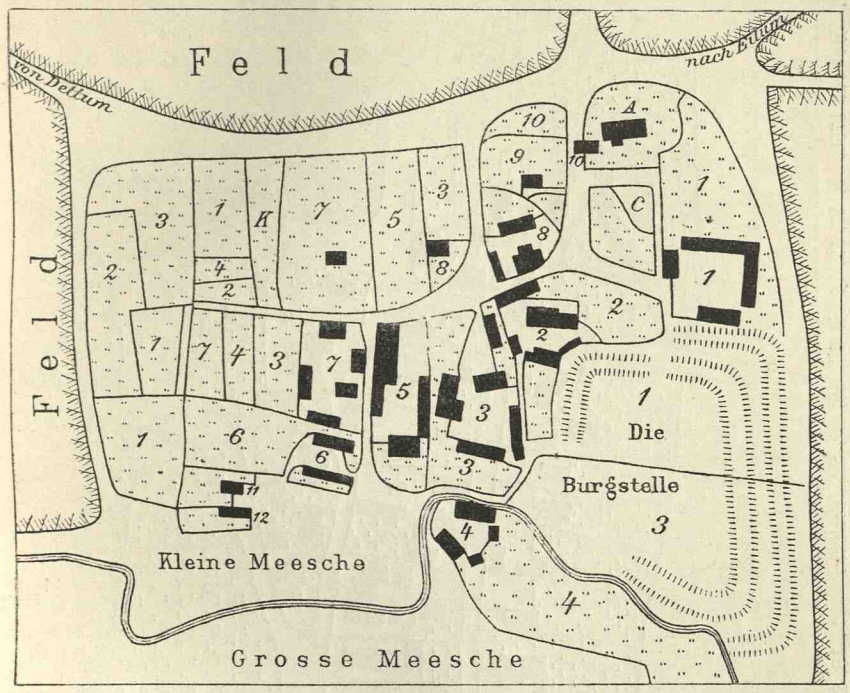


Fig. 49.

Weferlingen 1754. *A* Kirche. — *C* Pfarrwitwe. — 1, 3, 5, 7 Ackerleute. — 2 Halbspänner. — 4, 6, 8, 9 Kotleute. — 10 Schule. — 11 Hirt. — 12 Landsoldatenhaus der Gemeinde.

aus und die Ausmessung der einzelnen Höfe erscheint ziemlich gleich. Diese Form mag früher häufiger gewesen sein und ist jetzt durch Zubauten schwierig zu erkennen. Es gelingt aber manchmal, den alten Plan aus dem heutigen Gewirre herauszuschälen, wenn man die Höfe der Ackerleute und Halbspänner, als der ursprünglich vorhandenen, von denen der später entstandenen, der Köter, Brinksitzer und Anbauer, sondert.

Auf eine besondere Gesetzmäßigkeit in der Anlage der regelmäßigen Dörfer mit thüringischer Haus- und Hofform, wie sie namentlich in der Gegend von Schöppenstedt und Jerxheim hervortritt, hat mich Herr A. Vasel in Beierstedt aufmerksam gemacht, dem diese Beobachtung zu verdanken ist. Dort liegt nämlich das Wohnhaus, gleichviel wie seine Stellung zur Straße ist, mit der Vorderseite nach Süden, also der vor ihm sich ausbreitende Hof allemal

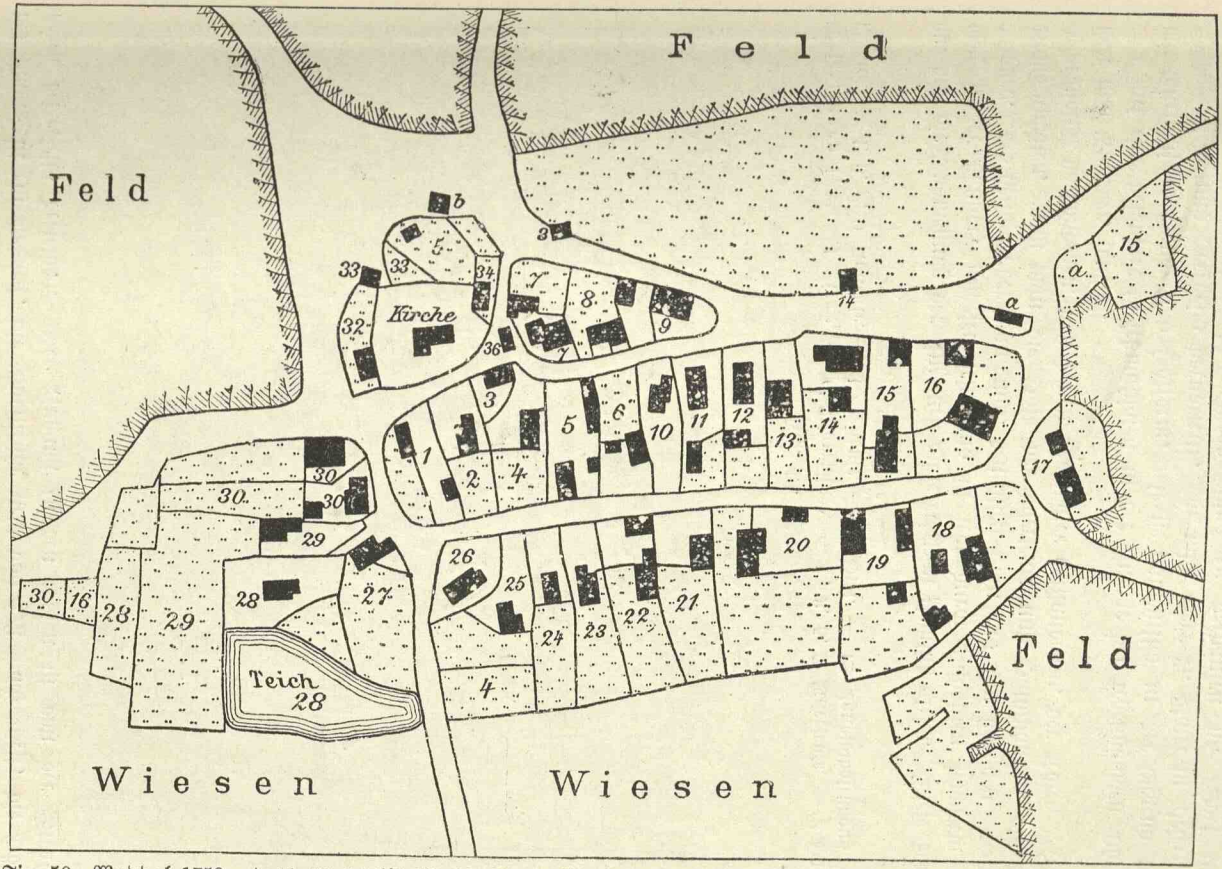


Fig. 50. Weddel 1759. 4, 11, 12, 14 bis 16, 19, 20, 22 Ackerleute. — 1, 18, 23 Halbspänner. — 2, 3, 5 bis 10, 13, 17, 24 bis 30 Kotsassen. — 32, 34 Brinksitzer. — 31 Hirtenhaus. — 33 Schule. — 36 Herrschaftl. Haus „die Küche". *a*, *b* Anbauer.

nach Süden, rings um diesen herum die Wirtschaftsgebäude. Dabei sind die einzelnen Höfe dicht aneinander gebaut, so daß die Straße ein geschlossenes Ansehen erhält. Verläuft nun eine Straße von Ost nach West, so haben die Höfe, die auf der Südseite dieser Straße sich ausdehnen, das Wohnhaus stets mit der Hinterseite nach der Straße zu; auch führt kein Eingang von der Straße direkt ins Haus, sondern der Eingang ist stets auf dem Hofe von der nach Süden gerichteten Langseite her. Ein schematischer Plan (Fig. 51), für die Dörfer der genannten Gegend gültig, macht diese Anlage klar.

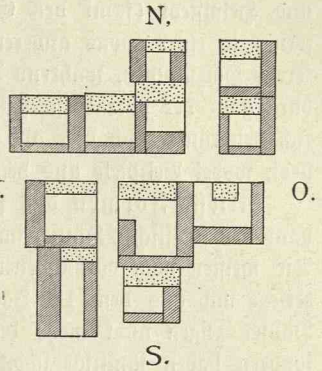


Fig. 51.
Schematischer Plan der Dörfer in der Jerxheimer Gegend. Wohngebäude punktiert, Wirtschaftsgebäude gestrichelt.

Für alle unsere Dörfer ist noch zu bemerken, daß sie genau gegen das umgebende Feld oder die umgebende Wiesen und Anger abgegrenzt waren, was sich vielfach noch erkennen läßt. Es waren nämlich Gräben zu diesem Zwecke vorgeschrieben, und an diese lehnten sich lebende, dichte Hecken oder Bäume. Daher die vielen alten Bäume und Eichenkämpe, die dem Dorfe seinen malerischen Anblick verleihen und die Reste dichter Hecken aus Weißbuche oder Schwarzdorn, welche meist mit den äußeren Grenzen der Gärten zusammenfallen. Auch „Schlagbäume" mußte das Dorf haben[1]).

Hier und da, namentlich bei größeren Dörfern, finden sich schon Bezeichnungen einzelner Teile des Dorfes, die als Vorläufer von Straßen- und Platznamen angesehen werden können. In Vallstedt z. B. unterscheidet man das eigentliche Vallstedt vom lütjen Vallstedt; wo die Anbauer und ärmeren Leute wohnen, gilt der Name pracherenne; noch hat man dort den Tieplatz und, an die früher zahlreichen Leinweber erinnernd, die Leinweberstraße.

2. Das sächsische Haus.

Zum großen Teil mit den deutschen Stämmen zusammenfallend, besitzen wir in Deutschland eine Reihe mehr oder minder gut voneinander geschiedener volkstümlicher Bauarten, die neuerdings der Gegenstand eifriger Untersuchung sowohl von seiten der Architekten als der Ethnographen geworden sind. Wir unterscheiden einen oberdeutsch-fränkischen Bautypus, den am weitest verbreiteten, den Gebirgs- oder Schweizerstil, den nordischen Stil (im Osten), den friesischen und den ihm nahestehenden sächsischen Haustypus — alle noch mit mehr oder minder abweichenden Unterarten und Übergängen.

Von diesen verschiedenen Hausformen sind im Herzogtume Braunschweig zwei sich gut trennende vorhanden, deren Grenze scharf durch unser Land ver-

[1]) Landesherrliche Verordnung vom 1. Sept. 1639, öfter wiederholt, so noch am 11. November 1697.

läuft: der altsächsische oder niedersächsische, kurzweg sächsische genannte, und der oberdeutsch-fränkische, in jener Abart, welche als thüringisch bezeichnet wird und nach Süden zu mit den Bauformen Thüringens im geographischen Zusammenhange steht.

Das sächsische Haus herrscht im nördlichen Teile der Kreise Braunschweig und Helmstedt (samt den Enklaven Thedinghausen, Calvörde und Ölsburg), ferner in einer etwas anderen mehr der westfälischen sich nähernden Form im Kreise Holzminden, während die Kreise Wolfenbüttel, Gandersheim und Blankenburg ganz der oberdeutsch-fränkischen, bezw. thüringischen Bauform anheimfallen. Ich beschränke mich hier auf die Kreise Braunschweig, Wolfenbüttel und Helmstedt, wobei Beispiele aus dem Grenzkreise Gifhorn mit angezogen werden.

Älteste Formen des sächsischen Hauses. Die älteren heute noch vorhandenen sächsischen Häuser im Herzogtume sind kaum über 250 bis 300 Jahre alt. Die meisten noch vorhandenen stammen aus der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege und aus dem 18. Jahrhundert. Aber alle diese vorhandenen sächsischen Häuser zeigen nicht mehr die älteste Form des ursprünglichen Einheitsbaues, sondern haben sämtlich schon eine Entwickelung durchgemacht. Wie diese Entwickelung vor sich gegangen, darüber bestehen verschiedene mehr oder minder gut begründete Ansichten.

Die einen sind ausgegangen von den heute noch in der Lüneburger Heide und den Bremischen Heidebezirken vorhandenen schapkôven, welche auf den weit von den Ortschaften belegenen Weidebezirken zur Unterbringung des Weideviehes errichtet wurden. Sie sehen aus, als stände das große Dach des sächsischen Bauernhauses ohne Unterbau unmittelbar auf der Erde; es sind bloße Dachhütten und nur die Unterbauung ist hinzuzufügen, um das aufgeständerte Sachsenhaus herzustellen. Aus diesen Bauerställen (burstall, borstel) sind oft Kolonieen der Dörfer entstanden, welche sich durch die Endung —bostel kennzeichnen [1]). Diese Ansicht hat aber wenig für sich und weist den alten Sachsen einen viel zu niedrigen Kulturgrad an.

Eine zweite Ansicht, welche Virchow ausgesprochen hat, nimmt eine primitive Hütte mit dem Feuerherd in der Mitte an, aus welcher zunächst jener Teil des sächsischen Hauses entstand, welchen man als flet bezeichnet, ein Ausdruck, der im Braunschweigischen nur noch in den nördlicheren Dörfern vorkommt, in den südlicheren aber, wegen der frühzeitigen Abbauung des Kammerfaches, wohl schon seit längerer Zeit verloren ging. Um das Flet herum, wo am Herde der Sitz der Familie war, gliederten sich dann die einzelnen Teile des Hauses, die däle und die Ställe [2]).

Der schwedische Archäologe Montelius in seiner „ältesten Geschichte des Wohnhauses in Europa, speciell im Norden“ [3]), geht von einer ursprünglich runden

[1]) v. Hammerstein-Loxten, Bardengau, S. 545, 633.
[2]) Verhandl. der Berliner Anthropolog. Ges. 1887, S. 588.
[3]) Archiv für Anthropologie, Bd. XXIII, S. 451.



Sächsisches Haus Nr. 12 von 1667 in Wense.

(Besitzer Bortfeld.)

BIBLIOTECA REGELE CAROL I

Hütte aus, welche zu einem Viereck wurde. Die Wände dieser viereckigen Gebäude sind entweder an allen Seiten gleich lang oder zwei Seiten (die Giebelseiten) sind kürzer als die andern beiden (die Längsseiten). Das Dach, bis dahin konisch, wird ein sogenanntes Walmdach, d. h. nach allen vier gleich niedrigen Wänden abfallend. Macht man die Giebelwände eines solchen vierseitigen Hauses etwas höher als die der Längsseiten, so wird aus dem Walmdache ein sogenanntes Halbwalmdach, d. h. das Dach fällt zwar nach allen vier Wänden ab, aber nach den Längswänden bedeutend tiefer als nach den Giebelwänden. Hier sind wir denn, wenigstens was die Form der Dächer betrifft, bei den sächsischen Häusern Braunschweigs angelangt, denn diese zeigen entweder ganze oder halbe Walmdächer. In anderen Gegenden ist da aber die Entwickelung noch weiter vorgeschritten und die Giebelwand ist ganz bis an die Dachsparren hinaufgezogen worden, so daß ein vollständiger Giebel vorhanden ist.

Was die übrigen Verhältnisse des ältesten Vorgängers unserer sächsischen Bauernhäuser betrifft, so hat Meitzen[1]) eine sehr ursprüngliche Form desselben dargestellt, welche aber alle Elemente der späteren Entwickelung zeigt: Ein dreischiffiges quadratisches Haus, dessen Mittelschiff die Däle einnimmt, rechts und links die Kuh- und Pferdeställe und im hinteren Teile, dem großen Eingangsthor gegenüber, der Herd, daneben Schlafstellen, die aber noch nicht als besondere Kammern abgeschieden sind. Am nächsten steht diesem alten Typus bei uns noch ein Haus in Neubrück von 1660, auf das wir zurückkommen. Häufiger sind die älteren Typen noch im Kreise Gifhorn (Dannenbüttel, Westerbeck, Vorhop). Aus solchem Vorläufer hat sich das heutige, nun auch bei uns im schnellen Absterben begriffene sächsische Haus unseres Landes allmählich entwickelt.

Der Anblick des sächsischen Hauses. (Vergl. Taf. IV.) Ehe wir auf das Haus in seinen Teilen eingehen, haben wir noch einen Blick auf seine Umgebung zu werfen, die gegenüber derjenigen der nüchternen modernen Neubauten ungemein malerisch absticht. Der meist weite Hofraum vor dem Hause ist gewöhnlich nur durch einen Bretter- oder Lattenzaun (stakentûn) mit weiten Lattenthüren von der Straße getrennt und gewährt einen freien Überblick über das Ganze, ist nicht ängstlich durch eine Mauer, wie bei den oberdeutschen Höfen, abgeschieden. Selten fehlt vor dem Thore ein Haufen Feldsteine, nordische Geschiebe, die auf den Feldern zusammengelesen sind und zum gelegentlichen Pflastern des Hofes oder bei Bauten Verwendung finden. Über das mächtige Strohdach, auf dem oft Hauslauch lustig grünt oder ein Storch sein Nest aufgeschlagen hat, breiten uralte Eichen, seltener Linden oder Eschen, ihren Schatten aus. Zur Seite steht der langarmige Wippbrunnen (wipborn) aus klobigen Eichenstämmen, der mit Stange und Eimer in den Brunnen (born) hinabtaucht, dessen Wasser aber von zweifelhafter Reinheit ist, denn der benachbarte, vor dem Hause liegende, meist sehr regellose Misthaufen (messbarg, messkûle) sendet zumal bei Regenwetter dorthin gelegentlich braune Jauchebäche, die auch dann den Hof überfluten. Das riesigste Exemplar eines

[1]) Der Boden ꝛc. des preußischen Staates, Bd. II, S. 132.

Ziehbrunnens, welches ich sah, befindet sich auf dem runden, grasbewachsenen Dorfplatze von Stüde (Kreis Gifhorn); es stammt aus dem Jahre 1695 und reicht 12 m tief zum Wasser hinab, das hier sparsam vorhanden ist. (Fig. 52.)

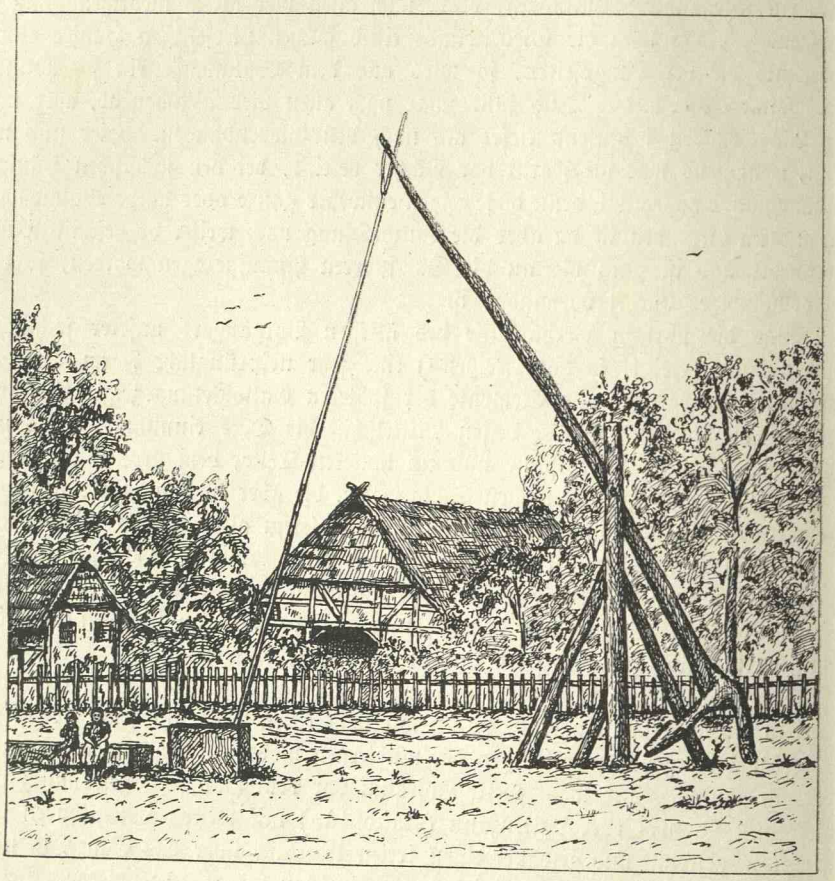


Fig. 52. Wippborn von 1695 zu Stüde (Kreis Gifhorn).
Photographie von Dr. F. Fuhse.

Neben ihm die steinerne Viehtränke, aus welcher in früherer Zeit beim Ein- und Austreiben das Vieh ebörnt wurde. Der Ausdruck sôt für den tiefen Brunnen ist im Braunschweigischen wenig üblich; er beginnt aber bei Gifhorn. Der Wippborn reicht zurück bis in die Zeit der Völkerwanderung; die Langobarden haben ihn schon gekannt[1]) und so wird er auch damals den Sachsen nicht gefehlt haben. Nie fehlt beim sächsischen Hause der Hund, der Köter, entweder frei oder an der

[1]) Leges Liutprandi 136. Adnuntiatum est nobis, quod quidam homo habebat puteum in curtem suam, et secundum consuetudinem furca et tolenum ad auriendam aquam. Angeführt nach M. Heyne, Das deutsche Wohnungswesen, S. 151.

Kette, der mit wütendem Gebell den Fremdling empfängt. Neben oder hinter dem Hause dehnt sich der mehr oder minder große Garten mit Obstbäumen aus; gewöhnlich ist er ganz mit Gras bewachsen und zeigt nur wenige Beete, in denen die seit alters her bekannten Küchengewächse und Blumen gezogen werden, zu denen nur selten eine der jetzt so vielfach eingeführten neuen Blumen sich gesellt. Von Küchenpflanzen finden sich Zwiebeln (zipollen), Salat, Meerrettich (marreik), gelbe Rüben (gâle roiben oder mauren), Kohl (dessen Strünke kôlkölschen heißen), Dill (auch hexenkrût genannt), Thymian (wostkrût), Stachelbeeren (stickberen), Kerbel, Spinat, Petersilie. Unter den Blumen: häufig Nelken (nägelken), Goldlack, Balsaminen, Ringelblumen (Calendula), Stockrosen (Malva mauritana), Päonien (puteljenblaume), Aurikeln, paradeisblaumen (Hesperis matronalis), „Holunder" (Syringa vulgaris; nur so, während Flieder nur Sambucus nigra ist, dessen Früchte keileken heißen), Buchsbaum, die weiße Lilie, Eberritte (Artemisia abrotanum), goldlâken, Kaiserkrone, rausen und zittlosen (Narcissus). In Töpfen zieht man Balsaminen, Meerzwiebel und Basilicum — alles Bestandteile der mittelalterlichen Gartenflora, nachweislich seit der Zeit Karls des Großen in unsere Bauerngärten schon aufgenommen und von Geschlecht zu Geschlecht fortgezogen [1]).

Die Schweine hat wegen des allzu üblen Geruches der Bauer schon lange aus dem Hause verwiesen; sie leben in besonderen kôven auf dem Hofe. Regellos stehen auch auf diesem allerlei kleinere Nebengebäude und gewöhnlich auch ein Speicher (spîker), welcher die Getreidevorräte aufnimmt, die im Banseraum des Hauses keinen Platz finden, oder der als Altensitz dient. Eine sehr schöne Art von Speichern, aus dem 16. und 17. Jahrhundert stammend, hat sich bei den sächsischen Häusern in der Gegend von Gifhorn, Wittingen, Isenhagen erhalten. Vorzügliche Exemplare sah ich in Müden, wo die Oker in die Aller mündet. Diese den süddeutschen „Gaden", „Bauer", „Stöckli" oder „Kasten" entsprechenden spîker sind sehr sorgfältig gezimmert, haben meist quadratischen Grundriß und sind gewöhnlich zweistöckig. Sie dienten als Vorratshäuser neben dem Hause, wo man das Korn und allerlei Vorräte aufbewahrte, die in der Zeit, wo der Verkehr noch nicht, wie heute, entwickelt war, der Bauer auf Lager hielt und die zum großen Teil aus selbst gefertigtem Gerät, Kleidern, Stoffen, Nahrungsmitteln bestanden. Öfter sind diese spîker unterkellert, was selten beim Bauernhause vorkommt. Hat dieser Speicher unten zwei Räume, so stehen die zu diesen führenden Thüren immer dicht nebeneinander, nur durch den Thürpfosten voneinander getrennt. Stets sind sie sorgfältig verschlossen, was beim eigentlichen Hause mit der großen Giebelthür und den kleineren Seitenthüren nicht immer der Fall ist. Die Abbildung Fig. 53 stellt den etwa um 1700 erbauten Speicher beim sächsischen Hause Nr. 1 in Müden dar.

So die Umgebung. Treten wir nun dem sächsischen Hause näher, das (1895) noch in vielleicht 300 Exemplaren innerhalb der Grenzen unseres Gebietes vor-

[1]) Vergl. v. Fischer-Benzon, Altdeutsche Gartenflora, Kiel 1894.

handen ist, meistens aber schon durch Um- und Zubauten nicht mehr in seiner Ursprünglichkeit.

Wo noch eine Anzahl dieser alten Häuser in Gruppen zusammensteht oder gar ganze Straßen des Dorfes bildet, wie z. B. noch in Parsau, Eischott, Tid-

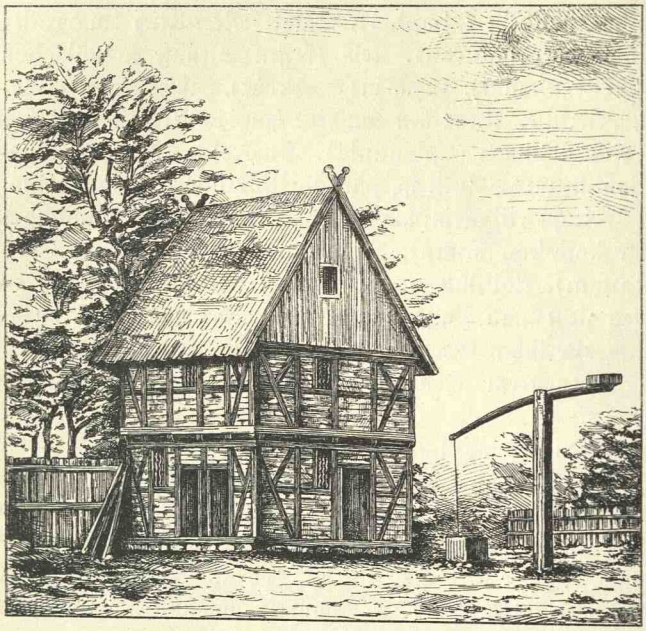
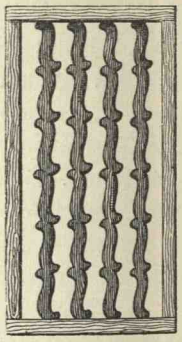


Fig. 53. Spiker in Müden (Kreis Gifhorn) beim Hause Nr. 1, unterkellert. Erbaut um 1700.



Hölzerne Fenstervergitterung des nebenstehenden Speichers.

dische, Bergfeld, Wendeburg, Waggum, Lehre es der Fall ist, da entsteht ein Bild, welches jedem Naturfreunde und Maler Entzücken bereitet und uns so recht zu Gemüte führt, was wir durch das Verschwinden der alten Dörfer und das Auftreten der modernen Bauten verloren haben.

Die einzelnen Teile des sächsischen Hauses. Aus der einfachen Form mit noch nicht abgetrenntem Kammerfache hat sich das sächsische Haus weiter entwickelt und die heute noch vorhandenen Häuser dieser Art im Braunschweigischen zeigen fast alle, mit geringen Ausnahmen, den gleichen Typus der Entwickelung, der sich vom Beginne des 17. Jahrhunderts an nachweisen läßt.

Der Grundriß zeigt „die Form einer dreischiffigen Basilika" (Fig. 54). Um die aus festgestampftem Lehm bestehende, dem Dreschen dienende däle *a*[1]), den größten Teil, welche durch das große Eingangsthor der Giebelseite zugängig ist, gruppiert sich das Ganze. Rechts und links von derselben und mit ihr die gleiche

[1]) Über das Wort dâle und sein Verhältnis zum oberdeutschen Diele (Hausflur) handelt Damköhler im Jahrbuch für niederdeutsche Sprachforschung 1889, S. 51.

Lage zeigend, liegen die Pferde- und Kuhställe *b* und *c*. Die ganze hintere Querseite nimmt das Kammerfach ein, welches aus einem Paar Stuben *d d* und der Küche *e* besteht, in welche man, wenn noch nicht „abgebaut“ ist (d. h. wenn die

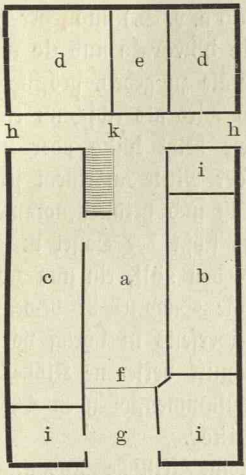


Fig. 54.
Schematischer Grundriß der heute noch erhaltenen sächsischen Bauernhäuser im Braunschweigischen aus dem 18. Jahrhundert.

10 Meter.

a Däle.
b Pferdestall.
c Rinderstall.
d Stuben.
e Küche.
f lange dôr.
g vorschûer.
h lütje dôren.
i Kammern, Vorratsräume.
k flet.

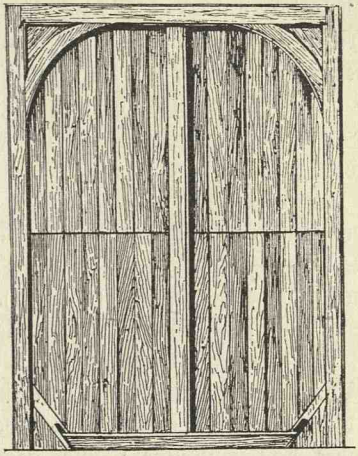


Fig. 55. Die lange dôr.
In der Mitte der dössel, unten der süll, beiderseits in die anschrâ'n eingreifend.

Wohnräume noch nicht völlig durch eine Quermauer von der Däle abgeschieden sind), unmittelbar von der Däle durch Thüren eintritt. Das „flet“ ist verschwunden [1]). Däle und Ställe sind oben offen und reichen bis unter die First des mächtig hohen Daches hinauf. Nur selten noch findet man das Kammerfach einstöckig; der über den ebenerdigen Stuben und der Küche gelegene Raum, welcher früher auch noch Heu- und Getreideboden unter dem Dache war, trägt jetzt noch ein Stockwerk, die Bühne, bône. Der Zugang zu diesem erfolgt durch eine Treppe *k* von der Däle aus, die zu einer Galerie führt, welche vor den zwei oder drei Kammern des Stockwerkes hinläuft. Treppengeländer und Galerie sind oft mit geringen Verzierungen im Geschmacke des 17. Jahrhunderts versehen. (Fig. 57.)

An Ein- und Ausgängen besitzt dieses typische Haus zunächst die große

[1]) Daher kommt es, daß in den meisten Dörfern mit sächsischen Häusern im Braunschweigischen der Ausdruck flet schon unbekannt ist; erst von Waggum, Wendeburg, Bevenrode an nach den Büttels zu wird er wieder bekannt. Das e wird kurz gesprochen (flett). Der Ausdruck kommt auch im Altnordischen, Angelsächsischen, Friesischen vor und hängt nach Moriz Heyne (Das deutsche Wohnungswesen, S. 33) zusammen mit altnordisch flatr, platt. Danach flet der flachgeschlagene, platte Fußboden.

Einfahrtsthür (lange dôr) *f* auf der Giebelseite, welche aber nicht in der Giebelwand selbst liegt, sondern mehr oder minder tief (bis gegen 3 m) nach der Däle zurückweicht, so daß vor ihr ein kleiner freier Raum *g*, vorschûër (Vorschauer, schûër = Obdach, anderwärts lucht, ûtlucht genannt) entsteht. Das große Thor (lange dôr) ist stets zweiflügelig (Fig. 55 a. v. S.) und jeder Flügel ist noch horizontal geteilt; die beiden Hälften heißen de bôwerste und de unnerste, sie können nach Belieben, um Luft und Licht der Däle zu geben, geöffnet werden. Werden die unteren Hälften weit offen gelassen, so wird als Abschluß eine kleine hölzerne Gitterthür vor den Eingang gelegt, diese heißt hâke oder hâkedôr. Die beiden großen Flügel des Thores stoßen in der Mitte an einem senkrechten Balken, dem dössel, zusammen, welcher beweglich ist und herausgenommen wird, wenn der Erntewagen seinen Einzug hält. Oben stößt der Dössel in ein Loch des Querbalkens, unten greift er in die Schwelle, den süll, ein und zwar nach Art eines Bajonettverschlusses (Fig. 56). Auch die Schwelle ist beweglich und kann nach Bedürfnis entfernt werden, sie greift beiderseits in schräg vorstehende, an den Thorständern angebrachte, mit einem Schnitt versehene Klötze ein, die anschrâ'n. Der Verschluß der beiden am Dössel zusammenstoßenden Thorhälften erfolgt durch einen vorgesteckten Holzpflock, den stâker.

Außer dem Hauptthore sind noch zwei kleine seitliche Ausgangsthüren (lütje dôren) im hinteren Teile des Hauses vorhanden (Fig. 54, *h h*). Sie liegen stets da, wo die Ställe endigen und das Kammerfach beginnt, und führen nach dem Hofraume oder Garten. Auch die Ställe haben meist noch kleine Thüren nach dem Hofe auf der Langseite, durch welche der Mist herausgeschafft wird. Ihr Licht empfangen sie aber von der Däle; selten sind kleine Fensterchen nach der Außenseite hin angebracht. Dagegen haben die Stuben und die Küche ein oder mehrere niedrige Fenster. Da die Däle ihr Licht fast nur von der großen Eingangsthür empfängt und die beiden kleinen seitlichen Eingangsthüren meist geschlossen, zuweilen überhaupt nicht vorhanden sind, so kommt alles Licht von der ersteren und der Hintergrund der Däle ist gewöhnlich dunkel. Dort ist daher meistens in der Wand, die das Kammerfach abscheidet, eine kleine gemauerte Nische angebracht, in welcher eine Laterne steht. Eine solche Nische ist auf der Abbildung der Velpker Däle zu sehen (Fig. 57). Vorschrift für diese Nischen ist $1^1/_2$ Fuß Breite und 3 Fuß Höhe, nach der landesherrlichen Verordnung vom 10. April 1751.

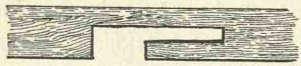


Fig. 56. Einschnitt in den süll für den dössel.

Gehen wir, von der Däle, dem Hauptraum, aus weiter auf Einzelheiten ein. An einem hellen Sommertage, wenn die Sonne scheint und die Ernte noch nicht eingebracht ist, können wir, auf der Däle stehend, das gewaltige Gebäude bis zur First überschauen. Denn über der Däle zeigen sich die weit voneinander abstehenden, sich quer über das ganze Gebäude ziehenden „Balken", die Träger der eingeernteten Heu- und Getreidevorräte. Damit letztere nicht nach der Däle durchfallen, sind lose auf dieselben der Länge des Hauses nach



Fig. 57. Däle in Delpke. Haus von 1678, abgerissen 1894. Rechts offener Stall. Die Treppe führt hinauf zur bône, vor der eine Galerie im Geschmack des 17. Jahrhunderts läuft. Darunter links die lüchte (Laterne) für die Erhellung der Däle.

BIBLIOTECA CENTRALĂ
UNIVERSITARĂ

Bretter, slêten, aufgelegt, die nach Bedürfnis hin- und hergeschoben werden können [1]).

Die Ställe zu beiden Seiten der Däle (gewöhnlich links vom Eingange das Rindvieh, rechts die Pferde) sind ursprünglich alle nach der Däle zu offen gewesen. Zwischen den Ständern steckte das Vieh die Köpfe heraus, um das Futter aus den längs der Däle verlaufenden Futterladen zu nehmen. Unter Vieh, vei, wird nur das Rindvieh verstanden, welches nach Häuptern, höwet, gezählt wird. Jetzt sind mannigfache Übergänge des Abschlusses der Ställe gegen die Däle vorhanden: Schiebethüren, niedrigere oder höhere Holzverschläge mit Thüren, oder endlich ganz trennende Mauern aus Ziegeln. Nur noch in wenigen alten Häusern findet man die Ställe nach der Däle zu offen. Vortrefflich waren diese nach der Däle offenen Ställe noch bis 1894 in dem letzten sächsischen Hause des Dorfes Velpke bei Vorsfelde zu beobachten, von dem ich hier den Längsschnitt gebe (Fig. 58) sowie eine Ansicht der Däle (Fig. 57).

Das Kammerfach im Hintergrunde des Hauses, jetzt fast durchweg zweistöckig, haben wir vorhin schon erwähnt. Gewöhnlich liegt die Küche in der Mitte

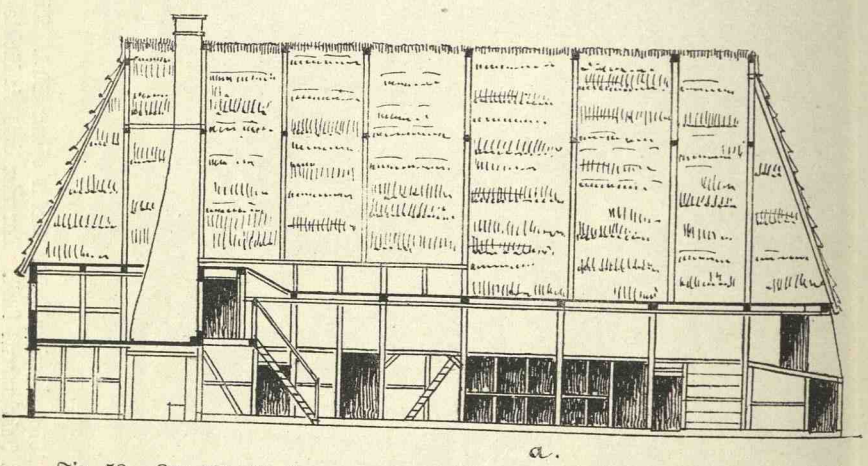


Fig. 58. Längsschnitt eines Hauses in Velpke von 1678. 1894 abgebrochen; bei *a* die nach der Däle zu offenen Ställe.

zwischen zwei Stuben, ein Zeichen, daß sie an die Stelle des einst hier gelegenen freien Herdes getreten ist. Von den Ställen sind oft noch einige kleine Kammern

[1]) Diese nicht festgenagelten sleiten oder slêten haben oft Unglücksfälle verursacht, denn tritt auf dem dunkeln Boden ein Mensch auf das Ende des Brettes, so schlägt dieses leicht über, der Betreffende stürzt durch die Balken auf die Däle und stürzt zu Tode. „Im Amte Gifhorn allein können solcher Unglücksfälle jährlich im Durchschnitte sechs angenommen werden und schwerlich möchten sich viele Häuser finden, worin nicht seit mehreren Generationen ein solches Unglück sich zugetragen haben sollte." (Vaterländ. Archiv d. Kgr. Hannover, IV, 306, 1821.) Jetzt sind die slêten meistens fest an die Balken angenagelt.

(*i i* in Fig. 54) für Waschraum, Futterschneiden, zum Aufbewahren von Geräten abgetrennt. Eine Regel besteht da nicht, sie liegen hinten oder vorn, je nach Bedürfnis. Oft noch trifft man bei den Ställen die Verschläge, Butzen, für das Gesinde; für die Mägde bei den Kühen; für Knechte und Enken bei den Pferden.

Fast alles Holz, welches zum Aufbau der alten Sachsenhäuser in Ständern und Riegeln verwendet wurde, ist kräftiges, Jahrhunderte überdauerndes Eichenholz, denn Tannen- und Fichtenholz war kaum zu erlangen. Fest und beständig ist das Gefüge des Hauses von den ländlichen Zimmerleuten, oft unter Beihülfe des Bauern hergestellt. Wenn das Strohdach vom Wetter zerzaust und verbraucht ist, selbst die Ziegel oder das Wellerwerk zerbröckelt sind, dann steht das alte Eichenholzgerüst oft noch kräftig da[1]). Wo Gemeindewaldung vorhanden war, erhielten die Einwohner das Süll-, Ständer-, Riegel- und Balkenholz von Eiche zum Bau im Walde angewiesen. Nach der Flechtorfer Dorfbeschreibung von 1754 war es jedesmal Eichenholz für 8 Spann oder Verbind.

Das Dach. Das Kennzeichnende unserer alten sächsischen Häuser, das sie stets von fern schon erkennen läßt zwischen allen modernen Neubauten, ist das ungeheure, hohe, den ganzen Einheitsbau überdeckende Dach. Bald mehr, bald weniger steil, aber niemals unter 45 Grad erhebt es sich über den an den Längsseiten wenig mehr als mannshohen Wänden. Bei den älteren Häusern ist die Bauart des Daches eine möglichst einfache. Die Sparren sind in die Balken eingezapft und der hânebalken ist die einzige Querverbindung, wie aus den mitgeteilten Durchschnitten erkenntlich. Die Dachdeckung ist aus etwa 35 bis 40 cm dick übereinander liegenden Strohbüscheln (dâkschûwen, docken) fest und wasserdicht gefügt und hat mit der Zeit eine fast schwarze Farbe angenommen, die nur durch angesiedeltes Moos, Graswuchs, Hauswurz u. dergl. Pflanzen unterbrochen wird. Das Decken des Daches mit den dâkschûwen beginnt vom unteren Rande an und schreitet nach oben hin bis zur First (fast) vorwärts. Die einzelnen Strohbüschel sind mit wêden, Weidenruten, zusammengebunden und auch mit solchen auf die Dachlatten angebunden, was durch Beihülfe und Anziehen mit einem Knebel erfolgte; sie wurden „anefrâlet“; neuerdings verwendet man dazu Nägel, anfangs aus Holz, später aus Eisen.

Alle im Braunschweigischen noch erhaltenen sächsischen Häuser haben an der Vorderseite nicht einen vollen, sogenannten steilen Giebel, der vom Boden bis zur First reicht, sondern einen vollen (Fig. 59 a. f. S.) oder halben Walm, d. h. die Strohkappe des Daches reicht wie an den Langseiten so auch an der Giebelseite

---

[1]) Die Ausfüllung des Fachwerkes ist gewöhnlich mit Ziegeln erfolgt. Als Grundlage des ganzen Baues dienen sehr oft Feldsteine, die zusammengelesenen erratischen Blöcke. Bei Nebengebäuden, den Spiekern, Schweinekoven u. dergl. findet man noch zuweilen Lehmwände, wobei der Lehm über Latten oder verflochtene Knüppel geschlagen ist, Wellerwerk. Das Holz, welches zu den Unterlagen der Lehm- und Gipsfußböden verwendet wurde, Weller- und Knüppelholz, bezeichnet man als dönnikholt (dönniken = tünchen).

bis auf die Mauern herab und läßt nur den Einschnitt für die Einfahrt (vorschûër) frei, oder der Giebel ist gebrochen und in seiner halben Höhe erst beginnt das zurückweichende Strohdach, einen halben Walm bildend. Die Rückseite

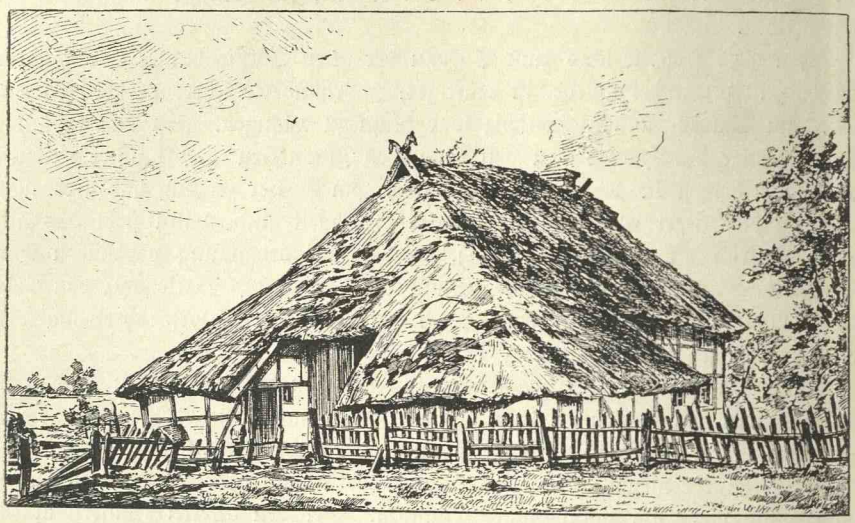


Fig. 59. Sächsisches Haus mit vollem Giebelwalm.
Nr. 35 in Wendeburg von 1707.

des Hauses am Kammerfach zeigt aber, auf späteren Ausbau deutend, meist einen vollen steilen Giebel. Nach unten zu sind die etwas über die Mauern hervorstehenden Strohdächer durch die öse, oise, dâkoisige auf der Innenseite geschlossen, Bretter, die auf der Hausmauer aufliegen und schräg gegen das Strohdach anschließen.

Wegen ihrer vermeintlichen Feuergefährlichkeit ist man den Strohdächern schon lange zu Leibe gegangen und Verordnungen haben sie untersagt, so die landesherrliche Verordnung vom 10. Juni 1747 mit der Einschränkung, daß nur überall da, wo Ziegeleien in der Nähe sind, Ziegeldächer gebaut werden müssen.

Der Schornstein und der alte Herd. Nur in seinem hinteren Teil über dem Kammerfach besitzt das Haus einen Schornstein; daß aber einst der Rauch frei durch das ganze Haus von dem offenen Herde aus durch das Thor und ûlenlock im Giebel abzog, beweisen noch die tiefgeschwärzten Balken aller alten Häuser. Schornsteine waren nämlich in der Mitte des 18. Jahrhunderts und darüber hinaus noch eine Seltenheit im Braunschweigischen, namentlich im Gebiete des sächsischen Hauses [1]), während sie in dem des thüringischen Hauses, gleich den Ziegeldächern, damals schon verhältnismäßig häufiger vorkommen. Die

[1]) Die landesherrliche Verordnung, welche bei Strafe bei allen Neubauten Schornsteine vorschreibt, ist vom 8. Oktober 1744.

handschriftlichen Dorfbeschreibungen erwähnen bei jedem einzelnen Hause, ob es einen Schornstein hatte oder nicht. Viele Dörfer besaßen einen solchen überhaupt nicht, so Duttenstedt noch 1777. Typisch ist z. B. folgende Beschreibung der Häuser in Hondelage von 1755: „Ein Wohnhaus mit Dreschdehle und Stallung. Im Hause ist kein Schornstein, aber ein Feuerspann. Mit Stroh gedeckt." Die alte Herdanlage dagegen war im vorigen Jahrhundert in unseren sächsischen Häusern noch sehr verbreitet. In der Dorfbeschreibung von Waggum aus dem Jahre 1754 heißt es: „Ackermann Kurt Benke hat einen mäßigen Hofraum, worauf das Wohnhaus von 10 Verbind mit einem schlechten Strohdache ohne Schornstein und ohne separater Küche, wie denn in allen Waggenschen Häusern dieselbe auf der Dehlen ist."

Noch finden wir heute seltene Beispiele bei uns, wo der Herd frei auf der Däle steht, mit oder ohne Schornstein.

In Neubrück, Amt Vechelde, steht (1899) im Hause Nr. 21 von 1660 (Besitzer Müller) auch der Herd noch an seiner alten Stelle auf der Däle, doch hat er 1860 statt des râmens (Feuerspanns) einen Rauchfang und Schornstein erhalten. Auf ihm wird ganz nach alter Weise mit dem Kesselhaken gekocht, da aber der Wind durch die beiden lütjen dôren und die lange dôr zu sehr „den Weibsleuten unter die Röcke fuhr", hat der Besitzer eine Mauer vor den Herd ziehen lassen und damit ist der Beginn einer Küche gegeben. Ich gebe dieses

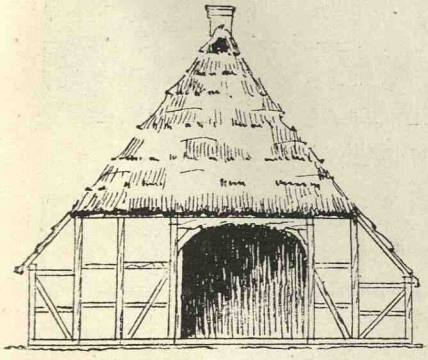


Fig. 60. Vorderansicht.

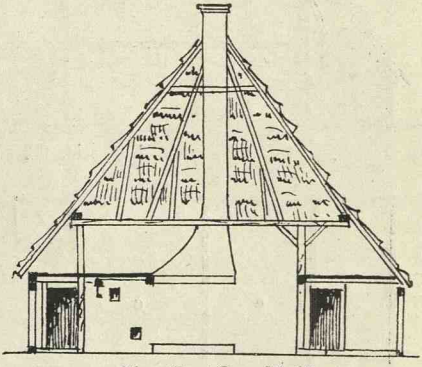


Fig. 61. Querschnitt.

Haus in Neubrück von 1660 (Müller). 1 : 200.

belangreiche Haus hier in Seiten- und Vorderansicht, Längs- und Querschnitt und im Grundriß. (Fig. 60 bis 64.) Aus letzterem erkennt man leicht, wie der alte ursprüngliche Bau nur bis zum Herde im Hintergrunde der Däle reichte und wie alles dahinter gelegene späterer Anbau ist. Der vordere Teil aber kommt in seiner Einfachheit der älteren Form des Sachsenhauses sehr nahe.

Ist nun auch innerhalb der Grenzen des Herzogtums Braunschweig die alte Herdanlage des sächsischen Hauses völlig verschwunden und überall der

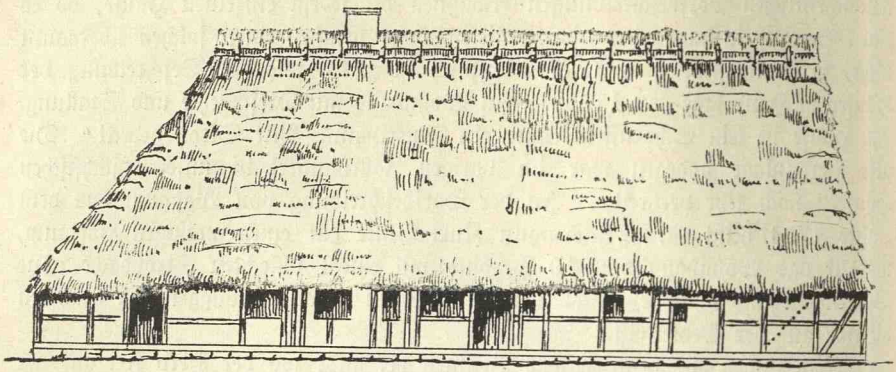


Fig. 62. Seitenansicht.

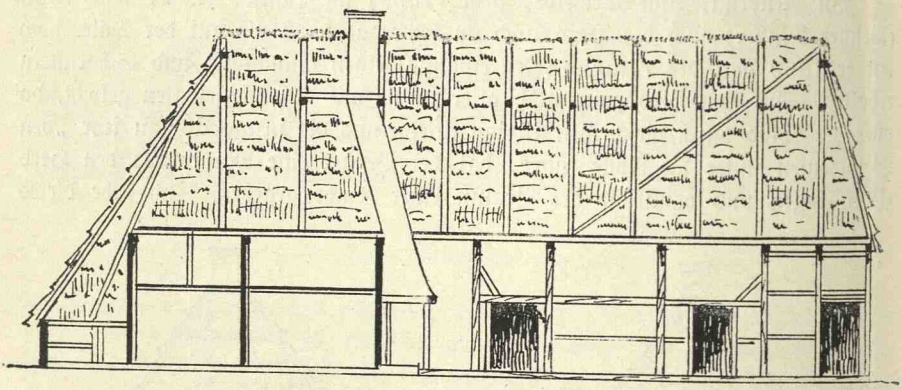


Fig. 63. Längsschnitt.

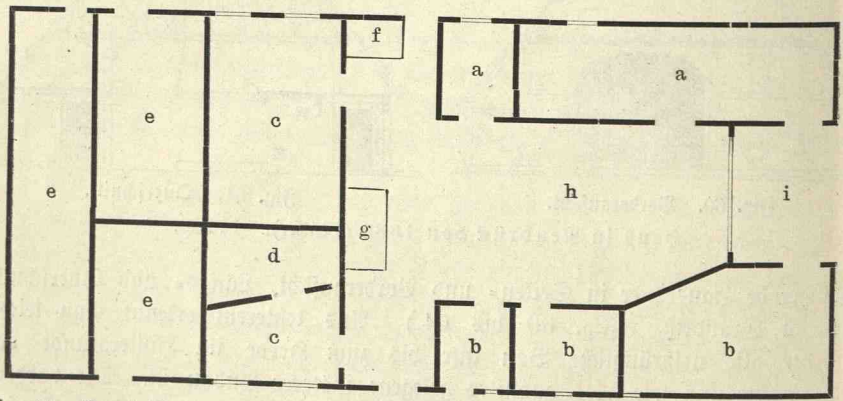


Fig. 64. Grundriß. a Pferdestall. b Kuhstall. c Stuben. d Alkoven. e Holz- und Geräteställe. f Butze. g Herd. h Däle. i Vorschuer. c, d und e sind später an das ursprüngliche Haus angebaut.

Haus in Neubrück von 1660 (Müller). 1:200.

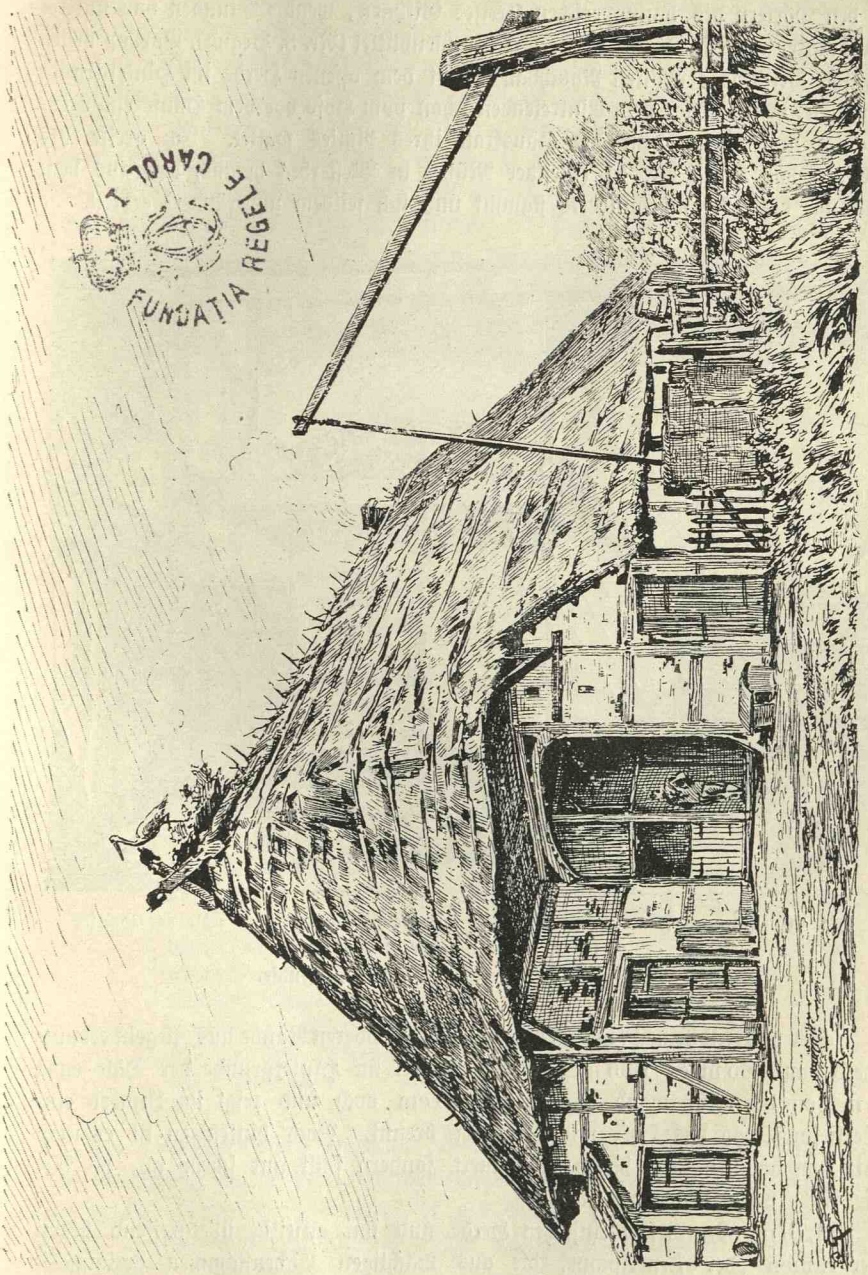

FUNDATIA REGELE CAROL I

Fig. 65. Sächsisches Haus Nr. 30 von 1664 in Lehre. (Grundriß Fig. 68.)

Schornstein zur Geltung gelangt, hat auch jetzt ein jedes Haus seine besondere Küche, so finden wir doch die alte Anlage sofort noch, wenn auch stets vereinzelt, in den Dörfern des hannoverschen Kreises Gifhorn, wenige Stunden von unserer Landesgrenze. Die Dörfer Westerbeck, Dannenbüttel (Nr. 3. Brand), Vorhop bieten typische Beispiele der alten Rauchhäuser mit dem offenen Herde im Hintergrunde der Däle, dessen Feuer dem Eintretenden schon vom Hofe vor dem Hause entgegenleuchtet und hinter dem die Hausfrau ihres Amtes waltet. Ich greife als Beispiel das Haus Nr. 11 (Besitzer Mühe) in Westerbeck heraus, das aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts stammt und sich seitdem unverändert erhielt.



Fig. 66. Râmen (Feuerspann) und Herd aus Feldsteinen auf der Däle des Hauses Nr. 11 zu Westerbeck (Kreis Gifhorn).
Nach einer Photographie von Dr. F. Fuhse.

Der aus Feldsteinen (kesserlingen) und am oberen Rande aus Ziegeln erbaute Herd von 1,65 m × 1,35 m Geviert steht frei im Hintergrunde der Däle etwa 1 m von der Hinterwand ab. Er ist 48 cm hoch und zeigt im Innern eine Vertiefung, wo das Holz und der Torf brennt. Nach hinten zu ist er nicht mit dem abschließenden Rande ummauert, sondern fällt nur schräg ab, da hier die Asche herunter gezogen wird.

1,70 m über diesem einfachen Herde und ihn allseitig übergreifend hängt der râmen oder Feuerspann, die aus mächtigen Eichenstämmen gezimmerte Schutzdecke für die nach oben fliegenden Funken. Der seit Jahrhunderten gegen

sie anschlagende Rauch hat sie nicht nur tief geschwärzt, sondern auch mit förmlichen, oft 20 cm langen Rußstalaktiten überzogen, die im Schein des Feuers erglänzen. Das hängende Viereck des schweren râmens mißt an der Vorderseite 2,60 m, an den beiden Längsseiten je 2,35 m. Die beiden die Längsseiten bildenden Eichenbalken sind in die Hinterwand eingelassen. Der sie vorn verbindende Querbalken aber wird von zwei senkrecht von der Decke herabreichenden und durch anschrâ'n verstärkte Balken von 1,25 m Länge gehalten. Das durch die Eichenbalken gebildete Viereck des râmens ist mit Eichenbrettern nach oben geschlossen, welche somit die Decke über dem Herde bilden. (In Dannenbüttel dienen beim Haus Nr. 3 statt der Bretter als Decke feste, mit Lehm überdeckte Eichenknüppel, Wellerwerk.) Ganz ohne Schmuck ist der alte Feuerspann nicht und kennzeichnend genug hat der Bauer, der ihn wohl einst selbst zimmerte, dazu die alten Pferdeköpfe gewählt. Die beiden seitlichen Längsbalken des râmens laufen nach vorn, nach der Däle zu, in zwei roh geschnitzte Pferdeköpfe aus (Fig. 66).

Unter dem râmen, quer über dem Herde, verläuft eine dicke Stange aus Eichenholz und an dieser hängt, an einem Ringe verschiebbar, der Kesselhaken, welcher den eisernen Henkeltopf über dem Feuer trägt (Fig. 67).

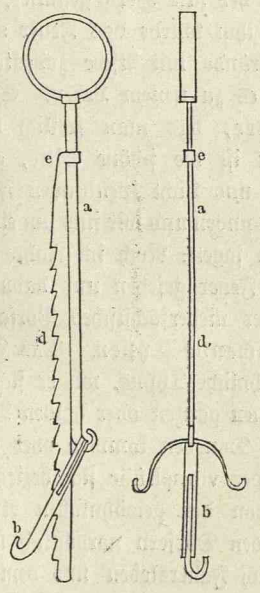


Fig. 67. Der Kesselhaken. In einem auf einer Querstange über dem Herde laufenden Ringe ist die Stange *a* befestigt, welche an ihrem unteren Ende den Haken *b* trägt. Dieser Haken ist durchbrochen, um die Zahnstange *d* hindurchzulassen, welche außerdem durch die Öse *e* an der Stange *a* beweglich ist. Soll die Lage verändert werden, so wird der Haken *b* aufgekippt, um die Zahnstange *d* so weit hindurchzulassen, wie gewünscht wird; alsdann wird an der betreffenden Stelle der Haken *b* wieder heruntergeschlagen, um die feste Verbindung wieder herzustellen.

Der Kesselhaken galt gleichsam als der Kern des alten Hauses und durch seine Berührung wurde bei Verkäufen sinnbildlich Besitz durch den Käufer von dem Hause ergriffen; auch wurde er als Marke in Grenzbeschreibungen aufgeführt, worüber aus dem Lüneburgischen zahlreiche Beispiele vorliegen[1]). Auch

[1]) Internat. Archiv für Ethnographie VIII, S. 247.

daraus erhellt seine Bedeutung, daß er in das Wappen niedersächsischer Adelsgeschlechter (z. B. v. d. Decken) übergegangen ist.

Vor und über dem Feuerspann verläuft gewöhnlich quer über die Däle eine Stange, der wîm, an welchem die Schinken, Würste, Speckseiten, von dem ewigen, conservierenden Rauch umhüllt, hängen. Damit wird das flet um den Herd herum auch zur Räucherkammer, unbeschadet, daß es auch als Küche und Hausflur dient. Durch das ganze Gebäude erstrecken sich, namentlich wo Torf brennt, dichte Rauchwolken, alles schwärzend und diese Schwärze ist auch den Häusern auf dem Balkenwerke der Däle geblieben, wo längst der alte Herd durch Küche und Schornstein ersetzt ist. Zu allen Fugen des Strohdaches zieht der Rauch hinaus, so daß man, von Ferne sehend, glaubt, das Haus brenne. Daß dieser unaufhörliche Rauch, verbunden mit dem Staub vom Dreschen und Fegen, auf die Atmungsorgane aber nachteilig wirken müsse und nicht etwa antiseptisch, das haben die Ärzte längst erkannt und so haben auch Gesundheitsrücksichten den alten malerischen Herd dem Untergange zugeführt. Malerisch und patriarchalisch war das Leben um ihn herum, wo die häuslichen Arbeiten der Hausfrau verrichtet wurden, wo sie spann und die Kinder sich umhertummelten.

So ist der alte Herd gestaltet, dem Justus Möser sein begeistertes Loblied sang. Auf ihm wurde das Feuer schûlend in der Asche erhalten, indem man die Kohlenbrände mit Asche zudeckte. Erst wenn wieder Glut nötig war, erweckte man es zu neuem Leben. So bewahrte der Herd, nach alter Sitte, das ewige Feuer, das man freilich heute leichter durch Streichhölzchen entfacht. Damit aber ist die schöne Sitte, gleich den Vestalinnen das Feuer zu hüten, den Wärme und Licht spendenden Funken zu bewahren, aus unserem Sachsenhause verschwunden und wir sind um ein Stück Poesie ärmer. Späteren Geschlechtern aber will ich sagen: Noch im Jahre 1900 habe ich den alten offenen Herd mit dem ewigen Feuer gesehen und dadurch einen Blick gethan in das alte häusliche Leben unserer niedersächsischen Vorfahren: unvergeßlich steht das Bild vor mir!

Abweichende Typen. Das Haus, welches ich hier zu schildern versuchte, ist der gewöhnliche Typus, wie er sich bei uns erhalten hat und nur, je nachdem das Dach einen ganzen oder halben Walm bildet, erscheint es in seinem Äußeren verschieden. Daneben kommen aber noch einige Varianten vor, die zunächst auf die Gestalt der vorschûër sich beziehen.

Eine von der gewöhnlichen Art der vorschûër abweichende Form tritt nämlich in den Dörfern nordöstlich und östlich der Stadt Braunschweig, in den Büttels, nach Fallersleben und dem Hasenwinkel zu, bei älteren Häusern auf. Sie entsteht dadurch, daß die eine Stallseite vor die Giebelwand etwas hervortritt und die andere demgemäß zurückbleibt. Dadurch wird die vorschûër nicht mehr zu einem bloßen Einschnitt in die Giebelseite, sondern nimmt, von der Dachkappe überschattet, etwa zwei Drittel derselben ein, wie dieses die Abbildung (Fig. 65) des Hauses in Lehre nebst dem dazu gehörigen Plane (Fig. 68) zeigen. Es findet sich auch ein späteres Zubauen dieser Art vorschûër, indem der



Sächsisches Haus in Ausbüttel von 1779.

(Besitzer Krakau.)

Tafel VI.



BIBLIOTECA CENTRALA A UNIVERSITATII REGELE CAROL I

zurückstehende Teil der Ställe vorgezogen wird und nun eine gewöhnliche Art der vorschûër entsteht, welche jetzt bloß in der Mitte einschneidet. Dieses ist z. B. 1779 bei dem schönen Hause Nr. 2 in Ausbüttel (nahe der braunschweigischen Grenze im Kreise Gifhorn) erfolgt, wo nun ein regelmäßiger Giebel mit Halbwalmdach entstanden ist (Tafel V).

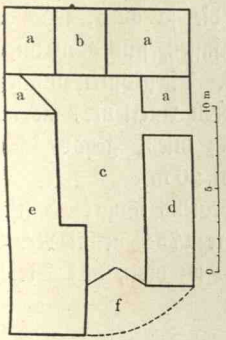


Fig. 68. Haus in Lehre. Nr. 30. Grundriß.
a, a Stuben und Kammern. b Küche. c Däle. d Kuhstall. e Pferdestall. f Vorschuer.

Eine größere Abweichung von dem allgemeinen Grundplan habe ich bei einem Hause gefunden, auf das ich zuerst[1]) aufmerksam machte (Tafel VI). Dieses malerisch gelegene und durch einen reich entwickelten Giebel ausgezeichnete Haus in Glentorf (Nr. 27, Besitzer Warnecke) ist nicht datiert, stammt aber aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Es zeigt uns, daß, so sehr auch die sächsischen Häuser unserer Gegend traditionell nach einem Muster gebaut wurden, doch auch in früherer Zeit Abweichungen, bedingt durch den Geschmack des Erbauers, nicht ausgeschlossen waren. Bei diesem Wohnhause liegen die Wohnräume nicht hinten, wie sonst allgemein üblich, sondern vorn, der Straße zu, hübsch zweistöckig entwickelt rechts von der Däle (Fig. 69). Wo sonst das Kammerfach sich anschließt, liegen die Fortsetzungen der Ställe, und

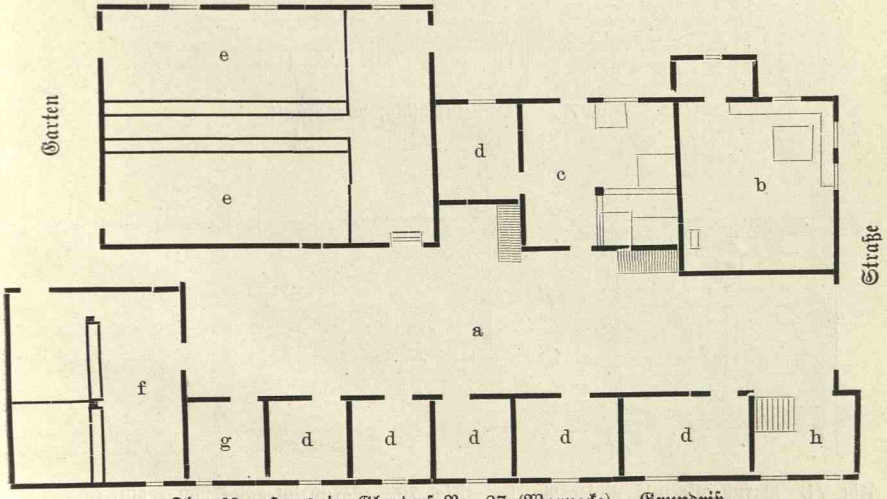


Fig. 69. Haus in Glentorf Nr. 27 (Warnecke). Grundriß.
a Däle. b Stube. c Küche. d Kammern. e Kuhstall. f Pferdestall. g Futterkammer. h Luchtwinkel.

die Däle ist bis hinten hin durchgeführt, hat aber nur einen schmalen Ausgang, der keineswegs der Breite des Giebelthores entspricht. Seitliche Ausgänge (lütje dören), die sonst neben dem Kammerfache an den Längsseiten ins Freie führen, fehlen

[1]) Zeitschrift für Ethnologie 1895, S. 33, nebst Abbildung.

dagegen dem gut erhaltenen, noch fast ganz im ursprünglichen Zustande befindlichen Hause[1]). In einigen Nachbardörfern, z. B. in Wahrstedt, kommen ähnliche Typen vor.

Die Größenverhältnisse der sächsischen Häuser, die ja alles, was der Landmann an Raum bedarf, unter einem Dache zusammenfassen, sind ganz ungewöhnliche, wenn man andere Bauernhäuser damit vergleicht. Die größten sind jetzt alle verschwunden; es waren diejenigen der wohlhabenderen Ackerleute, die am ehesten die Mittel zu einem Neubau besaßen; was übrig blieb, gehört schon kleineren Bauten an und erreicht höchstens eine Länge von 20 m.

In der Mitte des 18. Jahrhunderts werden aber bedeutend längere Häuser erwähnt. Die Dorfbeschreibung von Lehre aus dem Jahre 1754 nennt Nr. 3 „den großen Hof". Er war 85 Fuß lang (23,8 m), 45 Fuß breit, mit Stroh

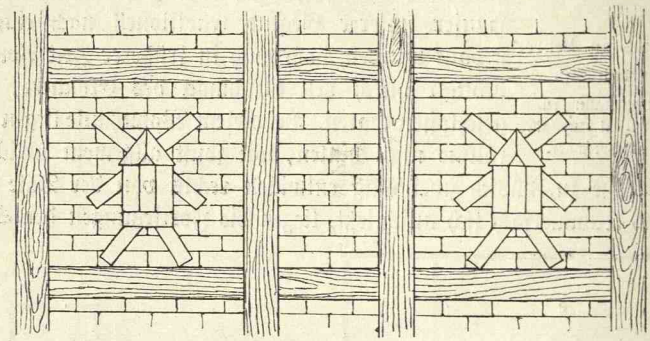


Fig. 70. Barnsteinsetzung, Wendschott.

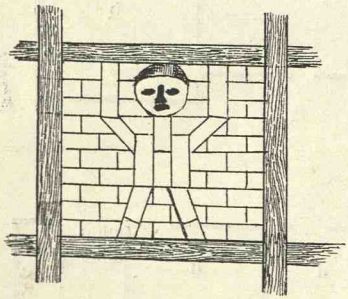


Fig. 71. Barnsteinsetzung, Rötgesbüttel.

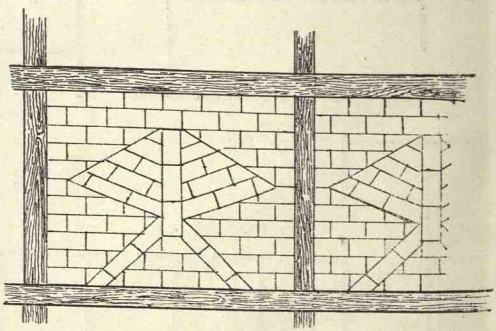


Fig. 72. Barnsteinsetzung, Rötgesbüttel.

gedeckt und ohne Schornstein. Häuser von 60 bis 70 Fuß Länge werden vielfach in diesem Dorfe angeführt. In Querenhorst berichtet die Dorfbeschreibung von 1756 vom Hause des Halbspänners Blanke: „Es hat 11 Verbind, ist

[1]) Ähnliche Typen bei Henning a. a. O., Fig. 19 (Leinegau und an der Diemel).

$86^1/_2$ Fuß lang (24,2 m), 41 Fuß breit, ohne Schornstein und mit Stroh gedeckt."

Der Giebel. Fast alle die erhaltenen alten sächsischen Häuser im Braunschweigischen stammen aus dem 17. und 18. Jahrhundert; die meisten derselben sind an der Stelle von Gebäuden errichtet worden, die der Dreißigjährige Krieg zerstörte. Beim Aufbauen konnte der verarmte Landmann nicht daran denken, sein Heim künstlerisch auszugestalten, ganz abgesehen von der Frage, ob er hierzu den Sinn besessen hätte. Nüchterne Zweckmäßigkeit, einzig Sinn für das Praktische kennzeichnen daher den Bau, und nur an der Giebelseite sind schüchterne Versuche zu einer künstlerischen Verzierung gemacht. Zunächst bei den Barnsteinen, die nicht immer einfach horizontal gelegt sind, sondern zuweilen Muster bilden, die sich zu geometrischen Figuren ausbilden. Öfter finden wir sie in der Form von Bäumen (Fig. 72), öfter als Windmühlen (Fig. 70), auch sind menschliche Figuren versucht worden (Fig. 71).

Die Überlieferung schweigt über diese Figuren, wenigstens habe ich stets nur die Auskunft erhalten, daß es sich um Zierat handle. Nur an den älteren Häusern finden sich diese Backsteinsetzungen, am häufigsten in den Büttels. Am meisten ist die baumartige oder als Strauch mit einem Stiel erscheinende Figur vertreten und diese stimmt ziemlich genau überein mit derjenigen, die anderweitig (bei Hamburg, Lübeck, Holstein, Lauenburg, angrenzende Teile von Hannover, Mecklenburg) als Donnerbesen bezeichnet wird. Die verfilzten, besenartigen Gebilde, die sich bei Kiefern und Fichten finden, werden vom Volke als Donner- oder Hexenbesen bezeichnet. Man steckte diese eigentümlich gestalteten Zweige auf den Giebel des Hauses, um es gegen Blitz- und Feuersgefahr zu schützen und ahmte sie im Rohziegelbau der Giebelfelder der bezeichneten Gegenden nach.

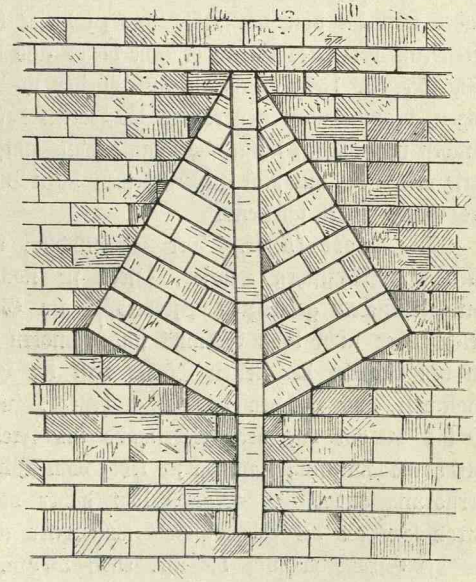


Fig. 73. Donnerbesen in Backsteinsetzung.
Vom Hause Nr. 1 in Kästorf bei Vorsfelde. 1713.

Die braunschweigischen Gebilde dieser Art (z. B. in Waggum) stimmen mit den aus dem nördlicheren Gebiete sehr überein, nur sind letztere aus einem Stiele hervorgegangen, während unsere meistens auf einem Paar Stelzen stehen. An der Aller aber schon finden sich Figuren aus Barnsteinsetzungen, die wir wohl für echte Donnerbesen ansehen dürfen, wenn auch der

Sinn derselben schon verloren ist. Fig. 73 habe ich am Hause Nr. 1 in Kästorf von 1713 gefunden [1]).

Am meisten Sorgfalt ist auf die Querbalken der Giebelseite verwendet. Der über dem Thore liegende Hauptbalken trägt gewöhnlich den Hausspruch, Namen des Erbauers und Jahreszahl der Erbauung. Bei einem Hause in Bortfeld von 1724 (Fig. 81) zeichnen sich die Verschalungen im Giebel durch eine fortlaufende Reihe aufgemalter Figuren von Tannenbäumen, Pflanzen u. dergl. aus. Profilierungen und Kerbschnitte an den Balken und Thüren sind nicht häufig, wie denn die kräftigen geschwärzten Eichenständer und Riegel flach, so, wie sie aus der Hand des Zimmermanns kamen, geblieben sind. Hier und da zeigen die Thürständer ein wenig Schnitzerei und bei dem erwähnten Hause in Glentorf (Tafel VI), welches aber in vieler Beziehung eine Ausnahme unter den sächsischen Häusern Braunschweigs bildet, tritt der obere Teil des Giebels unter dem Halbwalmdache über den unteren hervor und ruht auf den vortragenden Balken, welche von hübsch profilierten Konsolen getragen werden — ähnlich wie bei den Holzhäusern der Stadt Braunschweig, die hier wohl nicht ohne Einfluß geblieben sind. Die Galerie vor dem ersten Stocke des Kammerfaches und die von der Däle aus zu dieser hinaufführende Treppe zeigen auch oft gering verziertes Geländer, wie dieses aus der Abbildung der Däle in Velpke (Fig. 57, S. 157) ersichtlich ist. Weiter nördlich, namentlich im Kreise Isenhagen, beginnt man neuerdings die Balken der Häuser ultramarinblau zu übertünchen und darauf lange, das ganze Haus umschließende Bibel- und Gesangbuchverse mit Weiß und Rot aufzuschreiben, dazu Blumen im Geschmack des Tünchers; das Ganze wirkt schreiend.

Die Pferdeköpfe. Der wesentlichste, oft der einzige Schmuck unserer alten niedersächsischen Häuser, sofern sie noch Strohdächer besitzen, sind die charakteristischen gekreuzten Pferdeköpfe am Giebel, sowohl hinten wie vorn, welche aber nicht bloß Schmuck sind, sondern konstruktiv zum Bau gehören [2]). An den Giebeln der steilen Dächer tritt die Lage der Strohbündel (schûwen, docken), aus welchen das Dach besteht, zu Tage und steht meistens noch 30 bis 40 cm vor der Giebelwand ins Freie. Diese äußersten Kanten der Strohbedachung nun sind, da sie leicht vom Winde gefaßt werden, einer baldigen Zerstörung ausgesetzt. Man bringt daher vor den vortretenden Kanten der Strohlagen an der Giebelspitze Schutzbretter an, welche so breit sein müssen, als die Strohbedachung dick ist, etwa 30 cm. Diese Schutzbretter heißen bei uns windbrä'er, auch windberge, weil sie vor dem Winde und seinen Einwirkungen schützen, vor ihm bergen — gerade so wie in der Altmark [3]). Außer

[1]) Von den architektonischen Donnerbesen handelt E. Friedel in „Mölln und Till Eulenspiegel" (in der Berliner Zeitschrift „Der Bär" 1894) und im Monatsblatte der „Brandenburgia" (Januar 1896).

[2]) Vergl. hierüber Simon, Die Pferdeköpfe an den Giebeln der niederdeutschen Bauernhäuser. Zeitschr. d. histor. Ver. für Niedersachsen, 1880, S. 201.

[3]) Danneil, Altmärk. Wörterbuch, S. 280.

diesen Namen tritt in den Dörfern nördlich von der Stadt Braunschweig und dann weiterhin in den Büttels der Ausdruck kraienstaul, Krähenstuhl, für die Pferdeköpfe auf, weil die Krähen dort gern sich niedersetzen. Die Befestigung der Windbretter in die Lagen des Strohes wird entweder durch lange durchgesteckte Holznägel bewirkt, oder sie haben kleine Ausschnitte, welche in die vorretenden Dachlatten eingepaßt sind. Damit nun diese Windbretter, welche durchlocht sind, nicht aufspalten, ließ man sie am First kreuzweise übereinander vorstehen und in diese vorstehenden Enden sind nun durch sehr einfache Arbeit mit der Säge die Pferdeköpfe silhouettenartig eingeschnitten. Dabei hielt man sich, wie die Figur 74 zeigt, an die Breite des Brettes. So findet sich das

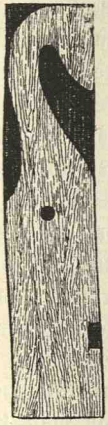


Fig. 74. Silhouette des Pferdekopfes.

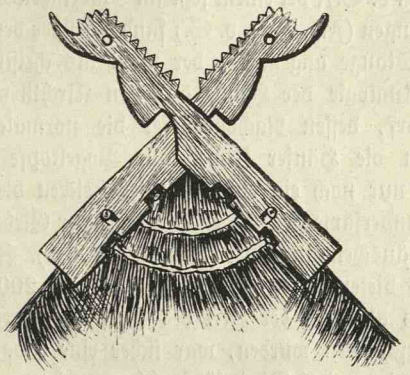


Fig. 78. Aus Ölper Nr. 59 (Utermark).

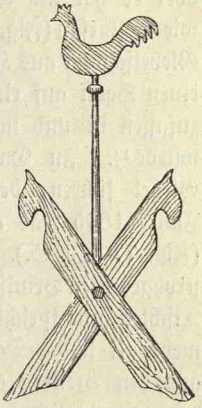


Fig. 76. Aus Hoitlingen.

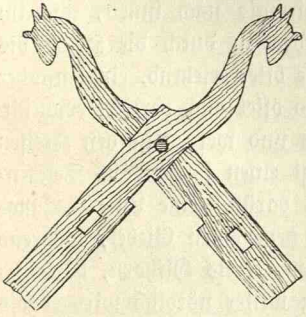


Fig. 75. Aus Parsau.

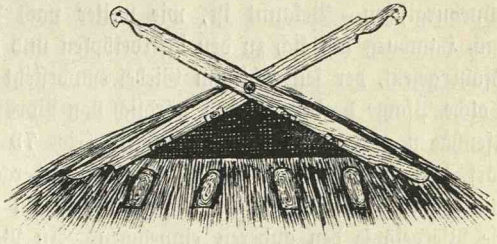


Fig. 77. Aus Danndorf Nr. 55 (c. 1700).

Ornament nur bei den alten Strohdächern, niemals aber bei den Ziegeldächern, die an deren Stelle traten, da bei letzteren das konstruktive Bedürfnis fortfiel.

Die Formen der Pferdeköpfe wechseln. Im allgemeinen aber sollen sie stets einen richtigen Pferdekopf vorstellen. Es kommen aber nicht bloß bei uns,

sondern auch in anderen niedersächsischen Landschaften, abweichende Formen vor, die man eifrig gesammelt und abgebildet hat. Ich glaube nicht, daß diesen abweichenden Formen eine allzu große und tiefe Bedeutung beizumessen und daraus womöglich ethnographische Schlüsse, z. B. fremde Abkunft der Bewohner, die unter diesen Pferdeköpfen wohnen, abgeleitet werden dürfen; ich bin vielmehr der Ansicht, daß der individuelle Geschmack des Zimmermanns hier das meiste gethan hat. Oft ist auch ein solcher Giebelschmuck mißraten und es sind da sonderbare Gebilde entstanden, deren zoologische Deutung schwer fällt. Selbst in ein und demselbem Dorfe kommen verschieden gestaltete „Pferdeköpfe" vor. Das zeigt sogar unser kleines Gebiet. Der normale Pferdekopf ist bald ohne, bald mit Zügel dargestellt; letzteres z. B. in den Dörfern Warmenau, Kästorf, Tiddische, oder er hat als Schmuck noch einen Strauß (oder Hörner) aufgesetzt erhalten, wie in Parsau (Fig. 75 a. v. S.); bei einem jetzt im Städtischen Museum befindlichen Giebelschmuck aus Hoitlingen (Fig. 76 a. v. S.) fand ich über den Pferdeköpfen noch einen Hahn auf einer Stange angebracht, der wohl als christliches Symbol aufzufassen ist und nach Analogie der Hähne auf den Kirchtürmen dorthin gestellt wurde[1]). In Danndorf, dessen Nachbardörfer die normalen Pferdeköpfe am Giebel führen, besaßen die Häuser früher alle Vogelköpfe als Schmuck; im Jahre 1895 war aber nur noch ein einziges Giebelzeichen dieser Art vorhanden (Fig. 77 a. v. S.). Wundersame Gebilde endlich zeigt der Giebelschmuck des letzten strohgedeckten Brinksitzerhäuschens in Ölper (Fig. 78 a. v. S.). Zimmermanns- oder Tischlerlaune spricht aus vielen dieser Gebilde, die doch nur 200 Jahre oder wenig mehr alt sind. Damals aber, in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, als sie aus den Brettern ausgeschnitten wurden, war sicher eine etwaige Tradition von der ursprünglichen Bedeutung der Pferdeköpfe schon verloren, so daß man sich an eine solche nicht zu halten brauchte und leicht Abweichungen von dem Herkömmlichen ersann. Das aber ist ständig bei den Pferdeköpfen in unserem Lande, daß sie nach außen schauend aufgefaßt sind, niemals nach innen, wie im Lüneburgischen. Bekannt ist, wie weiter nach Norden zu durch die Heide bis nach Hamburg hin sich zu den Pferdeköpfen und diese öfter ersetzend, ein einfacher Pfahl gesellt, der senkrecht am Giebel emporsteht und öfter auch verziert erscheint. Solche Pfähle beginnen schon nördlich von Vorsfelde und werden in den Kreisen Isenhagen und Ülzen immer häufiger. Fig. 79 zeigt einen solchen aus Teschendorf, der nach oben in einen Morgenstern übergeht, darüber eine Lilie — alles aus Eichenholz geschnitzt. Oft steht der Pfahl an dem einen Giebel, während die Pferdeköpfe den anderen einnehmen. In Vorhop, Kreis Gifhorn, hörte ich den Pfahl hânkenspêr und höschkenspêr nennen; weiter nördlich wird er als „Wendenknüppel" bezeichnet.

[1]) Der Hahn auf den Kirchen soll den Heiland andeuten (Wolfgang Menzel, Christliche Symbolik I, S. 366). Zu erinnern ist auch daran, daß Hoitlingen zu den wendischen Dörfern gehört und daß man im benachbarten hannoverschen Wendlande früher sogenannte Kronenbäume errichtete mit dem Kreuze und dem Hahne darüber. (Hennings, Das hannoversche Wendland, S. 74.)

Deutung der Pferdeköpfe. Wo der sächsische Stamm das Haus nach seiner Art gebaut hat, vom Rhein bis an die Elbe und darüber hinaus in der Mark, Mecklenburg, Holstein, Pommern, tritt der Pferdekopf als Giebelschmuck auf und er ist auch zu den benachbarten Wenden und Litauern übergegangen [1]). Er fehlt aber bei den nördlich angrenzenden Friesen und Dänen.

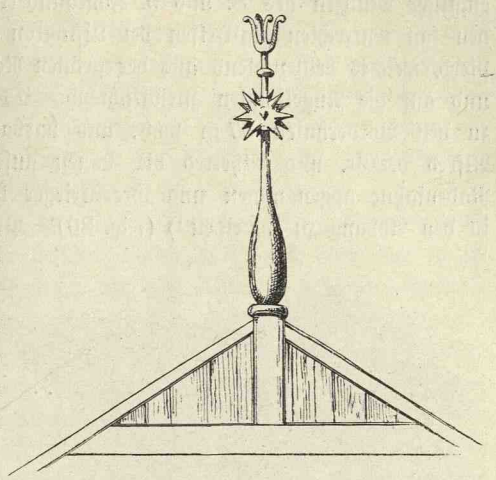


Fig. 79. Hânkenspêr. (Wendenknüppel.)

In einem geschlossenen Gebiete, das von einem Stamme, dem sächsischen, bewohnt wird, auftretend, ist dieser Giebelschmuck auch als ein Stammeszeichen aufzufassen und wenn er ähnlich hier und da an der Wolga oder in den Alpen, bei ganz anderen Völkern und mit einer ganz abweichenden Bauart verknüpft vereinzelt vorkommt, so ist doch ein innerer Zusammenhang und eine Verwechselung mit unseren Pferdeköpfen ausgeschlossen.

Der Sachsenstamm in seinem alten Gebiete, sein Einheitshaus und der Giebelschmuck der Pferdeköpfe, sie gehören untrennbar zusammen, und da erscheint denn die oft wiederholte Ansicht, daß die Pferdeköpfe auf ein heiliges Roß der Sachsen hindeuten, nicht ohne Begründung und annehmbar, wenn auch ein strenger Beweis dafür nicht erbracht werden kann. Equi candidi et nullo mortali contacti waren (Tac. Germ. X) den alten Germanen heilig. Berühmter Männer Roß wurde mit diesen auf dem Scheiterhaufen verbrannt (Tac. Germ. XXVII). Pferdeopfer waren im germanischen Altertum ein häufiger Brauch. Worauf deuten die vielen Hingstbarge, Roßberge, Schimmelberge in der von der Pflugschar unberührten Lüneburger Heide? Auf den Kultus des Pferdes bei Sachsen und Barden? [2]). Das Roß ist seit den ältesten geschichtlichen Zeiten unvergänglich mit dem Sachsenstamme verquickt und es findet als Abbild desselben noch heute seine Verwendung in und an vielerlei Gerät. Einen vortrefflichen Überblick gewährte 1898 die Niedersächsische Heraldische Ausstellung zu Hannover, in welcher dem Sachsenroß eine besondere Abteilung gewidmet war. Wie hoch das Volkssymbol hinaufgeht und sich nachweisen läßt, zeigt die Fahne der angelsächsischen Grafschaft Kent in England, das weiße Pferd im roten Felde, völlig unserem Wappen entsprechend. Hengist, der 455 das Königreich

[1]) Die Pferdeköpfe finden sich auch im nördlichen Nassau und im Siegenschen, also in einem südlich an die Sachsen angrenzenden Gebiete. A. Peez, Erlebt und Erwandert. Wien 1899, S. 7.

[2]) v. Hammerstein-Loxten, Bardengau, S. 564.

Kent gründete, ist es selbst, der bei Besitznahme Englands diese Fahne mit dem Roß hinübergetragen haben muß. Das wird überraschend bestätigt durch altenglische Münzen des 8. und 9. Jahrhunderts mit dem Pferde. Auch das in den fast senkrechten Kalkfelsen bei Uffington in Berkshire eingegrabene Riesenpferd, welches hellleuchtend aus der grünen Rasenfläche hervortritt, gilt als uralt und auf die Angelsachsen zurückführend. Es ist 107 m lang, vom Kopfe bis zu den Vorderhufen 37 m hoch, und barbarisch in der Form. Hier sollen Alfred d. Gr. und Ethelred die Dänen aufs Haupt geschlagen, ihnen Odins Rabenfahne abgenommen und ihre Krieger beauftragt haben, das Riesenpferd in den Abhang zu schneiden [1]) (Fig. 80). Privilegien schützten den Fortbestand dieses Denkmals und die Tage seiner Reinigung von Gras und Gestrüpp waren alte Festtage.

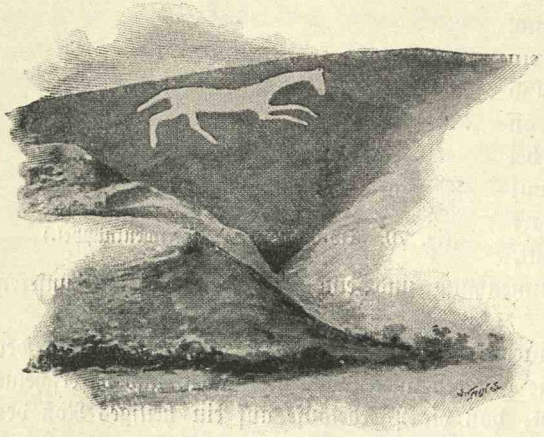


Fig. 80. Das weiße Roß von Uffington in Berkshire. Nach Pearsons Magazine 1897.

Vielfach ist die Ansicht ausgesprochen worden, daß die Giebelzier der Pferdeköpfe mit diesem altsächsischen Stammeswappen, dem Pferde, zusammenhänge, wie es im Wappen von Braunschweig, Hannover und Westfalen geführt wird und das wohl einen Nachklang des alten Sachsenrosses darstellt [2]).

In den älteren in Siegeln vorhandenen Wappen des sächsischen Hauses erscheinen der Löwe und die Leoparden. Erst nach der Mitte des 14. Jahrhunderts tritt plötzlich in allen Linien des alten Hauses Braunschweig völlig unaufgeklärt das Pferd in der Helmzier auf und daneben zeitweilig auch im Schilde. Das Pferd ist erst im 17. Jahrhundert unter Herzog Rudolf August (1666 bis 1704) zum Hauptwappenbilde des welfischen Hauses und damit zum Wappen von Braunschweig und Hannover geworden [3]). Auf älteren Münzen kommt das Pferd nicht vor [4]). Von 1649 an erscheint es auf den Münzen der Lüneburger, von 1690 auf denen der Wolfenbüttler Linie, auf den eisernen

[1]) Pearsons Magazine, Oktober 1897, S. 417 (Turf Monuments by J. R. Creed).

[2]) In den ältesten Zeiten sollen die Sachsen allerdings ein anderes Wappen, wenn der Ausdruck hier erlaubt ist, geführt haben. Widukind von Corvey, der im 10. Jahrhundert schrieb, berichtet nämlich (I, 11), daß die Sachsen, welche 531 den Franken gegen die Thüringer zu Hülfe kamen, „heilige Feldzeichen" geführt hätten, „mit der Figur eines Löwen und Drachen und darüber ein fliegender Adler".

[3]) H. Grote, Geschichte der welfischen Stammwappen. Leipzig 1863, S. 49 ff.

[4]) Eine Ausnahme bildet der Brillenthaler des Herzogs Julius von 1588.

Ofenplatten unseres Landes seit 1650. Wo aber kommt dieses heraldische Pferd her? Dürfen wir nicht vermuten, daß es, eine Erinnerung aus uralter Zeit, das Sachsenroß wieder auffrischte? Wie sehr aber das niedersächsische Volk sich im Zusammenhang mit seinem alten Symbole fühlte und noch fühlt, geht daraus hervor, daß es einen großen Teil seiner Geräte in Haus und Hof mit demselben schmückte. Am Herdrähmen erscheinen mächtig hervortretend aus den alten Eichenstämmen die Pferdeköpfe, das Schwingebrett für den Flachs und das Mangelbrett für die Wäsche, die Ofenplatten, die Bierkrüge, die Schüsseln und die Wirtshausschilder zeigen das Sachsenroß.

Neben der Ansicht, daß wir es mit einem Stammes- oder Wappenzeichen der Sachsen bei den Pferdeköpfen zu thun haben, läßt sich aber eine zweite hören. Durch das germanische Altertum geht die Sitte, den Kopf geopferter Pferde als sogenannte Neidstange zu errichten, d. h. man steckte das Roßhaupt auf einen Pfahl, richtete ihn nach der Gegend, von wo man Feinde erwartete und wähnte diese dadurch abzuhalten [1]). Derartige Vorstellungen haben sich bis über die Reformationszeit hinaus erhalten, wie noch 1584 der Schädel einer Stute auf eine Stange gesteckt als Mittel, um Ratten und Raupen zu vertreiben, in Deutschland angewendet wurde [2]). Der Gedanke lag nun nahe, die abwehrende Eigenschaft, die dem Roßhaupte innewohnte, gegenüber Feinden, menschlicher oder dämonischer Art, zu verwenden, indem man die natürlichen Häupter der geopferten Pferde am eigenen Hause anbrachte. Noch im Jahre 1898 fand ich über den Balken der großen Thür des niedersächsischen Hauses Nr. 18 in Rühen einen versteckten Pferdeschädel, den der Besitzer zur Abwehr von Pferdekrankheiten dort befestigt hatte. An die Stelle der natürlichen Schädel traten dann künstliche Nachbildungen, die am Giebel, dem hervorragendsten Teile des Hauses, aufgesteckt, allmählich bloß als Hausschmuck angesehen wurden, da der tiefere, innere Sinn mit der Länge der Zeit verloren ging. So entstanden nach dieser Ansicht unsere Pferdeköpfe auf den sächsischen Bauernhäusern. Warum aber sollten nur die Sachsen und nicht andere Germanen sie so benutzt haben?

Endlich wollen wir bei der Deutung noch dem nüchtern denkenden Architekten das Wort lassen. Simon [3]) begnügt sich mit der Erklärung, daß unsere Pferdeköpfe einfach als Verzierungen der Windbretter aufzufassen seien, die nach oben hin nicht stumpf und unfertig bleiben konnten, sondern weiter ausgestaltet werden mußten, wobei der Landmann auf das bei ihm beliebteste Tier, das Pferd, verfiel. Damit ist aber keineswegs das Vorkommen der Pferdeköpfe in so auffallender Weise im ganzen Gebiete des Sachsenstammes erklärt, und was den Sachsen in diesem Falle recht ist, ist anderen billig. Andere Stämme kennen aber diese Art der Windbretterausschmückung nicht in der ausgedehnten, das ganze

[1]) Grimm, D. M. 379.

[2]) R. Andree, Ethnographische Parallelen, Stuttgart, 1878, S. 128, wo die gleiche Vorstellung von der alles Übele abwendenden Macht der Pferde- und anderen Tierschädel bei Südslaven, Letten und verschiedenen Naturvölkern nachgewiesen ist.

[3]) Zeitschr. d. histor. Vereins für Niedersachsen 1880, S. 213.

Gebiet durchziehenden Weise. Jedenfalls haben die ersten beiden Deutungen, als Stammeszeichen der Sachsen und als schützendes, Unheil wehrendes Symbol für die Pferdeköpfe mehr Wahrscheinlichkeit [1]).

Das Ulenlock. Noch sind zwei mit dem Giebel zusammenhängende Dinge zu erwähnen. Bei den meisten alten Häusern mit Strohdächern zeigt sich nämlich zwischen Walm und First unter den Windbrettern ein kleines, nicht geschlossenes, sondern offenes Dreieck, das wohl ursprünglich dadurch entstanden ist, daß in dieser scharfen Spitze die Strohbedachung des Walms und der Dachflächen nicht leicht gut aneinandergefügt werden konnten. Diese Öffnung nun führt bei uns die Bezeichnung ûlenlock, anderwärts ûlenflucht. Sie dient dazu, den weiten Banseraum etwas zu erhellen und führte auch in früheren schornsteinlosen Zeiten wohl Rauch ab. Da hier die Hauseulen verkehrten, so erklärt sich der Name.

Zweitens. Die vier Bretter, welche ich unter dem Danndorfer Giebelschmuck (Fig. 77) abgebildet habe und die nach ihrem Zwecke einfache Befestigungsmittel der Strohbündel sind und häufiger bei uns vorkommen, z. B. in Glentorf am Hause des Vorstehers Franke, erscheinen von besonderem Belange für die Zeitbestimmung dieser Art von Befestigung. Das Verdienst, dieses nachgewiesen zu haben, gebührt R. Virchow, der die ganz gleiche Vorrichtung bei den italienischen Hausurnen gezeigt hat [2]). Bei letzteren findet sich nicht nur das Rauchloch, sondern auch das Walmdach, und an der Spitze desselben ein dreieckiger Ausschnitt, über welchem in der Regel drei, zuweilen mehr senkrecht oder etwas schräg gestellte Klötze herabhängen. „Diese an den Hausurnen selbst nicht ganz leicht zu deutende Anordnung erweist sich an unseren wirklichen Häusern als eine sehr praktische Einrichtung; es sind hölzerne Klötze, gelegentlich auch nur Strohwiepen, welche zum Festhalten des Strohes oder Rohres unter dem Rauchloch bestimmt sind. In den Hausurnen haben wir demnach die ältesten Zeugnisse für diese primitive Einrichtung gefunden, und da sie, wie ich in meinem akademischen Vortrag über die Zeitbestimmung der italienischen und deutschen Hausurnen nachgewiesen habe, bis in die protoetruskische Zeit zurückreichen, ist zugleich der Beweis für ein sehr hohes Alter und für eine sehr weite Verbreitung gewonnen."

An eine Entlehnung von den Protoetruskern bei unseren sächsischen Bauernhäusern braucht bei dieser Feststellung Virchows selbstverständlich nicht gedacht zu werden; man ist hier wie da auf die gleich praktische Einrichtung verfallen. Bei den deutschen Hausurnen finden sich übrigens diese Schutzbretter nicht, und es ist niemals ein unmittelbarer Zusammenhang der italienischen und deutschen Hausurnen erwiesen worden, letztere gehören auch nicht so alter Zeit wie die italienischen an, sondern stammen, wie M. Weigel nachgewiesen hat, aus der Zeit vom sechsten bis ersten Jahrhundert vor Christus [3]).

[1]) Es giebt noch weitgehende mythologische Deutungen der Pferdeköpfe, die mir als unnützer Ballast erscheinen und hier ganz übergangen werden.

[2]) Verhandlungen der Berliner Anthrophol. Ges. 1886, S. 428 und 1890, S. 556.

[3]) Weigel, Die Zeitbestimmung der deutschen Hausurnen. Globus, Band 61, S. 113 (1892).

Der Untergang des sächsischen Hauses. Schon im vorstehenden sind einige Ursachen angeführt worden, welche den Untergang des sächsischen Hauses bedingen, der in der Gegenwart sich nicht mehr aufhalten läßt. Freilich bietet es auch viele Vorzüge vor anderen Bauarten, die wir nicht verkennen wollen, welche aber nicht genügen, um dem fortschreitenden Untergange Einhalt zu gebieten. Justus Möser († 1794 zu Osnabrück) hat sie in seinen patriotischen Phantasieen alle aufgeführt und namentlich hervorgehoben, wie die Hausfrau von der Herdstelle aus das ganze Haus, Vieh und Gesinde mit einem Blicke zu übersehen vermag, was bei getrennten Räumlichkeiten nicht möglich. Auch unser gelehrter und geistreicher Landsmann Karl Rhamm hat dieses nicht ohne Glück, wenn auch mehr mit dem Herzen als mit dem Verstande gethan [1]). Während nun Möser das begeisterte Loblied des sächsischen Hauses gesungen hat, gab es schon früh Männer, welche auf die Nachteile desselben hinwiesen und namentlich die mangelhafte Reinlichkeit infolge des Zusammenseins von Vieh und Menschen unter einem Dache betonten. Im Jahre 1786 schrieb sogar die königliche Societät der Wissenschaften zu Göttingen eine Preisfrage aus: „Welches sind die besten Mittel, wodurch auf den Dörfern in Niedersachsen eine der Lebensart der Landleute gemäße Reinlichkeit eingeführt werden kann?" Nikolaus Beckmann wurde der Preis zuerkannt und seine Schrift [2]), welche meist auf die Behausungen unserer Heidebauern Rücksicht nimmt, enthält Schilderungen, welche eine ziemlich rückständige und unsaubere Lebensweise in den alten Sachsenhäusern vor hundert Jahren greifbar vor Augen führen. Er verlangt damals schon andere Bauweise. „Man betrachte die Häuser nur so inwendig als auswendig. Mehr fürs Vieh als für die Menschen darin ist ihre Einrichtung; auch steht der Landmann, besonders in Niedersachsen, dem Vieh bei jeder Gelegenheit gar zu gerne nach. Nicht Frau noch Kind, nicht Land noch Sand nennt er Hab und Gut, wohl aber sein Vieh Und dieses, sein sogenanntes ‚Gut' verloren, alles verloren." Jetzt nähme noch der Bauer Kälber, Schweine, Ferkel und Federvieh „sogar mit hinter seinen Ofen", das Haus sei vom Miste „wie eingedeicht", keinen Fuß vermöge der Landmann vor die Thür zu thun, ohne nicht in Sumpf und Mist zu geraten, es sei dunkel in den alten Häusern, denn die Fenster seien sehr klein, der Milchvorrat werde den ganzen Winter hindurch in den unsauberen, warmen Stuben gehalten, wo die übelsten Gerüche herrschen. Regne es stark, so fließe der Regen in die Lehmdiele herein und weiche diese zu einem Sumpfe auf, ja dieser Sumpf dringe in die Wohnung hinter die Diele, da auch dort der Fuß-

[1]) In seiner ausgezeichneten Schrift: Dorf und Bauernhof im altdeutschen Lande, wie sie sind und wie sie sein werden. Leipzig 1890. Es ist dieses eine der vorzüglichsten Schriften, die wir über deutsche Dörfer und Bauernhöfe besitzen, der Niederschlag einer großen Belesenheit und fleißiger Forschung. Tief zu bedauern ist es, daß der Verfasser infolge eines Augenleidens bisher verhindert war, sein großes Wissen in einem gelehrten Specialwerke niederzulegen.

[2]) Abgedruckt in den Gelehrten Beiträgen zu den Braunschweigischen Anzeigen, 23. September 1786 ff.

boden oft genug aus Lehm bestehe. Abtritte seien nicht vorhanden. Schornsteine fehlen auch fast überall und der Rauch zieht durch das ganze Haus. „Nächst dem Schornsteinfegerschmutze vom Brande des Kienholzes im Cellischen, besonders in der sogenannten Heidmark, wobei die Einwohner als Cyklopen selbst erscheinen, ist wohl nicht leicht etwas, das die Unsauberkeit unserer Bauern, wenigstens bei winterlangen Abenden, mehr mit unterhält als das Brennen des bisher gewöhnlichen Thranes in einem von Menschen, auch Vieh vollgepfropften kleinen und niedrigen Loche, das sie Stube nennen, und dessen stinkendem Ofen sich alles mit Händen und Füßen zudrängt. Krankheitdrohende Wolken vom schlechtesten Tabak, Branntwein, allen möglichen, so alten als neuen Nahrungsmitteln und übrigen Gerüchen und ins Unendliche wiederholten Ausdünstungen von Menschen und Vieh ziehen bis zum Ersticken in einem solchen allenthalben sorgsam verrammelten Gefängnisse umher und suchen vergeblich anderswo unterzukommen als in den Lungen der Menschen und Tiere." Was Beckmann vor mehr als einem Jahrhundert hervorhob, das konnte — ohne von ihm etwas zu wissen — noch neuerdings Dr. A. Wallbaum bestätigen, welcher die hygienischen Nachteile unserer Sachsenhäuser klarlegte[1]).

Heute hat das sächsische Haus schon umfangreiche Gebietsverluste zu beklagen, seine Grenze ist stark aufgelockert und in Dörfern, wo es früher allein herrschte, findet man oft nur ein einziges Haus noch, das davon Kunde giebt, wie hier einst das urtümlichste der deutschen Gebäude sich ausbreitete. Aber nicht nur an der Grenze, sondern auch im Innern des ganzen Gebietes, welches das sächsische Haus einnimmt, vom Rhein bis in den deutschen Osten, geht der zersetzende Prozeß vor sich, namentlich in der Nachbarschaft der größeren Orte und an den Eisenbahnen, wo oft städtische Bauformen an die Stelle der alten Bauernhäuser treten. Und diese Umwandlung schreitet unter unseren Augen mit außerordentlicher Schnelligkeit vor, so daß in absehbarer Zeit typische sächsische Bauernhäuser bei uns eine Seltenheit werden müssen. Es wird nicht allzu lange mehr dauern, bis das jetzt noch zusammenhängende Gebiet des sächsischen Hauses kein geographisch geschlossenes Ganzes mehr bildet, sondern nur eine Anzahl Inselbrocken — in Westfalen, Oldenburg, dem Lüneburgischen ꝛc. — als seine Reste verblieben sind, während Bauten im städtischen oder oberdeutschen Stile an die Stelle des Verlorenen treten.

Fragen wir nach den Ursachen, welche diese Verluste bedingen, so zeigt sich klar, daß das alte sächsische Haus den heutigen Bedürfnissen der Insassen und der Landwirtschaft nicht mehr entspricht. Die durch die Separation wesentlich mit beförderte Einführung der Stallfütterung hat auf die Steigerung der Kornerträge mit eingewirkt, so daß die bisherigen Räume für Unterbringung der ganzen Ernte nicht mehr ausreichten. Daher An- und Umbauten, um mehr

---

[1]) Dr. A. Wallbaum, Das niedersächsische Bauernhaus und seine Gefahren in gesundheitlicher Beziehung. Marburger Dissertation 1897. Mit Ansichten der Häuser zwischen Weser und Elbe.

Raum für das Vieh und für die Ernte zu erhalten (Fig. 81). Der Bauer von heute ist ein anderer, ein wohlhabenderer, mit den Bedürfnissen der Kultur und des Luxus vertrauter geworden. Da mag er nicht mehr mit dem Vieh unter einem Dache leben, in den paar engen Stübchen, die hinter dem Flet abgetrennt worden sind. Er braucht schon eine „gute Stube", womöglich mit einem Piano; er trennt sich vom Gesinde, das auch bessere Räume verlangt, als sie das sächsische Haus bieten kann. Mehr und mehr übernehmen Maschinen in der Landwirtschaft die Arbeit und dreschen vielfach schon auf dem Felde das Korn; da wird die weite Däle, die den größten Teil des sächsischen Hauses umfaßt, unnötig. Ohnehin war schon immer an den alten Häusern geflickt und abgeändert worden. Die Baupolizei verbietet die Strohdächer; ist daher am Dache eine Ausbesserung nötig, dann kommen Ziegel in Anwendung; man findet jetzt Dächer, die halb noch mit dem alten Stroh, halb mit Ziegeln gedeckt sind; betrifft die Ausbesserung mit Ziegeln den Giebel, so fallen die alten, konstruktiv zum Strohdache gehörigen Windbretter mit den Pferdeköpfen weg. Immer weiter gehen die Änderungen an dem alten Einheitskörper. Stuben und Küche hinten am Flet waren schon lange abgetrennt oder „abgebaut", wie man bei uns sagt; die Ställe zu beiden Seiten an der Däle, von der aus man das Vieh fütterte, waren durch Scheidewände von jener gesondert worden. Jede Änderung zog eine andere nach sich; die Haupteingänge liegen dann hinten auf der Langseite, nicht mehr vorn am Giebel; Stuben und Ställchen werden angebaut und das Ganze, nun eine Mischform, war nichts Rechtes, entsprach nicht mehr den Bedürfnissen. So drängte sich von selbst der oberdeutsche Bau, als der praktischere, auf, wenn man nicht gleich vorzog, ein Haus im städtischen Stile, nach dem Vorbilde der Gutsbesitzer zu bauen, neben dem sich große Wirtschaftsgebäude erheben. Da, wo der Kampf zwischen den verschiedenen Häusertypen stattfindet, zeigen sich jetzt dreierlei Formen oft dicht nebeneinander: 1. das alte, mehr und mehr verschwindende sächsische Haus; 2. eine Mischform aus diesem und dem oberdeutschen Hause, die dadurch gekennzeichnet ist, daß die Giebelseite nicht mehr Hauptseite bleibt, sondern die Längsseite an deren Stelle tritt; die große Einfahrtsthür unter dem Giebel wird für die Bewohner entbehrlich, die Nebenthüren der Langseite werden Hauptthüren und tragen jetzt die sonst an der Giebelseite stehende Hausnummer; das Flet wird zur Flur, von der aus man einerseits zur Wohnung gelangt, die aus dem vergrößerten „Kammerfach" sich herausbildete, anderseits zu den Ställen und der zusammengeschrumpften Däle; 3. das siegreich vordringende oberdeutsche Haus mit seinen gesonderten Wohnräumen, Ställen ꝛc. und daneben die städtische Villa und das Arbeiterhaus.

So erfolgt die Auflösung der Grenze des sächsischen Hauses durch Vordringen der oberdeutschen und städtischen Bauten.

Die Grenze zwischen dem sächsischen und oberdeutschen Hause im Braunschweigischen. Es ist in volkskundlicher und auch geschichtlicher Beziehung von Wichtigkeit, die genaue Grenze kennen zu lernen, bis zu der das alte Sachsenhaus sich verbreitet hat. Sie fällt im Norden mit der Abgrenzung

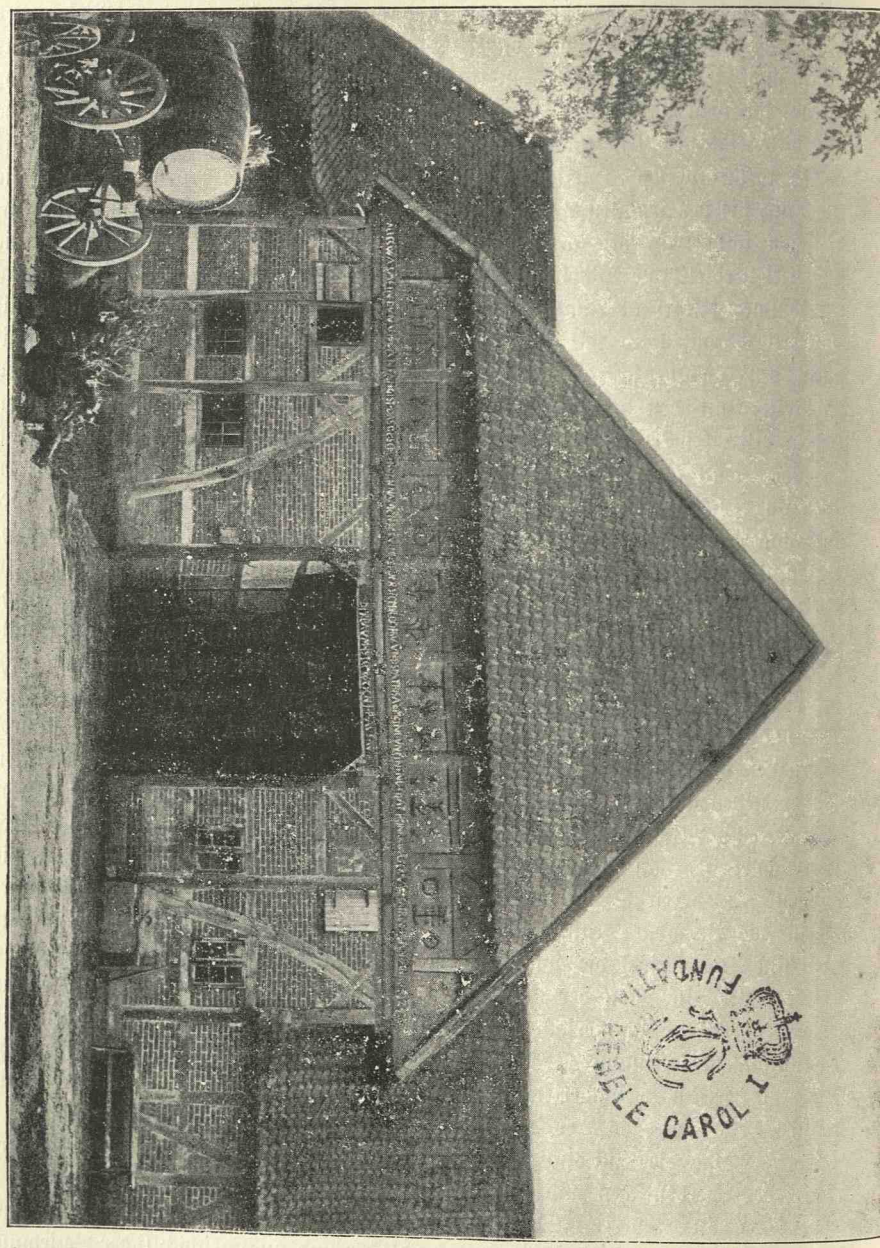


Fig. 81. Umgebautes sächsisches Haus in Borsfeld von 1724.
(Ziegeldach statt des alten Strohdaches, Fenster nach vorn, Erweiterung der Ställe durch seitliche Anbauten.)

gegen die Friesen und Sachsen, im Süden mit der Grenze gegen mitteldeutsche Stämme zusammen, in deren Gebiet der Sachse teilweise (wie im nördlichen Thüringen) erobernd eingriff. Sein ursprüngliches Gebiet aber hörte mit jener Grenze auf, die bis zu unseren Tagen von der Südgrenze des sächsischen Hauses bezeichnet wird; wo er erobernd darüber hinausging, auf altthüringischen Boden gelangte, da tritt uns auch heute noch eine andere Bauart entgegen. Leider aber ist, wenngleich wir die Ausdehnung des Sachsenhauses in großen Umrissen kennen, eine schärfere Grenzbestimmung desselben noch nicht allenthalben durchgeführt, wiewohl es dazu höchste Zeit ist, da die alten Häuser hinwegschmelzen. Diese Bestimmung aber ist von Wichtigkeit, weil, wie schon Virchow hervorgehoben [1]), „das sächsische Haus als ein brauchbares Zeichen der Stammesangehörigkeit sich immer weiter in die östlichen Koloniegebiete des nördlichen Deutschlands hat nachweisen lassen".

In den zusammenfassenden Werken über das deutsche Haus stehen nur ziemlich unbestimmte Mitteilungen über Ausdehnung und Begrenzung des Sachsenhauses. August Meitzen [2]) giebt die Abgrenzung nur in großen allgemeinen Zügen, Rudolf Henning [3]) desgleichen und mit fast denselben Worten wie Meitzen. Bei neueren finden sich oft noch weniger eingehende und irreführende Angaben [4]). Außer in manchen Einzelschriften, die bei Henning angeführt sind, läßt sich vieles über die Grenzen bei Landau zusammenstellen [5]). Für seine Ausdehnung im östlichen Pommern bei Greifenberg und Köslin sind neuerdings Zeugnisse gewonnen worden [6]). Für die Mark Brandenburg haben wir eine Arbeit von Rob. Mielke [7]), aus welcher hervorgeht, daß sich das eigentliche echte Sachsenhaus nur noch im nordwestlichen Teile derselben, in der Priegnitz, rein erhalten hat, während der größere Teil der Mark schon mit Mischformen erfüllt ist.

Solche Angaben genügen nicht und die Einzelforschung hat nun Platz zu greifen, um heute, solange es möglich ist, das vorhandene Inventar des sächsischen Hauses festzustellen.

Mit der Grenze der niederdeutschen Sprache fällt die sächsische Hausgrenze

---

[1]) Verhandl. d. Berliner Anthropol. Ges. 1890, S. 564.

[2]) Das deutsche Haus. Verhandlungen des ersten deutschen Geographentages 1881, S. 67.

[3]) Das deutsche Haus. Straßburg 1882, S. 9.

[4]) Meldahl und Poestion, Über die historischen Formen der Holzbaukunst und die geographische Verbreitung derselben. Sitzungsberichte der Wiener anthropologischen Gesellschaft 1892, S. 53. Dort heißt es, der sächsische Typus sei verbreitet „von Mecklenburg gegen Süden und nördlich vom Harz gegen den östlichen Lauf des Rheines hin und etwas hinauf nach Holstein". Daraus kann sich niemand ein Bild machen.

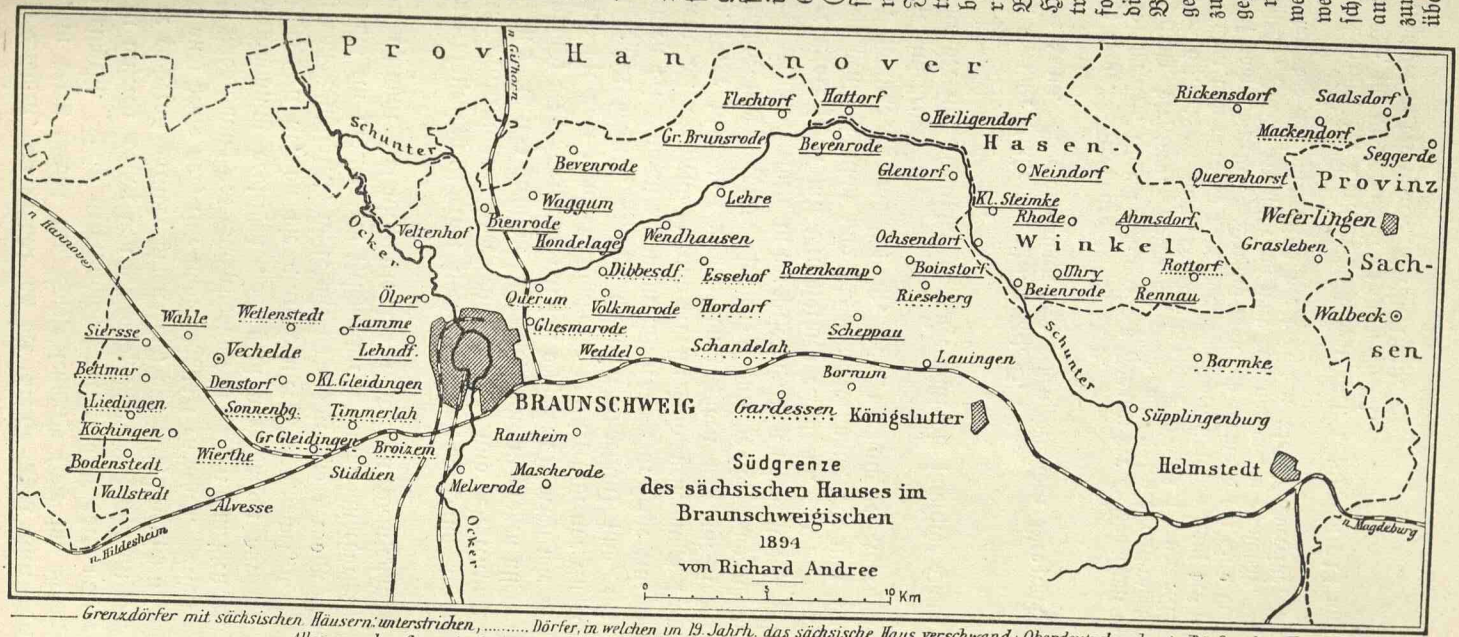
[5]) Dr. G. Landau, Zweite Ausführung über den nationalen Hausbau. Beilage zum Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichtsvereine, Nr. 12, September 1859.

[6]) Meyer in Verhandl. der Berliner Anthropol. Ges. 1889, S. 614 und Jahn in der Zeitschr. des Ver. für Volkskunde I (1891), S. 81.

[7]) Die Bauernhäuser in der Mark. Berlin 1899.

nicht zusammen, erstere[1]) liegt durchschnittlich südlicher. Auch nicht mit den Grenzen des Sachsenlandes stimmt sie überein, wenigstens nicht im Südosten, wo die Sachsen erobernd in die thüringischen Lande eingriffen. Eine genaue, von Dorf zu Dorf vorgehende Abgrenzung des sächsischen Hauses gegen das oberdeutsche, eine Darstel-

[1]) Die neueste kartographische Darstellung der Südgrenze der niederdeutschen Sprache habe ich im Globus, Band 69, Nr. 2 und 3 (1891) gegeben, wo sie von Ort zu Ort nach den letzten Forschungen eingetragen ist. Die Karte bedarf nur einer Berichtigung in d. Mark Brandenburg, wo ich Haushalters nicht zutreffenden Angaben folgte. Gerade für die Umgebung von Berlin vermissen wir genaue Aufnahmen, zumal Abgrenzung gegen die spät germanisierten, ehemals wendischen Gebiete, welche die niederdeutsche Sprache kaum annahmen und gleich zum Hochdeutschen übergingen.



——— Grenzdörfer mit sächsischen Häusern unterstrichen, ... Dörfer, in welchen im 19. Jahrh. das sächsische Haus verschwand; Oberdeutsch gebaute Dörfer ohne Unterstreichung
Alles von den Grenzdörfern nach Norden zu gelegene gehört dem Gebiete des sächsischen Hauses an.

Fig. 82.

lung, wie das letztere vordringt und der alte Charakter der Dörfer dadurch verändert wird, ist daher noch eine zu lösende Aufgabe.

Da nun die Südgrenze des sächsischen Hauses quer durch das Hauptstück des Herzogtums Braunschweig von West nach Ost verläuft, so bot sich mir die dankbare Aufgabe, dieselbe nach den noch vorhandenen Resten des Sachsenhauses festzustellen[1]). Ich habe sie im Jahre 1894, auf welches sich die Angaben beziehen, von Dorf zu Dorf verfolgt und auf der beigegebenen Karte niedergelegt (Fig. 82). Im ganzen ist sie richtig, einzelnes mag übersehen sein, namentlich bin ich bezüglich mancher Grenzdörfer nach Süden zu wegen mangelnder Nachrichten nicht ganz sicher, ob sie ursprünglich zum Gebiete des Sachsenhauses oder zur thüringischen Bauart gehörten. Die Grenze zwischen beiden verläuft noch jetzt ziemlich scharf, wiewohl sich deutlich erkennen läßt, daß schon ein schmaler Gebietsstreifen an das oberdeutsche Haus verloren gegangen ist und daß, wenn auch in geringem Maße, schon im achtzehnten Jahrhundert ein Vorkommen beider Hausformen nebeneinander in den Grenzgebieten stattgefunden hat.

Daß das sächsische Haus im Braunschweigischen (dessen um die Stadt Braunschweig herumliegendes Hauptstück hier allein in Betracht gezogen wird) einst etwas weiter nach Süden reichte, als es heute der Fall ist, kann ich für einige Dörfer, wo es jetzt ganz verschwunden ist, aus meiner Jugenderinnerung bezeugen; für andere wird sein ehemaliges Vorhandensein durch die Überlieferung der Bewohner bestätigt, und endlich spricht es für eine früher südlicher reichende Verbreitung, daß in manchen, heute ganz oberdeutsch gebauten Dörfern noch vereinzelt an alten Nebengebäuden, Koten, Spiekern und derartigen untergeordneten kleinen Baulichkeiten sich mit den alten Strohdächern noch die alten sächsischen Pferdeköpfe als Giebelschmuck erhalten haben. Wo der Bau der Häuser von Anfang an oberdeutsch war, da fehlen die Pferdeköpfe vollständig, waren sie auch nie vorhanden, wenigstens nicht in unserm Gebiete. Es zieht sich also im Süden der Dörfer, welche heute noch sächsische Häuser aufweisen, ein schmaler Streifen solcher hin, in denen alte Koten und Spieker mit Strohdächern, Mischformen von sächsischen und thüringischen Häusern, beide noch hier und da mit dem Giebelschmuck der Pferdeköpfe, auf den Gebietsverlust des sächsischen Hauses hinweisen. Solche Dörfer sind z. B. Broitzem, Schapen, Essehof, Groß-Gleidingen[2]). Von dem in Rede stehenden Hauptstück des Herzogtums gehört heute noch etwa das nördliche Drittel also Teile der Kreise Braunschweig und Helmstedt, dem

---

[1]) Zuerst Zeitschr. f. Ethnologie 1895, S. 25. Die ersten, welche auf die Verschiedenartigkeit des Hausbaues bei uns aufmerksam machten und zwischen obersächsischer und lüneburgischer Bauart unterschieden, waren Hassel und Bege, Beschreibung der Fürstentümer Wolfenbüttel und Blankenburg (1802), I, 116, 117.

[2]) Dürre (Geschichte der Stadt Braunschweig im Mittelalter, S. 19) macht wenigstens kurz auf die Grenze des sächsischen Hauses aufmerksam. Ich glaube aber, daß er irrt, wenn er Leiferde und Rüningen noch unter die Dörfer mit sächsischen Häusern rechnete. Die handschriftliche Dorfbeschreibung von Rüningen aus dem Jahre 1773 erwähnt die Scheunen als neben dem Wohnhause stehend.

Gebiete des sächsischen Hauses an. Die Grenze verläuft auf eine Länge von etwa 60 km von Bodenstedt an der hannöverschen Grenze im Westen bis nach Saalsdorf an der Grenze gegen die Provinz Sachsen (vergl. die Karte). Es ist dabei zu bemerken, daß manchmal in den als Südgrenze angenommenen Dörfern nur noch ein einziges sächsisches Haus vorhanden ist, welches denn auch bald verschwinden wird. Alles, was nördlich von der bezeichneten Grenze liegt, gehört heute noch zum Gesamtgebiet des sächsischen Hauses, wiewohl auch innerhalb desselben schon Verluste stattfinden und der Auflösungsprozeß begonnen hat. Ich sehe ab von Veltenhof, das 1750 durch pfälzische Kolonisten gleich oberdeutsch angelegt wurde und wo heute noch inmitten der plattdeutschen Zunge die pfälzische Mundart ertönt. Aber unter dem Einflusse der Hauptstadt haben benachbarte ehemals sächsisch gebaute Dörfer, wie Gliesmarode, ihre alten Häuser verloren und andere Dörfer, wie z. B. Liedingen und Bettmar, beide noch innerhalb der sächsischen Hausgrenze, prunken heute mit städtischen Villen in Blumengärten, die Besitzer sind keine Bauern mehr, sondern reiche „Ökonomen" — und doch standen hier vor vierzig Jahren noch viele sächsische Häuser.

Im einzelnen ist folgendes von Dorf zu Dorf über den Verlauf der Grenze zu bemerken, wobei ich im Westen, wo Braunschweig an das Hildesheimsche stößt, beginne.

Bodenstedt, noch ein altes, stark im Verfalle begriffenes sächsisches Haus (Nr. 5, Besitzer Söchtig). Sonst thüringischer Bau vorherrschend. — Köchingen, noch ein 1729 erbautes sächsisches Haus (Nr. 9, Besitzer der Schuster Leberkühn). Es ist kennzeichnend, daß oft die alten, von den reich gewordenen Bauern verlassenen Häuser an Handwerker und kleine Leute verkauft oder vermietet werden, wie ich dieses hier und öfter getroffen habe[1]). Was soll aber der keine Landwirtschaft treibende Handwerker mit der großen Däle und den hohen Banseräumen anfangen? Das Kammerfach hinten bietet ihm für die Arbeit auch nur kleine Räume, und so ist ihm das sächsische Haus eher eine Last als ein Gewinn, und für seine Zwecke unpraktisch. — Wedtlenstedt hat seine sächsischen Häuser eingebüßt, aber Denstorf besitzt noch eine Anzahl gut erhaltener typischer Häuser. — Klein-Gleidingen. Das einzige noch vorhandene strohgedeckte und mit den Pferdeköpfen gezierte Haus des Halbspänners Friedrichs sollte 1895 niedergerissen werden, um einem Neubau Platz zu machen. Groß-Gleidingen, etwas weiter südlich, zeigt ausgesprochen oberdeutsche Häuser, selbst in den alten Gebäuden des vorigen Jahrhunderts (z. B. Nr. 15, Besitzer Fricke)[2]). — Timmerlah. Laut Aussage des dortigen Gastwirts Schlüter wurde daselbst 1893 das letzte sächsisch gebaute Haus abgerissen. Sonst herrscht die thüringische Hausform. — Broitzem hat kein niedersächsisches Haus mehr und nur noch zwei alte kleine

[1]) Fragt man in solchen Häusern z. B.: „Auf welcher Seite der Däle stehen die Kühe?", so lautet die Antwort öfter: „Wie hebbet keine käue, wie hebbet man zicken." Das alte Sachsenhaus ist da buchstäblich von der Kuh auf die Ziege gekommen.

[2]) Dürre, Geschichte der Stadt Braunschweig im Mittelalter, S. 19, giebt an, daß Groß-Gleidingen früher sächsische Häuser besessen habe.

Häuser mit Strohdächern und Pferdeköpfen. Es gehörte aber einst dem sächsischen Gebiete an. — Lehndorf hat eine Anzahl stark umgebauter alter sächsischer Häuser und nur noch ein einziges, allerdings recht belangreiches, aus dem Jahre 1621 stammendes, kleines Brinksitzerhaus, 1894 von zwei „ölen mäkens“ Bode bewohnt, die in konservativer Gesinnung nicht das geringste an dem Hause ändern ließen, das, von einer mächtigen Esche beschattet, mit Strohdach und Giebelzier frei am Südende Lehndorfs gelegen, einen sehr malerischen Anblick gewährt. Aber die Stunden der achtzigjährigen Frauen sind gezählt und dann schwindet das letzte sächsische Haus von Lehndorf. Lamme hat noch ein paar sächsische Häuser, darunter am besten erhalten Nr. 11 (Besitzer Lohmann), das nicht mehr dem Ackerbau, sondern der Gastwirtschaft dient.

Es schiebt sich hier nun breit das sehr ausgedehnte Gebiet der Stadt Braunschweig in die Hausgrenze ein. Alle Dörfer im Süden der Stadt, wie Melverode und Mascherode, tragen durchaus oberdeutschen Charakter und sind niemals sächsisch gebaut gewesen. Was die Stadt Braunschweig selbst betrifft, so darf man annehmen, daß ihre ersten Hausbauten nicht die sächsische Form der Häuser, sondern die thüringische besessen haben. Es geht dieses daraus hervor, daß bei uns alle Häuser mit sehr geringen Ausnahmen mit der Langseite nach der Straße zu liegen, nicht mit dem Giebel. In unsern Nachbarstädten Celle, Gifhorn, Peine ist dieses anders. Hier liegen die Häuser mit dem Giebel nach der Straße zu, sind daher wohl aus der sächsischen Form des Hauses hervorgegangen. Die genannten Städte liegen auch im reinen Gebiete des sächsischen Hauses, die Stadt Braunschweig aber genau an der Grenze gegen das thüringische. Es umzieht die Grenze des Sachsenhauses die Hauptstadt in einem kurzen nördlichen Bogen: Ölper mit einer größeren Anzahl gut erhaltener, aber umgebauter sächsischer Häuser, Bienrode, Waggum, beide mit zahlreichen typischen Sachsenhäusern, Hondelage mit nur noch einem alten sächsischen Hause sind die nächsten Grenzorte. In Querum, Gliesmarode und Dibbesdorf sind die in der ersten Hälfte des Jahrhunderts verbürgten und von mir in meiner Jugend teilweise gesehenen sächsischen Häuser heute fast verschwunden oder stark umgebaut. Dibbesdorf brannte 1865 größtenteils ab, daher nur noch umgebaute Reste sächsischer Häuser dort zu finden (Nr. 15 und 18). Es folgt Volkmarode mit einem einzigen, noch gut erhaltenen sächsischen Hause (Nr. 4). Dieses alte Haus mit Strohdach, Uhlenlock und Pferdeköpfen steht aber fast unmittelbar neben einem alten, thüringisch gebauten Hause, woraus hervorgeht, daß hier an der Hausgrenze bereits im achtzehnten Jahrhundert beide Typen nebeneinander bestanden. Essehof, das nächste Dorf gen Osten, ist Verlust des sächsischen Hauses; es besitzt noch ein untergeordnetes Gebäude mit Strohdach und Pferdeköpfen. Nach Süden zu ist Weddel äußerster Südpunkt des Sachsenhauses mit (1895) noch drei oder vier strohgedeckten, alten, aber stark im Verfalle begriffenen Sachsenhäusern. Wendhausen und Lehre zeigen noch zahlreiche, aus dem siebzehnten Jahrhundert stammende, strohgedeckte Häuser.

In dem von Bränden verschonten Teile des großen Dorfes Lehre stehen

drei alte Häuser (Nr. 30, 35, 48) dicht bei einander. Nr. 30 trägt über dem Thorbalken die Inschrift „Henny Besen, Anno 1664“, und hat noch die Einrichtung, daß das Vieh von der Däle aus gefüttert wird (Fig. 65). — Groß-Brunsrode, wenige sächsische Häuser, ebenso in Flechtorf, wo Nr. 15 nach der Überlieferung des Besitzers aus dem Jahre 1646 stammen soll und noch ein halbes Strohdach besitzt.

Die Hausgrenze geht von hier ab südlich und südöstlich und umfaßt beide Seiten der Schunter, sowohl die braunschweigische wie die hannöversche Seite (Hasenwinkel). Betrachten wir zunächst die Dörfer im braunschweigischen Gebiete.

Beyenrode ist 1829 zum größten Teil abgebrannt und mit Häusern mitteldeutscher Bauart wieder aufgebaut, doch stehen noch einige sächsische Häuser. Nr. 10 (Besitzer Jorns), ein ganz verwahrloster Bau aus dem 17. Jahrhundert mit zerfetztem Strohdache; Nr. 8 (Spierling) und Nr. 6 (Vahldick) von 1732, letzteres besitzt seit 1868 Ziegeldach. Weiter aufwärts an der Schunter hat Glentorf noch sehr schöne und verhältnismäßig zahlreiche alte sächsische Häuser. Nr. 5 (Fröhlich), Nr. 37 (Franke) von 1687, Nr. 21 (Schuster Jelpke) von 1708, vor allem aber Nr. 27 (Besitzer Warnecke), nicht datiert, aber offenbar aus der Mitte des 17. Jahrhunderts stammend und oben (Fig. 69) näher geschildert. Auch Boimstorf, südwestlich vom vorigen Dorfe, hat noch genug sächsische Häuser. Nr. 8 (Altenbach) von 1734 befindet sich in einem grauenvoll verwahrlosten Zustande. Die ganze First des Strohdaches ist vom Winde fortgerissen und es regnet hinein. Hier wird das Vieh noch von der Däle aus gefüttert, ebenso bei Nr. 15 (Lippel) von 1732, das noch ganz in der alten Weise dasteht. Rotenkamp besitzt noch drei sächsische Häuser, unter denen Nr. 5 (Jennrich) mit Strohdach aus dem 17. Jahrhundert stammt. Im benachbarten Rieseberg ist kein sächsisches Haus mehr vorhanden. Scheppau ist das nächste und für diese Gegend letzte Dorf mit sächsischer Bauart. Es besitzt noch zwei Häuser dieser Art. Nr. 15 (Gotsmann) und Nr. 11 (Welkerling). Der letztere alte Bau wird aber nur noch als Stall und Scheune benutzt, er ist nicht mehr bewohnt, denn der Besitzer hat sich vor demselben ein villenartiges Haus an der Straße errichtet.

Parallel laufen mit den oben angeführten Dörfern die an der rechten Seite der Schunter gelegenen sächsisch gebauten Ortschaften. Sie beginnen mit Hattorf, wo wir den zum hannöverschen Kreise Gifhorn gehörigen „Hasenwinkel“ betreten, welcher in das braunschweigische Gebiet einschneidet. Der ganze Hasenwinkel gehört noch dem sächsischen Hause an, ausgenommen wenige Dörfer, wo es erst kürzlich verschwand. Nr. 16 in Hattorf ist aus dem Jahre 1692, Nr. 19 von 1716. — Es folgt Heiligendorf mit noch zahlreichen sächsischen Häusern, Nr. 8a von 1755, noch ohne Schornstein (Besitzer Koch), welche aber alle in einem äußerst verwahrlosten und unsauberen Zustande sich befinden und meist von kleinen Leuten bewohnt werden. Ein großer Teil des Dorfes ist in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts durch Brand zerstört worden; damals schon begann man die Neubauten nach thüringischem Typus aufzuführen, der auch in den übrigen Dörfern des Hasenwinkels seit dem Jahre 1820 wiederkehrt. Klein-Steimke hat in Nr. 1 (Besitzer Stute) ein schönes und geräumiges sächsisches

Haus von 1805; auch Nr. 9 (Warnecke) ist noch sächsisch, während Nr. 7 (Hecker) „abgebaut" ist. Däle und Ställe verblieben dem Sachsenhause, das Kammerfach hat sich zu einer feinen Wohnung ausgestaltet. Diese trägt jetzt die Hausnummer und liegt der Straße zu, während der sächsische Teil des Hauses für Stall und Scheune geblieben ist. Ochsendorf mit einer schönen alten romanischen Kirche ist noch reich an sächsischen Häusern: Nr. 5 (Evers) von 1822 ist der jüngste sächsische Bau dieser Gegend und hat an der Giebelseite das Windmühlenornament in der Ausmauerung der Fächer, Nr. 9 (Schulze) von 1671 ist das älteste Haus des Dorfes, noch in ganzer Ursprünglichkeit, Nr. 22 (Sölter) von 1798, Nr. 19 (Lehnert) von 1725 u. a.

Für die benachbarten Orte Rhode, Uhry, Beienrode (nicht zu verwechseln mit dem schon früher genannten gleichnamigen Dorfe) lagen die Verhältnisse ganz gleich; alle haben noch einzelne sächsische Häuser. Wie sehr dieses letztere im allgemeinen herabgekommen ist, mag man am benachbarten Ahmsdorf erkennen, wo noch einige sächsische Häuser aus dem 18. Jahrhundert stehen, von denen eins aber gar nicht mehr bewohnt ist und wohl des Abbruchs harrt. Es erinnerte mich dasselbe mit dem zerfetzten und zerzausten Strohdache, aus dem die Dachsparren hervorstanden, an das ergreifende Bild von W. Schucht im Provinzialmuseum zu Hannover, das unter dem Titel „Verlassen" ein solches sächsisches Haus in der Kiefernheide darstellt. Rennau ist 1846 abgebrannt und zeigt neue Bauten. Nur Nr. 2 (Besitzer Bürig) ist noch sächsisch und stammt, wie die Inschrift bezeugt, aus dem Jahre 1817. Es brannte am 26. Oktober 1816 nieder und wurde damals noch sächsisch, wiewohl gleich mit Ziegeldach und ohne Pferdeköpfe, wieder aufgebaut. Es ist das letzte hier sächsisch erbaute Haus. Rottorf, das letzte Dorf im Hasenwinkel, brannte 1842 ab und wurde mitteldeutsch aufgebaut; das nächste Dorf nach Süden zu, wieder im Braunschweigischen, Barmke, einst sächsisch und ehemals „Rundling", ist ganz nach neuer Art umgebaut.

In dem von hier aus nach Norden zu vorspringenden Teile Braunschweigs, der noch zum Kreise Helmstedt gehört, herrscht im allgemeinen das sächsische Haus. Von Grenzdörfern desselben kommen in Betracht: Querenhorst, wo heute nur noch ein einziges sächsisches Haus steht, Nr. 8 (Besitzer Wolf), aber dieses ist schon „abgebaut". Däle und Viehställe sind noch in alter Weise erhalten, das Kammerfach ist zu einem neuen stattlichen Hause herausgewachsen. Rickensdorf hat noch drei sächsische Häuser: Nr. 4 (Bohndieck) von 1790; Nr. 3 (Fickendey) von 1806 und Nr. 5 (Süpke) von 1819. Alle drei schon mit Ziegeldächern. Das letzte gehört zu den jüngsten von mir im Bereiche der Grenzdörfer angetroffenen sächsischen Häusern, es ist nur zwei Jahre jünger als das oben bei Rennau erwähnte und drei Jahre jünger als jenes in Ochsendorf. Auch in diesen Dörfern zeigt sich, gerade so wie beim Hasenwinkel schon erwähnt, vom Jahre 1820 ab etwa das Eindringen der oberdeutschen Bauart. In Mackendorf steht schon kein sächsisches Haus mehr; nach Aussage älterer Einwohner sollen sie aber früher hier gestanden haben; dieses ist für Saalsdorf, das letzte Dorf an der braunschweigischen Grenze, nicht sicher. Heute zeigt es nur oberdeutsche Bauten und

dasselbe ist der Fall beim ersten Dorfe auf altmärkischem Boden, Seggerde, Kreis Gardelegen, wo die wenigen vorhandenen älteren Bauernhäuser oberdeutschen Typus zeigen. Hier, mit dem Betreten der Provinz Sachsen, endigte meine Aufgabe.

Nördlich von den zuletzt genannten braunschweigischen Dörfern wird das sächsische Haus im Amte Vorsfelde häufiger und noch völlig den Baucharakter bestimmend.

Kurz zusammengefaßt, ergab sich folgendes aus meiner Untersuchung: Das Gebiet des sächsischen Hauses ist in der Auflösung begriffen, namentlich an seiner Südgrenze, wo Bauten im oberdeutschen Stil siegreich vordringen, weil diese praktischer als der alte Einheitsbau sind, der den heutigen Bedürfnissen nicht mehr entspricht. Die noch heute vorhandene Grenze des sächsischen Hauses fällt nicht zusammen mit jener der niederdeutschen Sprache und des Sachsenstammes, sondern liegt durchschnittlich nördlicher.

Im Braunschweigischen verläuft die Grenze noch ziemlich scharf, zeigt aber nach Süden zu schon Gebietsverlust. Sie umfaßt, von West nach Ost ziehend und dabei die Hauptstadt schneidend, heute noch das nördliche Drittel der Kreise Braunschweig und Helmstedt. In allen Dörfern aber sind die alten sächsischen Häuser gegenüber den oberdeutschen schon in der Minderzahl. Das älteste von mir in den bereisten Grenzgebieten angetroffene sächsische Haus datiert von 1621; das 17. Jahrhundert ist noch leidlich vertreten, die meisten noch vorhandenen entstammen dem 18. Jahrhundert; das jüngste im Grenzgebiete gefundene Haus ist von 1822. Schon im 18. Jahrhundert erfolgte das Vordringen des oberdeutschen Hauses; es wurde dieses Vordringen besonders stark seit etwa 1820, und heute wird kein Haus nach sächsischer Art im Braunschweigischen mehr gebaut. Es ist dem Untergange geweiht und wird in absehbarer Zeit nur noch in Abbildungen und Beschreibungen existieren [1]).

Die Wohnräume im Sachsenhause. Es ist schon hervorgehoben worden, daß alle sächsisch gebauten Häuser innerhalb der Grenzen Braunschweigs seit langem „abgebaut", d. h. an der Rückseite mit einem „Kammerfach" versehen worden sind, welches jetzt die Wohnräume umfaßt. Eine Mauer zieht sich quer über das ehemalige Flet und scheidet die Stuben und die Küche von der Däle. Der alte Herd ist verschwunden, statt seiner dient die gewöhnlich inmitten der Wohnräume liegende mit einem Schornstein versehene Küche, von der rechts und links gewöhnlich je eine Stube liegt (vergl. die Pläne Fig. 54 und 68); dieses ist die einfachste Form, aus welcher sich dann, je nach der Wohlhabenheit des Besitzers, noch mehr Wohnräume mit Flur und besonderem Eingange von

[1]) In Bergfeld, Amt Vorsfelde, soll nach einer mir gewordenen Nachricht noch 1864 ein strohgedecktes Haus nach sächsischer Art gebaut worden sein. Mehr nach Norden zu, wo das sächsische Haus sich auch länger erhalten wird, kommen auch bei kleinem landwirtschaftlichen Betriebe noch Neubauten im sächsischen Stile vor. In Wense, dicht an der Nordgrenze Braunschweigs, ist das sächsische Haus Nr. 17 erst 1850 erbaut worden, natürlich gleich mit Ziegeldach. — Es dürfte kaum noch ein sächsisches Haus aus dem 16. Jahrhundert in Braunschweig vorhanden sein. 1882 wurde in Vortfeld das Haus des Kotsassen H. Fricke abgerissen, welches die Inschrift trug: Anno Domini 1575 den 1. Julii am dage Marie Visitationis.

der Längsseite des Hauses aus entwickeln. Durchschnittlich aber zeigen die Wohnräume nur zwei Stuben und die Küche, zu denen sich dann noch öfter kleine Kammern auf dem Raume der Ställe, oder in die Däle vorgeschoben entwickeln. Alle Wohnräume sind sehr niedrig und nehmen meistens nur das Erdgeschoß ein; aber auch ein Stockwerk liegt häufig darüber, die bône, Bühne, zu welcher dann der Treppenaufgang von der Däle aus erfolgt (Fig. 57). Die Stuben dieses Stockwerks werden meistens als Vorratskammern benutzt für Waschschränke, Kisten, Truhen, trockene Früchte ꝛc. Der Ausdruck dönse oder dörnse für die Wohnstube, der im Lüneburgischen noch allgemein ist, scheint im Braunschweigischen schon ziemlich verschwunden zu sein, wiewohl er einst sehr verbreitet war. Es handelt sich hier um ein slavisches Lehnwort, das in der Sprache des hannoverschen Wendlandes dvornáića, im Altslavischen dvornica = aula, lautet. Man gebrauchte dornse auch im Mittelalter in der Stadt Braunschweig für die größere Stube.

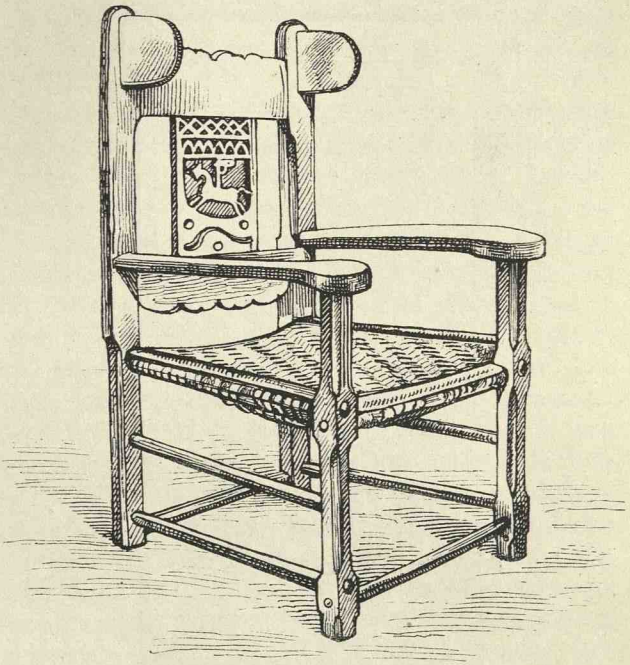


Fig. 83. Schüttelstaul (kârstaul) aus Vahlberg. Bauernarbeit um 1800. Städt. Museum.

Die größere Stube dient zum täglichen Aufenthalt der Familie. Wir finden in ihr zunächst den Ofen; sehr oft ist es noch ein alter eiserner, von außen (von der Däle) her heizbarer mit thönernem Aufsatz. Der eiserne Heizraum ist dann noch aus gegossenen Ofenplatten [1]) des 17. und 18. Jahrhunderts

[1]) Eine sehr reiche Sammlung dieser Ofenplatten besitzt das städtische Museum. Die ältesten sind von 1576 und zeigen biblische Geschichten, einzelne auch Familienwappen. Sie wurden auf dem Harze (Gittelde ꝛc.) gegossen. Jene mit dem springenden Sachsenrosse gehen nur bis 1650 zurück. Besonders häufig sind sie unter Herzog August Wilhelm (1714—1731) hergestellt worden, wie dessen oft auf ihnen vorkommender Wahlspruch Parta tueri beweist, was der Bauer traditionell übersetzt hôlt wisse, wat de hast.

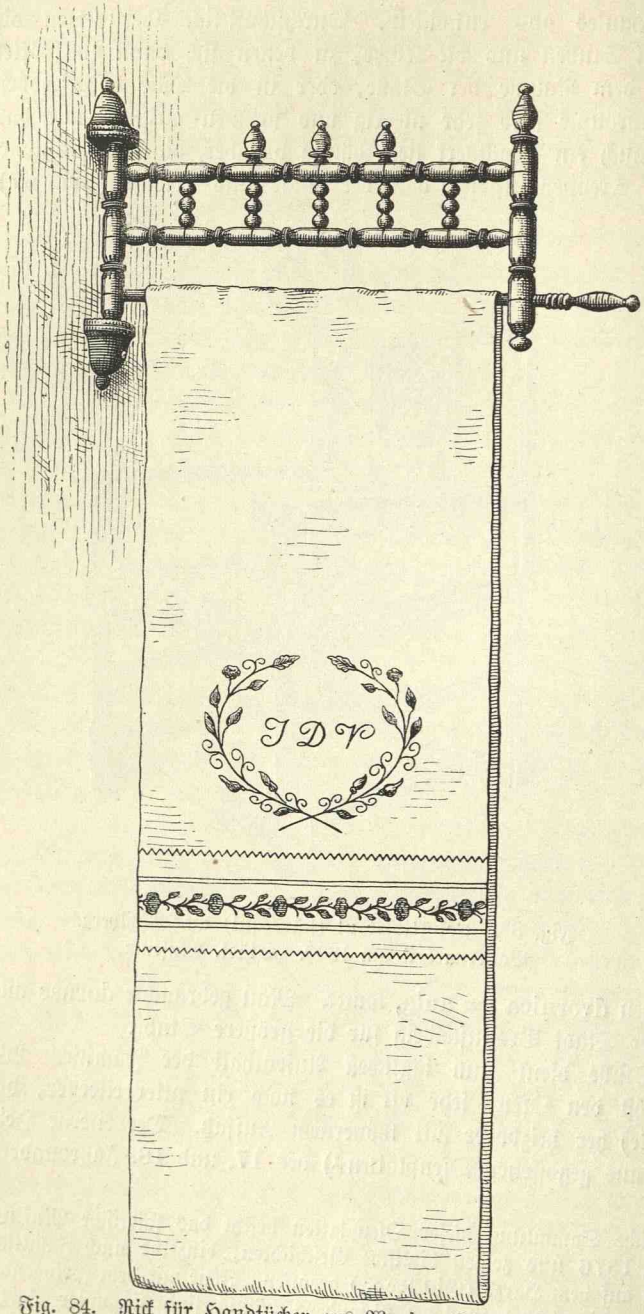


Fig. 84. Rick für Handtücher aus Wense. Städt. Museum.

zusammengesetzt, welche Städteansichten (Braunschweig) und oft das Pferd, auch einen herzoglichen Wahlspruch zeigen. Ältere Fliesenöfen mit bemalten Kacheln sind auch hier und da bei Wohlhabenderen vorhanden gewesen, jetzt aber verschwunden. Neben dem Ofen steht der vom Familienhaupte benutzte alte, hohe, oft gepolsterte Lehnsessel, der kârstaul oder auch schüttelstaul, ersteres Wort mehr in den nördlichen Gegenden, letzteres an der Asse im Gebrauch. Die ganz alten Lehnstühle sind auf den Dörfern selbst verfertigt und zuweilen auch mit einfacher Schnitzerei versehen worden (Fig. 83 a. v. S.). In der äußersten Ecke der Stube steht der Tisch, viereckig, fest aus Eichenholz gezimmert, die senkrechten, einfachen Füße unten durch Querleisten verbunden. An den zwei Wandseiten verläuft um den Tisch eine Bank. Über dem Tische an der Wand findet man noch kleine Leder-

behälter, in welchen Messer und Gabeln stecken. Einfache Holzstühle. Zuweilen haben sich noch die alten Handtuchhalter erhalten, ein drehbares in zwei Holzblöcken an der Wand befindliches, manchmal zierlich geschnitztes Holzgestell (rick), von dem das Handtuch herabhängt. Da dieses durch die wiederholte Benutzung schnell unsauber wird, so ist darüber ein besseres oft mit Blumenranken und Anfangsbuchstaben gesticktes „Übertuch" gehängt (Fig. 84). An den Wänden verschiedene Borte, worauf Bibel und Gesangbuch, Krüge, Lampen und allerlei Hausrat stehen. Dazu ein Schrank (schap), eine Wiege — wie der Platz reicht. Ferner einige bunte Lithographieen oder Photographieen von Familienangehörigen (meist Soldaten), ein Bild des Kaisers und des letzten Herzogs. Auf den Bänken der sehr niedrigen, nach dem Garten hinausgehenden Fenster hier und da einige Blumen. Der Dielenboden ist mit Sand bestreut. Geschmack sucht man vergebens in diesen bei enggeschlossenen Fenstern mit dumpfer Luft erfüllten Räumen; Reinlichkeit und Ordnung lassen sehr zu wünschen übrig und im Winter findet man gar neben der Kinderschar noch Hühner in diesen Stuben, in welchen gegessen und alle häuslichen Verrichtungen gemacht werden. Es ist dieses ein Durchschnittsbild, welches nach oben und unten hin sich bessert oder verschlechtert.

Als Schlafgemach diente gewöhnlich die zweite Stube oder öfter die kleinen Kammern, in welchen die großen (oft „mehrschläfrigen") Betten stehen mit einer dicken Last von Federbetten und bunten Leinwandüberzügen. Daher stammt die Redensart in de feddern krûpen für zu Bette gehen. Zuweilen trifft man noch als eine Art Alkoven von den Stuben abgezweigt und dann in die Däle hinausreichend die butze, die früher weit allgemeiner war. Der enge, etwa 2 m lange, 70 cm über dem Boden liegende Raum genügt gerade, um ein großes Bett aufzunehmen; er ist nach der Stube zu durch breite Kattunvorhänge oder durch Schiebethüren abgeschlossen. Es ist ein luft- und lichtleerer Raum, in welchem, selbst am Tage, die unordentliche Fülle der nicht geordneten, auf Stroh aufgelagerten Federbetten sichtbar wird. Er dient mehreren Personen zum Schlafen und ist weder reinlich noch gesund. Im Kreise Gifhorn sind die butzen noch häufiger als im Braunschweigischen, wo sie allmählich ganz verschwinden (Fig. 85 a. f. S.).

Was die Küche betrifft, so zeigt sich ihre Entstehung aus dem alten Herde meistens schon dadurch, daß sie zumeist in der Mitte des abgebauten Teiles der Wohnung, unmittelbar an oder hinter der alten Herdstelle liegt. In manchen Häusern findet man noch ein Übergangsstadium zwischen dem alten Herd und der Küche. Das ist der Schwibbogen, ein gemauerter mit bogenartigem Gewölbe überspannter kaminartiger Herd, der schon einen Schornstein hat und nach der Däle zu frei liegt. Er sitzt unmittelbar an der hinteren Wand der Däle an, steht nicht frei, wie der alte Herd, und beginnt schon bei Gifhorn, von wo er sich durch das Hannöversche bis nach Mecklenburg hinzieht[1]).

Die neuentstandene, meist dem 18. Jahrhundert angehörige Küche zeigt

[1]) R. Mielke, Die Bauernhäuser in der Mark. Berlin 1899, S. 6.

nicht viel Besonderes; den alten Kesselhaken hat man noch oft mit in dieselbe hinüber genommmen; auch die blänke, der Geschirrständer, welcher ursprünglich auf der Däle neben dem freistehenden Herde ihren Platz hatte, ist jetzt in die

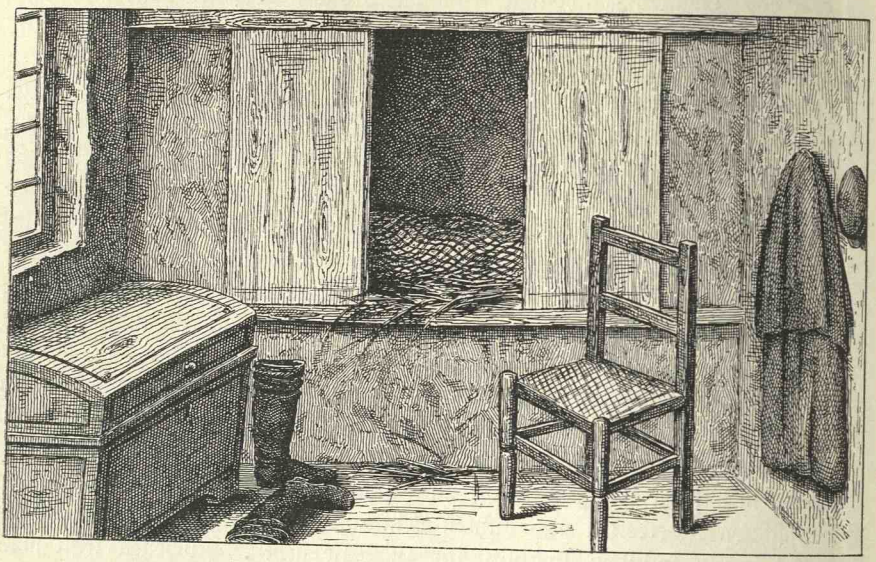


Fig. 85. Butze (aus Barwedel).

Küche gerückt, aber der ehemalige Reichtum an Zinngerät und bemalten Schüsseln ist davon so gut wie verschwunden und durch moderne Porzellan- und Irdengeschirrware ersetzt. Daß einst hier mehr Farbenfreudigkeit und Wohlhabenheit herrschte, davon geben die wenigen erhaltenen Reste Auskunft [1]). Die Schüsseln, Näpfe, Töpfe bestanden aus gebranntem und glasiertem, im Geschmacke des 18. Jahrhunderts bemaltem Thon und stammten meist aus Marburg in Hessen, von wo aus Händler sie zu uns brachten. Blumen, Häuser, Tiere, Wappen füllen den Grund, hochdeutsche Inschriften (Gesangbuchsverse) zieren den Rand. Die Grundfarbe ist meist gelblich weiß, die Bemalung in Rotbraun, Dunkelbraun und Grün. Eine andere Art zeigt blaue Bemalung auf gelblich-weißem Grunde. Irdene Teller haben sich kaum erhalten und man benutzte sie überhaupt nicht, da aus den Schüsseln beim Essen gemeinschaftlich unmittelbar zugelangt wird. Häufiger erhalten haben sich die irdenen „Willkommkrüge“ aus grauem Thon mit zinnernem Deckel, oft blau bemalt und nicht zum wenigsten mit dem springenden Roß (Fig. 86). Mehr Einzelheiten sind in dem Abschnitte über die Geräte enthalten.



Fig. 86. Willkommkrug. Städt. Museum.

[1]) A. Vasel, Alte Bauernschüsseln im Braunschweigischen. Mitteilungen aus dem Museum für deutsche Volkstrachten. Heft 4, S. 142. Mit Abbildungen. Berlin 1899.

3. Die thüringischen Häuser und Höfe.

Der größere, südlichere Teil des Herzogtums ist von der oberdeutschen Hausbauart und Hofanlage eingenommen, die in mannigfachen Formen, doch auf einer Grundlage beruhend, von Süddeutschland aus zur Grenze des niedersächsischen Hauses reicht und oft auch, nach dem Haupttypus zusammenfassend, als „fränkisch" bezeichnet worden ist. Specieller kommt bei uns jene Form in Betracht, welche als „thüringisch" ausgeschieden wurde. Sie steht auch auf altthüringischem Boden, namentlich im Nordthüringgau, welcher im frühen Mittelalter von den Sachsen den Thüringern abgenommen wurde.

Während das sächsische Haus alles unter einem Dache zusammenfaßt, und der recht eigentliche Einheitsbau ist, tritt beim oberdeutschen Hause die Sonderung hervor. Das Wohngebäude, die Scheune, die Ställe sind von allem Anfang an geschieden gewesen, wenn sie auch zunächst unter einem Dache, in einer Flucht, mit allen Eingängen von der Langseite her, nebeneinander lagen. Erst später trat, wenigstens in unserem Lande, eine Sonderung der verschiedenen Hauptabteilungen (Wohnhaus, Scheune und Stall) zu drei verschiedenen, voneinander getrennten Gebäuden ein, welche gewöhnlich die drei Seiten des Hofes umgeben, dessen vierte, meist nach der Straße zu gelegene Seite offen war und nur mit einem Zaune oder gemauerten Thore abgeschlossen wurde.

Auch das oberdeutsche Wohnhaus hat sich allmählich aus kleineren Anfängen heraus entwickelt. Stets waren aber, im Gegensatz zu dem sächsischen Hause, bei ihm zwei Feuerstellen vorhanden: der Kachelofen für den Wohnraum und der Herd, der anfangs wohl frei auf der Flur stand (wie dieses in kleinen alten Bauten noch zu erkennen) und der später den Mittelpunkt der Küche bildete, welche sich von der Flur abtrennte. Flur, Küche, Stube bildeten die Grundlage des oberdeutschen ländlichen Wohnhauses. Durch Weiterentwickelung wurden einige Kammern an- oder von der Flur abgebaut und damit stand der Wohnraum fertig da, wie er heute noch im ganzen Gebiete des Herzogtums südlich von der Grenze des sächsischen Hauses bis zum Harz zu finden ist.

Schon der ganze Hofraum ist beim thüringischen Hause verschieden von dem des sächsischen Hauses: bei diesem ist er gewöhnlich ungepflastert und führt so bis zum großen Giebelthor, während das thüringische Haus an der Längsseite gewöhnlich eine Pflasterung hat und ein paar Stufen zur Hausthür führen, was bei den sächsischen Thüren nie der Fall ist und auch nicht sein kann.

Das thüringische Haus ist gewöhnlich zweistöckig, besteht aus Erd- und Obergeschoß und ist stets im Riegelbau aufgeführt, selten ganz verputzt. Gewöhnlich stechen die schwarzen Ständer und Riegel von dem weißgetünchten Mauerwerk grell ab. Nach den Beobachtungen von Karl Rhamm[1]) haben die ältesten Häuser dieser Art die Ständer bis zum Dache durchgeführt, so daß die Unterzüge und Schwellen des Oberstockes nur eingelassen sind und die Außen-

[1]) K. Rhamm, Dorf und Bauerndorf im altdeutschen Lande, Leipzig 1890, S. 17.

seite des Hauses glatt verläuft. Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts wird dieses anders: die Trennung des oberen Stockwerks wird mit besonderem Ständerwerk vollständig und äußerlich sichtbar durchgeführt, der obere Stock über dem unteren etwas vorgeschoben und es erscheinen die ersten Anfänge einer künstlerischen Behandlung in der Abrundung der vortretenden Balkenköpfe und Rahmschwellen und dem Auftreten einer Kerblinie auf den Füllhölzern. Diese Manier, die in der ganzen Gegend nördlich vom Harz bis zur Grenze des niedersächsischen Hauses mit unfehlbarer Gleichmäßigkeit auftritt, gelangt etwa um die Mitte des 17. Jahrhunderts zur Herrschaft. (Typisch hierfür das Haus aus Klein-Schöppenstedt Fig. 87.) Mit dem Beginne des 19. Jahrhunderts weicht dann dieses Haus auch den modernen Bauten.



Fig. 87. Altes Haus nach thüringer Bauart. Nr. 2 in Klein-Schöppenstedt (Linde).

An das Wohnhaus nun sind, in derselben Flucht wie dieses verlaufend, und unter dem gleichen Dache, die Ställe angebaut, welche durch die Flur des Wohnhauses zugängig sind, ihren Eingang für das Vieh aber von der Langseite haben. Endlich macht, am entgegengesetzten Ende wie der Wohnraum, die Däle mit dem darüberliegenden Banseraum den Beschluß [1]). Eine Abart des thüringischen Hauses in Braunschweig hat P. J. Meier als „Erkeroder Typus" aufgestellt. Sie unterscheidet sich dadurch von dem gewöhnlichen Typus, welcher in einer Flucht längs der Straße verläuft, daß die Wohnräume gegenüber den Wirtschaftsräumen in die Straße bis zu 1 m vorspringen und außerdem im Oberstock etwas auskragen, so daß schon von der Straße her sich das eigentliche Wohnhaus von den angebauten Wirtschaftsräumen unterscheidet.

[1]) Dorfbeschreibung von Klein-Schöppenstedt von 1751: „Kotsasse Hennig Ahrens. Wohnhaus, daran Scheune und Ställe."

Dieser Typus ist von Meier nicht nur in den thüringisch gebauten Dörfern am Elm, sondern auch im Westen unseres Gebietes, im Amte Vechelde vielfach nachgewiesen worden [1]).

Dieses dreigeteilte thüringische Haus, welches in etwa 200 Jahre alten Exemplaren sich noch häufig erhalten hat (schöne Beispiele in Woltwiesche [2]), Schulenrode, Klein-Schöppenstedt), ist derjenige Typus gewesen, welcher zunächst erobernd in das alte Gebiet des sächsischen Hauses vordrang, schon einzeln im 18. Jahrhundert, sicher aber mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts, wo allmählich der Bau der Häuser nach sächsischem Typus aufgegeben wurde, als man erkannte, daß alles Flicken und Bessern an demselben nicht mehr die für die Menschen und die Landwirtschaft genügenden Räume darbot. Die Pläne (Fig. 88 u. 89) aus Klein-Schöppenstedt und Schulenrode zeigen dieses fränkisch-thüringische Haus.

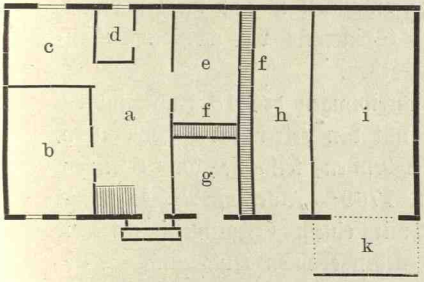


Fig. 88. Kl.-Schöppenstedt Nr. 2 (Linde) von 1727.
a Flur. b Stube. c Küche. d Kammer. e Futterraum. f Krippen. g Pferde. h Kühe. i Däle mit Scheune darüber. k Unterfahrt.

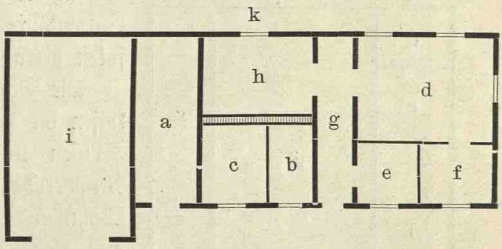


Fig. 89. Schulenrode Nr. 7 von 1769 (Eikloff), typisch für viele Schulenroder Häuser.
a Alte Dreschdäle. b Pferdestall. c Kuhstall. d Stube. e Küche. f Kammer. g Flur. h Futterraum. i Neu angebaute Scheune. k Garten.

Dieses Haus nun, wie es eben dargestellt wurde, das vorn einen offenen Hofraum nach der Straße zu hat, auf dem der Dünger liegt, und nach hinten

[1]) P. J. Meier, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Braunschweig. II. S. IX. 29.

[2]) Nach der handschriftlichen Dorfbeschreibung von Woltwiesche vom Jahre 1749 schien es, als ob dieser Ort noch im Gebiete des sächsischen Hauses gelegen sei, da folgende Hausbeschreibungen vorkommen: Nr. 1 Großköter Harm Volling. „Ein Haus, worin zugleich Scheuer und Stallung. Ist baufällig." Nr. 2 Großköter Sieverling. Das Haus ist baufällig, Scheuer und Stallung sind mit darin begriffen, ohne Schornstein und mit Stroh gedeckt. Nr. 3 Halbspänner Everling. Das Wohnhaus ist alt, ohne Schornstein und mit Stroh gedeckt. Scheuer ist mit im Hause, wie auch die Ställe. Nr. 4 Halbspänner Wartjenstedt. Das Haus ist eingefallen. Scheuer und Ställe sind mit dem Hause eingefallen und ist nur das Feuerspann stehen geblieben. — Es handelt sich aber hier, wie die Besichtigung an Ort und Stelle ergiebt, nur um Gebäude unter einem Dache, bei denen, wie bei den noch vorhandenen alten Woltwiescher Häusern, Wohnraum, Ställe und Däle *nebeneinander* gebaut waren. Und so bei den übrigen Dörfern des Amtes Salder, wo es in den Dorfbeschreibungen heißt, daß Wohnhaus, Ställe und Scheuer in eins gebaut seien. Auch die Schilderungen der Häuser bei Hallendorf in der Dorfbeschreibung von 1753 können leicht irre führen: „Das Wohnhaus hält zehn Spann und zugleich Kuh- und Pferdestall in sich."

in den Garten ſchaut, iſt der Kern des thüringiſchen Hofes geweſen, wie er ſich aus dieſem einzelnen Gebäude bei uns herausentwickelt hat. Wenigſtens läßt ſich dieſes noch vielfach erkennen, denn das alte Haus iſt oft noch erhalten, nur iſt das Vieh und die Scheune aus ihm herausverwieſen worden, es ſind aus den Ställen und der Däle Wohnräume entſtanden oder die Däle, auf der ſonſt gedroſchen wurde, iſt zur geräumigen Flur geworden. Die Grundzüge der alten Einrichtung ſind noch erkenntlich.

Für Scheune und Ställe wurden nun, je nach Maßgabe des verfügbaren Raumes, Nebengebäude errichtet, die mehr oder minder regelmäßig den Hof umgeben. Ein Beiſpiel dieſer Art iſt der Hof Nr. 10 in Kneitlingen, der im 18. Jahrhundert ſich allmählich entwickelt hat (Fig. 90 u. 91).

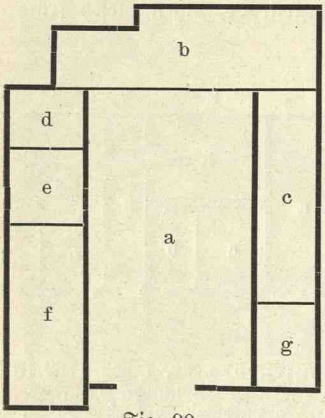


Fig. 90.
Hof Nr. 10. Kneitlingen.
(Behrens.)
a Hofraum mit Düngerſtätte. b Wohnhaus. c Kuhſtall. d Schweineſtall. e Pferdeſtall. f Scheune. g Wagenſchuppen.

Es kann dieſes auch in Maſcherode bei Nr. 21 gut verfolgt werden, wo namentlich das Wohnhaus ſchön entwickelt iſt und die geſchnitzten Balkenköpfe des Stockwerks von verzierten Konſolen getragen werden.

Die Dorfbeſchreibungen des 18. Jahrhunderts laſſen die Höfe mit den getrennten Wohnhäuſern, Ställen und Scheunen teilweiſe gut erkennen. Maſcherode von 1769: „Ackerhof Nr. 4. Das Wohnhaus iſt mit einem Schornſtein verſehen und gleich den nebengebauten Kuh- und Schafſtällen mit Stroh und der gegenüberſtehenden Scheune und Pferdeſtällen mit Stroh gedecket.“ Beierſtedt von 1755: Wohnhäuſer mit Ziegeln gedeckt mit Schornſtein und mehreren Stuben und Kammern; an den Seiten des Hofes Ställe und Scheuern. Genau ſo in Dobbeln 1757.

Erwähnenswert bleibt, daß die ſachlichen Ausdrücke beim thüringiſchen Hauſe in unſerer Gegend ſich mit den für das ſächſiſche Haus gebrauchten decken, ſoweit die betreffenden Dinge vorhanden ſind. Aus ſeinem altererbten Gebiete, deſſen Grenze mit dem Sachſenhauſe zuſammenfällt, hat der Sachſe ſeine Sprache weiter nach Süden getragen; er muß die Grundform des Thüringbaues vorgefunden und auf dieſen, als er ihn beibehielt, ſeine eigenen Fachausdrücke angewendet haben. Dafür, daß in dem von den Sachſen im ſechſten Jahrhundert eroberten Teile des alten Thüringerreiches aber ſchon vor dem Eindringen jener der thüringiſche Bau herrſchte, und nicht etwa der ſächſiſche ſpäter aus dem hier in Betracht kommenden Nordthüringgau und dem ſüdlichen Darlinggau verdrängt wurde, dafür ſpricht eine Stelle der Gloſſe zum Sachſenſpiegel (III, Art. 44, § 3), welche Rhamm[1]) zu dieſem Zwecke angezogen hat. Hier wird die Scheune als der regelmäßige Bergeplatz des

[1]) A. a. O. S. 67.

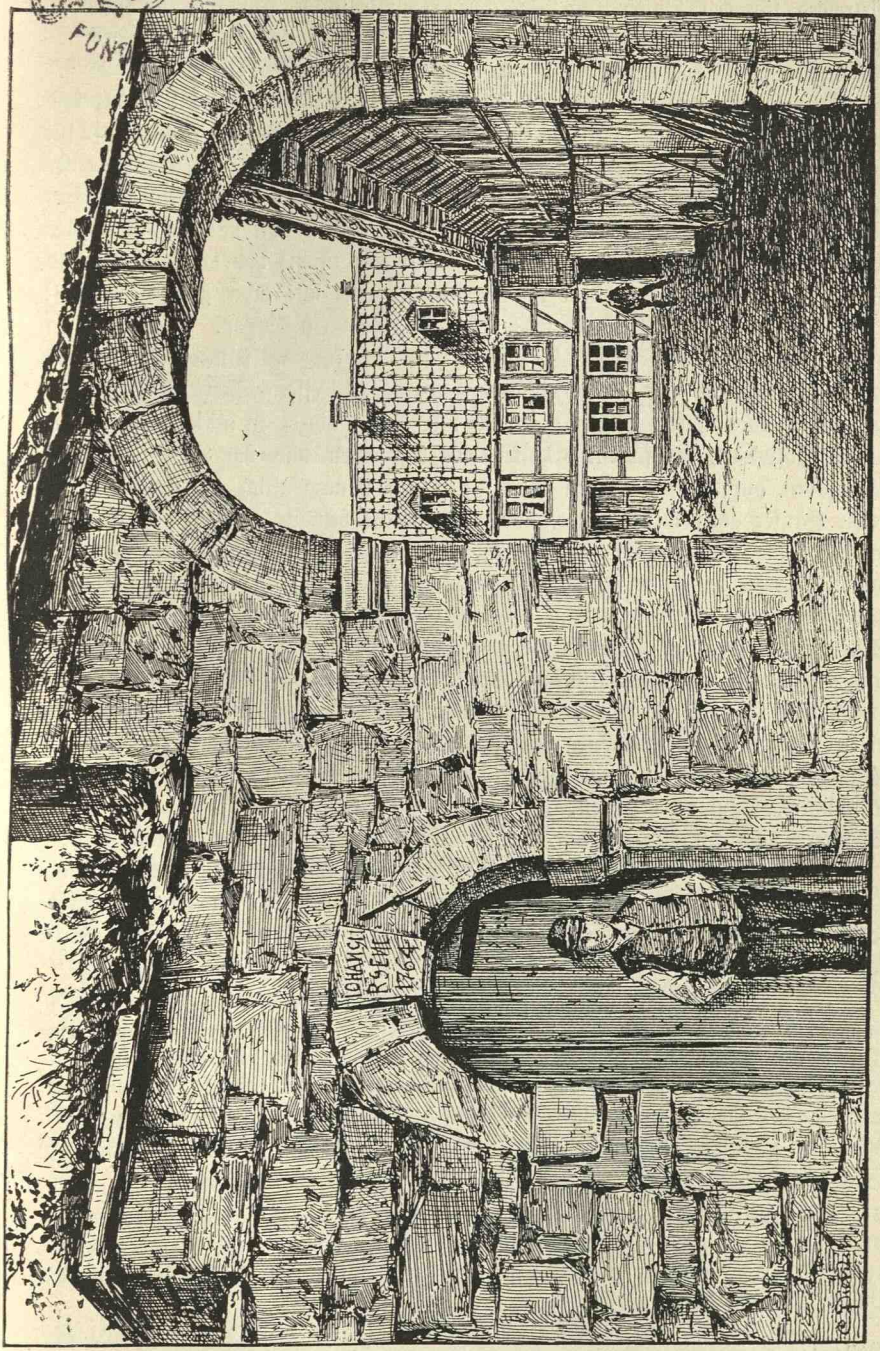


Fig. 91. Einblick in einen Hof nach thüringischer Anlage. Kneitlingen Nr. 10 (Behrens).

Getreides für den Bauer im südöstlichen Sachsenlande erwähnt, während im sächsischen Hause die gesamte Ernte auf dem Bodenraume geborgen wird und Nebenscheunen früher so gut wie gar nicht vorkamen. Da die Glosse aus dem 14. Jahrhundert stammt und ihr Verfasser in der Gegend von Tangermünde angesessen war, an der heutigen Grenze des sächsischen Baues, so kann füglich seit jener Zeit (und dasselbe darf auch von der älteren Zeit gelten) von einem Zurückweichen des Einbaues und von einem Vordringen des oberdeutschen Hofbaues in den hier in Betracht kommenden Gegenden nicht die Rede sein. Umgekehrt aber ist er seit dem 18. Jahrhundert in die bis dahin feststehende Grenze des Sachsenhauses erobernd eingedrungen, wie oben gezeigt wurde[1]).

Das hölzerne Schloß. Zum Hause gehört ein Schloß. An den großen und kleinen Thüren des Sachsenhauses habe ich nur in seltenen Fällen und dann offenbar aus sehr neuer Zeit stammend, einfache eiserne Schlösser oder Riegel gefunden. Gewöhnlich behilft man sich mit einem hölzernen stâker, einem einfachen Holzriegel, der in einen Haken eingelegt wird und von außen an einem Bindfaden aufgehoben werden kann. Oft sind, namentlich zur Erntezeit, die alten Häuser ganz menschenleer, nur vom Hunde bewacht. Ob die alten Holzschlösser, die ich hier erwähnen will, im Gebiete des Sachsenhauses vertreten waren? Gefunden habe ich sie daselbst nicht, wohl aber ist dieses uralte Kasten- und Riegelschloß noch hier und da im Gebiete des thüringischen Hauses an Scheunen, Ställen und Schweinekoben zu finden, selbst in der Stadt Braunschweig entdeckte ich noch ein solches (jetzt im Städtischen Museum). Das hier in Rede stehende Holzschloß war schon bei den Provinzialrömern im Gebrauche, wie sein Vorkommen in der Saalburg bei Homburg beweist[2]); es hat sich noch in manchen deutschen Gegenden, noch mehr aber im halbkultivierten Osten Europas, in den Karpathen, Rumänien, Rußland erhalten,[3]) geht auch in den Orient[4]) und ist mit den Spaniern nach Amerika gelangt, wo es in Peru und Mexiko gebraucht wird.

Das Konstruktionsprinzip ist bei diesen Schlössern im allgemeinen das folgende: Der Holzriegel, welcher die Thür verschließt, hat am oberen Rand mehrere rechtwinklige Kerbe. Unbeweglich festgehalten wird der Riegel an seiner Stelle

---

[1]) Es ist nicht nötig, auf das fränkisch-thüringische Haus hier näher einzugehen, da wir eine reiche Litteratur über dasselbe bereits besitzen. Außer den schon angeführten Werken von Meitzen und Henning mögen noch angeführt werden: Meringer, Das deutsche Bauernhaus (Mitt. d. Wiener Anthropol. Ges. XXII, 1892). Gustav Bancalari, Forschungen über das deutsche Wohnhaus (im Ausland 1890, 1891 und 1893). Derselbe, Das süddeutsche Wohnhaus fränkischer Form und thüringische Haustypen (Globus, Band 67, S. 201 u. 350) u. a.

[2]) Jacobi, Das Römerkastell Saalburg, S. 467.

[3]) Peez, Erlebt und Erwandert, Wien 1899, I, S. 125. In den bayerischen Alpen: Verhandl. d. Berliner Anthropol. Ges. 1888, S. 473. In Cypern: daselbst 1891, S. 43. Im Harze: daselbst 1891, S. 726. Auf der Insel Runö im Rigaschen Busen: Globus, Band 71, S. 104.

[4]) In Bagdad. Abbildung bei v. Oppenheim, Vom Mittelmeer zum Persischen Golfe, II, 250.

dadurch, daß hölzerne bewegliche Klötzchen in die Kerbe des Riegels von oben hineinfallen. Soll der Riegel und die Thür geöffnet werden, so dient ein hölzernes messerartiges Instrument, welches von der Seite durch einen senkrechten Spalt in das Kastenschloß gesteckt wird, zum Aufheben der in den Riegel ge-

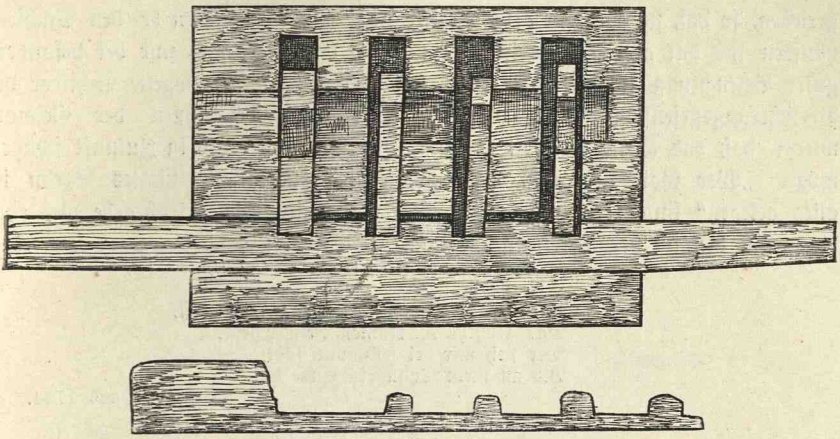


Fig. 92. Hölzernes Schloß samt Holzschlüssel aus Sickte. Städt. Museum.

fallenen Klötzchen, worauf die andere Hand den Riegel loszieht und die Thür sich öffnet. Dieses das allgemeine, im einzelnen öfter abgeänderte Princip (Fig. 92).

4. Haussprüche.

Auch sie, die früher kaum an einem Hause in Stadt und Land fehlten, gehen mit den Neubauten und der neuen Zeit verloren. Selten, daß ein Bauer diese Sprüche bei einem Neubau wieder über seiner Thür anbringt — und doch, wie anheimelnd und schön waren sie und erscheinen uns heute noch die übrig gebliebenen Reste! Sie berichten von dem Sinne der Bewohner und erzählen uns ein Stück Baugeschichte, nennen das Jahr der Errichtung des Hauses und den Namen des Ehepaares, das hier zuerst Einzug hielt. Auch der Baumeister ist zuweilen genannt. War das Haus nach einem Brande entstanden, so ist oft auch ein Bericht über den Brand hinzugefügt. Meistens sind es fromme Sprüche, der Bibel und dem Gesangbuche entlehnt und daher in hochdeutscher Sprache; zuweilen, aber seltener zeigen sich dichterische Versuche, die wohl dem Pastor oder Lehrer des Dorfes ihre Entstehung verdanken. Ausdrücklich nennt sich z. B. bei einem Hause in Papenrode, das 1813 nach seinem Brande neu errichtet wurde, der Lehrer Joh. Hennig Brandt als Verfasser eines Hausspruchs. Ein Spruch schneidet sich leichter in das Holz ein, als daß er sich in den Stein meißelt, daher sind die Haussprüche auch meist an die Gegenden mit Holzbau geknüpft und in Niedersachsens Städten reich

vertreten. Gewöhnlich iſt auf unſeren Dörfern die lateiniſche Schrift dabei angewendet, ja zuweilen muß auch die lateiniſche Sprache brockenweiſe herhalten. Seltener iſt Frakturſchrift; hier und da iſt die Schrift erhaben aus dem Balken herausgearbeitet, gewöhnlich aber vertieft angebracht.

Manchmal findet man die alten Sprüche aufgefriſcht, z. B. mit Kalk eingerieben, ſo daß ſie von den geſchwärzten alten Eichenthorbalken bei den Sachſenhäuſern ſich gut abheben; meiſt aber ſind ſie verwittert und nur bei beſonders guter Beleuchtung noch lesbar, teilweiſe auch durch übergenagelte Schilder der Verſicherungsgeſellſchaften ꝛc. verdeckt. Oft kehrt bei ihnen der Gedanke wieder, daß das Haus in Gottes Hand ſtehe und daß er es in Zukunft ſchützen möge. „Wer Gott vertraut, hat wohlgebaut“ oder „An Gottes Segen iſt alles gelegen“ ſind regelmäßig wiederkehrende Hausſprüche. Ich gebe hier eine Auswahl, die ſich vermehren läßt.

Alles, was mein Thun und Anfangen iſt,
Das geſchehe im Namen Jeſu Chriſt,
Der ſteh mir bei früh und ſpat,
Bis all mein Thun ein Ende hat.

Bortfelder Haus 1724.

* * *

Der Segen des Herrn machet reich ohne Mühe und Arbeit.
Item: ora, labora! Soli deo gloria. Anno 1744.

Grimmes Haus in Klein-Schöppenſtedt.

* * *

Gott gebe allen, die mich kennen, was ſie mir gönnen.

Haberlands Haus in Klein-Schöppenſtedt.

* * *

Gott bewahre dieſes Haus und alle, die da gehen ein und aus.

Schapen.

* * *

Mit Gott iſt dieſer Bau vollendet,
Preis ſei ihm, der uns Kraft geſendet.
Er möge ferner gnädig walten
Und dieſen neuen Bau erhalten
Und Schutz und Schirm ſein, immerdar.

Achilles Haus in Rautheim. Jetzt abgebrochen.

* * *

Gott der Vater wohn bei uns
Und laſſ uns nicht verderben
Mach uns von allen Sünden frei
Und hilf uns ſelig ſterben.
Für den Teufel uns bewahr,
Halt uns bei feſtem Glauben
Und auf dich laſſ mich bauen
Aus Herzensgrund vertrauen.

Boimstorf Nr. 10.

* * *

Gottes Segen groß und klein, fahr auch in dieſe Scheuer ein.

Broiſtedt.

* * *

Ich achte meine Haſſer
Gleich wie das Regenwaſſer,
Das von den Dächern fleußt.
Allen, die mich kennen,
Gebe Gott, was ſie mir gönnen.

Gr. Steinum. Haus von 1796.

* * *

Ein jeder baut, wie's ihm gefällt,
Wer hier muß bauen auf der Welt.
Und ich baue nach meinem Wohlgefallen
Und laſſe Gott als Vater walten.

Geitelde.

* * *

So der Herr nicht das Haus bauet, ſo bauen alle, die daran bauen, vergeblich.

Lindes Haus, Klein-Schöppenſtedt 1727, und
Meiners Haus, Schulenrode (Nr. 5).

* * *

Wo Gott nicht ſelber baut das Haus,
Da richtet keine Müh was aus.

Rickensdorf Nr. 4.

* * *

An der Scheune des Eulenſpiegelhofes in Kneitlingen:

Gott ſchütze die verliehenen Güter,
Laß uns die Gaben wohl gedeihn,
Laß Feuersglut und Ungewitter
Entfernt von unſern Grenzen ſein.
Wir bauen nicht aus Stolz und Pracht,
Sondern die Feuersglut hat
Uns am 29. November 1821 dazu gebracht.
Errichtet am 20. Juni 1822. Friedrich Fricke.
Frau Anna Eliſabeth Fricken, geborene Sticheln.

Und am Stallgebäude daſelbſt:

Bleibt hier viel Böſes unbeſtraft,
Viel Gutes unbelohnt,
So kommt ein Tag der Rechenſchaft,
Der keinen Sünder ſchont.
Dann ſtellſt du, Gott, den vors Gericht,
Durch den dieſe Feuersbrunſt
Am 29. November 1821 des Morgens um 6 Uhr geworden iſt.

Gott ſegne den Verbrecher, daß er bereuen mag,
Der dies verſchuldet hat.
Ach Gott, vergieb doch dem die Sünde,
Laß doch ihn bei dir Gnade finden,
Der dieſen Brand hat ausgeübt.
Auf allen ſeinen Wegen,
Gieb doch ihm Heil und Segen
Durch Chriſtum unſern Herrn!

Errichtet den 14. September Anno 1822.

* * *

Hier baun wir alle feſte
Und ſein nur fremde Gäſte.

Frellſtedt Nr. 33.

* * *

Die mir nichts gönnen und nichts geben
Die müſſen ſehen, daß ich lebe.
Seid witzig, die Welt iſt ſpitzig
Seid fürſichtig, ſie ſind alle nicht aufrichtig.

Frellſtedt Nr. 33.

* * *

Gott bewahre dieſes Haus und meinen Nachbarn und Nächſten auch.

Bergmanns Haus, Schulenrode (18. Jahrh.).

* * *

Die mir nichts gönnen und nichts geben,
Die müſſen ſehen, daß ich lebe.

Joachim Diedrich Scharenberg 1784. Danndorf.

* * *

Ich baue nicht aus Luſt und Pracht,
Die Not hat mich dazu gebracht.

Witwe W. J. S. C. Schrader geb. Müller 1848.
Danndorf, errichtet nach einem Brande.

* * *

Böſe Niemand. Das Gute dir und mir. Gott allein die Ehr und niemand mehr.

Harveſſe, Haus von 1728.

* * *

Vertraue keinem Menſchen nicht,
Sie ſind wie eine Wiege,
Wer heute Hoſianna ſpricht,
Ruft morgen crucifige.

Esbeck 1708.

* * *

Wenn der Neider noch ſo viel,
Es geſchieht doch, was Gott haben will.
Wer bauet an der Straßen,
Muß die Narren reden laſſen.

Groß-Brunsrode, Haus von 1723.

* * *

Gott, unſre Herzen bluten
Von deinen ſchweren Ruten,
Es iſt um uns geſchehn.
Dein Feuer ſchlug die Flammen
Schnell über uns zuſammen,
Das niemand konnte widerſtehn.
Wir ſehen nun die neue Hütte
Und loben Gott.

Brackſtedt 1816 nach einem Brande.

* * *

In Gottes Namen fang ich an,
Was mir zu thun gebühret.
Mit Gott iſt alles wohlgethan
Und glücklich ausgeführet.
Was man in Gottes Namen thut
Mit glaubensvollem Sinn und Mut,
Das muß uns wohl gedeihen.

Bevenrode Nr. 4 von 1856.

An die Vielſeitigkeit der oft von Humor gewürzten Hausinſchriften Oberdeutſchlands, namentlich in den Alpen, reichen unſere braunſchweigiſchen Hausſprüche bei weitem nicht heran. Auch jene auf den alten Holzhäuſern der Stadt Braunſchweig haben ähnlichen Charakter, wie die auf dem Lande, auch ſie zeigen meiſtens nur Erbauungsjahr, Namen des Beſitzers und einen frommen Spruch [1]).

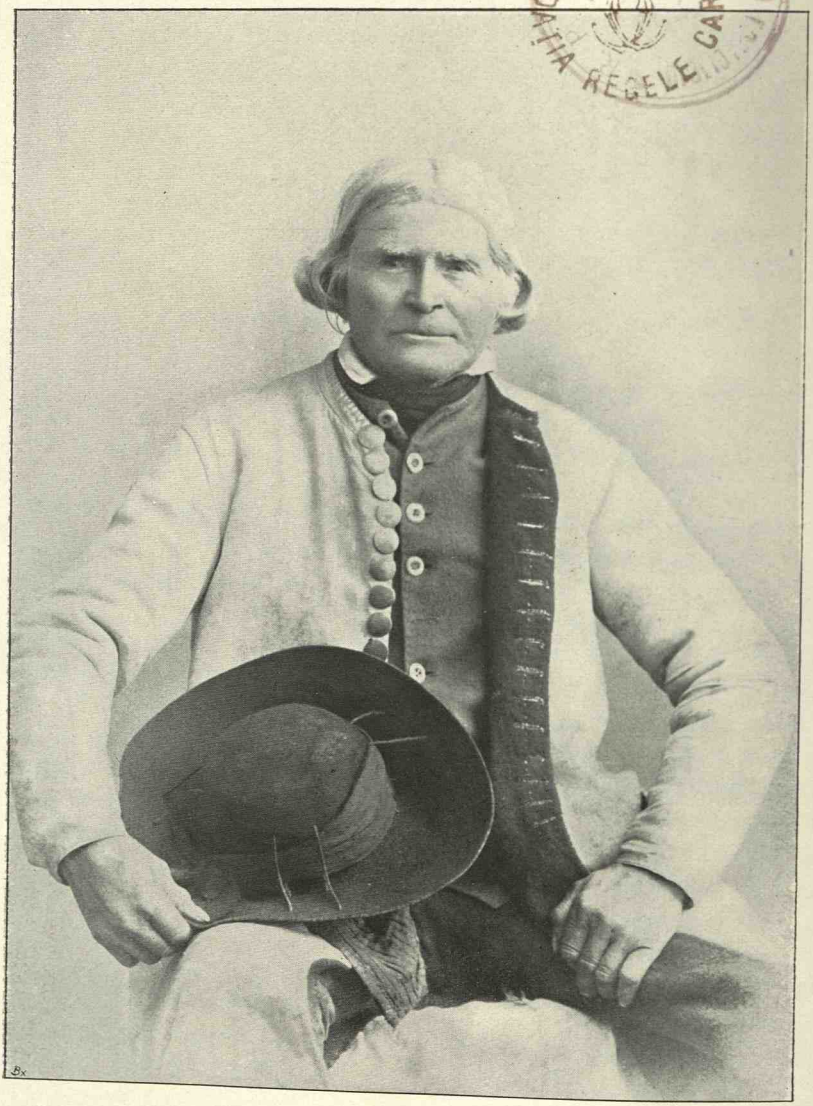
[1]) Sie ſind geſammelt von C. Steinmann, Braunſchweigiſche Anzeigen 1879, Nr. 125, 126.

Der Bauer, die Hirten und das Gesinde.

Der Bauer. Wie fast überall in Deutschland ist auch bei uns der Bauer bis in das fünfzehnte Jahrhundert hinein ein Unfreier, Höriger gewesen, doch mag Braunschweig sich rühmen, daß hier *eher als in irgend einem anderen deutschen Lande* dem Bauern seine persönliche Freiheit verliehen worden ist. Die Abgaben und Lasten, welche in dem krieg- und pestverheerten Lande auf den Bauern ruhten, waren so unerschwinglich geworden, daß diese massenhaft in die Städte entliefen und viele Höfe wüst liegen ließen. Es war ihnen einfach unmöglich geworden, neben den drückenden Abgaben noch so viel zu erübrigen, daß sie und die Ihrigen notdürftig leben konnten. Zu den schlimmsten Abgaben gehörten die bûwdelinge und bûwlenynghe (Baudeling und Baulehnung), welche der Leibeigene an die Herrschaft dafür zu zahlen hatte, daß ihm der Hof, welcher an seinen Vater nur auf dessen Lebenszeit ausgethan war, nach dessen Tode wieder aufs neue zur Bewirtschaftung verliehen wurde[1]). Der Unfreie hatte weder Eigentum an dem Hofe, den er bebaute, noch an dem Inventar beides gehörte dem Herrn (Landesherrschaft, Kloster, Adlige), welcher bei der ersten Besetzung des Hofes auch die Aussaat hergegeben und dem beides bis zum Tode des Bauern verblieb. Auch dessen Verwandte und Kinder hatten kein Erbrecht, kein Recht auf die Nachfolge im Hofe; nur auf *das* Vermögen hatten sie Erbanspruch, welches der Unfreie sich etwa auf dem Hofe nach Abtragung seiner jährlichen Lasten erworben hatte. Ließ nun der Hofherr den Sohn des verstorbenen Bauern fortwirtschaften, so wurde ihm, abgesehen von der Zahlung der Baudeling oder Baulehnung, noch das besthoved, das Besthaupt, genommen; d. h. der Gutsherr holte ihm das beste Stück Vieh weg, damit der Bauer sich ja nicht einbilde, er sei Herr auf dem Hofe. Anfangs waren die Söhne froh, wenn sie um diesen Preis dem Vater auf dem Hofe folgen durften, später aber, als der Ursprung dieses Rechts sich zu verdunkeln anfing, empfanden sie die Abgabe des besten Stückes Vieh beim Tode des Vaters als eine drückende Last. Selbst die Ehe eines Unfreien hing von der Zustimmung des Gutsherrn ab; denn er stand nicht unter dem allgemeinen Volksrechte,

[1]) mndd. budêlen, den beweglichen Nachlaß mit dem Herrn teilen. buleninge, der Anteil, welcher dem Grundherrn an dem Nachlasse seines Hörigen zusteht.

Tafel VII.



Bortfelder Bauer.

Joh. Heinr. Rischbieter, geb. 1822, photogr. 1894.

sondern unter dem Hofrechte. Wurde ihm vom Herrn die Erlaubnis zur Ehe erteilt, so hatte er dafür die bei uns bedemund genannte Abgabe zu leisten. (Näheres darüber im Kapitel „Hochzeit".)

Die Lasten und Abgaben (niederd. beden, Bitten, die ursprünglich den Charakter der Freiwilligkeit trugen und um deren Bewilligung man zu „bitten" hatte) hatten sich allmählich so gesteigert, daß der Bauer thatsächlich nicht für sich, sondern nur für den Gutsherrn arbeitete. Daß dieses nur widerwillig geschehen konnte, lag auf der Hand, und Zustände herrschten, die wir mit verwandten, wie sie jetzt noch in der Türkei bestehen, vergleichen können. Nicht eine Revolution von unten hat aber solchen unleidlichen und unnatürlichen Zustand in unserem Lande beseitigt, sondern die Landesherrschaft war es, die reformierend eingriff. Kaum war Herzog Heinrich der Friedsame 1432 zur Alleinregierung gelangt, als er die traurigen Zustände der ländlichen Bevölkerung aufbesserte. Auf dem Landtage vom 17. Mai 1433 [1]), auf dem die hohe Geistlichkeit, der hohe Adel, der Rat der Stadt Braunschweig und auch bûren erschienen, wurden Baudelinge und Baulehnung abgeschafft, statt des Besthauptes wurde das zweitbeste Stück eingeführt [2]) und zahlreiche andere Bestimmungen zur Erleichterung des Bauernstandes geschaffen. So wurde zuerst unter allen Ländern des heiligen römischen Reiches in Braunschweig das wohlthätige Gesetz geltend, welches die drückendsten Fesseln der Leibeigenschaft zerbrach und den alten, zur Ausnahme gewordenen Grundsatz „frei Mann, frei Gut" auch bei unserem Bauernstande wieder zur Geltung zu bringen suchte. Natürlich entwickelte sich die völlige Befreiung nur allmählich und eine ausdrückliche Aufhebung der Leibeigenschaft ist in Braunschweig niemals erfolgt. Seit der großen That Herzog Heinrichs des Friedsamen haben nachfolgende Landesherren die Rechtszustände der Bauernhöfe durch Begrenzung und Beschränkung der gutsherrlichen Rechte, namentlich des sogenannten Meierrechtes, mehr und mehr geordnet. Doch immer saßen die Bauern noch als Kolonen (Meier, Erbpächter ꝛc.) auf dem ihnen noch nicht eigentümlichen Boden, mußten sie Fronden und Zehnten an die Kammer, die Kirchen, Klöster und Städte, die adligen Gutsherrschaften geben, gegen welche der Bauer aber einen fortgesetzten Kampf führte, der ihn schließlich zum freien Eigentümer des von ihm bebauten Grund und Bodens machte.

Noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts waren die Abgaben und Dienstleistungen sehr drückend, wenn sie auch gegen früher schon wesentlich abgenommen hatten. Dabei war die Form der Dienstleistungen eine solche, daß

---

[1]) Der Vertrag mit der Landschaft vom Sonntag Vocem Jucunditatis (17. Mai) 1433 steht abgedruckt bei Gesenius, Meierrecht I, 397.

[2]) 1688 wurde das zweitbeste Haupt dann in eine Geldabgabe verwandelt und als Reallast auf das Grundeigentum gelegt. Während der westfälischen Zeit, die ja manches freisinnige Gesetz schuf, wurde diese Geldabgabe aufgehoben, 1816 aber in neubraunschweigischer Zeit wieder hergestellt. (Steinacker, Privatrecht des Herzogtums Braunschweig, S. 94.)

der Bauer nicht zur Ruhe kommen konnte und stets zuletzt an sich, zunächst aber an die Herrschaft denken mußte. Ich will das an dem Falle eines Obergischen Meiers zu Essinghausen hier näher beleuchten[1]). Der Halbspänner Hermann Langeheine im Hofe Nr. 14, der ein schornsteinloses, strohgedecktes Haus besaß, 52 Morgen Meierland und 3 Morgen einhauige Wiesen bestellte, 4 Pferde, 4 Kühe, 1 Rind und 2 Schweine hielt, hatte folgendes an Diensten zu leisten: Zwei Tage wöchentlich mit dem Gespann dem adligen Hofe in Duttenstedt; jährlich zum burgvesten und Bedemundstage mit dem Spanne den Flachs des adligen Hofes aus den Rotten einfahren; dessen Heu hatte er gleichfalls mit den anderen Verpflichteten einzuführen, er mußte helfen, den Roggen des adligen Hofes mähen und nebst einem Binder aufbinden; einen Tag hatte er Flachs zu braken, einen Tag mußte er Schafe scheren, einen Tag Rüben roden, einen Tag Hopfen pflücken, einen Tag Hafer und Gerste aufharken und zwei Hedelöppe spinnen, die beim Leseholzsammeln gebraucht wurden. Er hatte außer den eben genannten persönlichen Diensten an „herrschaftlichen Gefällen" zu leisten: monatlich an Kontribution einschließlich Fouragegeld 31 Mariengroschen; an Landschatz jährlich $1\frac{1}{2}$ monatliche Kontributionen. Dazu wurde von ihm Proviantkorngeld und Hafer „je nach dem Fuß der Kontribution" gesammelt. Den Kornzehnten von 52 Morgen empfing der Herr von Oberg in Duttenstedt, der auch den Fleischzehnten erhielt. Letzterer bestand jährlich in einem Huhn, von jedem Kalbe und Füllen je 3 Pfennig, jedes zehnte Lamm und in einer Gans, wenn Langeheine über drei Stück hielt. Dazu kamen die „gutsherrlichen Gefälle", weil der adlige Hof Gutsherr war, mit 30 Himpten Roggen und einem Rauchhuhu (rôkhaun).

In manchen Orten (z. B. Lehre) war statt des lebenden Rauchhuhnes das „Hühnergeld" damals schon eingeführt; gewöhnlich 4 Gutegroschen pro Stück. Wurde das Huhn lebend gegeben, so mußte es groß und so stark sein, daß es aus einem Scheffel herausspringen konnte. Es ist dieser tinshân eine der ältesten Abgaben (pullus de areis der Urkunden). Widerwillig wurden alle solche Abgaben und Dienste geleistet. Die Bauern des Pfahldorfs Ölper, welche dem Rate zu Braunschweig „burgvesten" mußten, sollen nur schimpfend in die Stadt eingezogen sein, wo sie den Altstadtmarkt von Schmutz zu reinigen hatten. Ärgerlich war der Bauer, wenn er die Sperlingsköpfe zu liefern hatte, wiewohl dieses nach der landesherrlichen Verordnung vom 11. Dezember 1749 nur zum Nutzen der Landwirtschaft geschah. In jedem Dorfe hatte ein Ackermann jährlich 120, ein Halbspänner 80, ein Kotsasse 60 Sperlingsköpfe bei Strafe von 4 Pfennig für jedes fehlende Stück abzuliefern; dabei durfte bei 2 Gutegroschen Strafe kein „auswärtiger" sein; auch waren die Köpfe anderer Vögel nicht gültig.

---

[1]) Handschriftliche Dorfbeschreibung von Essinghausen 1777. Belangreiche Einblicke in die Abgaben der Bauern von Eitzum und Küblingen an das adlige Gut in Schliestedt sind mitgeteilt Braunschw. Magazin 1896, Nr. 25.

Neben den persönlichen Lasten erschien unter den Abgaben den Bauern am drückendsten der Zehnten (teged), dessen Ablösung auch erst das 19. Jahrhundert sah. Er ist ursprünglich eine geistliche Einrichtung, dringend gefordert schon 585 auf der Synode zu Maçon von den Bischöfen zum Unterhalt der Kirche und für die Armen. Lange noch bohrte die Geistlichkeit in dieser Richtung, bis Karl der Große, nachdem das Land der Sachsen unter seine Herrschaft gekommen war, 803 das Princip des Zehntens als göttlichen Befehl aussprach, ohne aber den weltlichen Arm dem geistlichen Gebote zu leihen. Der Unwille der Sachsen und anderer deutscher Stämme gegen die geistliche Neuerung war groß und hat bis zur letzten Garbe, die bei uns gezehntet wurde, angehalten. Das Princip des freiwilligen religiösen Opfers, das anfangs dem Zehnten noch anhaftete, wurde seit dem Sturze Heinrichs des Löwen bei uns aufgegeben und aus einer kirchlich-religiösen wurde eine geistlich-weltliche Abgabe, ein Tribut; denn die geistliche Aristokratie vertrug sich mit der weltlichen über die Beute. Was die Pfarrer, die Armen und Dürftigen als Almosen erhalten sollten, das wurde von der geistlich-weltlichen Aristokratie an sich gerissen.

Der Zehnten wurde entweder von den Feldfrüchten gegeben (Fruchtzehnten) oder von den landwirtschaftlichen Tieren (Fleisch- oder Blutzehnten). Er gehörte zu den auf dem Bauerngute ruhenden, jetzt abgelösten Reallasten, welche entweder bei der Überlassung des Gutes vorbehalten oder seit ältester Zeit auferlegt waren. Verboten wurde die neue Auferlegung von Zehnten erst durch die Ablösungsordnung von 1834. Man hatte verschiedene Arten des Zehnten. Da gab es den Rott-, Noval- oder Neubruchzehnten, welcher von früher unkultivierten und erst später urbar gemachten Äckern zu entrichten war; den Brachzehnten, der von jeder Art der in der Brache bestellten Gewächse und Früchte (von Flachs, Rüben, Kohl, Futterkräutern) zu zahlen war. In der Dorfbeschreibung von Adersheim (1749) werden folgende Arten von Zehnten aufgeführt: „Der große Zehnt gehört dem Domkapitel in Hildesheim, der Westfalenzehnt wird der kleine Zehnt genannt[1]). Der Zehnt, so die Pfarre in Aderse im Bergfelde von 20 Morgen hat, der Jakobszehnt."

Das Auszehnten geschah durch beeidigte Zehntmaler, die vom Zehntherrn gestellt und gelohnt wurden und für den Schaden verantwortlich waren, der durch Verzögerung beim Aussetzen des Zehntens entstand. Es durften auf dem zehntpflichtigen Lande nur solche Haufen gesetzt werden, die zehn oder zwanzig Garben (= $^1/_2$ oder 1 Stiege) hielten. Vor der allgemeinen Landesvermessung aus der Mitte des 18. Jahrhunderts mußte das gesamte Korn von einerlei Art in der ganzen Feldmark gemäht und in Stiegen gesetzt sein, bevor der Zehntherr verpflichtet war, mit dem Zehntzuge zu verfahren. Wegen der Unbilligkeit und vielen Unzuträglichkeiten, die hierdurch dem Bauer entstanden, wurde nach der Vermessung verordnet, daß der Zehntherr schon dann den

[1]) Weil ihn die Herren von Westfal zum größten Teil bezogen. Havemann II, S. 229.

Zehnten ziehen lassen mußte, wenn der Zehntpflichtige ihm anzeigte, daß das gesamte Korn derselben Art in einer Wanne abgemäht und in Stiegen gesetzt sei. Das Abzehnten des Roggens hatte am folgenden Tage nach der Anzeige zu beginnen; Weizen, Gerste, Hafer mußten binnen 24 Stunden abgezehntet sein. War die Zehntung nicht in der vorgeschriebenen Zeit erfolgt, so durfte der Zehntpflichtige selbst den Zehnten aussetzen. Erbsen, Linsen, Wicken, denen der Regen leicht schadet, mußte der Zehntherr acht Stunden nach der Anmeldung abzehnten lassen. (Vergl. auch S. 122 unter Teggedkamp.)

Erst dem 19. Jahrhundert blieb es vorbehalten, die letzten, dem Bauernstande bei uns anhaftenden Beschränkungen zu beseitigen. Nicht früher als 1832 wurden die Bauern in Bezug auf Militär- und Civilbeamtenstellungen, sowie Gerichtsbarkeit den übrigen Bürgern des Landes gleichgestellt. Im Jahre 1834 wurden alle Dienste und Zehnten für ablösbar erklärt und bestimmt, daß nach erfolgter Ablösung jedes Bauerngut frei vom gutsherrlichen Verbande werde. Die Ablösungen sind heute wohl alle durchgeführt. Endlich wurde 1874 die Unteilbarkeit (Geschlossenheit) des bäuerlichen Grundbesitzes aufgehoben, so daß der Bauer fortan frei über sein Eigentum verfügen konnte [1]).

Saß so der freie Bauer auf dem freien Boden, so erfolgte gleichzeitig mit der Wegschaffung der letzten Spuren der ehemaligen Hörigkeit eine andere Maßregel, welche in der Landwirtschaft großartige Umwälzungen herbeiführte und in ihren Folgen nicht wenig dazu beitrug, den Bauer zu einem wohlhabenderen, zu einem ganz anderen zu machen, als er bisher war. Es war dieses die Separation, die mit dem Jahre 1835 beginnt und anfangs bei den Bauern auf harten Widerstand stieß. Die vom Vater auf den Sohn seit Jahren übergegangenen, mit Liebe gepflegten Grundstücke sollten durch andere, langgewohnte Verhältnisse durch neue, dem Bauern unsicher erscheinende ersetzt werden, so daß nach monatelangem Arbeiten der Feldmesser und nach zahllosen Schreibereien der Behörden der mißtrauische Bauer, wenn es an das Unterschreiben der Recesse ging, oft noch erklärte, ik underschrîwe nich, bis gelinder Zwang auf ihn ausgeübt wurde. Erst mit der Zeit freilich haben viele eingesehen, wie die Separation ihnen zum Nutzen gereichte. Gründlich und weitgehend waren die Veränderungen, die mit derselben sich verknüpften. Da verschwand der dem ganzen Dorf gemeinsame Besitz an Bruch und Heideland, Ängern und Triften, Wiesen und Weiden, welcher an die einzelnen Bauern verteilt und zu deren Ländereien hinzugeschlagen wurde. Die Felder, sonst meistens zerteilt in kleine Stücke, in den einzelnen Wannen liegend, so daß an einer einzigen Wanne oft 20 oder 30 Besitzer teilnahmen, wurden zusammengelegt und statt vieler kleiner Landstücke erhielt der Bauer nun eins oder mehrere große. Damit mußte die

[1]) Über die bäuerlichen Rechtsverhältnisse und deren Entwickelung in Braunschweig vergleiche A. Steinacker, Partikulares Privatrecht des Herzogtums Braunschweig, Wolfenbüttel 1843, und A. Hampe, Das partikulare braunschweigische Privatrecht, Braunschweig 1896.

alte Dreifelderwirtschaft fallen, die dem Bauer die genaue Fruchtfolge von Winter- und Sommergetreide und Brache vorschrieb. Jetzt konnte er sich frei bewegen und nach Belieben bauen, während er früher sich nur an eine bestimmte Fruchtfolge halten mußte. Durchgreifend waren auch die Änderungen bezüglich der Viehzucht. Die gemeinsame Weide war verteilt, Koppelhütung und Weidefütterung fielen weg, die Hirten nach alter Art, welche des ganzen Dorfes Herden austrieben, wurden entbehrlich; die Stallfütterung wurde eingeführt und damit vermehrter Anbau von Futterkräutern. Gut, nützlich und notwendig waren diese Änderungen, aber mit ihnen verschwand viel Poesie vom Lande, trat größere Nüchternheit ein und wurde sogar der Charakter der Landschaft verändert, da die krummen Linien und mit ihnen die Abwechselung verschwanden und geometrische Formen die Herrschaft erlangten. Statt der Raine, Büsche, Anger zwischen den mannigfachen Feldern, die ein buntes Bild gaben, erblickt nun das Auge endlose, langweilige Spargel-, Rüben-, Kartoffel-, Kornfelder, rauchende Schlote von Zuckerfabriken, statt des säenden und mähenden Landmannes — Maschinen.

Mit der durchgeführten Separation ist auch der Bauer nach altem Schlage bei uns verschwunden, um so mehr, als die Mitte des 19. Jahrhunderts auch alle die großen politischen und wirtschaftlichen Umwälzungen anbahnte, die bis in unsere Tage fortwirken. Was in diesen Blättern festgehalten werden soll, das ist der Bauer, der noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts lebte. Was an Sitten, Gebräuchen, Meinungen von ihm sich noch erforschen ließ oder in Überresten vorhanden, davon soll hier Kunde gegeben werden. Ihn zu kennzeichnen oder gar als „braunschweigischen" Bauer loszuschälen aus der Masse seiner niedersächsischen oder deutschen Genossen, dürfte schwer halten; er zeigt den allgemeinen Bauerncharakter, wiewohl mit Eigentümlichkeiten. Und selbst in einem so kleinen Lande, wie dem unserigen, zeigen sich noch Verschiedenheiten, die in letzter Linie auf einem geologischen Grunde beruhen: auf dem fruchtbaren Kleiboden des südlichen Teiles und dem ärmeren Sandboden des Nordens. Dadurch ist Wohlhabenheit und Fortschritt in verschiedenem Maße bedingt. Mehr noch nach alter Art lebt und denkt der Bauer des Nordens; teilweise schon im modernen Leben aufgegangen ist jener des Südens, wo Erziehung und Hauswirtschaft nach städtischer Art Platz gegriffen haben und die Landwirtschaft am höchsten entwickelt ist.

Nehmen wir den Braunschweiger Bauer nach alter Art, so stellt er sich als ein phlegmatischer Mensch mit wenig ausdrucksvollen Zügen dar. Glatt rasiert ist noch das ältere Geschlecht, während bei dem jüngeren der Bart herrscht. Er ist kraftvoll, durchschnittlich von guter Gesundheit, vor allem ungemein fleißig in Haus und Hof. Mit geistiger Arbeit giebt er sich nicht gern ab; die mit der Hand geleistete Arbeit ist ihm die eigentliche. Was er durch seinen unermüdlichen Fleiß erworben, hält er durch seine Sparsamkeit zusammen. Im allgemeinen lebt er mäßig; protzend und verschwenderisch wird er bei Festlichkeiten, bei Hochzeiten und Taufen, da muß was draufgehen. Nicht selten artet

bei ihm die Sparsamkeit in Geiz aus. Der materielle Besitz, sein Hof, sein Feld, sein Vieh, geht ihm über alles, und nach seinem Besitze regelt er seine Familienbeziehungen und Bekanntschaften. Reich zu reich. Die Tochter eines Wohlhabenden darf keinen Armen heiraten. Scharf besteht der Bauer auf dem, was er für recht hält; Gegengründen ist er, bei einmal gefaßter Ansicht, kaum zugängig. Er ist, wie man sagt, „dickköpfig" und zu Prozessen geneigt, die er unbeschadet der Kosten bis zum äußersten durchführt. Schlauheit und Pfiffigkeit fehlen dem Bauern so wenig wie ein stetes Mißtrauen, zumal Fremden gegenüber, bei denen er leicht Hintergedanken wittert. Gegen seinesgleichen ist er aber offen und frei, gerade bis zur Grobheit. Untereinander empfinden die Bauern diese Grobheit nicht; sie wird mehr fühlbar dem Städter, der abgeschliffene Manieren gewohnt ist. Freilich, das jüngere Geschlecht, das Reserveoffiziere (Söhne der Ackerleute) und in Schweizer Pensionen erzogene Töchter unter sich zählt, steht auf der Höhe städtischen äußerlichen Schliffes.

Zur Kirche hält die Landbevölkerung treu; der Besuch derselben ist ein regelmäßiger und der Einfluß des Geistlichen beim Bauern ein weit tiefergreifender als beim Städter. Unsere Landleute sind fromm ohne Frömmelei. Der politischen Gesinnung nach sind sie konservativ und monarchisch. Überall hängt das Bildnis des Kaisers und des letzten Herzogs in den Bauernstuben und gern erfüllen die Bauernsöhne ihre Militärpflicht. Lobend wird erwähnt, wie vortrefflich bei Manövern die einquartierten Soldaten in unseren Dörfern aufgenommen werden. Es mag wenig Bauernhäuser im Braunschweigischen geben, in welche keine Zeitung kommt, und das Politisieren ist dem flachen Lande nicht mehr fremd. Frei, offen und mit Geschick vertritt der Bauer seine Sache im Landtage, wo sein Einfluß maßgebend, aber auch sein Klasseninteresse stark hervortritt, so daß der Blick auf das allen Gemeinsame oft getrübt erscheint.

Schattenseiten mangeln nicht. Daß es mit der Reinlichkeit nicht so bestellt ist, wie es sein sollte, erkennt man leicht; selbstverständlich herrschen hier Abstufungen, aber auch schwer reiche Bauern stehen hinter Städtern von geringem Einkommen in allen die Reinlichkeit und Lebensführung betreffenden Dingen zurück. Ästhetisches Gefühl sucht man vergebens und mit dem Einzuge städtischer Einrichtung, mit dem modernen billigen Tand in Kleidung und Gerät ist eine bedenkliche Geschmacklosigkeit ans Licht getreten. Sie kam nicht zur Geltung, als die Sitte noch rein bäuerlich war, als die Stuben und Kleider Zuschnitt nach der Väter Weise zeigten. Bauernmädchen in grellbunten Kleidern, mit einem Hute voll Kunstblumen und dabei eine Kiepe auf dem Rücken sind keine seltene Erscheinung in den Straßen der Städte. Der Bauer, so glaubte man früher, könne sich überhaupt nicht civilisieren. Das wird im Sprichworte so ausgedrückt: De bûre is 'n beist un wenn hei slöppet bet middag. De bûre is 'n beist; twei bûren sin drei beister.

Das sechste Gebot soll nicht in der Achtung stehen, wie es der Fall sein müßte. Die Frau nimmt es heiliger mit der Ehe als der Mann. Spottlieder,

die des Bauern Verhältnis zur Magd geißeln, laufen um[1]). Das Mißtrauen, das schon als Zug des Bauern gegenüber Unbekannten angeführt wurde, beseelte ihn früher auch gegenüber allen Neuerungen. Er hielt fest an alten Einrichtungen und war schwer zu Änderungen in der Landwirtschaft oder zu einer guten Anlage seines erworbenen Barvermögens zu bewegen. Die Zeit ist allerdings lange vorüber und das „Geld im Strumpfe" ist zur Sage geworden. Mit großem Verständnis und glänzendem Erfolge hat der braunschweigische Bauer sich die Verbesserungen und Fortschritte der Landwirtschaft zu eigen gemacht, so daß er unter allen seinen Genossen im Reiche als einer der wohlhabendsten und gebildetsten dasteht.

Noch gelten amtlich die alten Benennungen der verschiedenen Abstufungen der Bauern, ohne daß ihnen ein besonderer Wert zukäme, denn auch hier haben sich die Verhältnisse so verschoben, daß nach Maßgabe des Besitzes ein Kotsasse in einem Dorfe weit über einem Ackermanne in einem anderen steht. Darum sind die Insassen eines Dorfes aber keineswegs gleich und sie scheiden sich fast in so viel Stände wie die Einwohner einer Stadt. Wir finden im Dorfe verpachtete staatliche Domänen und Rittergüter, denen fast der gesamte Grund und Boden zugehört, so daß eigentliche Bauern dort nicht vorhanden sind und die Dorfbewohner nur die Stellung von Arbeitern und Tagelöhnern einnehmen. Diese Dörfer machen aber die Minderzahl aus, da der eigentliche freie Bauernstand bei weitem überwiegt. Dieser gliedert sich folgendermaßen (in der hier behandelten Gegend, andere Bezeichnungen herrschen in anderen Teilen des Herzogtums):

Ackerleute	mit ursprünglich	120	Morgen	(= 4	Hufen)	und 4	Pferden
Halbspänner	„ „	60	„	(= 2	„)	„ 2	„
Kotsassen	„ „	30	„	(= 1	„)	„ 2	„

Die beiden ersteren Stände sind die eigentlichen und ursprünglichen Bauern mit den ersten Ansprüchen an das Gemeindeeigentum und bevorzugt vor den übrigen[2]). Wie die Kotsassen hinzukamen, mußten sie sich mit dem Genüge sein lassen, was jene beiden ihnen abtraten, oder neues Land roden (vergl. S. 105 unter Köterkamp). Die unterste Stufe nahmen die Brinksitzer ein, deren Häuschen am Rande (brink) des Dorfes lagen und die keinen oder geringen Grundbesitz hatten. Schafe durften sie nicht auf die Weide treiben, nur eine Kuh, Schweine und Gänse zu dem Weidevieh stellen und nach Verhältnis für

---

[1]) Vieles von dem, was Pastor C. Wagner in seinem Vortrage über die Sittlichkeit auf dem Lande (Berlin, Verlag des deutschen Sittlichkeitsvereins 1894), die sich auf Niederdeutschland bezieht, rügt, trifft bei uns zu. Manches derartige tritt in den folgenden Kapiteln zu Tage.

[2]) Beispielsweise: Bei der Teilung des Brennholzes aus dem Gemeindewalde von Klein-Stöckheim erhielt ein Ackerhof doppelt so viel wie ein Halbspänner (handschriftliche Dorfbeschreibung von 1767). In Denstorf bekam ein Ackermann 1 Klafter Holz und 1 Schock Wasen nach der forstmäßigen Regulierung; ein Groß- und Kleinköter halb so viel, ein Brinksitzer nichts (Dorfbeschreibung von 1771).

dieſe zum Hirtenlohne beitragen. Am niedrigſten ſtehen die Anbauer, die letzten Ankömmlinge im Dorfe, ohne Grund und Boden, nur auf ein Häuschen angewieſen.

Erwähnenswert mag noch ſein, daß der Name der alten, urſprünglichen Hofbeſitzer, die längſt dahingegangen ſind, an den jetzigen ganz anders heißenden Beſitzern in einigen Dörfern noch haftet. In Waggum hieß 1754 der Beſitzer von Nr. 1 Racke und ſo wird noch jetzt der gegenwärtige Eigentümer Lehrmann gerufen. Nr. 13 damals Gödecke, heute Gils, der Gödecken-Gils genannt wird; Nr. 19 im Jahre 1754 Kurt Bente, jetzt Mellien, der Bente gerufen wird. In Bortfeld iſt es ähnlich; der jetzige Beſitzer des alten Wolterſchen Hofes wird Wolters-Wehmer gerufen; ja, bei Gremmel fügt man dort die Namen von drei früheren Beſitzern ſeines Hofes gelegentlich hinzu und nennt ihn Behmen-Meiers-Sauers-Gremmel. Der Name der früheren Hofbeſitzer wird dabei im Genetiv gebraucht.

Die Hirten. Auch dem alten Hirtenſtande hat die Separation den Untergang gebracht. Früher, zur Zeit der Dreifelderwirtſchaft, wurde das Brachfeld regelmäßig beweidet und auch die großen Gemeindeanger dienten der gemeinſchaftlichen Weide der Dorfinſaſſen. Wie genau hier alles geordnet und beſtimmt war, erkennen wir z. B. bei Abbenrode (handſchriftliche Dorfbeſchreibung von 1775): „Im Winterfelde wird mit Hornvieh, aber nicht mit Schweinen, bis alten Bartolomäi (12. Auguſt), im Sommerfelde bis alten Medardus gehütet, im Elme mit den Schafen und Schweinekoppel mit dem Hauſe Deſtedt. Auf dem Tie Privatweide, hinter der Lahe ein Gehölz für Kälber, auf dem Leerwalde iſt mit Pferden, Kühen, Schafen und Schweinen Koppel mit den Grenzdörfern Anger.“ Anger finden wir aber heute kaum noch, denn ſie ſind zu Ackerland gemacht, die Stallfütterung und der Anbau von Futterkräutern iſt allgemein und vom alten Hirten ſind nur noch hier und da Spuren vorhanden. Mit ihnen iſt auch ein Stück Poeſie verſchwunden.

Neben ſeinen Äckern, die er regelmäßig beſucht, achtet der Bauer am meiſten auf ſein Vieh und dieſes iſt ihm oft mehr ans Herz gewachſen als Angehörige ſeiner Familie, wie das auch in einigen häßlichen Sprichwörtern zu Tage tritt. Für die Wartung des Viehes geſchieht alles; die Pferde genießen ihre Sonntagsruhe. Es bereitet dem Bauer mehr Sorge, wenn ein Pferd oder eine Kuh nicht freſſen will, als wenn Frau und Kind kränkeln. Er unterhält ſich freundſchaftlich mit den Pferden und behauptet, dieſe verſtänden genau, was er ſage. Sind ſie doch ſeine Gehülfen, die ſeinen Wohlſtand durch ihre Arbeit mit begründen oder von denen er unmittelbaren Nutzen zieht. Wie genau der Bauer mit dem Vieh vertraut iſt, erſieht man auch aus dem Reichtum der Bezeichnungen, welchen er für ſeine Haustiere hat, während die Bezeichnungen für die wilden Tiere meiſt genereller Natur ſind, namentlich bei den unteren Tierklaſſen, bei denen nur die Schädlinge in der Land- und Forſtwirtſchaft für ihn von Belang und daher mit beſonderen Namen belegt ſind. Bei den Haustieren aber ſind nach Alter und Geſchlecht oft feinere Bezeichnungen und Unterſchiede benannt als im Hochdeutſchen. Die Bezeichnungen ſind:

Pferde. pârd, hingest, wallake, stûte, fôlen.
Rindvieh. kauvei, bulle, osse, kau, rind, kalf. Man zählt das Rindvieh nach Häuptern, höwet.
Schafe. schâp, bock, hâmel, snucke, järig, lamm, snittjen, elbische.
Schweine. swîn, kempe, stangenswîn, söge, bärswîn, farken oder fickeln, vâselswîn, mastswîn.
Katzen. kater, katte.
Ziegen. zicke, bock, zickenhâmel, zibbe, lamm oder hittjen, ûterbock (Zwitter).
Hunde. hund, têwe, tache, tiffe.
Hühner. hâne, kapûne, haun, küken. fôrthâne, der junge Hahn, der dazu bestimmt ist, einst der Zuchthahn des Hofes zu werden. Die küken rechnet man nach schörten, Bruten, und sagt erste, tweite, dridde schörten küken. rôkhaun, das aus dem Bereiche des Hausherdes stammende Zinshuhn.
Gänse. gander, gaus, gössel.
Enten. arpel oder drâke, ânte, ântje.
Tauben. döbber, dûwe.

Noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts hatte jedes Dorf sein besonderes Hirtenhaus, das auf dem Gemeindeboden errichtet war; bei den Rundlingsdörfern lag es meist auf dem freien Dorfplatze in der Mitte, bei den anderen am Rande. In Dibbesdorf z. B. berichtet die handschriftliche Dorfbeschreibung von 1754: „Der Schulmeister, Kuh-, Schweine-, Ochsen- und Gänsehirt wohnen in einem Hause, so vor dem Dorfe liegt." Diese Häuser sind dann vielfach die Wohnungen des Feldhüters, Pannemanns, und schließlich zu Armenhäusern der Gemeinde geworden, oft aber haftet noch an ihnen der Ausdruck pannehûs. Die Gemeinden mieteten alljährlich ihre Hirten durch Darreichung des Mietpfennigs um Fastnacht, „wobei gewöhnlich großer Streit um die Personen, ob der alte beizubehalten oder ob ein neuer zu mieten sei"; Stimmenmehrheit entschied.

Wie die Hirten gestellt waren, erkennen wir wieder aus der Dibbesdorfer Dorfbeschreibung, welche als Durchschnitt gelten mag. „Der Kuhhirt hat einen kleinen Garten, 4 Morgen Wiesen und pro Stück Vieh vierteljährlich 2 Mariengroschen. Der Schweinehirt hat einen kleinen Garten, eine kleine Wiese und 25 Himpten Roggen von den Bauern, an Geld 15 Mariengulden jährlich. Der Ochsenhirt erhält 20 Himpten Roggen und Futter für eine Kuh. Der Kälberhirt 7 Himpten Roggen und an Geld 7 Mariengulden. Es giebt zwei Nachthirten, einen für die Ackerleute, den anderen für die Köter. Der Nachthirt der Köter erhält jährlich 6 Thaler 20 gute Groschen. Der Gänsehirt bekommt täglich etwas zu essen und jährlich 4 Mariengulden Geld" (1754). Danach besaß das kleine Dibbesdorf allein sieben verschiedene Hirten! Es war ein armes, schlecht bezahltes Geschlecht [1]).

[1]) Die in vieler Beziehung merkwürdigen rechtlichen Verhältnisse der alten Braunschweiger Hirten behandelt Scholz der Dritte ausführlich in der Zeitschrift für Landwirtschaftsrecht, Braunschweig 1840, Band II, S. 187 ff.

Eine ganz besondere Stellung nahmen die Ohehirten ein, deren Spuren ich aber nur im Amte Salder gefunden habe. Es ist wohl dasselbe, was Schambach in seinem Wörterbuche von Göttingen-Grubenhagen unter auhêre verzeichnet und als Unterhirte, Hirtenjunge, Hütejunge, Handbube erklärt. „In manchen Gemeinden stellt ein Haus nach dem anderen jedesmal auf einen Tag einen Mann oder einen schon ziemlich erwachsenen Jungen, der dem Gemeindehirten helfen muß." Im Braunschweigischen scheint das Wort ausgestorben zu sein; es lautete hochdeutsch Ohehirt, wie aus einem Zeugenverhör in Sachen der Gemeinde Heerte wider Georg Lappen daselbst 1592 hervorgeht[1]). Die Fragen daselbst lauteten: „Ob stets zu Heerte das Ohe- oder Nebenhirtengehen gebräuchlich gewesen? Ob jeder Einwohner, wenn er an die Reihe gekommen, so viel mal er zwei Kühe gehabt, so viel Tage einen Ohe- oder Nebenhirten habe halten müssen?" Das Ohehirtgehen mußte von Nachbar zu Nachbar angesagt werden; jener Lappe aber, wiewohl er 20 Kühe gehabt, weigerte sich dessen. Die Helmstedter Juristenfakultät entschied aber, er müsse einen Ohehirten stellen. Die Hirtenjungen, auch Ochsenjungen, Burschen im Alter von 14 bis 17 Jahren, die später zu Kleinknechten aufrückten, bildeten eine besondere Zunft, wenigstens im Vorsfeldischen, im angrenzenden Boldeckerland ꝛc., wo ich Nachrichten darüber einsammeln konnte[2]). Im Frühjahre, wenn sie austrieben, besonders aber einige Wochen vor Pfingsten, stellten die Ochsenjungen ein Wettringen an; wer alle übrigen dabei besiegte, wurde hêrjunge, Herrjunge; der nächstbeste zweiter hêrjunge. Diese beiden waren nun für die nächste Weideperiode die Herren, die sich nötigenfalls bei den übrigen handgreiflich in Achtung zu setzen wußten. Auf die alten überlieferten Ordnungen und Bräuche wurde bei den Ochsenjungen mit aller Strenge geachtet und wer sich gegen irgend eine Vorschrift verging, wurde dafür auf dem Lagerplatze öffentlich abgestraft. Der Lagerplatz war unter schattigen Bäumen, womöglich bei einer Quelle. Dort verzehrten auch die Ochsenjungen ihr in Ränzeln mitgenommenes Essen. Betrug sich dabei einer der Jungen unanständig, so wurde er von den übrigen eknôwert, d. h. mit Fäusten geschlagen, wobei man (in Ehra) den Reim sang:

Knôwer, knôwer, holla!
Wer darmidde angeit (sich so benimmt),
Den et eben sau geit
As düssen schettermann.
Wi wilt em boitschen, wilt em brellen,
Dat arslock schall'n dick upswellen.
Nêgen schall'n jeder gewen,
Teine schall'n schuldig we'n.
Wut'r mit taufrêd'n wesen?

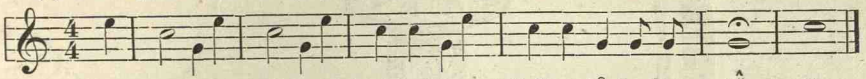
Antwortete der Junge „ja", so erhält er nur seine neun Schläge, und damit war seine Ungebührlichkeit bestraft; wenn nicht, so begann das knôwern von neuem, bis jener „ja" sagte.

---

[1]) Mitgeteilt in den Braunschweiger Anzeigen von 1750, Nr. 42.

[2]) R. Andree, Volkskundliches aus dem Boldeckerlande. Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde, 1896, S. 362.

Jetzt sieht man noch hier und da (z. B. in den Büttels) den Schweinehirt, swên, bei seinem Borstenvieh mit dem langen Horn, auf dem er drülütjet oder tûtet. Die Blaseinstrumente der Hirten waren verschieden; der Schäfer besaß gar keins, sondern behalf sich mit „fingerfloitjen“. Das Blasen des Kuhhirten ahmte man durch folgendes Verschen nach:



Oder man legt seinem Tuten folgenden Text unter:

Du fûle brût, du fûle brût,
Stâ up un lât de käue rût.
Du kannst ja nu wol uppestân,
Et hat all klocke fiwe slân!

Der Denstorfer Kuhhirt blies: Mine leiwe beste Dortjen, kumm, slâp disse nacht bi mik, und der Schweinehirt von Lamme:

Erût, erût, erût,
De swên, de het etût't!

Die häufigste Erscheinung ist noch der Schäfer, schâper, da große Güter noch Schafe halten und auf die Weide bringen. Sie haben ihre Kollegen überlebt, wiewohl gerade sie die am wenigsten angesehenen unter allen Hirten waren. Die landesherrliche Verordnung vom 6. Juli 1747 besagt: „Die Schäfer sollen ihrer Hantierung wegen (weil sie nämlich den bei Seuchen gefallenen Schafen das Fell abziehen) nicht für unehrlich gehalten und bei ihrem Tode nach christlichem Gebrauche beerdigt werden. Wer ihnen Schäferekelnamen, als Dollfiller, beilegt, soll mit dem kâk (Schandpfahl) oder Gefängnis, oder Karrenschieben bestraft werden.“ Etwas ist von den alten Anschauungen noch geblieben; man hält die Schäfer für faul und übelriechend und die Jugend ruft ihnen zu:

Schâper Lûlei, stinket as en fûl ei.

Oder:

Langesläper, drifft de schâpe,
Drifft de fûlen gäuse na!

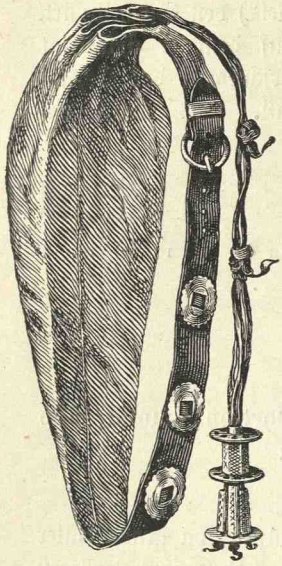
Man kennzeichnet die Schäferfaulheit auch durch folgende Geschichte. Ein Schäfer lag weinend unter einem Baume, an welchem sein brotgefüllter Ranzen hing. Auf die Frage Vorübergehender, was ihm fehle, antwortete er, ihn hungere. „Komm her, hier hast du Brot“, sagten die. Worauf der Schäfer erwiderte: Ja, wenn ik upstân wulle, dann brûke ik man na mîn'n holster tau langen, da is brot enaug inne.

Eine allgemein bekannte Ansprache an die Schäfer lautet:

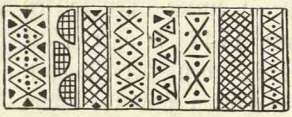
Schâper, wo haste dîn mâken?
„In der kâre verstâken.“
Schâper, wo haste dînen bunten bock?
„Hei geit vorup un treckt en tropp [1]).“
Schâper, wo haste dîn schinkenstücke?
„In der linken kittelficke.“

[1]) D. h. geht als Leithammel dem tropp, Trupp, der Herde voran.

FUNDATIA REGELE CAROL







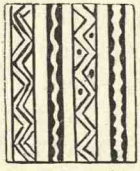




Fig. 93.

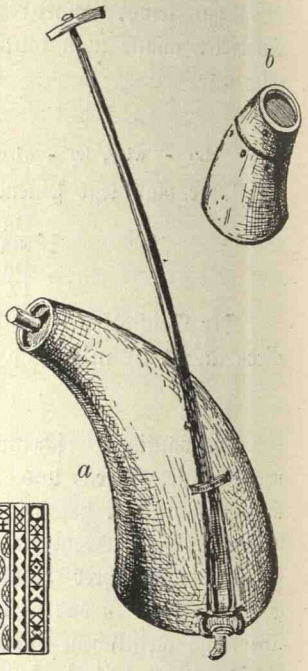


Fig. 95.

Fig. 93. Schäperholster aus Riddagshausen. Städt. Museum. Dabei die aus Knochen geschnitzte Troddel und die Verzierungen der Knochenteile.

Fig. 95. *a* Schäfertrinkhorn, 20 cm lang. *b* Salbenbüchse, 8 cm lang. Beides aus Kuhhorn. Sammlung Basel.

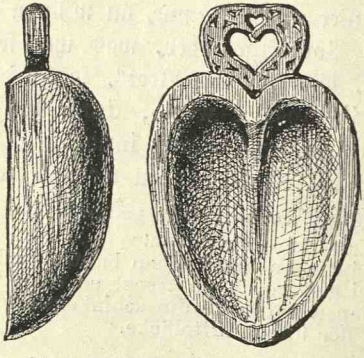


Fig. 94. Hölzerne geschnitzte Schöpfkelle der Schäfer. Sammlung Basel.

Mit ihrer alten Ausrüstung und dem schönen Hunde[1]) an der Seite sind die Schäfer der letzte, auch mehr und mehr schwindende Rest des Hirtenwesens in unserem Lande.

Die Ausrüstung der Schäfer war eine eigentümliche und auf hohes Alter deutende; hier und da findet man sie noch. Ein Hauptstück war der schäperranzen oder holster, ein rucksackartiger Beutel aus derbem Leder, in welchem der Schäfer Brot, Medikamente u. dergl. bei sich führte. Er wird an der Seite an einem breiten, über Schulter und Brust gehenden Lederriemen getragen, der mit Messingzieraten und Messingringen, die klingend herabhängen, versehen ist. Das Wichtigste am Ranzen aber ist eine Troddel, die aus Röhrenknochen geschnitzt mit dazwischen liegenden Querscheiben geziert ist. In die Knochen sind Ornamente, Gesichter ꝛc. eingeschnitzt und mit farbigem Wachs ausgelegt (Fig. 93). Dann gehört dazu eine hölzerne Füllkelle in Form einer Schaufel, etwa 18 cm lang, die der Schäfer zum Wasserschöpfen benutzte (Fig. 94). Weiter ein Trinkhorn, aus Kuhhorn gefertigt, mit Lederriemen, hölzernem Boden und Stöpsel, dann ein kleines Salbenbüchschen, 8 cm lang, aus dem Ende eines Kuhhornes verfertigt (Fig. 95 *a* und *b*). An diesem manchmal Schnitzereien ursprünglichster Art. Es enthielt eine Salbe gegen den Grind der Schafe[2]). Der Schäfer verfertigte auf dem Felde beim Hüten seiner Schafe diese Gegenstände selbst; auch die früher in den Bauernwirtschaften üblichen „schöttelkränse“ zum Aufsetzen der heißen Schüsseln, die geschnitzten Ellen, die Bindepflöcke (zum Garbenbinden), die „krüselketten“ aus einem Stück Holz und dergleichen waren Arbeiten der Schäfer. Seine Schafe kommandierte er mit dem schäperhaken, einem lanzenartigen Instrument, dessen eiserne Spitze eine kleine Schaufel bildet, an welcher seitlich ein Haken sitzt (Fig. 96). Mit der Schaufel wirft

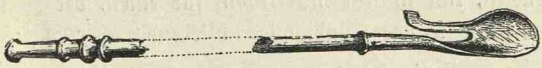


Fig. 96. Schäferhaken.

der Schäfer Erde nach den sich verlaufenden Schafen, mit dem Haken zieht er sie zu sich am Beine heran. Der Stab des Hakens endigt unten in einer messingenen Zwinge, dem Band (bend). Wie die Bauern trug der Schäfer einen großen, runden, schwarzen Filzhut, mit breiter, gerade abstehender Krempe, die gegen den Regen schützte, bei gutem Wetter aber an zwei Seiten mit Hülfe

[1]) Die Hunde der Schäfer und überhaupt der Hirten mußten früher große, fünfviertel Ellen lange, starke Schleif- oder Zwerg-(Quer-)Knüttel am Halse tragen, damit sie das Wild nicht verfolgen konnten; auch der Bauer mußte seinen Hund „knütteln“ und durfte ihn nicht mit ins Feld nehmen. Wer sich dagegen verging, zahlte 15 Thaler Strafe. Landesherrliche Verordnungen vom 8. Januar 1638 und 11. Juni 1717. Die Schäferhunde führen eigentümliche Namen wie wâter oder strôm. Der Lockruf für sie ist kum bi! oder bi mik!

[2]) Diese Gegenstände sind näher beschrieben und abgebildet von A. Vasel in „Beiträge zur Anthropologie Braunschweigs“, 1898, S. 140 und Tafel X, Fig. 1—3.

von durchgezogenen Schnüren aufgeklappt werden konnte, so daß dann der Hut einen Dreimaster bildete, dessen eine Spitze nach hinten zeigte, während vorn die Krempe heruntergelassen wurde, um das Gesicht gegen die Sonne zu schützen.

Zu den Obliegenheiten der Schäfer gehörte auch das ôrmâlen ihrer Tiere. Die in einer Herde vereinigten Schafe der verschiedenen Besitzer wurden nämlich zur Unterscheidung voneinander durch besondere Einschnitte in die Ohren gekennzeichnet. Bei dem einen wurden die Spitzen der Ohren abgeschnitten; ein Dreieck aus dem Rande geschnitten beim zweiten; ein rundes Loch angebracht bei den Schafen des dritten, oder man schlitzte die Ohren der Länge nach auf ꝛc. und schuf so eine große Anzahl Male [1]).

Wie überall in Deutschland war der Schäfer auch bei uns Philosoph. Er hatte Zeit, in der Einsamkeit über alle Fragen, die in seinen Gesichtskreis kamen, nachzudenken. Er beobachtete das Wetter und weissagte dasselbe, er kannte die Volksüberlieferung und die Heilkräuter. Ich habe noch manches von den wenigen Schäfern, die heute die Fluren beziehen, mitgeteilt erhalten.

Das **Gesinde** auf dem Hofe wird zusammengefaßt unter der Bezeichnung die deinste. Die Stellung des Bauern ihm gegenüber war früher eine ganz patriarchalische. Seine Familie aß mit den Dienstboten an demselben Tische, aus derselben Schüssel, was dadurch um so weniger auffällig war, als nur ein geringer Bildungsunterschied zwischen Herr und Knecht, Frau und Magd bestand und nur die Besitzverhältnisse einen Unterschied bedingten. Bei kleinen Bauern findet man dieses Zusammenessen noch jetzt.

Das Ackergesinde zog nach erhaltenem „Miet- oder Gottespfennig" stets zu Martini an und verpflichtete sich für ein ganzes Jahr, daher die noch vorkommende Redensart, hei mâket martinich, für einen, der zu früh den Dienst verläßt. Der mit regelrechter Kündigung Abziehende aber sagt:

Martin Luther —
Dann gift de bûre et letzte futter.

Martini war im Deutschen Reiche ein allgemeiner Termin, wie denn auch die Reichsstädte zu Martini dem Kaiser steuerten (Erlaß Kaiser Ruprechts 1402). Schon früh [2]) wurde bestimmt, daß das Gesinde nur in Geld, nicht aber in Naturalien zu entlohnen sei, auch sollte ihm kein Feld, statt Lohnes, zur Bebauung überwiesen werden. Allein hier war die Macht der Gewohnheit und der verhältnismäßige Mangel an barem Gelde auf dem Lande stärker als das Gesetz. Es wurde, noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, viel mit Zeug und Flachs gelohnt.

[1]) Solche Malzeichen am Vieh kommen schon in der Offenbarung Johannis vor (13, 17), sind bei den alten Indiern bekannt, finden sich bei den Renntieren der Lappen und anderer Nomaden, bei dem Vieh in der Schweiz, das auf die Almen getrieben wird, bei den Enten und Gänsen an der Nordsee ꝛc. (Andree, Ethnographische Parallelen. Neue Folge, S. 75, wo diese Eigentumszeichen ausführlich behandelt sind.)

[2]) Landesherrliche Verordnung vom 27. Oktober 1740.

Ein Knecht erhielt (in den Dörfern nach dem Elme zu) außer Schuhzeug auch einen Himpten Lein zum Säen, ebenso der Enke. Eine Magd erhielt zwei Stiege Leinen und zwei Paar Schuhe, ein Paar Pantoffel und eine Jacke; außerdem einen Himpten Lein zum Säen. Der Flachs für das Gesinde stand in einer Fläche und wurde nur durch frâdeln, kleine Hörste einer beliebigen anderen Frucht, geschieden [1]). Zu einem Himpten Lein für das Gesinde gehörten 40 Ruten Land. Der Flachs des Knechtes oder Enken kam gewöhnlich deren Eltern zu gute, welche jenen dafür die Wäsche besorgten. Waren Eltern nicht vorhanden, so nahmen diejenigen den Flachs in Empfang, welche die Wäsche des Knechtes wuschen. Die Mägde dagegen behielten ihren Flachs für sich doch war die Herrschaft verpflichtet, alle Arbeit an der Zubereitung desselben machen zu lassen. Auch Wolle (zwei Pfund im Jahre) wurde den Dienstboten geliefert; dazu kamen die für Weihnachten versprochenen Geschenke und bei der Ernte wurden an jeden affräper, Mägde und Enken, Schürzen und Ärmel geliefert.

In anderen Gegenden herrschten etwas andere Verhältnisse. So bekam in Eischott in den sechziger Jahren eine Magd ein Paar gewebte Röcke, zwei Paar Strümpfe, Schuhe und Lederpantoffel, zehn Thaler bar, dazu eine Stiege Leinen, auch wurden für sie zwei Viertelfaß Lein ausgesäet. In den handschriftlichen Sammlungen der landständischen Bibliothek zu Braunschweig, die sich auf landwirtschaftliche Verhältnisse beziehen (bezeichnet C. X), sind die Löhne für Watenstedt bei Jerxheim angegeben für das Jahr 1775. Es heißt da, daß ein Ackerknecht empfängt Lohn = 20 Thaler; er darf einen Himpten Lein auf des Herrn Kohlacker säen = 2 Thaler; erhält ein Paar Schuhe = 1 Thaler; ein Paar Strümpfe = 20 Mariengroschen; ein Hemd = 1 Thaler 6 gute Groschen; einen Hut = 18 Mariengroschen; Weihnachtsgeschenk = 12 Mariengroschen. Eine Viehmagd daselbst: 5 bis 6 Thaler bar; 2 Stiege Leinwand à 3 Thaler 16 gute Groschen; ein Halshemd und Schürze = 1 Thaler; ein Vierfaß Lein = 8 gute Groschen; zwei Paar Schuhe und ein Paar Pantoffel = 2 Thaler 4 gute Groschen; zwei Pfund Wolle = 12 gute Groschen; 14 Tage freie Zeit, um für sich zu spinnen bei freier Kost = 16 gute Groschen; Weihnachtsgeld = 8 gute Groschen; Jahrmarktsgeld = 12 gute Groschen. In demselben Watenstedt erhielt in der Mitte des 19. Jahrhunderts eine Magd acht bis zehn Gulden, eine, auch zwei Stiegen Leinen und einige Boten Flachs; auch säete der Herr für sie einen halben oder einen ganzen Himpten Lein [2]). Das Vorherrschen des Flachses bei der Lohnung des Gesindes führte (wenigstens im Amte Salder) dazu, daß Knechte und Mägde von ihrem Herrn als mîn lînhêre (mein Leinherr) sprachen.

Die Stellung der Knechte und Mägde auf einem Hofe, ebenso die Bestimmung der Arbeiten, die ein jeder zu leisten hat, war und ist streng geordnet.

---

[1]) frâdeln, vergl. mndd. wratte für Warze.

[2]) Letzteres nach Geschichte der Spinnerei in Braunschweig. Harzzeitschrift 1886.

Folgendes bezieht sich auf einen großen Hof der Dörfer zwischen Braunschweig und dem Elme.

1. Der Großknecht, grôtspänner, hat für sämtliche Pferde Futter zu schneiden und führt beim Ausziehen zur Feldarbeit das erste Pferdepaar. Auf dem Felde hat er das Land zu befurchen (befôren), bei der Ernte mäht er vor. Bei Tische saß er neben dem Herrn, er folgte auch beim Zugreifen aus der Schüssel nach diesem und der Frau.

2. Der erste Hofknecht ist nur für die Arbeit auf dem Hofe und hat mit den Pferden nichts zu thun, oder nur im Ersatzfalle. Er besorgt das Säen und das Dreschen steht unter ihm. Beim Dreschen spielte die tâlarbeit ihre Rolle, die jetzt mehr und mehr abkommt. Man rechnete nämlich auf jeden Drescher am Vormittage drei Stiegen Korn, die geleistet werden mußten. Am Nachmittage wurde Häcksel für das Vieh geschnitten und wenn, um Fastnacht herum, das Dreschen zu Ende war, schnitt man êrnfutter für die Pferde, eine Arbeit, die aber meistens dem Großknecht zufiel. Er hatte vier Stiegen Garben täglich zu schneiden; die übrigen Knechte hatten dann Seile zu binden für das Sommerkorn in der Ernte (durchschnittlich 24 Schock Seile der Mann). Auch mußten sie wâsholt hacken; verlangt wurde das Hacken eines halben Schockes am Tage. Der erste Hofknecht sowie der Großknecht müssen vier Himpten Korn tragen können. Bei Tische hat er den Platz nach dem Großknecht.

3. Es folgt der Schäfer dem Range nach, wo ein solcher vorhanden.

4. Der Sechstenknecht, sesstenknecht, führt das fünfte und sechste Pferd (dritte Pferdepaar), woher der Name. Beim Auszuge zur Feldarbeit folgt er mit seinem Gespanne an dritter Stelle.

5. Der Junge oder enke; er ist der Lehrling auf dem Hofe und hat sein Pferdepaar, sowie das des Großknechtes zu versorgen, der sein besonderer Lehrmeister und Gebieter ist, während der Sechstenknecht ihm nichts zu befehlen hat. Beim Auszuge zur Arbeit folgt er mit seinen Pferden an zweiter Stelle, hinter dem Großknecht. Bei Tisch ist er der letzte.

6. Die Großmagd, dat grôte mâken, hat gewöhnlich das Rindvieh zu versorgen, das Haus in Ordnung zu halten, das bessere Schuhzeug sowie die Kleider des Herrn und der Bäuerin zu reinigen und bei Tische die Speisen aufzutragen. Auf dem Felde hat sie beim Mähen hinter dem Großknecht zu râpen, wobei ihr der Junge hilft. Beim Wintergetreide pflegen zwei Frauenzimmer (râper und binner) der „seilse“ zu folgen, welche, wenn mehrere Mäher arbeiten, sich so in die Arbeit teilen, daß von den Hinterleuten des ersten Mähers die erste das Seil macht (krüzseil, strûtzseil, krackseil) und dieses hinlegt, die zweite „râpt“ und ihren Armvoll in das Seil legt, die erste des zweiten Mähers ebenfalls „râpt“ und einen zweiten Armvoll darauf legt, die zweite mit dem „binneplock“ zubindet.

7. Die Kleinmagd oder dat lütje mâken hat die Schweine zu füttern und das grobe Schuhzeug zu schmieren. Beim Mähen hat sie hinter dem ersten Hofknecht zu râpen. Im Winter trat für sie, wie für die Großmagd, das

Spinnen ſtatt der Feldarbeiten ein; in einigen Gegenden helfen auch die Mägde beim Dreſchen. Nach dem Eſſen hat die Kleinmagd den Tiſch aufzuräumen.

Die Koſt auf dem Lande iſt einfach, kräftig und vor allem ſehr reichlich. Wenn, wie früher allgemein üblich, Bauer und Bäuerin ſamt ihren Kindern mit dem Geſinde an einem Tiſche ſpeiſten, ſo verſammelte man ſich pünktlich um 12 Uhr, Sonntags gleich nach der Kirche. Die Tiſchordnung war folgende: Bauer, Bäuerin, Großknecht, Hofknecht, Schäfer, Sechſtenknecht, Junge, Großmagd, Kleinmagd, Kinder. Die gewöhnlichen Speiſen ſind Suppe, Rindfleiſch, Pökelfleiſch, Sauerkraut mit Kartoffelklößen, Braunkohl, Braten bei beſonderen Gelegenheiten oder Sonntags, Erbſen, Linſen, Bohnen, Mohrrüben, im Herbſt Gans mit Mehlklößen. Abends werden viel Pellkartoffeln gegeſſen (pûlers oder slûe-kartuffeln im Amte Salder), wobei es Sitte iſt, daß die Mägde nicht am Tiſche ſitzen, ſondern ſtehend ihre Mahlzeit einnehmen. Zu dieſen Kartoffeln wird ausgelaſſener Speck mit Zwiebeln (stippelse mit zipollen) gereicht. Im Sommer aß (oder ißt) man oft Salat in Buttermilch gekocht, ein Gericht, das ütschenlennen (Froſchlenden) heißt. Andere derartige Ausdrücke ſind „Strohlehm“ für Sauerkraut mit Kartoffeln, während Mohrrüben „Galgennägel“ oder „Polizeifinger“ und Steckrüben flintensteine genannt werden. Am Sonnabend giebt es gewöhnlich Kartoffelbrei, daher: kartuffelbrî, woche vorbî. Sonntag, Dienstag und Donnerstag waren Fleiſchtage, an denen ſelbſt der kleine Bauer ſeinem Geſinde Fleiſch vorſetzen mußte. Auch die Koſt ſchwankte nach der Gegend und war in Einzelheiten verſchieden. Nördlich der Linie Braunſchweig—Helmſtedt wird das Blut aller Schlachttiere (Rind, Schwein, Schaf, Ziege) genoſſen und Pottwurſt bereitet, eine Wurſt aus Blut und Buchweizengrütze. Dieſes geſchieht nie ſüdlich der genannten Linie, wo nur Schweineblut in der Geſtalt von Rotwurſt verzehrt wird.

Da örtlich die Sitten beim Eſſen etwas voneinander abweichen, gebe ich hier die Schilderung derſelben in Büddenſtedt bei Helmſtedt, ſie bezieht ſich auf das erſte Drittel des 19. Jahrhunderts [1]).

Der Bauer und ſeine Frau aßen an einem beſonderen Tiſche, das Geſinde, einſchließlich der als Knechte thätigen Söhne, an einem anderen mit Bänken umgebenen, mit blauem Leinenlaken gedeckten Tiſche. Die Knechte tauchten ihre Holzlöffel der Reihe nach in die Schüſſel, Gabeln waren nicht gebräuchlich; das Fleiſch aß man mit dem aus der ficke (Taſche) genommenen Einſchlagmeſſer; die Knochen wurden unter den Tiſch geworfen. Die Mägde ſtanden vor der freien Tiſchſeite, zwei Schritt entfernt und traten zu dem Tiſche heran mit dem Löffel in der Hand, um dieſen, nachdem ſie geſchöpft, beim Zurücktreten zum Munde zu führen. Das wurde wiederholt, bis die Schüſſel geleert war. Da das Gemüſe meiſtens ſteif und mit Mehlklößen darauf gekocht war, ſo aß man dasſelbe (wie auch das Sonntags und zweimal in der Woche im Gemüſe gekochte Fleiſch) von randloſen Holztellern; dabei durften die Mägde ſich ſetzen

[1]) Nach Mitteilungen des Herrn Forſtmeiſters a. D. Ziegenmeyer.

und ihre Teller auf den Schoß nehmen. Auf dem der Stubenthür zunächst liegenden Ende der Tischbank stand die große mit kofent (Dünnbier) gefüllte Holzkanne zur freien Benutzung. Zur Erntezeit wurde die Kost verbessert, besonders beim Frühstück und vêremâl (Vesperbrot). Es wurde dem Gesinde Speck und Wurst gereicht, namentlich Rotwurst, deren Speckstückchen söndag hießen. Am Sonnabend mittags schickte die Bauerfrau den Erntebraten, den pottklump, in das Feld, eine in der Form gebratene sehr fette Mehlspeise mit Rosinen darin. Kaffee erhielt damals das Gesinde nicht; es setzte sich um den Tisch zur Suppe von Mehl, Brot oder Erbsen. Kurz vor der Ernte wurde das in Helmstedt gebraute obergärige schwarze Erntebier durch Viergespann eingeholt, dessen Pferde am Kopfe mit Blumen geschmückt waren. Man trank es aus dem willkômen, einem Steinkruge mit Zinndeckel, der vorne das Sachsenroß zeigte (Fig. 85).

Die Einladung zum Beginne des Essens erfolgt mit der Redensart: kômet, willt en hômann anbîten (wollen einen Happen anbeißen).

Geringer und einfacher als die hier aufgeführte Nahrungsweise der Bauern in den Dörfern der Umgegend der Stadt Braunschweig war dieselbe bei den dürftigeren und rückständigen „Heidjern". Der Pastor Benecke zu Nienhagen, welcher eine Zeitschrift „Der Philosoph in der Lüneburger Heide" herausgab, schildert die Küche der Heidebauern in wenig verlockender Weise folgendermaßen, wobei es sich um den Anfang des 19. Jahrhunderts handelt: „Da keine besondere Küche vorhanden, der Feuer- und Kochherd aber tiefliegend und schrankenlos ist, auch unmittelbar die Viehdiele berührt, so machen sich nicht selten Haustiere an den Grütz- und Kohlkessel und halten eine Vormahlzeit, bevor die schmierige Hausfrau mit großem hölzernen Löffel (schlêf) in breite umfangreiche irdene Schalen für die Familie das Überbleibsel ausfüllt. Der braune Kohl wird, um ihn recht kräftig zu machen, an der Decke in den Schafställen aufgehängt und in Gefäßen zerkleinert, woraus zuvor die Schweine gefressen. Die Kohlsuppe, von ungefähr zwei Eimern Kesselgehalt, ist größtenteils warmes Wasser mit ein paar Händen voll Roggenmehl gemischt, worin ein halbes Pfund geräucherter Speck umherschwimmt. Selten werden die Geräte gewaschen, bevor sie gebraucht werden. Buchweizengrütze wird reichlich mit Wasser verdünnt, gekocht und dazu saure Milch gegessen. Butter kommt selten auf den Tisch und Fleisch wird überhaupt wenig genossen, weil der Bauer außer einem Schweinchen nichts mästen kann. Doch zu Weihnachten, Neujahr, auch wohl zu Ostern werden magere Schafe und Hammel geschlachtet und zu gedörrtem Schwarzbrot verzehrt [1])."

[1]) H. Schulze, Geschichtliches aus dem Lüneburgischen [3], Gifhorn 1877, S. 147.

Der Flachs und die Spinnstube.

In großer Anzahl findet man bei uns auf den Feldern noch alte Spinnwirtel und im Städtischen Museum ist eine bedeutende Sammlung derselben vereinigt. Alle sind ziemlich roh mit der Hand geformt und die vorgeschichtlichen lassen sich von den mittelalterlichen kaum unterscheiden, höchstens deutet die Art des Fundes darauf hin, ob wir es mit früheren oder jüngeren Erzeugnissen zu thun haben. Auf dem Lande kommen die Wirtel als „Schlüsselsteine" vor; man bindet sie an Schlüssel, um diese vor dem Verlieren zu bewahren. Die zu den Wirteln gehörigen Spindelstäbe, gewöhnlich aus Holz, haben sich natürlich nicht erhalten. Sie waren in früher Zeit mit einer Kerbe zum Festhalten des Fadens versehen. Antike römische Spindeln von Knochen zeigen auch diese Kerbe, an deren Stelle später ein eiserner Haken trat, wie er bei den heute noch im vollen Gebrauch befindlichen Spindeln in Italien, Griechenland und dem Orient sich findet.

Wann bei uns das Spinnen mit der Spindel ganz abgekommen ist, läßt sich nicht sagen. Sicher hat es noch längere Zeit sich neben dem Spinnrade erhalten und ist durch dieses nur allmählich verdrängt worden, ja, in einigen Gegenden Deutschlands wird jetzt noch mit der Spindel gesponnen[1]). Diese Verdrängung begann mit der Erfindung des Spinnrades in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Braunschweig rühmt sich, wenn auch mit Unrecht, den Erfinder zu seinen Bürgern gezählt zu haben. Über ihn und die Erfindung bringt Rehtmeier[2]) das Nachstehende: „Eben dazumal (1530) sollen auch die Spinnräder, deren sich jetzo das Frauenvolk bedient, von einem Bürger und kunstreichen Steinmetzer und Bildschnitzer mit Namen Meister Jürgen erdacht und hierher gebracht seyn, welcher Meister in einem Kruge jenseits Ölper damals gewohnt, wovon derselbe Krug noch jetzo den Namen hat, daß er zum Spinnrade genannt wird. Dieser Meister hat auch das Epitaphium des alten berühmten Patricii Gerhardi Pauls in der St. Martinikirchen gegen der Kanzel über gemacht und sein eigen Bildnis darunter eingehauen[3])."

[1]) Bei Muskau in der wendischen Lausitz (Verhandl. d. Berl. Anthropol. Ges. 1882, S. 36 nebst Abbildung), in der Gegend von Tübingen und im Remsthale (daselbst 1883, S. 31), Trebichow bei Crossen (daselbst 1896, S. 473).

[2]) Braunschweigische Chronik 1722, II, S. 879.

[3]) Vergl. darüber auch Schmidt, Die St. Martinikirche. Braunschweig 1846, S. 104.

„Der Krug jenseit Ölper", den der Chronist erwähnt und an dem damals die Überlieferung haftete wie heute noch, liegt im Dorfe Watenbüttel und führt das Schild „Zum Spinnrade".

Man beachte nun, daß der Chronist bloß davon redet, daß das Spinnrad von Jürgen erfunden sein „soll", zweihundert Jahre vor dem er schrieb. Eine Quelle führt er nicht an und ob das Jahr 1530 richtig sei, hat schon Görges[1]) mit Hinweis auf eine Miniatur von Niklas Glockendon in einem mit 1524 datierten handschriftlichen neuen Testamente der Wolfenbüttler Bibliothek angezweifelt. Voges in seiner Abhandlung „Zur Geschichte der Spinnerei im braunschweigischen Lande"[2]) geht dann noch näher auf die Sache ein, schildert namentlich auch die bei uns ehedem gebräuchlichen Spinnradtypen, kommt aber auch nicht über Rehtmeiers Nachricht hinaus.

Bei Erfindungen muß man sich vergegenwärtigen, daß dieselben, wie zahlreiche Beispiele lehren, oft unabhängig voneinander, gleichzeitig an verschiedenen Orten gemacht werden, wenn sie gleichsam in der Luft liegen. Seit Urzeiten war die Spindel gebraucht worden und in jener fruchtbaren und großen Zeit, die in die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts fällt, mag auch das Spinnrad hier und da unabhängig erfunden sein, da bereits Übergänge von der Spindel zu ihm vorhanden waren. Jürgen mag ein selbständiger Erfinder gewesen sein, aber eine gleichzeitige Nachricht bestätigt dies nicht. Aus einer Schrift des Prof. v. Rettich[3]) aber geht hervor, daß bereits vor unserem Landsmann Spinnräder vorhanden waren. In England war vor dem getretenen Spinnrade ein ihm in allen Teilen sonst ähnliches, aber mit der Hand gedrehtes im Gebrauche und es ist auch ganz gut denkbar, daß dieses der Vorläufer des später vervollkommneten Spinnrades ist. Nach den Abbildungen gleicht es etwa unseren „Langschwänzen". Das Spinnen mit dem Handrade ging aber sehr langsam von statten und deshalb wurde es durch das Trittrad verdrängt, das auch nach Rettich frühzeitig in England bekannt war. Jedenfalls hat aber Jürgen einen Nebenbuhler an niemand geringerem als an dem großen italienischen Maler Leonardo da Vinci, der nicht nur ein Künstler, sondern auch Techniker war. Unter seinen 1874 herausgegebenen Handzeichnungen befindet sich auch ein Spinnapparat mit Spindel und Spule, und diese Zeichnung ist aus dem Jahre 1500. Das war also 30 Jahre vor Jürgen und 24 vor der Abbildung Glockendons. Das Spinnrad ist bei Niklas Glockendon 1524 nach der älteren Form gebildet, die bei uns als „Langschwanz" bekannt und bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts noch vielfach im Gebrauch war, bis diese Art durch die hohen Wocken verdrängt wurde. Bei den Langschwänzen sitzt das Rad unten rechts seitwärts von der Dieße, während es sich beim hohen Wocken unter der

[1]) Vaterländische Geschichten 1843, I, 269.
[2]) Harzzeitschrift 1886.
[3]) Spinnradtypen. Eine Sammlung von Handspinnradgeräten. Mit 144 Abbildungen. Wien 1895.

Dieße befindet[1]). Alte wie neue Form des Spinnrades ist aber jetzt in dem Teile Braunschweigs, von dem wir hier reden, im Verschwinden, nur wenige alte Frauen spinnen noch etwa vorhandene Flachsvorräte ab, denn der Flachsbau ist so gut wie eingegangen. Im Amte Vechelde waren in der letzten Zeit noch wenige Hektaren mit Flachs bestanden. Im Weserdistrikte steht es damit aber besser.

Einst war aber der Flachsbau weit bei uns verbreitet und wogende blaue Flachsfelder erfreuten das Auge. Heute ist ein Flachsfeld eine Ausnahmeerscheinung, die freudig inmitten der Spargel-, Rüben- und Kornfelder überrascht. Verfallen sind die Flachsrotten, die als unbenutzte Gruben daliegen und vom jüngeren Geschlecht nicht mehr gedeutet werden können; sehr selten noch hört man den Webstuhl auf den Dörfern klappern. Die mit Dampf betriebenen Spinnmaschinen und das Überhandnehmen der Baumwolle haben den Flachs verdrängt und nur als Sage vernimmt man, daß die hoch im „schap" aufgestapelte „selbstgesponnene Leinwand" die beste von allen sei.

Noch im Anfange des 19. Jahrhunderts konnte gesagt werden, der Flachs mache den „Hauptgegenstand der Nationalindustrie" aus und in keiner Gegend Niedersachsens wurde so viel Fleiß und Mühe auf dieses Erzeugnis verwendet wie im Braunschweigischen. „Bei dem Tagelöhner und Handarbeiter ist der Flachs das erste Requisit seiner Nahrung; bei dem Dienstboten besteht ein Teil seines Lohnes darin und der wirkliche Ackerbauer lebt in einigen Gegenden fast ganz von der Flachskultur[2])." Infolgedessen beschäftigte sich auch alt und jung, „selbst angesehene Frauenzimmer", mit dem Spinnen. „Man staunt über die Summen, die dadurch im Lande gewonnen werden: Garn erhält nicht allein die ganze Industrie, Garn deckt auch die meisten Einfuhrartikel und ohne Garn würde ein Nationalbankerott unvermeidlich sein[3])."

Namentlich in der Mitte des 18. Jahrhunderts wurde der Flachsbau von der Regierung eifrig gefördert; es erschienen volkstümliche Belehrungen über denselben, Verordnungen gegen die Verfälschung des guten, aus Riga bezogenen Leinsamens, und in den Dorfbeschreibungen mußte vermerkt werden, wie es um den Flachsbau stehe und ob Leinweber im Dorfe ansässig seien[4]). Diese hatten bisher, gleich Schindern und Tatern, zu den „unehrlichen" Leuten gehört, wie das auch noch in dem bekannten Liede „Die Leineweber haben eine saubere Zunft" durchklingt. In der Stadt Braunschweig waren die Kinder von Leinwebern von der Aufnahme in die Goldschmiedezunft ausgeschlossen[5]). Aber von ihrer Nützlichkeit überzeugt, erschien am 14. Mai 1729 eine landesherrliche

---

[1]) Die allmählichen Veränderungen des Wockens sind von Th. Voges geschildert „Zur Geschichte der Spinnerei im braunschweigischen Lande" (Harzzeitschrift 1886).

[2]) Hassel und Bege, Beschreibung der Fürstentümer Wolfenbüttel ꝛc. I, 139 (1802).

[3]) Daselbst I, 189.

[4]) Z. B. Denstorf 1771: „Die Leute applizieren sich auf Flachsbau." Groß-Gleidingen betrieb 1771 „vornehmlich Spinnerei", wozu viel Flachs gebaut wurde.

[5]) Braunschw. Urkundenbuch, S. 518.

nicht gerade gut stilisierte Verordnung, welche besagt: „Die Leinweber sollen für ehrliche Leute gehalten werden und soll dieselben niemand wegen ihres Handwerks zu schmähen, zu schimpfen und ihnen dergleichen Injuriöses, als daß sie die Leiter zum Galgen bei der Exekution tragen müßten, vorzureden, bei 50 Thaler fiskalischer Strafe, sich zu unterfangen."

Die Weberei stand in hoher Blüte und viele Weber auf dem Lande hatten es zu großer Kunstfertigkeit gebracht. Noch haben sich in Schränken und Museen die alten Tafeltücher, Handtücher, Kissebüren erhalten, in die sehr oft schöne Muster, Figuren und Sprüche eingewebt sind. Jeder Weber hatte sein eigenes Musterbuch, zeichnete und komponierte sich seine Vorlagen. Sehr schöne fand ich in einem Musterbuche aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, das ich in Klein-Schöppenstedt für das Städtische Museum erwarb und das gleichzeitig als eine Art Familienchronik zu Einschreibungen benutzt wurde.

Eng hing der Flachs mit dem Fühlen und Denken unseres Volkes zusammen und im Aberglauben wie in den Sprichwörtern spielte er seine Rolle. Genau achtete man auf die Saatzeit des Leins, für die es verschiedene Regeln gab:

Up Medar ward dat flas fin as'n hâr.

Dagegen war das Säen am Vitustage schädlich:

Wer lin seit up Sankt Vit,
Geit de sât quitt.

Sollte der Flachs recht hoch wachsen, so hatte der Säemann den Sack mit der Leinsaat zunächst hoch in die Luft zu werfen, ehe er ihn in das Saatlaken ausschüttete. Daß der Flachs gut und reich gedeihe, gingen Frauen am Johannistage zwischen 11 und 12 Uhr um das Flachsfeld herum und faßten immer stillschweigend den Flachs an. Hatten Frauen und Mädchen den Flachs gejätet (ewaiet), so mußten sie einen Purzelbaum machen (koppôwerslâ'en), sonst gedieh der Flachs nicht[1]).

Wie erklären sich diese Berührungen des wachsenden Flachses durch die Frauen? Ich greife auf die Naturvölker zurück, bei denen wir den Schlüssel finden, der längst bei uns verloren ist. Bei vielen Amerikanern war der Feldbau dem Weibe überlassen und als Pater Gumilla einen Stamm am Orinoco nach der Ursache fragte, weshalb dabei die Männer nicht hülfen, erhielt er zur Antwort: „Weil die Weiber fruchtbar sind und es dem Korn mitteilen können — das verstehen wir aber nicht und können es dem Korn nicht lehren." Die Weiber der Siouxindianer umschritten nächtlicherweile ganz entkleidet die Felder, um so diesen auf magische Weise ihre eigene Fruchtbarkeit mitzuteilen[2]). Ähnlich mag ursprünglich bei unseren Vorfahren die Vorstellung bezüglich des Wachstums des Flachses durch weibliche Berührung gewesen sein. An ein Flachsfeld durfte man nicht pissen, denn sonst blieb der Flachs kurz. Lange

[1]) Mudderſprake, Plattdeutsche Zeitschrift von Th. Reiche, Braunschweig 1888, Band I, S. 4.

[2]) D. G. Brinton, The Myths of the New World, 3. edition, p. 174.

Eiszapfen (isschöckeln)[1]) am Dache deuten auf langen Flachs im kommenden Jahre; der Flachs gedeiht gut, wenn der Braut auf dem Kirchgange heimlich Leinsamen in die Schuhe gelegt wird (in Nordsteimke). In Groß-Winnigstedt läuteten die Mädchen an den Glockenseilen am zweiten Osterfeiertage und je länger sie läuteten, desto länger wuchs der Flachs. Nachts durfte kein Garn auf dem Haspel bleiben, weil sonst das Vieh krepierte, die Kühe verkalbten, auch entfernte man (Groß-Denkte) das Garn vom Haspel, wenn die Kuh kalben wollte[2]).

Auch einige Rätsel beziehen sich auf das Spinnen. Die zehn Finger am Wocken werden darin folgendermaßen geschildert:

Et gingen tein Tâtern
Um einen bôm un snâtern.
Wat snâtern dei Tatern,
Wat flôgen dei klâtern,
Wo wackelt dei bûk!

in anderer Form (Eitzum) heißt das Rätsel: Et flâtern tein Tâtern um einen bôm, se tattern un tattern bet se den bôm alle harren.

Auf die Speichen am Spinnrade bezieht sich folgendes: Et slâpet acht junfern in einen bedde, keine li't vorne und keine li't hinnen.

Von dem Loche (spill-lock), durch welches der Faden auf die Spindel geht, heißt das Rätsel: Wer hat de lüttjeste gârendôr?

Die langen Winterabende, an denen das junge Volk auf dem Lande nicht recht weiß, was es anfangen soll, begünstigten die Zusammenkünfte in den Spinnstuben. Was dem Städter Theater, Konzert, Klub oder Wirtshaus war, das gewährte der Dorfjugend die Spinnstube: Unterhaltung. Dabei arbeiteten die Mädchen meist fleißig und es war ein großer Ruhm, die tüchtigste und fleißigste Spinnerin zu sein. Dieser Fleiß muß überhaupt als die Grundlage der Spinnstubengesellschaften anerkannt werden, neben dem die zu erwähnenden Allotria, wenn auch vom volkskundlichen Standpunkte aus belangreich, doch von untergeordneter Bedeutung waren. Oft genug hörte man in den Spinnstuben nur das Schnurren der Räder und die Spinnerinnen waren davon wie hypnotisiert. H. Beck erzählt darüber aus Nordsteimke: „Man hörte nichts als das Schnurren der Räder, ein eintöniges Geräusch, das die Gedanken aus der Stube hinausführte und die Gemüter beängstigte. Dann glaubten die Spinner vor den Fenstern ein seltsames Rumoren zu hören und mit ihren inneren Augen zu sehen, wie ein großes schwarzes Tier in die Küche ging und mit den Tassen ‚klamperte'. Die ängstliche Spannung löste sich nicht eher, als bis die Zungen auch in schnelle Bewegung gerieten, indem das Schweigen dadurch gebrochen wurde, daß z. B. jemand sagte: ‚Ik wolle, ik wärre in 'n hêwen un härre 'ne melkte zicke', oder das Gespräch auf folgende Weise eingeleitet wurde: ‚Ik wolle, ik härre sau vêl lütje hunne ar stêren an 'n hêwen.' ‚Wat

[1]) Mndd. îsjokel, agf. îsgicel.
[2]) Diese letzteren Formen des Aberglaubens nach Voges in Harzzeitschrift 1886.

wost 'n da midde?' ‚Ik wolle se 'n swans hoch heben un du . . . . .' Die erzwungene Unterhaltung beschäftigte sich bald mit dem Spektakel, den etliche draußen genau zu vernehmen gewöhnt hatten, und es dauerte nicht lange, so wurden Spukgeschichten erzählt[1])." Da aber die männliche Jugend in den Spinnstuben erschien, so wurde der Verkehr unter beiden Geschlechtern oft ein sehr freier und die Behörden begannen einzuschreiten. Ein Erlaß des Herzogs Karl I. vom 2. November 1767 wendet sich gegen die Ungebührlichkeiten in den Winterspinnstuben, wo „von denen dahin zusammenkommenden Knechten und Mägden viele Ungezogenheiten begangen, unziemliche Lieder gesungen und schandbare Handlungen vorgenommen werden". Man weiß, wie es mit der Befolgung solcher Verbote geht; die Sitte oder Unsitte ist stärker als sie. Darum heißt es wieder in einer 1821 von den fürstlichen Kreisgerichten ausgegebenen „Anweisung für Ortsvorsteher": § 33. Unerlaubte Zusammenkünfte von Personen beiderlei Geschlechts, vorzüglich in Spinnstuben, sind nicht zu dulden und diejenigen zur gerichtlichen Anzeige zu bringen ꝛc. Trotzdem hat sich das Spinnstubenunwesen erhalten, solange es diese überhaupt gab, und wo die Spinnstuben in unserer Nachbarschaft noch gebräuchlich sind, wie im Solling, da sind die Hausväter zusammengetreten und haben sich gegenseitig verpflichtet, unbeaufsichtigte Spinnstuben bei sich nicht mehr zu dulden[2]).

Die Spinnstuben hatten ihre bestimmten ungeschriebenen Regeln und Gesetze, die allerdings von Gegend zu Gegend verschieden waren. Aus eigener Anschauung vermag ich sie nicht mehr zu schildern, und was hier gegeben wird, ist nach den Erzählungen von solchen, die als Spinnerinnen oder männliche Besucher daran teilnahmen, und nach wenigen anderen Quellen wiedergegeben. Jetzt sind an die Stelle der Spinnstuben in einigen Dörfern (z. B. Wendeburg) Strickstuben getreten, in welchen die Mädchen zum „knütten" zusammenkommen; man sagt aber immer noch „zum Spinnen gehen". Dabei werden Allotria getrieben.

Die Spinnstuben begannen mit dem Herannahen des Winters, wenn die Arbeiten auf dem Felde beendigt waren, in vielen Dörfern um Martini, und dauerten bis Fastnacht, spätestens bis zum Palmsonntag, da um diese Zeit andere Arbeiten gemacht werden mußten. Die abendlichen Versammlungen gingen reihum, waren bald in diesem, bald in jenem Hause der Angehörigen einer bestimmten Spinngesellschaft. Zu einer solchen, die je nach der Gegend tropp, klump (in Wendeburg) oder rott hieß, gehörten vier, höchstens acht Mädchen, die unter sich befreundet oder verwandt waren. Die Mägde bildeten den Grundstock, doch gesellten sich ihnen die Bauerntöchter zu. Eine jede besaß ihr Spinnrad und womöglich auch einen eigenen Spinnstuhl, auf den oft viel Sorgfalt in der Herstellung verwendet wurde; derselbe war entweder ganz ohne Seitenlehnen, oder es fehlte die rechte Lehne, um dem rechten Arme freie

[1]) Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1898, S. 215.

[2]) So im November 1894 im Solling zu Volpriehausen, Delliehausen, Giershalde, Schlarpe, Offensen ꝛc.

Bewegung zu lassen. In Fig. 97 ist ein Spinnstuhl aus Volkmarsdorf vom Jahre 1810 abgebildet, den der ehemalige Besitzer selbst geschnitzt hat. Er besteht aus Buchenholz, der Sitz ist aus doppeltem Flechtwerke von Bindfaden, zwischen dem Hede als Polster dient. Die Lehne ist mit Schnitzwerk, Blattranken und Hirschen, von einem Hunde verfolgt, verziert [1]). Die Alten spannen für sich. Anfangs war das weibliche Geschlecht allein und erst später, etwa um 8 Uhr, erschienen die männlichen Besucher, die bis dahin ihre Arbeit gethan hatten und nun anfangs bescheiden, dann aber immer dreister in die Gesellschaft eingriffen.



Fig. 97. Spinnstuhl a. Volkmarsdorf v. 1810. Bauernarbeit. Städt. Museum.

Die Grundlage der Spinnstuben war ein rühmlicher Fleiß der Mädchen. Auf großen Höfen, wo zwei und mehr Mägde waren, mußten die Mädchen tâl oft mit zwei Händen spinnen, das heißt eine gewisse Anzahl von löppen Garn vom Freitag bis zum Freitag fertig bringen, gewöhnlich zehn bis zwölf und mehr. Freitags spann man tief in die Nacht hinein, um fertig zu werden, denn was man, gegen die Regel, am Sonnabende spann, was vor 'n dûwel. In der rûmwôke, der Raumwoche, der ersten nach Neujahr, fand zuweilen ein Wettspinnen statt, dessen Ergebnis die rûmtâl war. Hatte ein Mädchen seinen Flachs am Freitag Abend nicht abgesponnen und die vorgeschriebene Anzahl Löppe nicht geliefert, so hieß es von ihm, et mot up'n bullen rîen, und in früherer Zeit sollen die Mädchen denn auch thatsächlich in solchem Falle auf den Dorfbullen gesetzt worden sein. Der Sonnabend war gewöhnlich frei, dann wurde nicht gesponnen, aber die Paare fanden sich doch zu freier Einzelunterhaltung abends zusammen, „denn Sonnabend ist Kommabend".

Ganz leicht wurde den Mädchen übrigens die Vollendung ihrer Arbeit nicht immer, da fortwährend Störungen der eingedrungenen männlichen Jugend stattfanden. Anfangs benahm sich alles in dem wenig durch den lüchter (Öllampe mit hölzernem Ständer) oder kleine Ölkrüsel erleuchteten Gemache noch sittsam und manierlich, bis ein kecker Knecht einem Mädchen die Dieße vom Wocken

[1]) Ich mache hier aufmerksam auf einen Aufsatz von O. Schwindrazheim über deutsche Bauernstühle in der Hamburger Kunstzeitschrift Mäcen vom 16. Dezember 1899, wo das Hervortreten der Stühle in der deutschen bäuerlichen Kunst behandelt wird. Bauernstühle mit Drachen und Schlangenornamenten an den Rückenlehnen habe ich im Lüneburgischen wiederholt getroffen.

wegnahm, die alsdann mit einem Kusse eingelöst werden mußte. Wollte ein Mädchen auf diese Weise ihre Dieße nicht einlösen, so kam es vor, daß der Knecht wegen der Abweisung den Flachs in Brand setzte. Auch beim Abreißen des Fadens wurden den Mädchen von den Knechten die Dießen weggenommen. Es folgten Erzählungen, deren Inhalt fast durchweg ein stark erotischer war; sie gehören unter die κρυπτάδια und können hier nicht mitgeteilt werden.

Neben den erotischen Erzählungen, welche allerdings vorherrschten, sind auch solche ernsteren Inhalts zu verzeichnen, und da ist keine schöner als die von den slickern. Mit diesem Ausdrucke bezeichnet man die Fäden, welche beim Spinnen, etwa wegen eines Knotens, abgerissen werden. Sparsame Spinnerinnen benutzen sie wieder und spinnen sie an; aber die rîwe (verschwenderische) Spinnerin wirft sie fort. Nun wird erzählt, daß ein armes Mädchen sich die slickern, welche ein reiches fortgeworfen, gesammelt und daraus ein Kleid habe weben lassen. In diesem erschien sie auf der Hochzeit der Reichen, die ihr verächtlich zurief: Was willst du hier in meinen slickern? Der Bräutigam aber, welcher erfuhr, um was es sich handle, verstieß sofort die reiche, verschwenderische Braut und freiete das arme und sparsame Mädchen[1]).

Die Erzählungen in der Spinnstube wechselten ab mit Liedern, die in hochdeutscher Sprache gesungen wurden und auch nicht immer die feinsten waren. Reste von Spinnliedern in niederdeutscher Sprache, meistens verstümmelte Verse, sind noch bekannt, so die folgenden aus Eitzum:

I du grôte webestücke,
Spinn den faden nich tau dicke,
Meinste denn, meinste denn,
Dat dat flas von'n himmel fäll?

Mine mudder seggt ik spinne nich —
Snurre geit de wocke.
Sitt't de flô in'n himme nich,
Sitt't se doch in'n rocke.

In manchen Dörfern herrschte bei vieler Freiheit doch auch eine gewisse Selbstzucht in den Spinnstuben und es erfolgte unter Umständen Ausschließung anstößiger Personen. Ein Knecht, der ein Mädchen verführt hatte, hieß, wenn die Folgen sichtbar wurden, ein „Angebrannter" und durfte nicht mehr in der Spinnstube erscheinen. Über das Mädchen hielt man aber eine Art Gericht, indem man ihr in der Spinnstube das folgende Lied sang, worauf sie wegblieb:

Schatz, sag an, warum so traurig,
Und du sprichst kein Wort mit mir.
Ja, ich seh's an deinen Augen,
Daß du viel geweinet hast.

Und wenn ich auch geweinet hab',
Was geht denn dich das an?
Denn ich trag unter meinem Herzen
Ein kleines Kindelein.

---

[1]) Diese Geschichte steht schon in den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm Nr. 156. Sie haben dieselbe aus Mecklenburg erhalten.

Darum brauchst du nicht zu weinen
Und brauchst auch nicht traurig sein.
Denn ich will's dir schon ernähren
Und will auch sein Vater sein.

Was hilft mir dein Ernähren?
Meine Ehre ist doch dahin,
Lieber wär' ich schon gestorben
Und läg' im Grabe drin.

Und wärst du auch gestorben
Und lägst im kühlen Grab,
So thät mein Herz sich kränken
Bis an den jüngsten Tag.

(Klein-Schöppenstedt.)

Es ist aber in anderen benachbarten Gegenden mindestens ebenso frei hergegangen wie im Braunschweigischen[1]).

Besonders ausgeprägte Spinnstubenspiele und -sitten herrschten in den Drömlingsdörfern, Amt Vorsfelde, wo viel Altertümliches sich bis auf die neuere Zeit erhalten hat[2]). Zu Anfang und Ende der Spinnstube fand das krüselan- und abtrinken statt, wenn der von der Decke der Spinnstube herabhängende Krüsel zuerst angezündet und zuletzt wieder verlöscht wurde. Man trank Bier und Branntwein und speiste Milchsuppe, Eier, Wurst u. dergl. Ein Hauptscherz war die Veranstaltung eines niphauns, Nickhuhns, welches wahrsagen mußte. Ein Mädchen wurde zwischen Stöcken eingeklemmt und mit weißen Laken so vermummt, daß es nur den Kopf frei bewegen und mit ihm nicken konnte. Dann wurden ihm allerlei Fragen vorgelegt, zumal wurde nach den Schätzen der anwesenden Mädchen gefragt, wobei es, wurde der richtige Name genannt, nickte.

In der Adventzeit erschien der Schimmelreiter in den Spinnstuben, während er in anderen Gegenden bei anderen Gelegenheiten auftrat. In dem Abschnitte über die Hochzeit teile ich Näheres über ihn mit.

Auch der Erbgander, der Gänserich, der auf einem ererbten Hofe groß geworden war, spielte eine Rolle in jenen Spinnstuben. Er erschien am Tage Petri (24. März) schön mit bunten Bändern geputzt, wurde mit Branntwein düne gemacht und in diesem Zustande als Orakel benutzt. Mit den Flügeln schlagend und aufgeregt wankte das betrunkene Tier zwischen den Spinnerinnen umher, welche brennende Lichter in der Hand hielten. Verlöschte eines durch den Flügelschlag des Ganders, so mußte die betreffende Spinnerin im Laufe des Jahres sterben; die aber, deren Kerzen brennen blieben, wurden Bräute.

Allzu viel Zeit durfte übrigens auf die Spiele und Thorheiten nicht verwendet werden, denn die Mädchen hatten ihr bestimmtes Maß Garn abzuliefern. Der Tanz, der manchmal die Arbeit unterbrach und der auf der Däle stattfand, dauerte nur kurze Zeit. Gegen ihn, der in den Grenzen der Sittsamkeit blieb,

[1]) Pastor Röver in Wernigerode berichtete 1739 an den Grafen Christian Ernst v. Stolberg über die Zusammenkünfte in den Spinnstuben, die oft bis spät in die Nacht dauerten. Erst wurde eine kurze Zeit gesponnen und dabei ein Lied aus dem Gesangbuche gesungen, bald folgten aber die „Schelmenlieder" und allerlei Spiel und Heiratswahrsagerei.

[2]) Ebeling, Blicke in vergessene Winkel II, S. 247.

ließ sich nicht viel einwenden; aber schlimmer war die blûsterstunne, dann wurden die Lichter ausgeblasen. Es wird manches, wahrscheinlich übertrieben, von dieser Blusterstunde erzählt; nimmt man aber nur einen kleinen Teil des Erzählten für wahr, so waren die Vorgänge vom Standpunkte der Sittlichkeit schlimm genug. Bei dem „stille Hochzeit" genannten Spiele wurden die Namen von einem draußen stehenden Burschen genannt und ihm unter den Mädchen in der Stube eine „Braut" zugewiesen. Kam der Bursche herein, so hatte er das Mädchen zu erraten und nun durfte er sich auf dessen Schoß setzen.

In den Hötzumer Spinnstuben wurde die Frage aufgeworfen: Wollen wir Blusterstunde oder slêpenschau spielen? Beides nicht ohne Bedenken. Bei letzterem kam es darauf an, daß die Mädchen sich, umgekehrt wie bei der stillen Hochzeit, auf den Schoß der Burschen setzten und daß hierbei die Paare so lange wechselten, bis die zu einander passenden zusammengekommen waren. Das wurde durch das Weiterschieben oder „Schleifen" eines holschen (Holzschuhs) angedeutet, mit dem einer der Knechte im Kreise der Spielenden stand, wobei er fragte:

Slêpenschau
Weme tau?
User ôlen bunten kau.
Slêp wê'er Krischan Snêe.

wobei der Holzschuh diesem Christian zugeschoben wurde und dessen Schöne nun das Recht hatte, sich auf seinen Schoß zu setzen. In anderen Gegenden wurde Slêpenschau noch etwas anders gespielt, worüber O. Schütte Auskunft giebt[1]). Auf die Frage weme tau? bezeichnete jedes Mädchen drei Burschen in folgender Weise: Ik slêpe dik einen mit'n snurrbare tau oder mit glûen ôgen oder mit'n vosshâre. Dann fragte sie weiter:

Wat wutte mit dinen ersten daun?
Will ik gewen swetschen,
Sall he weren mîn schätschen.

Wat wutte mit dinen tweiten daun?
Will ik gewen witten un swarten twêren,
Sall min allerleiweste weren.

Wat wutte mit dinen dritten daun?
Den will ik setten up 'n staul,
Sall he fallen in 'n paul.

Oder: Den will ik setten up de tôrenspitze,
Sall sik de ganze lenne upritzen.

Oder: Den will ik gewen strô up 'n nacken,
Hei sall sik ut 'n dörpe packen.

Besonders stolz waren die Mädchen auf ihre Spinnräder, die sie schön upflieten, herausputzten. Das um den Flachs gewickelte bunte Pappblatt, das Wockenblatt[2]), heißt auch wockenbreif, wenn darauf ein Spruch in Goldschrift steht. Diese Sprüche sind teils allgemeiner Natur oder bringen Widmungen von Freunden oder Freundinnen, teils aber beziehen sie sich auf das Spinnen

[1]) Braunschw. Magazin 1899, S. 76.

[2]) In der Gegend von Seesen (z. B. Kl.-Rhüden) führt das Wockenblatt den auffallenden Namen arf.

selbst und hier ist die niederdeutsche Sprache noch oft in ihrem Rechte. Ich habe folgende gesammelt:

Top, top, top,
Alle stunne en lop.

* * *

Spinne, liebe Kleine,
Was du spinnst, ist deine.

* * *

Wut du nich spinnen,
Kriste nein linnen.

* * *

Spinne fein,
Das Garn ist dein.

* * *

Die Spinnerin ist ein fleißiges Mädchen,
Drum ist auch schön ihr Wockenblättchen.

* * *

Tocke flîtig immer dulle,
Von 'r dîse hen nar rulle.

* * *

Fleißig mußt du sein,
Liebes Mädelein.

* * *

Mädchen, spinne flink und fein,
Es soll zu deiner Aussteuer sein.

* * *

Spinnen is man lütjes gewinnen.
Wer et nich deit, mot seien, wo et geit.

* * *

Tock ût, tock ût,
So warst du brût.

* * *

Mâken, most nich schrîen,
Ik will dik ja frîen.

* * *

Gelegenheit macht Diebe,
Das sieht man bei der Liebe.

* * *

Stoßt an, ruft laut:
Es lebe die Braut. (Auf einem Brautwockenblatt.)

* * *

Gesucht hab ich dies Herz für dich.



Ich bitte dich, vergiß es nicht.

* * *

Frisch heran, tummelt euch,
Spinnen macht uns ja alle reich.

* * *

Mein Spinnrad hat drei Beine,
Mein Schatz liebt mich alleine.

Zu obigen, von mir gesammelten Wockenblattsprüchen füge ich noch folgende hinzu, welche O. Schütte aufgezeichnet hat[1]).

[1]) Braunschw. Magazin 1899, S. 85.

Mäken, spinn hille,
Denn krigste wat op de tülle.
* * *
Vivat! wer en lop vull hat!
* * *
Spinne, mâken, spinne,
Dat himme, dat is dünne,
Un de rock krigt ôk en lock,
Spinne, mâken, spinne doch.
* * *
Spinnt, mâken, spinnt,
Alle dâge en bind,
Alle dâge en dicken lop,
Dat gift wat in 'n Kaffeepott.
* * *

Zum Schmucke der Spinnräder, namentlich des Brautwockens, gehörten auch die wockenplöcke, kleine zierliche Schnitzwerke; sie waren mit Kettchen, Händen oder dergleichen versehen, meist aus hellem Holz und mit Kerbschnitten oder Blumenranken verziert, die mit farbigem Wachse ausgelegt waren (Fig. 98).

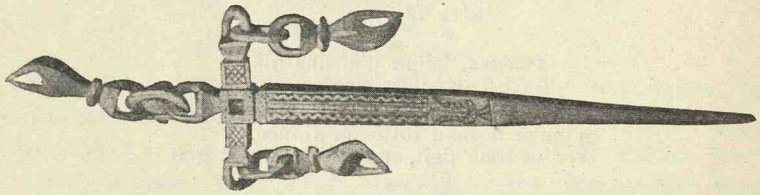


Fig. 98. Hölzerner Wockenpflock (Sammlung Basel). $^1/_2$.

Diese Pflöcke waren auf beiden Seiten des Rades angebracht, um die durch den Schwengel in Bewegung gesetzte Achse vor dem Herausspringen aus den Ausschnitten zu bewahren; für den täglichen Gebrauch begnügte man sich jedoch mit einfacheren Stäbchen. Selbst der wockenhâken wurde verziert mit bunten

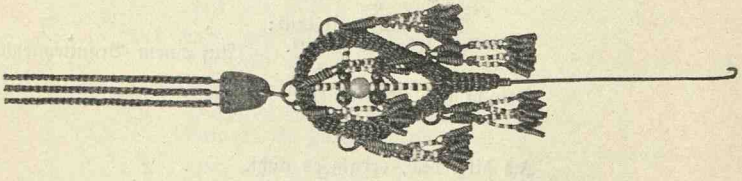


Fig. 99. Spinnhaken aus Messingdraht, Bauernarbeit aus Teschendorf (Kr. Isenhagen). Städt. Museum.

Glasperlen, auch wohl einem kleinen Spiegel. Der Haken diente dazu, das Ende eines abgerissenen Fadens von der Rolle durch das spill-lock, die Tülle, zu ziehen. Ein besonders schönes Exemplar, das der Vollköter Pesel in Teschendorf (Kreis Isenhagen) selbst angefertigt hat, ist in Fig. 99 abgebildet. Der Haken hängt an einer aus drei Strängen bestehenden Messingkette, der Griff ist eiförmig, mit Messingdraht umsponnen und mit Messingspiralen und Glasperlen behängt. In der Mitte des Griffes kreuzartige Verzierung aus Glasperlen.

Die verschiedenen Thätigkeiten und Handgriffe, welche beim Flachse, von der Ernte bis zu seiner Ablieferung an den Leinweber, vorkamen oder noch vorkommen, in vielen Gegenden aber heute schon der Vergangenheit angehören, sind sprachlich von Belang. Ich führe sie hier der Reihe nach auf.

Sie beginnen mit dem trecken, dem Ausziehen der Flachsstengel (harlen), die nicht gemäht werden. Nachdem diese in Bündel gebunden sind, werden sie zunächst auf dem reppelbôm ereppelt, d. h. sie werden durch eiserne Zähne, die senkrecht auf einem Balken (bôm) sitzen, durchgezogen, damit die knutten, die Samenkapseln, abgehen. Letztere, welche den Leinsamen enthalten, werden gedroschen und durch das knuttensêw gesiebt. Man benutzt sie zur Schweinemast, zur Ölfabrikation und als Abführmittel.

Der so gereppelte Flachs wird in faustdicke Bündel (bôten) gebunden, von denen wieder je zehn gemeinschaftlich zusammengebunden werden.

Es folgt alsdann das Rotten (rôten, rauten) in flachen Gruben mit Wasser[1]). Der faulende Flachs lag hier ungefähr eine Woche, damit die Epidermis sich zersetzte und löste; er wurde dann auf dem Stoppelfelde ausgebreitet uud getrocknet, edrôget. Alsdann lag er in der Scheune bis zum Frühjahr, worauf er an sonnigen Tagen an der Luft ausgebreitet wurde.

Jetzt begann eine neue Folge von Thätigkeiten. Zunächst das treiten, die Auflockerung durch Aufschlagen mit der treite; diese ist ein schwerer, unten vielfach eingekerbter Holzhammer an einem gekrümmten meterlangen Stiele, mit dem der Flachs geklöppelt und geschlagen wird, wodurch die Epidermis sich schon lockert. Auf die Entfernung dieser, die holziger Natur ist, kommt alles an, um die reiche, glänzende Flachsfaser frei zu legen. Dazu dient das Brechen, brâken, wobei die schêwe, die Rinde, abfällt. Hierzu braucht man ein Gerät, die brâke, ein Holzbock, in den scherenartig ein Hebel eingreift, der, in fortgesetzte klappende Bewegung gebracht, so lange den Flachs bricht, bis die erste Geschmeidigkeit des sichtbar werdenden Flachses eintritt. Während die Brake oben zwei Leisten hat, die unten in drei dergleichen eingreifen, hat die kaue, welche den Flachs gleichsam kaut, deren oben drei und unten vier; sie ist somit eine verfeinerte oder gesteigerte Brake, die noch mehr Schewe entfernt. Die weitere Auflockerung erfolgt durch das swingen auf dem swingebrett (Fig. 100 a. f. S.), dessen Hauptteil ein 90 cm hohes Buchenbrett mit einem Einschnitte ist, über dem sinnend ein ausgeschnittener Pferdekopf herabschaut. Über den Einschnitt wird mit der linken Hand eine Handvoll gebrakter Flachs gelegt, während die mit der schaufel-

---

[1]) Flachsrotten durften bei 20 Mariengulden Strafe oder entsprechendem Gefängnis nicht in Strömen, Bächen oder Teichen angelegt werden, sondern nur in besonderen Gruben, so daß der Inhalt (das rôtwater) das fließende Wasser nicht verunreinigen konnte. Landesherrl. Verordnungen vom 29. April 1692 und 24. Juli 1721. Auch die Städter bauten Flachs. Die Stadtordnung von Braunschweig aus dem Jahre 1573 verordnet § 89: Es soll niemand in der Oker zwischen der Stadt und Rüningen, auch nicht im Bruche (damals unbebaut) oder in den Stadt- und Neustadt-Marschgräben Flachs rotten (bei Festungsstrafe).

artigen swinge (45 cm lang, 18 cm breit) bewaffnete Rechte den Flachs bearbeitet, so daß die letzten Teile der Epidermis als swingeschêwe fortfliegen. Der Pferdekopf dient dabei zur Regulierung der senkrecht herabsausenden Schläge der swinge, damit diese gleichmäßig und nicht zu weit nach links hin erfolgen. Der übrige Teil des Schwingebretts dient als Ständer und Fußbank für die Schwingerin, die unter dem bei ihrer Arbeit entstehenden Staub nicht wenig zu leiden hatte.

Die nächste Thätigkeit umfaßte das rippen. Was beim brâken und swingen noch nicht vom Flachse losgegangen war, wurde auf dem rippebock (Fig. 101) mit dem rippîsen abgeschabt. Der Bock ist ein 42 cm hoher Ständer,

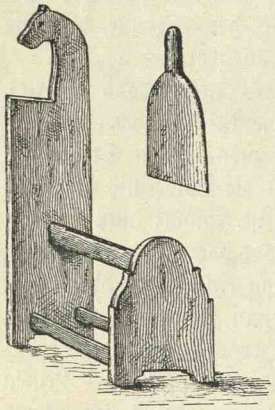


Fig. 100. Schwingebock und Schwingebrett. Städt. Museum.

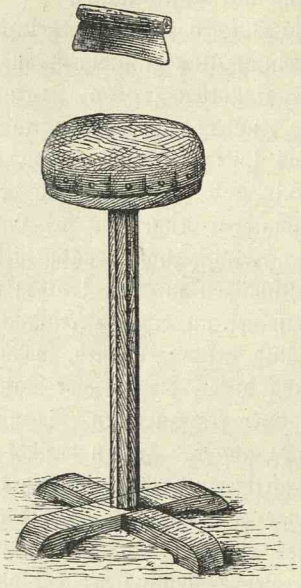


Fig. 101. Rippebock und rippîsen. Städt. Museum.

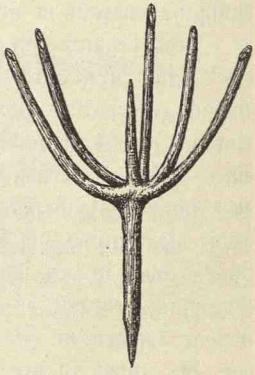


Fig. 102. Sprûte zum Hedespinnen. Städt. Museum.

welcher oben ein 23 cm im Durchmesser haltendes Lederkissen trägt. Das nach Art eines Gerbermessers gestaltete rippîsen ist stumpf; endlich kam der Flachs durch die heckele, ein kammartiges, aus engen Eisenstacheln bestehendes Gerät, welches auf dem heckelstaul aufsaß und wobei die letzte Hede abfiel. Nun war er fertig zum Verspinnen und wurde in Bündel zu zehn risten knotenartig zusammengebunden, welche knocke hießen.

Wie schon im Eingange erwähnt wurde, waren bei uns zwei Arten von Spinnrädern im Gebrauche; eine ältere Form, der langswans, und eine jüngere, der hohe Wocken. Bei den ersteren, die auf einem längeren Boden sich aufbauen, sitzt das Rad rechts seitwärts von der Dieße; bei den erst nach 1800 aufgekommenen, mehr Raum ersparenden und zusammengerückteren hohen Wocken

sitzt das Rad unter der Dieße. Die Wocken wurden handwerksmäßig von Drechslern hergestellt und für reichere Leute schön mit Schnitzereien oder Elfenbeinknöpfen verziert, mit beweglichen Ringen versehen oder auch bunt bemalt. Besonders schön verzierte und schmückte man die zur Mitgift gehörenden Brautwocken, zu deren Herstellung gewöhnlich rotes Pflaumbaumholz gehörte. Eine besondere Abart der Wocken waren die tweispänner, welche mit zwei Spulen versehen waren und bei deren Benutzung die geübte Spinnerin mit beiden Händen spann.

Die Ausdrücke für die Bestandteile am Spinnrade sind die folgenden: Das ganze Gerät heißt der wocken. Der auf dem dîlsenstock, auch ôwerwöckels (oberer Wocken) genannt, aufgewickelte Flachs bildet die dîlse; er wird daran festgehalten durch ein umgeschlagenes Pappblatt, das wockenblatt, welches mit dem bunten wockenbend zusammengebunden ist. Unter der dîlse sitzt eine kleine Blechschale mit Wasser, in welcher die Finger beim Spinnen angefeuchtet werden; sie heißt stippeding. Handelt es sich um das Spinnen von Werg (hêde), so nimmt man statt der einfachen, stabförmigen dîlse eine solche mit ausgespreizten Nebenarmen. Das ist die hêdilse oder sprûte, die man einfach aus den quirlig abstehenden Ästen einer jungen Fichte herstellte (Fig. 102).

Aus der Dieße wird der Spinnfaden gezogen; er läuft von der Hand durch die tülle zur hufeisenförmigen, mit Haken versehenen spille (Spule). Auf der spille sitzt die rulle und hinter dieser der radförmige werbel. Über rulle und werbel kommt von unten her die treibende snaur, die über das Rad oder die drift geht. Durch trê'er (Trittbrett) und swengel wird das Rad in Bewegung gesetzt [1]).

Verschiedene landesherrliche Verordnungen von 1697 bis 1767 beschäftigen sich mit der Beschaffenheit des Haspels, der genau 4 braunschweigische Ellen, später $3^3/_4$ Ellen im Umfang haben mußte. Auf jedes lop Garn, es sei grob oder fein, mußten zehn Bind, auf jedes Bind 100 Faden kommen, so daß ein ganzes lop eintausend Faden enthielt. Die Bauermeister mußten in jedem Hause die Spinner kontrollieren, ob diese Verordnung auch eingehalten wurde, und unrichtig gehaspeltes Garn wurde weggenommen. Der Haspel mußte, um seine Richtigkeit zu beweisen, einen amtlichen Brand tragen. Man besaß auch falsche Haspel, sogenannte krucken, welche, sofern man sie (landesherrliche Verordnung vom 20. November 1734) noch irgendwo antraf, sofort zerschlagen werden sollten. Diese kruck war eine lose Stange (Speiche) mit Knie, welche willkürlich in den Haspel eingesetzt oder herausgenommen werden konnte, wodurch Fälschungen verursacht wurden. Wer dreimal beim Haspeln mit der kruck betroffen wurde, kam an den kâk oder Schandpfahl [2]).

---

[1]) Die entsprechenden, größtenteils übereinstimmenden Ausdrücke der Bestandteile des Spinnrades im Lüneburgischen und Göttingenschen sind verzeichnet im Korrespondenzblatt für niederd. Sprache I, S. 77 und II, S. 29.

[2]) Braunschw. Anzeigen von 1776, Stück 76.

Der Haspel ist mit einem klöppel versehen, der durch eine einfache Vorrichtung an ein kleines Brett (wohl auch Metallglocke) anschlug, um anzuzeigen, daß ein lop voll sei. Man verzierte die Haspel ähnlich wie die Spinnräder.

Von den Leinewebern und ihrer Stellung ist oben S. 225 schon die Rede gewesen. Heute ist die Handweberei im Braunschweigischen mit dem Flachsbau fast ganz verschwunden und nur in sehr seltenen Fällen wird man einen alten Hauswebstuhl, etwa im Vorsfeldischen, noch in Thätigkeit finden. Der große, massive Webstuhl, welcher oft ein kleines Zimmer allein einnahm, wurde auseinandergelegt und seine Balken liegen in der Ecke eines Speichers, um bald ganz zu verschwinden. Weiter nördlich, z. B. im Kreise Isenhagen, aber wird in den Häusern noch gewebt, wiewohl mehr und mehr abnehmend.

Von Belang, zumal in ethnographischer Beziehung, ist dagegen ein noch mühsam fortlebendes kleines Webegerät, dat gördelta. Taw, ta, tau, n., ist der niederdeutsche Ausdruck für einen Webeapparat; der Webstuhl schlechthin heißt auch so. Mit dem gördelta webt man schmale Bänder und Gürtel in verschiedenen Mustern, die für Schürzen 2c. dienen und sehr fest sind. Ich wurde zuerst 1898 in Teschendorf (Kr. Isenhagen) auf noch vorhandene Reste dieses Gerätes aufmerksam, als ich dort zwei dazu gehörige aus hartem Holze gefertigte und aus den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts stammende Webebrettchen fand, die den wichtigsten Teil des Gerätes darstellen und sich jetzt im Städtischen Museum befinden[1]).

Ein Jahr später fand ich dann das vollständige Webegerät, dat gördelta, zu Müden, wo die Oker in die Aller mündet, in mehreren Stücken noch in Thätigkeit.

Ich kann auf die technischen Einzelheiten des kleinen, sinnreichen Gerätes hier nicht näher eingehen und bemerke nur, daß es bei uns den Überrest eines uralten, einst weit verbreiteten und bei niedriger stehenden Völkern noch heute benutzten Apparates darstellt, der neuerdings vielfach die Aufmerksamkeit erregte und beschrieben wurde[2]).

[1]) Von mir mitgeteilt in den Verhandl. d. Berl. Anthropol. Ges. 1899, S. 295.

[2]) Für Finnland und Nordamerika Globus, Band 69, S. 12 (1896), für den Kaukasus und anderwärts Berl. Anthropol. Ges. 1898, S. 34, 329, 332, wo auch das prähistorische Vorkommen (Insel Björkö, Schweden, 8. bis 10. Jahrh.) erörtert wird. — Für Island Zeitschr. d. Ver. für Volkskunde 1899, S. 24.

Gerät in Hof und Haus.

Wenn ich hier auf die landwirtschaftlichen Geräte eingehe, so kann es nicht meine Absicht sein, dieselben nach der technischen und landwirtschaftlichen Seite zu behandeln. Aber das kulturgeschichtliche und sprachliche Interesse, welches denselben anhaftet, muß ich hervorheben. Auch sie sind in einer Umänderung begriffen und im Verlaufe eines Menschenalters ganz andere, weit vollkommenere geworden. Die alten Geräte, bei denen das Holz eine große Rolle spielte, beginnen zu verschwinden, oder haben, da man sie zerhackte und in den Ofen schob, schon als Brennstoff Verwendung gefunden, so daß sie nicht leicht noch in ihrer Urwüchsigkeit aufzutreiben sind. In den nördlichen Gegenden des Herzogtums mit ärmerem Boden, wo die Fortschritte der Landwirtschaft langsamer Platz greifen, sind die alten Geräte am ehesten zu finden und bei kleinen Bauern teilweise noch im Gebrauch. Die alten Geräte, welche der Landmann in Haus und Hof benutzte, bestanden vorwiegend aus Holz und es hat ursprünglich solche gegeben, an welchen auch nicht ein Stückchen Eisen zur Verwendung kam, bei denen auch die zusammenhaltenden Nägel aus Holz waren; eine förmliche „Holzzeit". Und diese Geräte wurden auch zum großen Teil auf dem Lande von den Bauern selbst verfertigt, wie dieses oben S. 229 bei den Stühlen schon gezeigt wurde. Es war viel mehr Geschicklichkeit und Handfertigkeit in diesen Dingen bei ihnen vorhanden, als das heute der Fall ist. Auch gab es auf den Dörfern immer einzelne, die sich besonders gern mit der Herstellung von hölzernen Geräten abgaben und eine Art Übergang zu den Handwerkern darstellten. Diese Leute sind nun so gut wie verschwunden. Doch habe ich, in den Jahren 1898 und 1899, noch einen solchen „klüterer" in voller Thätigkeit beobachten können. In dem stillen Heidedorf Teschendorf bei Wittingen (Kreis Isenhagen) sah ich den 80jährigen Bauern Pesel noch frisch bei seiner Holzarbeit, die er mit einfachen Instrumenten von früh bis zum Abend fleißig betrieb. Er fertigte Rechen, Löffel und Schaufeln, kleine Wagenteile, Haken, Trüle für Immen und Katzen und war fertig und gewandt in allerlei Arbeit. Mit ihm geht aber auch in jenem Dorfe der letzte dahin, welcher derartige Dinge selbst fertigt. Fabrikware tritt an deren Stelle. Auch bei den Schäfern ist die Schnitzerei verschwunden und damit die ursprüngliche Verzierungskunst, auf welche oben S. 217 hingewiesen wurde.

Neben dem Steine war das Holz der älteste Stoff, der sich zur Anfertigung der Geräte unseren Vorvätern darbot, ehe die Metalle bekannt wurden. Die feste und schwere Hainbuche, die an den Waldrändern gedeiht, die knorrige Steineiche, die Dorf und Haus umschattet, die gleichfalls am Hause wachsende Esche, seltener die Buche, lieferten zu größeren und schwereren Geräten oder zum Bau das Holz. Für kleinere und feinere Gegenstände benutzte man gern das Holz der Obstbäume und Erle. Alles wurde mit dem Messer und wenigen Instrumenten bearbeitet. Überall traf man auf die Holzkultur. Wie wenig Eisen befand sich an den alten Feldgeräten; am Pfluge außer der Schar und den Ketten fast nichts, selbst die Achsen der Wagen waren in alter Zeit noch aus Holz, das zähe auf holperigen Wegen widerstand.

Der Pflug. Das gilt zunächst von dem wichtigsten zur Bodenlockerung benutzten Ackerwerkzeuge, dem Pfluge, dessen Erfindung sich in der Urzeit verliert und der durch die Jahrhunderte hindurch sich, wiewohl in manchen Spielarten, unverändert erhielt. Schon die römischen Schriftsteller über Landwirt-

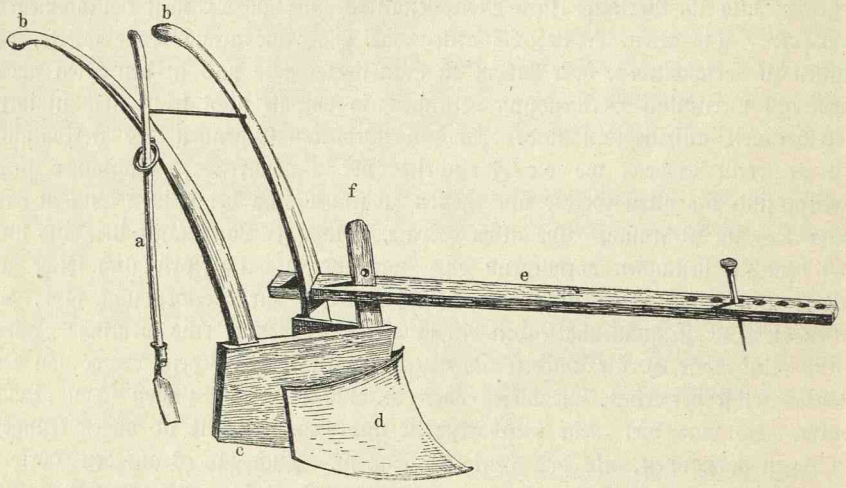


Fig. 103. Hölzerner Pflug älterer Art.

a rûel. b b störten. c strike, dahinter polterbrett. d plaugisen. e sichtbôm. f Die plaugsûle, ein vertikales Holz, welches den sichtbôm mit strîke und polterbrett verbindet.

schaft warnten eindringlich davor, am Pfluge Veränderungen vorzunehmen, und diese Lehre ist bis ins vorige Jahrhundert beherzigt worden[1]). Unser deutscher Pflug, von dem der niedersächsische nur eine Abart bildet, ist über 1000 Jahre alt, was sich durch eine angelsächsische Abbildung desselben aus dem 8. Jahrhundert beweisen läßt.

Der Pflug, wie er bis vor kurzem allgemein benutzt wurde, besteht aus zwei Hauptteilen: dem eigentlichen arbeitenden, die Bodenlockerung besorgenden

[1]) Vergleiche L. v. Rau, Die Geschichte des Pfluges. Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie 1882, S. 134.

Hinterteil, mit dem das Erdreich durchwühlenden und zerschneidenden Eisen, der Pflugschar, und dem Vorderteil, welcher zum Anspannen der Zugtiere dient und außerdem die Einrichtungen zum Stellen des Pfluges trägt, je nachdem mit diesem tief oder flach (flôte) breit oder schmal geackert werden soll. Ein Sech fehlt bei diesen Pflügen älterer Art.

Die einzelnen Teile des Holzpfluges älterer Art sind aus den Abbildungen ersichtlich. Ich habe sie nach einem Exemplar in Harvesse gezeichnet (Fig. 103 und 104). Der rûel ist eine kleine eiserne Schaufel, mit welcher der Pflügende die am Pfluge sich anhängende Erde abstößt; er hängt, wenn nicht benutzt, in einem Ringe, welcher an einer der stôrten sitzt. Die strîke oder das strîkbrett ist von Holz. Sie ist, vom Pflügenden aus betrachtet, das rechte Brett (*c* in der Abbildung), an welches in spitzen Winkel (hinten in der Abbildung) das polterbrett, auch muldbrett genannt, anstößt; es dient dazu, zu verhindern, daß von dem noch ungepflügten Lande Erde in die Furche „poltert". Nach vorn, der Spitze zu, sitzt einseitig die Pflugschar, kurzweg îsen oder plaugîsen genannt. Zur Verbindung des Pflugs mit dem fahrenden Teile desselben dient der sichtebôm.

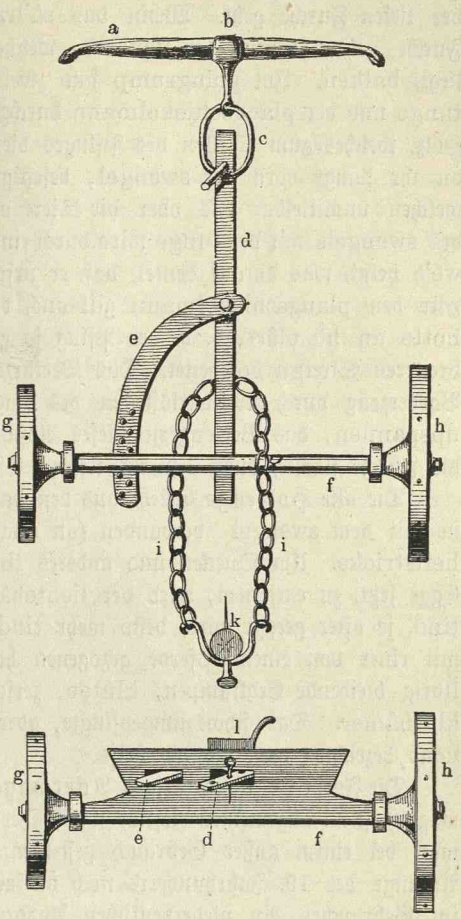


Fig. 104. Hölzerner Pflug älterer Art. Dat vortûg oder dat stell, Ansicht von oben und von hinten.

a swengel oder scherr, verbunden durch die kappe b mit der wê'e c. d plaugtunge oder jûgeltunge. e plaugschickelmann (zum Stellen des Pfluges). f asse, assholt oder plaugrump. g sâ'lrad, das linke, es ist kleiner als das rechte in der Furche gehende handrad h. i plaugkette. k Querschnitt des sichtbôms. l gêrisen.

Der fahrende Teil, an den die Zugtiere gespannt werden, heißt dat vortûg oder stell. Von letzterem Ausdruck kommt die Benennung stellwanne, d. h. jener Landstreifen, auf dem das linke Rad des stells geht, was sich auch der Nachbar beim Pflügen gefallen lassen muß. Die Befestigung des vortûgs am sichtbôm geschieht durch eine eiserne Kette, plaugkette, die durch einen vorgesteckten Nagel oder Pflock am sichtbôm festgehalten wird. Hauptteil des vortûgs ist der plaugrump oder das asseholt. Er trägt oben das zum

Stellen benutzte gêrîsen und hat zwei ungleich große Räder. Das linke oder sâ'lrad (Sattelrad) ist kleiner als das rechte oder handrad, welches letztere in der tiefen Furche geht. Wenn das sâ'lrad beim Auseinanderpflügen in der Furche geht, so heißt der Landrest, welcher zwischen ihm und dem handrad liegt, balken. Im plaugrump sind zwei Einschnitte, durch welche die plaugtunge und der plaugschickelmann durchgreifen. Der letztere ist ein gekrümmtes Holz, welches zum Stellen des Pfluges dient, die tunge ist eine kleine Deichsel, an ihr hängt vorn der swengel, befestigt am scherr oder scherrholt, an welchen unmittelbar das oder die Tiere angespannt werden. Die Verbindung des swengels mit der tunge wird durch einen eisernen Ring bewerkstelligt, welcher wê'e heißt, was darauf deutet, daß er ursprünglich aus Weidenruten bestand [1]). Für den plaugschickelmann gilt auch der Ausdruck lêrîsen; mit ihm wird hotte un hû elêrt, d. h. der Pflug so gestellt, daß er einen schmaleren oder breiteren Streifen bearbeitet. Das Verkürzen des Abstandes zwischen Pflug und Vorderzeug durch Rückwärtsstecken des Nagels im sichtbôm (Fig. 103) heißt upspannen, das Verlängern dieses Abstandes taulâten. Durch ersteres wird die Furche flacher, durch letzteres tiefer.

Die alte Holzegge besteht aus den balken und tacken; die Stricke, welche sie mit dem swengel verbanden (an dem das Zugtier angespannt ist), heißen heitstricke. Um Quecken und anderes Unkraut, welches sich in die Zacken der Egge setzt, zu entfernen, wird der lichtehâke benutzt. Einmal eggen heißt ein tind, je öfter geeggt wird, desto mehr tind. Nach dem Eggen wird das Land mit einer von einem Pferde gezogenen hölzernen Walze, wolte, festgewalzt. Übrig bleibende Erdklumpen, klûten, zerschlägt man dabei mit dem hölzernen klûthâmer. Das schon umgepflügte, aber noch nicht von der Egge bestrichene Land, bezeichnet man als die falje.

Die Form des vierräderigen Ackerwagens (Leiterwagen, Mistwagen, Kastenwagen) ist im allgemeinen dieselbe wie früher geblieben; nur sehr selten noch findet man bei einem außer Gebrauch gestellten Wagen eine hölzerne Achse, die im Anfange des 19. Jahrhunderts noch vielfach bekannt war; überall sind eiserne im Gebrauche. An niederdeutschen Ausdrücken beim Wagen sind folgende zu bemerken: Der vordere Teil des Wagens heißt alsschemel; auf ihm sitzt der wenneschemel, welcher das Umwenden des Wagens ermöglicht. Die Deichsel heißt dîsle, sie ist mit der vorderen Achse durch die beiden waugarme verbunden. Eine Redensart für anhalten heißt de dîsle nedderleggen. Die hintere eiserne Achse geht durch ein Holzgehäuse, das emm. Von den Hinterachsen gehen zwei starke Hölzer senkrecht aufwärts, die rungen, welche beim Kastenwagen die Seitenbretter desselben, oder beim Leiterwagen die hôrt (Hürde) halten. Soll der Wagen verbreitert werden, so dienen statt der rungen die nach

[1]) Es sind natürlich schon früher auch andere, abweichende Pflugarten im Braunschweigischen, je nach den Bodenverhältnissen, im Gebrauche gewesen als der hier geschilderte Pflug. Vergl. darüber die Festgabe für die 20. Versammlung deutscher Land- und Forstwirte, Braunschweig 1858, S. 7.

auswärts gekrümmten nissen. Die älteren Ackerwagen hatten meist nur vorn rungen, hinten nissen (auch lissen in der Oschersleber Gegend genannt). Die nisse ruht auf der kapsele, diese wieder ist durch den lünz am schinkel befestigt, nämlich am Achsschenkel. Der Kastenwagen ist hinten mit einem Querbrette, dem schütt, abgeschlossen. Das große Laken (oder die Plane), welches man über den Wagen zieht, heißt slachlâken, der lange Strick, den man über den beladenen Heuwagen zieht, heureip. Dieser Strick wird durch winne oder winnehölter festgeschnürt. Das Rad besteht aus nâbe, spîken und felgen. In der Nabe steckt die eiserne büsse.

Die Pferde sind mit den koppelketten an der Deichsel befestigt. Ihr Geschirr heißt sêlentüg (Sielenzeug, auch Blattsiele, im Gegensatz zum Kummetgeschirr). Es besteht aus bostblatt (Brustblatt), lanken (den langen, an den Seiten der Tiere verlaufenden Lederriemen, vergl. englisch link, Kettenglied), dem sêlenkissen auf dem Rücken und dem swansreimen. Das eiserne Gebiß heißt bêt oder beddel, mit ihm sind verbunden koppreimen samt schûklappen (Scheuklappen), toggel und leite (Zügel).

Unter den Mähwerkzeugen tritt die seilze oder Sense in den Vordergrund. Die einzelnen niederdeutschen Ausdrücke, welche bei derselben im Gebrauche sind,

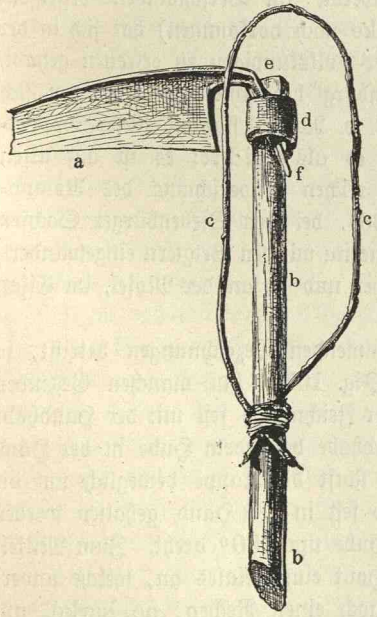


Fig. 105. Die Sense.

a seilze. b bôm. c grasboggel. d bend aus Eisen. e pöen oder kil zur Befestigung des Sensenblattes im bend. f angele der seilze.

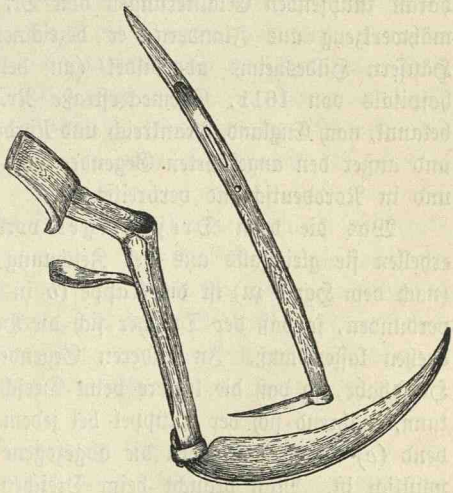


Fig. 106.

Sie (Kniesense) und mâthake aus Lobmachtersen. Städt. Museum.

können aus der Erklärung der Abbildung ersehen werden (Fig. 105). Das Wintergetreide, der Klee, der Raps, die Hülsenfrüchte werden mit der großen

Sense, das Sommergetreide mit der Gestellsense abgebracht. Bei der letzteren sitzt das haberstell mit seinen langen Holzzinken am Sensenbaum. Das Dengeln der Sense heißt seilze kloppen; man benutzt dazu hâmer und stâwel. Zum Schärfen der Sense dient die strêke, das Streichbrett, ein flaches, mit Pech und scharfem Sande überzogenes Holz.

Noch vor dreißig und vierzig Jahren war ein altertümliches Mähwerkzeug bei uns im Gebrauche, wenn auch nicht allgemein; im Amte Salder hat es sich noch länger erhalten und mag hier und da noch zur Anwendung gelangen. Es ist dieses die sîe, gewöhnlich arftensîe genannt, eine kurze Kniesense, welche zum Schneiden der Hülsenfrüchte, des sogenannten Rauhzeugs, benutzt wurde (Fig. 106 a. v. S.). Ein von mir in Lobmachtersen noch aufgefundenes Exemplar befindet sich im Städtischen Museum. Diese sîe hat einen 50 cm langen Stiel, welcher snêe und nicht bôm, wie bei der Sense, heißt; im stumpfen Winkel steht von ihm das 25 cm lange Knieſtück ab, welches mit einer Höhlung an dem Arme des Mähenden anliegt. Das Sensenblatt ist kürzer als bei der eigentlichen Sense und nur 60 cm lang. Während nun die sîe in der Rechten geführt wird, faßt die Linke den mâthaken (Mähhaken), einen 15 cm langen eisernen Haken, der an einem 85 cm langen Stiele sitzt und zum Zusammenraffen der Erbsen, Linsen ꝛc. dient. Dieses eigentümliche, überall im Verschwinden begriffene Mähwerkzeug (bei Einbeck soll es als sîdhâke noch vorkommen) hat sich in der letzten Zeit der besonderen Aufmerksamkeit der Volkskundigen zu erfreuen gehabt, seit Virchow es in den Vierlanden bei Hamburg beobachtete [1]). Nach den sich daran knüpfenden Erläuterungen von Dr. L. v. Rau [2]) stammt dieses Doppelmähwerkzeug aus Flandern; er bezeichnete es als Sichte; es ist auf alten Häusern Hildesheims abgebildet (an dem reichen Bilderschmuck des Rolandhospitals von 1611, Eckemeckerstraße Nr. 36), bei den Siebenbürger Sachsen bekannt, nach England, Frankreich und Nordamerika mit den Belgiern eingewandert, und außer den angeführten Gegenden noch hier und da an der Mosel, im Elsaß und in Norddeutschland verbreitet [3]).

Was die beim Dreschflegel vorkommenden Bezeichnungen betrifft, so erhellen sie gleichfalls aus der Zeichnung (Fig. 107). In manchen Gegenden (nach dem Harze zu) ist die Kappe (*b* in der Zeichnung) fest mit der Handhabe verbunden, so daß der Drescher sich die Handhabe bei jedem Hube in der Hand drehen lassen muß. In anderen Gegenden läuft die Kappe beweglich um die Handhabe, so daß die letztere beim Dreschen fest in der Hand gehalten werden kann, während sich der Knüppel bei jedem Hube um 180° dreht. Zum Mittelband (*c*) wendet man gern die abgezogene Haut eines Aales an, welche unverwüstlich ist. Man braucht beim Dreschen noch einen Rechen, ne harke, um

[1]) Verhandl. d. Berl. Anthropol. Ges. 1888, S. 485.

[2]) Rau greift gewaltig fehl, wenn er den Namen des Mathakens vom Völkerstamme der Mattiaken ableitet! Es ist einfach der Mähhaken, was ihm schon Beets (Internat. Archiv für Ethnographie III, S. 155) nachweist.

[3]) Verhandl. d. Berl. Anthropol. Ges. 1890, S. 315, 318, 396.

dat korttüg aftoharken, einen Gänseflügel mit Holzstiel zum affitjen, eine worpschuffel und ein sêw, Sieb. Von Rechen giebt es verschiedene Arten; ich erwähne nur die große smachtharke, mit der man die beim Binden auf dem Felde zurückbleibenden Halme (naharkelse) zusammenbringt. Am Elme heißt sie sûstarwe.

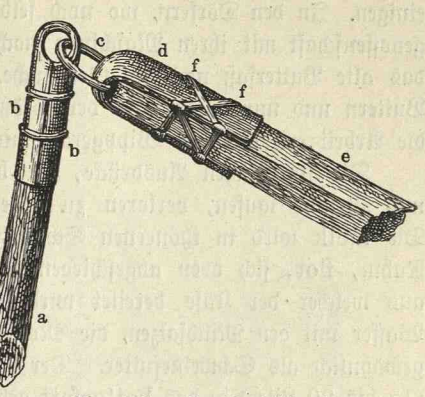


Fig. 107. Der Dreschflegel.
a handhabe. b die zweiteilige holtkappe. c mittelbend. d ledderkappe. e flärknüppel. f neirêmen.

Ohne irgendwie erschöpfend sein zu können, nenne ich von den landwirtschaftlichen Geräten noch die grêpe, messgrêpe, die dreizackige Mistgabel, die forke oder zweizackige Heugabel, die schüttgaffele, eine dreizinkige Holzgabel zum Umwenden des gedroschenen Strohs [1]), die plaggenkwicke, eine Hacke mit sehr breitem, schaufelartigem, rückwärts stehendem Eisen, benutzt zum Loslösen der Heidestücken (plaggen), die als Streu im Stalle dienen.

Das Butterfaß. Zu den Geräten, welche der neuen Zeit zum Opfer fallen, gehören auch die alten Butterfässer, die in den Hauswirtschaften, wo noch gebuttert wird, allmählich durch weit vollkommenere Apparate ersetzt werden und außer Gebrauch kommen. Noch mehr aber zum Untergange der alten Butterfässer tragen die auch schon vielfach auf den Dörfern verbreiteten Molkereigenossenschaften bei, welchen die Milch eingeliefert wird und die ganz fabrikmäßig betrieben werden. Auf diese Weise werden nicht nur die alten Geräte hinfällig, sondern auch die sprachlichen Ausdrücke, welche mit der Milchwirtschaft verknüpft sind, gehen verloren, desgleichen mancher Brauch und Aberglauben, der sich an das alte Buttern knüpfte.

Nur Europa und Asien sind die Heimat der Butterbereitung; in Afrika, Australien und Amerika ist sie unbekannt gewesen. Freilich läßt sich auch eine besondere Heimat der Buttererfindung schwerlich annehmen oder nachweisen; die Butterbereitung ist selbständig hier und da, wo man Milchvieh hielt, erfunden, oder besser von selbst gefunden worden, aber den nordgermanischen Stämmen kommt jedenfalls die größte Ausbildung der Eßbutter zu, wie die sprachlichen Ausdrücke beim Buttern beweisen [2]).

Es giebt ältere Methoden zur Bereitung der Butter als jene mit dem Stoßbutterfaß, das nun auch verschwindet, aber über dieses hinaus vermögen wir andere Verfahrungsarten bei uns nicht nachzuweisen. Das Stoßbutterfaß

---

[1]) Von ihr heißt es: alles hat 'n enne, de wost hat twei un de gaffele drei.
[2]) Vergl. das Werk von Benno Martiny, Kirne und Girbe, ein Beitrag zur Geschichte der Milchwirtschaft, Berlin 1894.

hat den Zweck, durch die auf und ab gehende Bewegung eines Stempels in der Milch oder dem Rahm das in der Flüssigkeit verteilte Fett zu Butter zu vereinigen. In den Dörfern, wo noch selbständig gebuttert wird und die Molkereigenossenschaft mit ihren Maschinen noch nicht Einzug gehalten hat, finden wir das alte Butterfaß noch im Gebrauche. Gewöhnlich besorgen die Frauen das Buttern und nur selten wird der Stößer durch ein an der Wand angebrachtes, die Arbeit erleichterndes Wippgerät unterstützt.

Die sprachlichen Ausdrücke, die bei der Butterbereitung noch vorkommen und Gefahr laufen, verloren zu gehen, sind im Braunschweigischen folgende. Die melk wird in thönernen Schüsseln, satten, so lange hingestellt, bis der Rahm, flot, sich oben abgeschieden hat. Unter ihm bleibt die „dicke Milch", aus welcher der Käse bereitet wird. Das von der dicken Milch ablaufende Wasser mit den Milchsalzen, die Molken, heißt waddeke oder warke; es dient gewöhnlich als Schweinefutter. Der Rahm wird abgenommen, afeflötet, und (15 bis 20 Liter) in das botterfatt gebracht, wo er sich durch Stoßen in botter, die feste Fettmasse, und die übrig bleibende Flüssigkeit, bottermelk, scheidet. Die ersten kleinen sich sammelnden, krausen Fettklumpen beim Buttern heißen krösseln. Zum Abnehmen des Rahmes und Herausnehmen der frischen Butter aus dem Fasse dient eine kleine Holzschaufel, flôte. Eine besondere Art Milch, die erste der Kuh nach dem Kalben, ist die beistmelk (colostrum); man bringt sie an einem warmen Orte zum Gerinnen und genießt den so erhaltenen beist mit Zimmet und Zucker.

Das Butterfaß ist meist von Holz. Es ist nach oben zu etwas kegelförmig, etwa 60 cm hoch und hat eine ungefähr 20 cm breite Öffnung; auf dieser sitzt das swêw oder der lütje tubben, ein kleines Gefäß, welches in der Mitte eine wagerechte durchlochte Scheidewand hat, durch die der Stößer hindurchgeht. Es dient dazu, die beim Buttern herausspringende Milch aufzufangen. Der Stößer heißt stêl; er endigt nach unten in eine durchlochte Holzscheibe, die trampe (Fig. 108). Kleine thönerne Butterfässer kommen auch noch auf den Dörfern vor; sie dienen aber nur in ganz kleinen Wirtschaften und Häusern, wo man etwa eine Ziege hält. Ein solches aus Rühme sieht aus wie ein großer braunglasierter Thonkrug, ist 26 cm hoch, unten 13, am Einguß 16 cm breit, mit einem Blechdeckel geschlossen, durch den der Stiel mit der Trampe geht, und hat zwei Henkel (Fig. 109).

Mit dem Buttern ist allerlei Aberglauben verknüpft. Ein gabelförmiger Haselzweig, der im Frühjahre abgeschnitten und am nächsten Sonntage unter dem bostdauke verborgen mit zur Kirche genommen ward, beschleunigte das Buttern, wenn er in den Rahm gesteckt wurde.

Ein Rätsel vom Buttern besagt: Slapp geit et erin, stîf kummt et herut. Wenn die Butter sich nicht von der Milch scheiden will, so heißt es: wenn't nich bottern will, so bottert et nich un wenn 'n 'rinschitt.

Die Figur im Monde ist ein Mädchen, das zur Strafe dorthin versetzt worden ist, weil es am Sonntage gebuttert hat.

Kerbhölzer (karfstöcke). Bis ins Ende des 18. Jahrhunderts hinein galt im täglichen Gebrauche bei Anschreibungen und Abrechnungen das Kerbholz; der kleine Mann in der Stadt und der Bauer auf dem Lande bediente sich desselben mit Vorliebe; dem Bauern wurden seine Leistungen an Zehnten, Fuhren und Arbeitstagen auf Kerbhölzern bezeugt; in der Stadt und beim Wirt nahm man Bier und Waren mittels des Kerbholzes auf Borg. Noch im Jahre 1840 benutzte der Bäcker in Büddenstedt das Kerbholz bei der Abgabe seiner Backwaren. Erst mit den Fortschritten im Schreiben und der zunehmenden Schulbildung ist das Kerbholz bei uns verschwunden, während es, wiewohl in beschränktem Maße, sich hier und da in Deutschland und den Nachbarstaaten bis auf unseren Tag erhalten hat[1]). Einstmals aber hat das Kerbholz eine große Rolle in unserm Volksleben gespielt, bei uns in Braunschweig wie anderswo. Wir sind in der glücklichen Lage, aus den erhaltenen Resten uns gut über den ehemaligen Brauch unterrichten zu können.

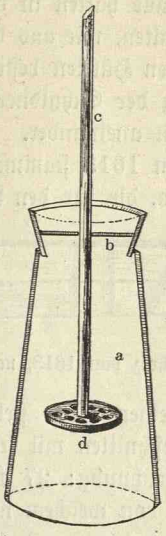


Fig. 108. Das alte hölzerne Butterfaß. a botterfatt. b swêw. c stêl. d trampe.

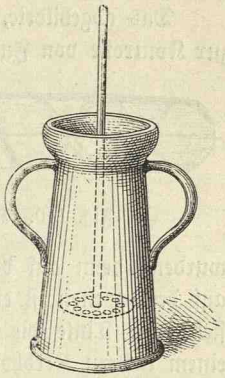


Fig. 109. Thönernes Butterfaß. Städt. Museum.

Das Städtische Museum in Braunschweig besitzt etwa ein Dutzend alter Kerbhölzer, die als Rechnungsbelege hinterlegt waren, und aus dem Städtischen Archiv an das Museum abgeliefert wurden. Da sie meist mit Aufschriften in Tinte versehen und datiert sind, so können wir uns ein sehr gutes Bild ihres Gebrauches machen; das älteste ist von 1582, das jüngste von 1741, so daß

---

[1]) So zu Neuendorf bei Suhl in Thüringen (nach Kunze in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde II, S. 50), bei der Molkerei der Schweizer Sennen, wo es „Alpscheit" heißt (Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel heidnischer Vorzeit II, S. 179). Das heute noch gebrauchte Zigeunerkerbholz ist geschildert in den Ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn III, S. 157 (1893); in Bosnien ist es noch immer im Schwange (Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegowina I, S. 424, Wien 1893); es sieht genau so aus wie die erhaltenen alten Braunschweiger Kerbhölzer. In Seedorf in der Priegnitz wird das Kerbholz jetzt noch bei Fischlieferungen benutzt (Verhandl. d. Berliner Anthropol. Ges. 1889, S. 763) und im Januar 1895 fand es Verwendung bei der Abrechnung der Schneeschaufler in Wien (Zeitschrift für österr. Volkskunde 1895, S. 54). Auch Tschuwaschen und Tscheremissen in Rußland gebrauchen jetzt noch Kerbhölzer, worüber schon G. F. Müller berichtet (Sammlung russischer Geschichte. St. Petersburg 1758, III, S. 364). Über die weite Verbreitung des Kerbholzes bei afrikanischen und asiatischen Völkern habe ich berichtet in meinen Ethnographischen Parallelen, Stuttgart 1878, S. 187.

sie, kaum in der Form und Art des Gebrauches voneinander abweichend, über einen Zeitraum von 160 Jahren sich erstrecken. Die Länge dieser Kerbhölzer wechselt zwischen 12 und 25 cm, alle halten in der Stärke etwa 1 qcm, sind quadratisch und der Länge nach gespalten, wie aus der Figur ersichtlich, so daß sie aus zwei, genau ineinander passenden Hälften bestehen. Die eine Hälfte behielt der Kreditgeber, die andere empfing der Schuldner; die Kerben gingen über beide Hälften hinweg und paßten genau aneinander.

Das abgebildete, von 1613 stammende Kerbholz (Fig. 110) diente offenbar zur Kontrolle von Fuhren, die für den Rat nach dem nahen Eisenbüttel geleistet



Fig. 110. Kerbholz von 1613, natürliche Größe. Städt. Museum.

wurden, denn auf der einen Seite steht mit Tinte: Nach Eisenbüttel 1613; auf der zweiten ist eingeschnitten mit kräftigen Kerben XXΛII, auf der dritten steht mit Tinte die Abrechnung: 27 forn jhe 4 ß — 1 ℳ 24 ß. Auf einem andern Kerbholze, von welchem nur die eine Hälfte, der Einsatz, erhalten ist, steht: win und most taum schotellag 1 stobichen 82, das ist: Wein und Most zum Steuergelage ein Stübchen, 1582. Das Kerbholz ist voll und beiderseits mit Kerben, im ganzen 49, versehen, was auf guten Durst deutet. Wieder ein anderes bezeugt die Abrechnung mit einem Hufschmied vom Jahre 1629 durch die alte Aufschrift mit Tinte „Hof Slach". Wahrscheinlich handelt es sich um das Beschlagen der Pferde des Rats; 37 Kerbe auf der einen, 39 auf der anderen des nicht ganz vollständigen Holzes bezeugen die Thätigkeit des Hufschmieds. Um dieses Kerbholz ist erläuternd und gleichsam zu den Rechnungen gehörig ein Zettel gewickelt mit der Bemerkung: „Was dem Kahrferdt auffgeschlagen ist 37 neuw Huffeisen für daß neuw 2 gute Großen, 39 altte Huffeisen für das alte 1 gute Großen, thut ihn alles 8 fl. 9 gr. 3 ₰." Abermals ein anderes Kerbholz trägt die Bezeichnung „Smehr Stock auf der Kamer" und auf einer anderen Seite „Smehr geholledt", sowie 20 Kerbe, woraus hervorgeht, daß zwanzigmal Schmer oder Fett für die Kämmerei geholt wurde, wenn es nicht Wagenschmiere war.

Auf dem Lande fand das Kerbholz seine Anwendung bei den Leistungen der Bauern an die Herrschaft und die Kirche, wo ihnen Fuhren, Arbeitstage u. dergl. darauf bestätigt wurden. Die Bauermeister, welche die Einnahmen und Ausgaben der Gemeinde zu führen hatten, mußten, wie die Allgemeine Landesordnung ihnen vorschrieb, über das bei den Krügern eingehende Bier mit Kerbhölzern Rechnung halten und diese Kerbhölzer wurden dann bei Amt oder Gericht eingetragen [1]).

[1]) Fredersdorff, Promtuarium der Landesverordnungen, Blankenburg 1775, I, S. 63.

Herzog Julius (1568 bis 1589) verordnete, daß seine Handwerker und Diener Wein, Bier, Notdurft zu Kindtaufen ꝛc. auf ein Kerbholz bekommen konnten. Die drei römischen Zahlbuchstaben I V X, welche am leichtesten einzuschneiden waren, wurden allgemein dabei angewendet [1]).

Wir wissen, daß in Kriegszeiten der „Gehrstock", nämlich die Kirchenlade, samt dem darin befindlichen Gelde und den Kerbhölzern aus Woltorf nach der Stadt Braunschweig gebracht wurde, wo er sich sicher befand [2]). Die Kerbhölzer wurden also als Beläge aufbewahrt, wie jetzt quittierte Rechnungen.

Signalgeräte. Zu den Gemeindeversammlungen wird heute durch eine schriftliche Aufforderung des Gemeindevorstandes geladen, die manchmal an ein Brett befestigt ist. Sie ist an die Stelle des Knüppels getreten, der in der analphabetischen Zeit eine größere Rolle spielte, aber heute noch nicht ganz ausgestorben ist. Es ist das uralte, weit in deutschen und slavischen Landen verbreitete Gebotzeichen. In Ehra, wo ich Näheres darüber erkundigen konnte, war der Knüppel noch bis 1868 im Gebrauche, ein langer geschnitzter Stab, auf welchem stand: „Alle Herren selber." Er ging von Nachbar zu Nachbar und der letzte Bauer, der ihn erhielt, hatte ihn wieder zur Versammlung mitzubringen. Wurde die Versammlung nur mündlich von Haus zu Haus angesagt, so konnte der Bauer sich vertreten lassen; ging aber der Knüppel um, so hatte jeder Hofbesitzer selbst zu erscheinen. So wie in Ehra ist es auch in den benachbarten vorsfeldischen Dörfern Tiddische, Bergfeld ꝛc. gewesen. In Volkmarode und Waggum z. B. wird noch der Knüppel durch den Pannemann oder Gemeindediener umhergetragen. Auch in den Drömlingdörfern wandert der Knüppel noch von Haus zu Haus [3]), er besteht aus einem gedrechselten Holze, an welches die Ladung befestigt ist. Wer den umgehenden Knüppel nicht rechtzeitig weiter befördert und liegen läßt, muß eine Strafe zahlen [4]).

Im Wirtshause zu Bortfeld werden noch zwei alte „Steuerknüppel" vom Ende des 18. Jahrhunderts aufbewahrt, auf denen für jeden Gemeindeangehörigen die zu zahlenden Geldbeträge mit Tinte aufgeschrieben sind, auch sie wurden, wenn die Beträge fällig waren, von Haus zu Haus gesendet.

Das Klapperbrett oder die Hillebille. Seit ich in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1895, S. 103 das uralte Signalinstrument der Harzer Köhler, die „Hillebille", beschrieben habe, ist darüber eine ganze Litteratur entstanden. Das Gerät diente auch in unseren Dörfern zum Zusammenrufen

---

[1]) Braunschw. Magazin 1823, S. 519.

[2]) Nach dem Woltorfer Kirchenbuche. Braunschw. Magazin 1848, Nr. 14.

[3]) Ebeling, Blicke in vergessene Winkel I, 62.

[4]) Das Umhersenden eines Stockes zum Berufen der Gemeinde ist eine sehr alte, weit verbreitete Sitte. Bei Skandinaviern und Friesen (Burstock, Thingwall) ist sie wohlbekannt; für die wendische Lausitz und das Königreich Sachsen und Böhmen habe ich früher schon Beläge beigebracht (Andree, Wendische Wanderstudien, Stuttgart 1874, S. 67). Für andere Gegenden (Pomerellen, Littauen) vergl. Verhandlungen der Berl. Anthropol. Ges. XIV, S. 11 und XVI, S. 74, 76.

der Gemeinde und es hat sich, wenn auch nicht im Gebrauche, doch noch bis jetzt erhalten. In den wenige Stunden nördlich von der Stadt Braunschweig gelegenen Dörfern Groß-Schwülper und Walle (das alte Scheverlingenburg) benutzte man das Klapperbrett noch bis vor kurzem. Dort sendete man, wenn die Gemeinde zusammenkommen sollte, einen hölzernen Hammer von Haus zu Haus. War dieses geschehen, so schlug der Bauermeister mit zweien solcher Hämmer an das Schallbrett, dessen Getöse dann die Bauern zusammenrief.

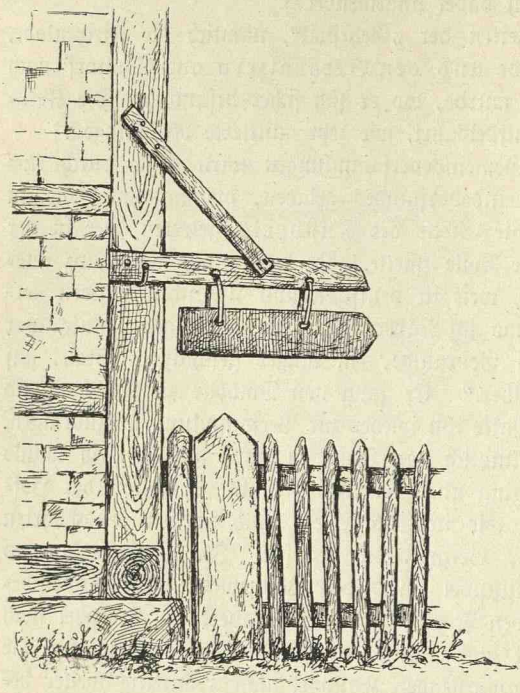


Fig. 111. Das Klapperbrett in Walle.

Noch im Sommer 1899 hing zu Walle das Klapperbrett am freien Dorfplatze an der Scheune des Kotsassen Wehmann (Nr. 6); die dazu gehörigen Klöppel lagen beim Gemeindevorstand. Das Brett ist 80 cm lang und 20 cm breit. Hier die Abbildung (Fig. 111). Bis zum Jahre 1894 ist in Walle das Klapperbrett stets zur Zusammenrufung der Gemeinde benutzt worden. Dann hörte dieses auf, und nur wenn die Fastnacht beginnt, geht der Bauermeister früh noch jetzt zu dem alten Klapperbrette und schlägt es mit den zwei Hämmern. Dann werden erst nach alter Sitte die Gemeindeangelegenheiten (Rechnungen 2c.) erledigt und darauf beginnt die Fröhlichkeit des fasslawend.

Dieses der letzte Rest des Schallbrettes, welchen ich in unserer Gegend aufzufinden wußte. Der Gebrauch ist aber früher weit allgemeiner gewesen und auf dem Harze bei den Köhlern erst vor einem Menschenalter eingegangen. Von dem Dorfe Rhode im Hasenwinkel bei Königslutter erfahren wir, daß es 1627 von kaiserlichen Soldaten ausgeplündert wurde; die Kirchenglocken zerschlug man und führte das Metall hinweg. Da schrieb der Geistliche in das Kirchenbuch: „Weiln nun keine Glocke mehr vohanden gewesen, damit man die Leute zum Gottesdienst rufen konnte, hat man aus Not ein Brett für die Kirchthür hängen müssen, an welchem der Küster mit zwei Hämmern anschlagen und zum Gottesdienst klappern müssen, welches man dann zwei Jahrlang also kontinuiret [1]." Unzweifelhaft dasselbe Schallgerät, das heute noch in Walle hängt.

[1]) Vaterländ. Archiv des Königreichs Hannover, Hannover 1820, II, 360.

Da die Sache von Belang ist und das Klapperbrett eine sehr weite Verbreitung hat, die seit 1895 angewachsene Litteratur aber sehr zerstreut ist, so will ich kurz hier zusammenfassen, was sich bisher über dieses Gerät ermitteln ließ.

Ich ging aus von dem Berge Hillebille bei Lauterberg am Südrande des Harzes, welcher nach dem gleichnamigen Schallgerät der Harzer Köhler den Namen trägt, das aber nun seit einem Menschenalter verstummt ist[1]). Heute ist es schwer, noch ein altes Exemplar aufzutreiben; eines aus dem Dorfe Wolfshagen bei Goslar befindet sich im Städtischen Museum. Nach mündlichen Berichten von alten Förstern und Köhlern stelle ich aber folgendes zusammen. Die Hillebille verschwand mit der Köhlerei aus dem Harze, denn heute giebt es dort keine herrschaftlichen Köhler mehr wie früher, sondern nur noch kleine Privatköhler, welche hier und da Holz aufkaufen und es zu Schmiedekohlen verkohlen. Als die Hochöfen noch mit Holzkohlen gespeist wurden, statt wie jetzt mit Steinkohlen, da blühte die Köhlerei. Das Holz läßt sich als solches jetzt besser verwerten, es wird auf guten Wegen und Eisenbahnen schnell weggeführt und braucht nicht mehr erst in die leicht verfrachtungsfähigen Kohlen verwandelt zu werden. Noch erinnern aber außer den leicht kenntlichen kreisförmigen Meilerstätten die kegelförmigen, aus Fichtenstämmen errichteten „Köten" an die Köhlerei, und wo der Köhler seine Köte erbaute, da stellte er auch die Hillebille, die älteste Form eines Signalgerätes, daneben auf.

Die Hillebille besteht aus einem fingerdicken, etwa 75 bis 80 cm langen und 20 bis 25 cm breiten glatten Brette aus hartem Buchenholz, das an zwei Schnüren oder Lederriemen aufgehängt wird. Sie wird mit einem oder zwei Klöppeln aus Hainbuchenholz geschlagen und giebt dann einen hellen Ton, der mindestens auf eine halbe Stunde weit, bei gutem Wind und Wetter noch weiter, gehört wird.

Die verschiedenen Meiler, die von einer Köte aus überwacht und regiert wurden, oft fünf oder sechs an der Zahl, lagen in mehr oder weniger großen Entfernungen zerstreut in den Bergen und Wäldern. Alle zusammen bildeten den „Kohlhai" (hai von hauen). Sollten nun die an entfernten Meilern mit ihren „Hulpen" (Gehülfen) beschäftigten Köhler zusammenkommen, so wurde mit der weithin schallenden Hillebille dazu das Zeichen gegeben. Nach einer Mitteilung des Oberförsters Bäbenroth († 1897), der lange Förster am Harze war, wurden mit der Hillebille folgende Signale gegeben.

1. Gefahrsignal. Zuweilen gerieten die Meiler aus ihrem ruhigen, schwelenden Glimmen in völligen Brand, der durch Dämpfen erstickt werden mußte. Dann erschallten schnell hintereinander die Schläge der Hillebille, etwa in dem Takte der Sturmglocken.

2. Die Hülfssignale ertönten in langsamen Schlägen hintereinander, wenn der Köhler bei der Meilerarbeit mit seinen Hulpen allein nicht auskam und die Unterstützung der benachbarten Genossen brauchte.

---

[1]) Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1895, S. 103.

3. Der Ruf zum Essen: Dreimal drei Schläge, wenn der „Köhlerpuff" aus Brotscheiben fertig war und die Köhler bei der Köte zu diesem spartanischen Gerichte sich versammelten.

4. Der Jägerruf, ein zwischen dem Förster des Reviers und dem Köhler verabredetes Zeichen, welches den ersteren herbeirief, falls der Köhler ihm über Wild oder sonstige Dinge eine Mitteilung zu machen hatte. Gewöhnlich bestand dieses Zeichen in zwei kurzen Schlägen, die nach Bedarf wiederholt wurden.

Nur zu den angegebenen Signalen durfte die Hillebille benutzt werden und es war streng untersagt, sie grundlos zu schlagen. So galt sie als ein Palladium der Köhler und die Köhlerjungen widmeten ihr besondere Liebe und Aufmerksamkeit, indem sie das Gerät mit Sprüchen und Schnitzereien in ihren freien Stunden zierten. Gewöhnlich wurden darauf ein Tannenbaum und die Harzer Hirschhörner eingeschnitzt; oder der Harzspruch: „Es grüne die Tanne, es wachse das Erz. Gott schenke uns allen ein fröhliches Herz."

Was den Namen betrifft, so sucht ihn Schambach in seinem Wörterbuche der niederdeutschen Mundart von Göttingen und Grubenhagen durch niederdeutsch hille, schnell, eilig und mittelhochdeutsch billen, klopfen, zu erklären. Zu erinnern wäre auch an das englische bell, Glocke. Eine ältere, in Sachsen gebräuchliche Form ist, wie wir sehen werden, hellebylle und in dieser Form ist bylle jedenfalls das alte Wort für Axt, während der erste Teil unser Adjektiv hell, helle ist, danach ist Hillebille oder Hellebille eine tönende Axt, Signalaxt. Man schlug auf eine hölzerne Axt [1]). Ob diese Etymologie stichhaltig ist, möge dahingestellt bleiben. Jedenfalls ist die Form hellebille die ältere und ich habe sie schon in der Geschichte des sächsischen Prinzenraubes 1445 nachzuweisen vermocht; die Köhler, welche dem Kunz von Kauffungen die von ihm geraubten sächsischen Prinzen Ernst und Albrecht bei Geyer im Erzgebirge wieder abjagten, gaben sich Zeichen mit der hellebille. „Do ergreif alsbald der Köler Curthen (statt Kuntzen) von Kauffungen Pferde bei dem Zeune und sein Weib schlugk an die hellebylle, das ihme die andern Koeler zu Hilffe kamen [2])."

So viel über das Klapperbrett oder die Hillebille in unserer Gegend. Der letztere Name scheint aber vom Erzgebirge nach dem Harze eingewandert zu sein, denn von dorther stammt ein Teil der Oberharzer Bevölkerung, namentlich jene der sogenannten Bergstädte, von denen aus Bergbau und Köhlerei in Schwung gebracht wurden. Die anderweitige Verbreitung derartiger Signalgeräte stelle ich des Vergleichs wegen in der Anmerkung zusammen [3]).

---

[1]) Dieses die Etymologie von Prof. Johannes Hoops in Zeitschr. des Vereins für Volkskunde 1895, S. 329.

[2]) Ursinus, Chronicon Thuringic. bei Mencke, Script. rer. German. III, 1333.

[3]) Ältere Belege für derartige Schallbretter giebt Prof. K. Weinhold (Zeitschr. d. Ver. für Volkskunde 1895, S. 327). Er weist sie, wenn auch teilweise aus Metall, als aus dem früheren Holz bestehend, bei dem altfranzösischen Dichter Chrestiens de Troies, um 1170, nach, dem Hartmann von der Aue in seinem Iwein nachdichtete.

Verwandt mit dem Signalbrette und ähnlichen Zwecken dienend ist eine hölzerne Klapper, die allerdings auch zur Vertreibung der Sperlinge aus den

---

Auch in den Klöstern des Mittelalters bediente man sich derartiger Schallbretter, wofür Weinhold verschiedene Belege beibringt. Ich kann hinzufügen, daß noch gegenwärtig das Schallbrett, Simandra, in den griechischen Klöstern im Gebrauche ist, weil (nach Angaben der Mönche) die Türken früher die Benutzung von Glocken nicht gestatteten. Aber das einfache, uralte Schallbrett ist auch als Vorläufer der Glocken aufzufassen und kann sich noch aus einer Zeit, die vor der Einführung der Glocken liegt, erhalten haben. Die Simandra im Kloster Stiris am Parnaß bildet ab und beschreibt H. Belle (Globus, Band 32, S. 68).

Für die weitere Verbreitung in Deutschland und benachbarten Landschaften sind allmählich folgende Feststellungen eingegangen: Im Ravensbergischen (Korrespondenzblatt für niederdeutsche Sprachforschung XVIII, S. 31); auf dem Gute Brandel zwischen Ülzen und Lüchow im Lüneburgischen werden noch jetzt die Dienstboten mit dem Schallbrette zum Essen gerufen (Korrespondenzblatt XX, Nr. 2, S. 28). Nach R. Sprenger ist in Bayern die Bezeichnung „Tafel" für das Schallbrett üblich; er verweist auf Schmeller-Frommanns Bayr. Wörterbuch I, 587, dazu das Verbum täfern, läuten mit der hölzernen Tafel. Daß die Zusammenberufung der Gemeinde auch in den Städten ursprünglich nicht durch Glockengeläute, sondern durch Schläge auf Schallbretter üblich gewesen ist, davon zeugten noch im 18. Jahrhundert in Lübeck und Rostock althergebrachte Gebräuche, die C. Walther (Korrespondenzblatt XX, Nr. 1, S. 10) aufgedeckt hat. In Lübeck schlug man bei der Ablesung der Bursprake im Rathause mit einer hölzernen Keule etlichemale hintereinander auf ein Brett zum Zeichen der Ankunft der Beteiligten und in Rostock wurde bei der Ratsherrenwahl noch 1794 und vielleicht auch später vom Scharfrichter das an einem Rathauspfeiler aufgehängte sehr alte Schallbrett neunmal geschlagen. Das Brett war mit Eisen beschlagen, hatte die Form der Hillebille und ist abgebildet in einem plattdeutschen Rostocker Scherzgedichte. Im Wörterbuche der Mecklenburgisch-vorpommerischen Mundart, Leipzig 1876, ist auch das Klapperbrett verzeichnet, womit die Leute auf dem Lande zum Essen gerufen wurden. Eine Warte bei der Stadt Eimbeck, der Klapperturm, erbaut 1446, erhielt seinen Namen daher, weil von dort aus mit einem Schallbrette das Herannahen der Feinde angezeigt wurde (Korrespondenzblatt, Heft XX, Nr. 3, S. 37). Ähnliche Geräte aus Ungarn und Steiermark, „Klopf" genannt, wurden in der Zeitschrift für österreichische Volkskunde I, S. 217 (1895) geschildert.

Schon in meiner ersten Mitteilung hatte ich darauf hingewiesen, wie unser Gerät sich ganz enge an ähnliche Apparate anschließt, die noch heute bei verschiedenen Naturvölkern im Gebrauche sind; ich führte nur beispielsweise die hierher gehörige Trommelsprache von Kamerun, den Signalklotz von Neu-Guinea und Melanesien, das chinesische Gong (wo schon das Metall das ursprüngliche Holz ersetzte), die steinernen Klangplatten aus Venezuela an — lauter nahe Verwandte der Hillebille und Beweise für deren hohes Alter. Sie ist als ein Überlebsel aus Urzeiten auf uns gekommen, ein Fernsprecher einfachster Art und Vorläufer der Glocken. Weiter bei den Naturvölkern hat unser Gerät alsdann, an meine Mitteilung anknüpfend, verfolgt Schmeltz in Leiden (Internationales Archiv für Ethnographie VIII, S. 121). Er führt an den Holzblock (kentongan) bei den Wachthäusern auf Java, die Apparate (garuntung) in den Reisfeldern Borneos, welche nach der Schilderung genau der Hillebille entsprechen u. a. Ich füge noch hinzu, daß in den Pahs (Festungen) der Maori auf Neuseeland ein langes Holzstück hing, welches mit Klöppeln geschlagen wurde und durch seinen weithin schallenden dumpfen Ton die Ankunft von Feinden anzeigte (Dieffenbach, Travels in New Zealand II, 132).

Feldern dient, aber gleichfalls zum Zusammenrufen der Gemeinde und auf größeren Höfen früher zum Zusammenrufen des Gesindes zum Essen. In Kästorf z. B. werden die Gläubigen dadurch zur Betstunde aufgefordert, weil dort Glocken fehlen. Und so mag es in den übrigen Dörfern im Werder sein. In Eitzum benutzte von 1854 bis 1895 der Gemeindediener Andreas Schliephake eine solche Klapper beim Ausrufen von Gemeindeankündigungen; seit 1895 ist sie abgeschafft und in das Städtische Museum in Braunschweig gewandert (Fig. 112).

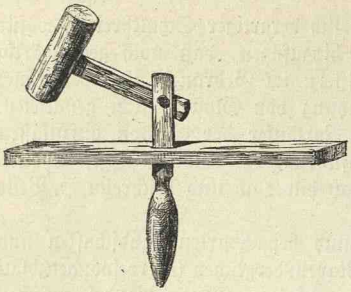


Fig. 112. Klapper.

Das Entzünden des Feuers und die Beleuchtung verlangten auch besondere Geräte, die nach und nach sich ablösten, bis das schwedische Streichholz und das amerikanische Petroleum am Ende des 19. Jahrhunderts die Alleinherrschaft selbst in der ärmsten Hütte sich erobert hatten. Ursprünglich wurde die Flamme, die zur Erwärmung und zur Erleuchtung diente, schûlend in der Asche des Herdes erhalten und von dort aus geholt. Daneben verschaffte man sich durch Reiben von zwei Hölzern das Feuer, genau wie bei den Naturvölkern, und bis in das 19. Jahrhundert hinein ist wenigstens zu abergläubischen Zwecken diese Art der Feuerbereitung bei uns bekannt gewesen, wie weiter unten bei der Entzündung des „Notfeuers" erörtert werden soll. Dann kommen Feuerstein und Stahl auf. Man pinkte das Feuer durch Stahl und Stein und fing den Funken durch Zunder (Schwamm) auf, eine uralte Art, da sie sich sicher schon in der Steinzeit nachweisen läßt und die alten Griechen sie schon im 5. Jahrhundert vor Christus kannten, selbstverständlich auch die Römer[1]). Im Städtischen Museum befinden sich noch mehrere solcher alten Pinkfeuerzeuge, deren hakenförmiger Stahl etwa 10 cm lang ist. Außer dem Schwamm benutzte man „Zunderbüchsen", in denen verkohlte Leinwand lag, die den Funken auffing und an der glimmenden Leinwand entzündete man wiederum Schwefelfäden. Der Name für diese aus Blech oder Holz hergestellten Zunderbüchsen war ös„selbüsse, tunderlade oder tunderdose. Dann kommen die verschiedenen swewelsticken auf, die durch das Reibzündholz verdrängt wurden. Wie das Feuermachen seine Entwickelung hat, so auch die Beleuchtung und hier hat lange die Herrschaft behauptet der Krüsel. Die Beleuchtung auf dem Lande, bis in die niedrigste Hütte hinein, wird jetzt durch Petroleum bewerkstelligt und in jedem Dorfe kann man Lampen und Cylinder kaufen; Öllampen sind ganz außer Gebrauch gekommen. Sie standen auf einem lüchter, einem hölzernen Lampenständer, der als Fuß ein hölzernes, plumpes, auf dem Fußboden stehendes Kreuz hatte, aus dem ein runder Stab emporragte, welcher in

[1]) Sophokles, Philoktet 295—297; Lucretius, De natura rerum VI, 161—162 (angeführt nach O. Olshausen).

Tischhöhe eine runde oder viereckige Platte trug, die von einer Holzgalerie umgeben war. Darauf befand sich die Öllampe. Der Vorläufer des Krüsels und der Öllampe war die Kienspanleuchte, die einst auch im Braunschweigischen benutzt wurde, von der aber, meines Wissens, sich kein Exemplar erhalten hat. Man muß schon in die abgelegensten Gegenden der Lüneburger Heide vordringen, um diese Stücke des alten Hausrates noch zu finden. Solche Exemplare wurden an der Moorkante, zwischen dem Teufelsmoor und dem Kreise Bremervörde gefunden [1]) und dort soll diese primitive Leuchte in der Mitte des 19. Jahrhunderts noch benutzt worden sein. Das Gerät stand neben dem Herde auf dem Flet und hieß lüchterpâl, war ein 1,20 m hoher Pfahl mit dreibeinigem groben Fußgestell, oben trug er eine runde oder viereckige Pfanne aus Eisenblech, 20 bis 25 cm Durchmesser, mit einer oder zwei gegabelten Haltestangen; in diese wurde der leuchtende und qualmende, stets frisch zu ersetzende Kienspan hineingeklemmt (Fig. 113). Der das Gerät bediente und das Abgebrannte abputzte (afnösselte), hieß der lüchtervogt, wenigstens in jener Gegend [2]). Verdrängt wurde der Kienspan durch den blechernen Thrankrüsel [3]).

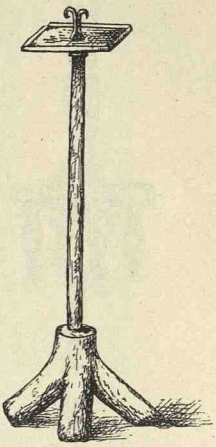


Fig. 113.
Alter Kienspanleuchter (lüchterpâl).

Einen alten krûsel zu finden, das kleine blecherne Thran- oder Öllämpchen, welches neben der lüchte, der Laterne mit Hornscheiben, die Beleuchtung in der Stube und auf der Däle besorgte, ist heute schon schwierig. Der Krüsel hing herab von einer an der Decke des Zimmers verlaufenden langen Stange, dem krûselwocken, an welcher er verschoben werden konnte. Statt des Bindfadens oder Drahtes, der hierzu diente, hatte man auch kunstreich von

[1]) Zeitschrift „Niedersachsen". Bremen, 15. Nov. 1898.

[2]) Ich betone hierbei wiederholt, daß, wie die meisten dieser hier abgehandelten Geräte, dieselben eine sehr weite Verbreitung durch Europa hatten und in ganz ähnlichen oder verwandten Formen auftraten. So z. B. die Kienspanhalter aus Braunau am Inn in der Zeitschrift für österr. Volkskunde 1897, S. 355.

[3]) Die Etymologie des Wortes krüsel ist dunkel. In Schiller-Lübbens mittelniederdeutschem Wörterbuch wird erklärt: Lampe von gekrauftem Metalle — was aber nur selten zutrifft. Breusing (Jahrbuch für niederdeutsche Sprachforschung 1879, S. 1) behauptet, Wort und Sache seien von den baskischen Thrantierjägern über See nach Niederdeutschland gelangt. Im Baskischen heiße eine solche Lampe crisuela. Letzteres ist jedoch unrichtig, denn die baskische Thranlampe heißt quisalue (R. Karutz im Globus, Band 74, S. 355 mit Abbild.). Daraus kann aber nie „Krüsel" entstanden sein. In Schottland treffen wir aber das verwandte Wort the crusie; diese Lampe, ähnlich dem „Lichte" der Bergleute, war dort, mit Thran gefüllt, noch bis 1840 im Gebrauche (J. Colville in Blackwood's Magazine, Oktob. 1892, S. 487 und Mercer, Light and Fire Making, Philadelphia 1898, S. 7). Am einfachsten ist die Ableitung des kleinen krugförmigen Gerätes vom niederdeutschen kraus, krôs, krüs, kruz — sie ist ein kleiner Ölkrug.

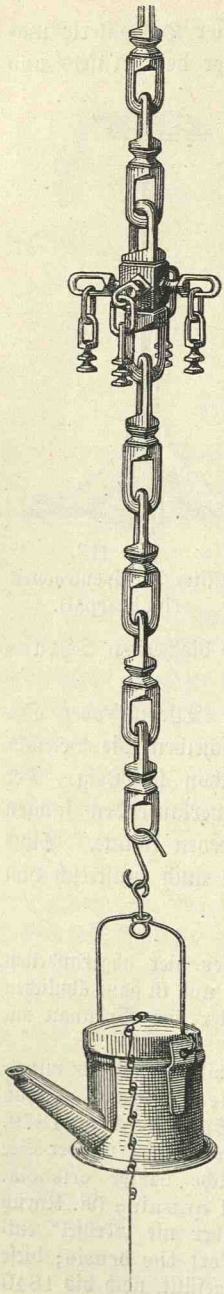


Fig. 114. Hölzerne Krüselkette mit Blechkrüsel aus Reislingen. Städt. Museum.

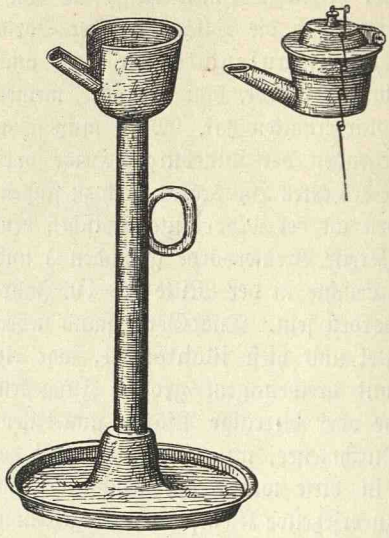


Fig. 115. Krüsellampe aus Zinn. Städt. Museum.

den Schäfern geschnitzte Krüselketten, wie ich solche noch aus Danndorf und Reislingen erhalten und dem Städtischen Museum übergeben habe. Sie sind aus einem einzigen Holzstabe geschnitzt und bestehen aus länglichen Gliedern verschiedener Form, mit Zwischenstücken in Gestalt kleiner Laternen, in denen bewegliche Kugeln (gleichfalls aus dem Ganzen geschnitzt) liegen, ähnlich, wie dieses bei chinesischen Spielzeugen der Fall ist. An einem Exemplar befinden sich auch noch seitwärts abstehende kettenartige Anhängsel, die dem Ganzen ein gefälliges Ansehen verleihen[1]) (Fig. 114). Der Krüsel gab nur ein kleines trübes Licht, er qualmte oft und an seinem Dochte setzte sich, das Licht noch mehr verhindernd, verkohlte Masse an, der nössel, mit dem abergläubige Vorstellungen verknüpft waren. So z. B. kündigte der Nössel die Ankunft eines Briefes an. Die kleinen blechernen Krüsel wurden bei Wohlhabenderen dann durch solche aus Zinn ersetzt; man versah dieselben mit Stiel und Fuß, so war der Übergang zu einer Tischlampe gemacht. Solche sind noch vielfach vorhanden, wenn auch nicht mehr im Gebrauche (Fig. 115), gewöhnlich 25 cm hoch. An einem Kettchen hängt an diesen Krüseln ein Drahtstift, der prôkel, der zur Regelung und zum Herausziehen des Dochtes benutzt wurde. Den Docht bereitet man sich in früherer Zeit selbst aus Watte oder Baumwollumpen. Alle diese Beleuchtungsapparate, bei denen der Thran allmählich durch Rüböl ersetzt wurde, qualmten und brannten sehr trübe; sie wichen den

[1]) Auch diese „Ketten" waren nicht bloß auf Braunschweig beschränkt. Julie Schlemm (Mitt. d. Mus. deutscher Volkstrachten, Berlin, Heft 3, 1898, S. 23, Fig. 34) beschreibt ein Exemplar aus der Schwalm in Hessen als „Kienspanhalter".

Öllampen mit Glascylinder und endlich dem Petroleum. Talglichter waren auf dem Lande kaum im Gebrauche.

Die Elle. In einem jeden Haushalt mußte eine Elle sein, die eine um so größere Rolle spielte, als es sich fast in jedem Hause um selbstgesponnene Leinwand handelte, die der Weber abzuliefern hatte und die nachgemessen werden mußte. Eine Elle gehörte daher auch zur Aussteuer eines jeden Mädchens. Die Ellen waren der behördlichen Untersuchung unterworfen und nicht geaichte wurden entfernt. Gültig war (wie bei Maß und Gewicht) die braunschweigische (Stadt-) Elle nach der Taxordnung vom 29. November 1645, Tit. I (etwa 57 cm lang). Wer unrechtes Maß oder Gewicht führte, wurde nach der allgemeinen Landesordnung Art. 95 willkürlich bestraft.

Die Ellen verzierte man und schmückte sie mit Bildern und Inschriften. Am oberen Ende ist häufig Schnitzwerk angebracht, auch hängen daran, aus einem Stücke mit der Elle selbst geschnitzt, Ringe, Hände, Kugeln u. dergl. Die Ranken und Blumen, sowie die Inschriften und Kerbschnitte waren mit rotem, grünem oder schwarzem Wachs ausgelegt (Fig. 116 bis 119). Fabrikmäßig wurden sie nicht gemacht, sondern sie waren meist Arbeit der Schäfer. So die Ellen, die bis etwa 1800 hergestellt wurden. Dann kamen solche aus poliertem Holze auf,

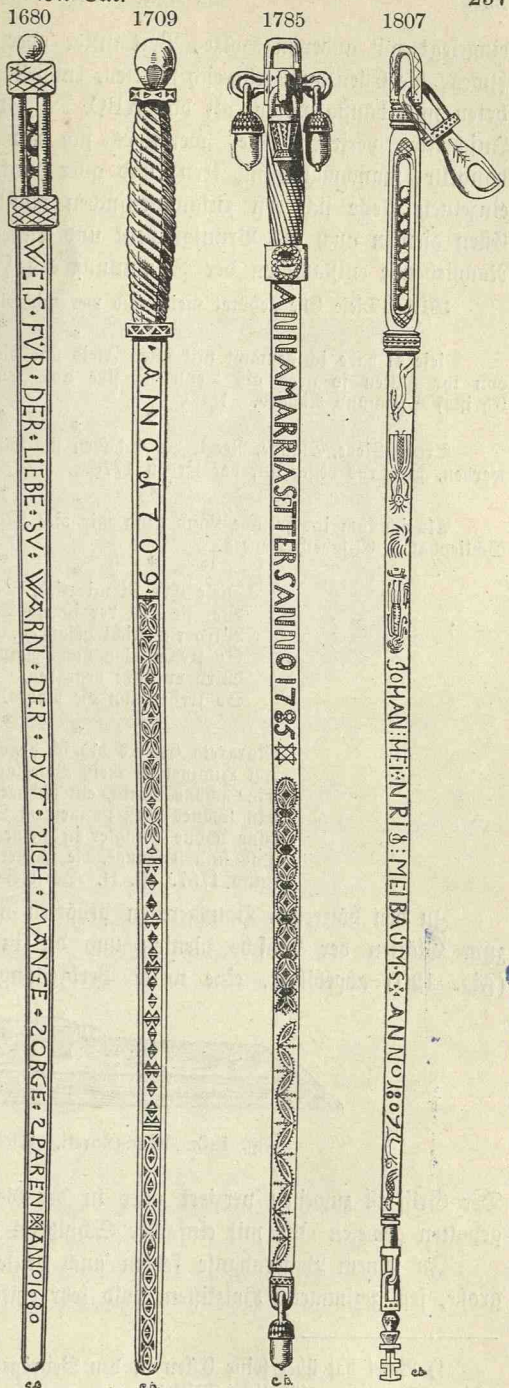


Fig. 116. Fig. 117. Fig. 118. Fig. 119.
Ellen aus dem Städt. und Vaterl. Museum.

BIBLIOTECA CENTRALĂ UNIVERSITARĂ BUCUREȘTI

eingelegt mit anderem Holze, Perlmutter oder Elfenbein. Damit neben ihrem Zwecke die Ellen auch lehrreich wirkten, enthielten sie in einer Zeit, als Analphabeten noch häufig waren, oft das ABC. Alle vier Seiten waren mit eingeritzten Inschriften versehen, die, wenn es sich um Sinnsprüche oder Sprichwörter handelte, manchmal bunt, kreuz und quer durcheinander liefen, so daß man die einzelnen Teile sich erst zusammensuchen mußte, um den Sinn zu verstehen. Ellen dienten auch als Brautgeschenk und Liebesgabe, wie die Inschriften zeigen. Nachstehende entstammen der Sammlung des Herrn Vasel in Beierstedt[1]).

1817. Diese Elle gehöret mein und wer mich sie nimmt, das ist ein Dip.

* * *

Diese L habe ich gemacht mit allen Fleis und die geb ich ir selber hin und sie wird von ihr halten so gros als wenn ich sitze auf iren schos. Anna Maria Brinkmanns. Christof Sichmund Richard. 1800.

* * *

Treue, Liebe, Glaube, Recht, die 4 haben sich schlafen gelegt, wenn die wieder erwachen werden, so wirds besser auf der Erden 1776.

* * *

Als ich kam ins fremde Land ging mir dies Mädchen an die Hand. Heinrich Julius Schliephake. Elisabeth Heyers.

* * *

Diese Elle ist mir lieb,
Wer sie stilt der ist ein Dieb,
Wird ehr nicht gefangen,
So fressen ihm die Schlangen,
Wird er nicht begraben,
So fressen ihn die Raben.

* * *

Margreta Engels bin ich genannt.
Im Himmel ist mein Vaterlant.
Eine schöne Musik, ein schöner Schal
Ein schönes Roß in meinem Stal
Eine schöne Jungfer in meinem Bet
Das sind 3 Dinge, die ich gern het.
Anno 1757. C. H. Ich bleibe Dir getreu.

Zu den hölzernen Hausgeräten gehörten auch die Mangelbretter, die zum Glätten der Wäsche dienten und die in der gleichen Form, wie hier (Fig. 120) abgebildet, eine weite Verbreitung durch Norddeutschland hatten.

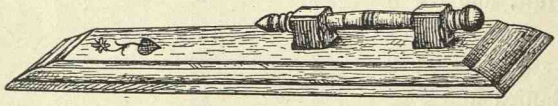


Fig. 120. Mangelbrett. Städt. Museum.

Der Griff ist zuweilen verziert oder in der Gestalt des beliebten Sachsenrosses gehalten gewesen oder mit einfacher Schnitzerei versehen.

In keinem Bauernhause fehlen auch heute noch die Truhen oder lâ'en, große, fest gezimmerte Holzkisten, bald sehr einfach mit halbrundem Deckel, bald

[1]) Vasel hat über seine Ellen in den Beiträgen zur Anthropologie Braunschweigs 1898, S. 144 ausführliche Mitteilungen gemacht.

bunt bemalt, oder, wenn älter, oft noch mit schöner Schnitzerei verziert, wie die hier abgebildete, in Ehra (Kreis Isenhagen) für das städtische Museum erworbene Lade. Sie ist 135 cm lang, 62 cm breit und ohne Deckel 50 cm hoch. Die Vorderseite ist oben und an beiden Seiten von einer 7,5 cm breiten Kante mit eingeschnittener Randverzierung eingefaßt; das Feld ist vierteilig, jede Abteilung mit einem schön geschnitzten Renaissancebogen. Die übrigen Seiten sind glatt; der 18,5 cm hohe Deckel ist dachartig (Fig. 121). Die Truhen bergen meistens



Fig. 121. Bauernlade aus Ehra (Kr. Isenhagen). 17. Jahrh. Städt. Museum.

Leinwand, Kleider ꝛc. und haben seitlich eine kleine Beilade (bîlâ'e) zur Aufbewahrung von Geld, Schmuck u. dergl. Statt der gediegenen Truhen sind jetzt meistens Schränke aus Tannenholz im Gebrauche, die gewöhnlich auf der Däle stehen. Überall zeigt sich, durch die moderne Fabrikindustrie begünstigt, ein Rückschritt im Geräte gegenüber den alten selbst hergestellten Einrichtungsstücken haltbarer Art. Es war vor dem Dreißigjährigen Kriege, wie die erhaltenen Reste beweisen, mehr Geschmack und Gediegenheit in der Ausstattung des Bauernhauses vorhanden, als jetzt.

Gniedel- oder Gniwwelsteine. Ein altertümliches Hausgerät, das noch vor 30 oder 40 Jahren allgemein auf dem Lande im Gebrauch war, ist der gnîdel-, gniwwel- oder schûerstein. Man findet diese tief dunkelgrünen, fast schwarzen, halbkugeligen Glasklumpen noch ziemlich häufig, sie haben einen Durchmesser von 7 bis 8 cm und wiegen $^1/_2$ Pfund und darüber. Die kugelige Fläche ist glatt und zeigt die Spuren des Gebrauches durch abgeriebene Stellen. Diese gniwwelsteine, deren Name von gnîdeln, gniwweln, glatt streichen, kommt, sind gleichsam Vorläufer der Plätt- oder Bügeleisen, denn man gebrauchte sie wie diese zum Glätten der Wäsche, namentlich der faltigen und festeren Teile, z. B. der Queder.

Der Gniwwelstein ist ein nordisches Gerät, das in keiner Haushaltung fehlte und von den Niederlanden bis nach Livland durch ganz Norddeutschland

reicht, im Süden geht er bis Thüringen; er ist ferner durch ganz Skandinavien verbreitet, für sein hohes Alter sprechen die Ausgrabungen in der alten schwedischen Handelsstadt Birka (Mälarinsel Björkö), die im elften Jahrhundert, noch in der heidnischen Zeit, zu Grunde ging. Auch bei anderweitigen Ausgrabungen, die der Eisenperiode angehören, hat man diese „Steine" entdeckt. In der Mark Brandenburg, Holstein und Livland sagt man Gnidelstein, nordfriesisch gnidjalstian. In schleswigschen Märchen haben Kobolde „Augen so groß wie ein Gniedelstein" [1]).

Die alte steinerne Handmühle oder Kwerne, nach der bei uns Orte, wie Querum (Quernheim) und Querenhorst, benannt sind, hat sich bis auf die

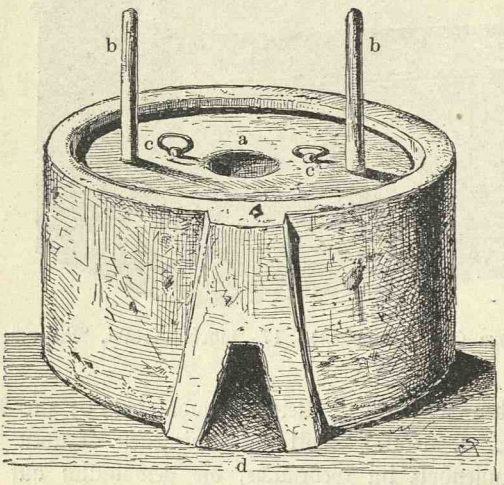


Fig. 122. Steinerne Handmühle (sempmôle).
a Einwurf in den Läufer. b b Hölzerne Stiele zum Drehen. c c Eiserne Ringe zum Herausheben des Läufers. d Ausfluß.

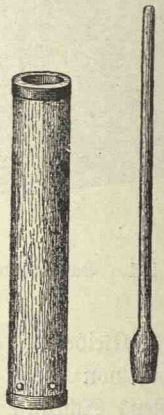


Fig. 123. Hirsestampfe (hêsepumpe) aus Klein-Schwülper. Städt. Museum.

letzte Zeit wenigstens in einem Ableger, der sempmôle, erhalten; sie besteht aus einem runden trogartigen Unterteil von etwa 38 cm Durchmesser, in welchem der oben durchlochte Läufer geht. Ein von mir in Klein-Schwülper gefundenes Exemplar befindet sich im Städtischen Museum. Man benutzte sie früher zum Zerkleinern des Senfs und ähnlicher Gewürze. Nach Bauart und Benutzung ist sie vollständig ein Kind der alten Handmühle. (Fig. 122.)

Zum Haushalte gehörte auch eine hêsepumpe, eine Hirsestampfe. Jeder Bauer baute ein kleines Stückchen Land mit Hirse, dessen Ertrag nur für die Küche zur Herstellung der hêsegrütte (Hirsegrütze) diente. Jetzt findet man

[1]) Vergl. über die Ausgrabungen in Birka J. Mestorf im Korrespondenzblatt der Anthropol. Ges. 1874, S. 30, und für die Verbreitung Friedel in den Verhandl. der Berliner Anthropol. Ges. 1874, S. 155 u. 200.

schwerlich noch Hirse angebaut. Die hêsepumpe bestand aus einem ausgehöhlten Eichenklotz, in dem eine passende Keule, pümpel (Stempel), auf- und abging. Das urtümliche Gerät ging im Herbst in den Häusern des Dorfes up'r rîge, d. h. reihum. Ein von mir aufgefundenes Exemplar im Städtischen Museum. (Fig. 123.)

Nicht zu vergessen ist die fûerkîke oder der huchtelpott, ein viereckiges kupfernes oder messingenes Gefäß, dessen Wände hübsche durchbrochene Muster zeigten. Man stellte ein Kohlenbecken hinein und alte Frauen setzten sich darüber, um sich die Füße zu wärmen [1]).

Ein schönes und zierliches Hausgerät, das früher nirgends fehlte und seine Entstehung der Kunstfertigkeit der Schäfer verdankt, ist der schöttelkrans, der

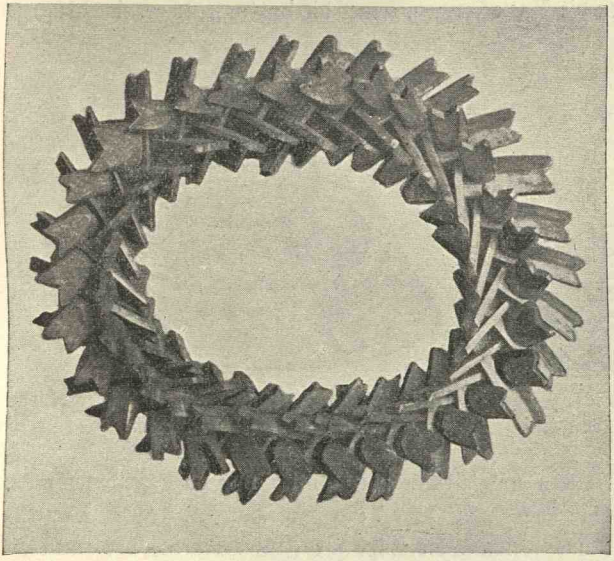


Fig. 124. Schöttelkrans. Unterlage für heiße Schüsseln. Städt. Museum.

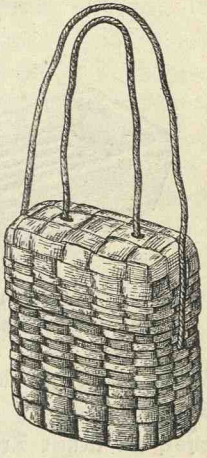


Fig. 125. Tobelkiepe.

Schüsselkranz, der als Unterlage für heiße Schüsseln und Töpfe diente, welche so auf den Tisch gestellt werden konnten, wo dann ein jeder, Herr und Knecht, der Reihe nach mit dem Löffel aus der dampfenden Schüssel zugriff. Der schöttelkrans besteht aus 5 cm langen, 1,5 cm breiten Holzpflöcken mit der natürlichen Rundung des Zweiges, die auf der einen Seite erhalten, auf der anderen abgeflacht ist. In der Mitte ein Ausschnitt, durch welchen ein

[1]) Der Gebrauch dieses Wärmgeräts ist uralt, denn schon Saxo Grammaticus um 1200 erwähnt in seiner Historia danica das Fußwärmen durch ein calidum laterculum cistula crebris foraminibus distincta inclusum.

Pflock in den anderen gesteckt wurde. Der Kranz hat eine Höhe von 5, einen Durchmesser von 23 cm (Fig. 124 a. v. S.). Er hat einst eine weite Verbreitung gehabt, genau so, wie er bei uns vorkommt, einmal bis nach Skandinavien im Norden und dann bis nach Hessen im Süden [1]).

Aus Holzspänen wird auch die Tobelkiepe geflochten, welche am Arme an ein paar Schnüren getragen wird und in welcher der Landmann seine Eßwaren u. dergl. mit auf das Feld nimmt (Fig. 125 a. v. S.). Zu ihrer Herstellung benutzen die Landleute frische Haselruten, die an einem Ende eingekerbt und zu splêten auseinandergerissen werden. Mit diesen Spleißen stellt man dann das Flechtwerk her.

Holzgefäße und Holzlöffel waren überhaupt sehr verbreitet und oft mit Kerbholzschnitzerei geschmückt oder mit eingegrabenen Inschriften und Namen versehen. Dahin gehören die Butterformen, ferner die botterswarwe, eine hölzerne

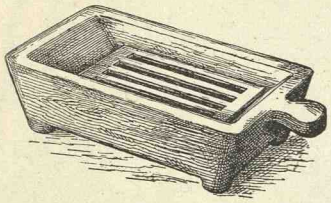


Fig. 126.
Immentrûel. Städt. Museum.

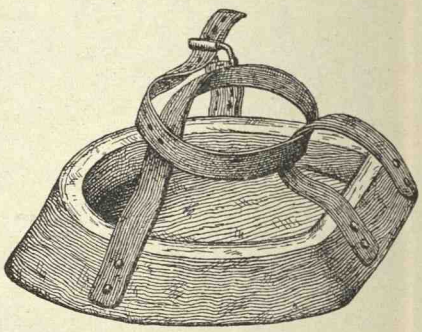


Fig. 127. Pferdeschuh aus dem Westerbecker Moor. Städt. Museum.

Büchse, in welcher die Bauern und Arbeiter die Butter mit aufs Feld nahmen. Sie ist gewöhnlich 4 cm hoch und hat 7 cm Durchmesser. Der kattentrûel, ein kleiner Trog, aus welchem die Katze ihr Futter erhielt, der immentrûel für die Bienen, kleine viereckige Holzschüsseln, in denen ein hölzerner Rost lag. Man that mit Wasser vermischten Honig hinein und setzte ihn unter die Bienenkörbe, wenn Nahrung für die Immen fehlte (Fig. 126). Ganz aus einem Stücke festen Holzes geschnitzt sind auch die Pferdeschuhe, die mit starken Riemen versehen in den moorigen Gegenden bei Gifhorn und an der Aller den Pferden über die Hufe gezogen werden und sie vor dem Einsinken in den weichen Boden bewahren (Fig. 127).

Noch ist ein hölzernes Gerät zu erwähnen, das auf dem Lande fortlebt, in den Städten mit Wasserleitung aber ganz verschwunden ist. Das ist die schanne, das über beide Schultern gelegte hölzerne Tragholz, an welchem die

---

[1]) Aus der Schwalm abgebildet in den Mitt. aus dem Museum für deutsche Volkstrachten in Berlin. Drittes Heft, 1898.

Wassereimer hängend getragen wurden, stets zwei, auf jeder Seite einer, sich die Wage haltend. Das meterlange, in der Mitte ausgehöhlte Holz paßte sich Schultern und Nacken an, lief beiderseits spitz zu und an den Spitzen waren die Ketten zum Tragen der Eimer befestigt [1]).

In den ländlichen Haushalt gehörten auch die Nähkasten, die sich vielfach erhalten haben. Sie stammen meist aus dem 18. Jahrhundert und haben pultförmige Gestalt. Vielfach sind sie mit verschiedenfarbigen Hölzern eingelegt und mit den Anfangsbuchstaben des Namens der Besitzerin versehen.

Die Windmühlen. Malerisch die Landschaft belebend findet man bei den meisten Dörfern noch die nach alter Art wesentlich aus Holz erbauten Wind- oder Bockmühlen mit vier langen Flügeln. Ihre Bauart ist dieselbe von französisch Flandern an bis an die Nordsee durch den ganzen germanischen Norden und die Abbildungen auf den alten Niederländer Gemälden des 16. Jahrhunderts sind in nichts verschieden von den noch heute bei uns stehenden Windmühlen. Der Müller schläft meist darin in einer kleinen Koje, welche feise heißt. Von den technischen Ausdrücken, welche die Bestandteile betreffen, sind als eigentümlich niederdeutsch hier zu erwähnen: Die weunen, mächtige, dicke Eichenholzbalken, welche, über dem Bockgestelle liegend, dem ganzen Mühlenhause zur Grundlage dienen, ferner das schrick, eine Art gabelförmige Stütze aus Holzstangen, die unter den môlenswans gestellt wird. Letzterer dient zur Drehung der ganzen Mühle.

Bei ganz alter Bauart findet man auch noch den klapstock, ein Gestänge, welches das siebende Beuteltuch in Bewegung setzt und der im Sprichwort 'n klapstock is bäter as'n ackerhof auf die Einträglichkeit des Müllergewerbes hindeutet, dem man früher nachsagte, daß man es mit der Ehrlichkeit dabei nicht genau nehme, wie das in dem Verse

De möller stellt de môle klip klap,
Hei stâlt ût allen säcken wat

ausgedrückt ist. Ein anderer Vers lautet:

Klip klap in ûsen sack,
De möller krî't dat beste,
Dat annere for de gäste,

oder noch derber in dem Sprichworte: Wenn'n en möller un en lînewewer in'n sack stecket un van'n barge wöltert, dann liggt immer en spitzbuwe bowen.

Aus solchen Gründen enthält denn auch die landesherrliche Verordnung vom 29. Oktober 1698 genaue Vorschriften, wie es beim Mahlen zu halten, damit der Müller nicht betrügen könne. Unverhofft hatten „Landreuter" die Mühlen zu untersuchen (Landesherrliche Verordnung vom 23. November 1744)

---

[1]) Ein hübsches geschnitztes Exemplar bildet H. Vasel ab in Beiträge zur Anthropologie Braunschweigs 1898, Taf. X, Fig. 16.

und die Müller hatten einen besonderen Eid zu leisten, daß sie alles redlich betreiben wollten. Früher des Schreibens gewöhnlich unkundig, hatten sie die abgemessenen Getreidemengen zu beglaubigen, wobei ein X für Himpten stand und jeder Strich dabei die Zahl der eingelieferten Himpten bedeutet (Landesherrliche Verordnung vom 17. Dezember 1695), was etwa dem Kerbholze gleichkommt [1]).

[1]) Überall standen die Müller in dem Rufe der Unehrlichkeit. Das vlämische Sprichwort von der diebischen Maus lautet: Als de muis in den meelzack sit denkt zÿ, dat ze de molenaar zelf is.

Bauernkleidung und Schmuck.

Das Lumpenzeug, welches heute der durchschnittliche Städter und Landmann trägt, das meist fertig von Kleiderhändlern kommt, schnell abgelegt wird und dann nochmals als Wolle aufgekratzt abermals Lumpenzeug liefert, wird schwerlich später einmal in den Museen einen Platz einnehmen. Die Kleidungsstücke unserer Bauern aber, die ich, wenn auch zuweilen mit Mühe und Not, auf den Dörfern noch aufgefunden habe, zeigen alle einen tüchtigen dauerhaften Stoff und werden, entsprechend bewahrt, noch lange in unserem Städtischen Museum davon Kunde geben, wie der Braunschweiger Bauer sich in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts kleidete. Freilich alt war diese Tracht auch nicht, 100 Jahre und etwas darüber, denn die Bauerntracht ist allezeit und immer im Flusse gewesen, wenn sie sich auch langsamer änderte als die der Städter. Es war schon vor 400 Jahren so, als Sebastian Brant sein Narrenschiff dichtete, wo es von den Landleuten heißt:

Der Zwilch schmeckt ihnen nicht mehr sehr,
Sie wollen keine Kittel mehr.

Alle gehen sie heute städtisch und wenn sie in die Stadt kommen, suchen sie den Städter möglichst nachzuahmen, oder wie Brant sagt:

Der Bauernnarr tritt auch daher,
Als ob er ganz was Vornehm's wär'.

Dafür spottet aber der Städter über den „Pisang". Ich erinnere mich noch, wie beim fünfzigjährigen Regierungsjubiläum Herzog Wilhelms 1881 die verschiedenen Landgemeinden aufzogen; alle städtisch gekleidet, nur nicht die Bortfelder in ihren Kitteln und mit den großen Hüten — und die schossen den Vogel ab. Alles jubelte ihnen zu und freute sich der Tracht.

Trotzdem muß der Prozeß des Unterganges der alten Tracht als ein natürlicher und unaufhaltsamer betrachtet werden und ich verspreche mir auch nicht allzuviel von den an sich lobenswerten Bestrebungen zur Erhaltung der Volkstrachten [1]). Alle socialen und politischen Verhältnisse der Gegenwart mit gleichmachendem Streben vereinigen sich zum Untergange der Volkstrachten.

---

[1]) Hansjakob, Unsere Volkstrachten. Ein Wort zu ihrer Erhaltung. Dritte Auflage. Freiburg i. B., 1893. Am ehesten wird sich die praktische, den Bedürfnissen angepaßte Tracht der Alpenländer erhalten, die ja mit dem Alpenverein erobernd vordringt. Besondere Gesellschaften sind in dieser Richtung thätig.

Früher machte der mehr konservative Bauer nicht die schnellen Umwandlungen mit, die seit der französischen Revolution in der Tracht stattfanden und die äußerst dauerhaften, meist im Hause selbst hergestellten Stoffe, aus denen die Kleider der Männer und Frauen gefertigt waren, trugen neben der herrschenden Sparsamkeit auch dazu bei, das alte Gewand auszunutzen und nicht schnell abzustoßen. Gegenüber der modernen Fabrikware von Tuch und Kattun, die ihren Einzug hielt und durch Billigkeit sich auszeichnete, waren die alten Stoffe kostspielig; man trug sie daher so lange es anging und verlängerte dadurch das Dasein der Bauerntracht einigermaßen, bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts die billige Fabrikware den Sieg davontrug und auch andere wirtschaftliche und gesellschaftliche Umwälzungen der Bauerntracht den Todesstoß versetzten. Was die Kostspieligkeit der alten Tracht betrifft, so heißt es schon 1845 von den Bauern in Ingeleben: „Sie gehen im Kittel ins Feld und ihre Frauen im roten Rocke nach dem Flachswehen, die sich sonst und aus Sparsamkeit noch städtischer als die Männer tragen. Ihr bloßes mehr braunes als blondes Haar glatt zu binden, macht ihnen viel Mühe, erspart aber das viele Geld für Mützen mit dem langen Geflatter von Band zum Thaler die Elle, ihre Kattunkleider sind wohlfeiler als die leinenen, wenn die Reichsten dazu auch das Garn auf zwei Rocken spinnen; und ihre seidenen Feierkleider kosten nicht so viel, als die vielfaltigen, bunt bebänderten Röcke mit ausgenähten Verzierungen [1])."

Zunächst betone ich, daß das, was an Volkstracht noch in das 19. Jahrhundert bei uns herübergerettet wurde, nicht eigentlich alt war, sondern meistens dem 18. Jahrhundert entstammte, höchstens bis zur Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege zurückreicht. Es war die Zeit Lessings, in welcher das meiste sich feststellte, zumal bei der männlichen Bevölkerung: der lange, mit vielen Knöpfen besetzte, kragenlose Rock, die lange, gleichfalls knopfreiche Weste, die Kniehosen, der breitkrämpige, meist aufgeschlagene Hut [2]).

Manche über das 18. Jahrhundert zurückreichende Stammeseigentümlichkeiten in der Tracht, namentlich in den Kopfbedeckungen der Frauen, mögen sich dabei mit in die neue Zeit hinübergerettet haben; zu statten kam den absonderlichen „Nationaltrachten" im Deutschen Reiche dessen arge politische Zerrissenheit in verkehrsarmer Zeit, wo sich in kleinen Landschaften derartige Trachten festsetzen, ausbilden und mit der Grenze abschneiden konnten. Auch die religiösen Verhältnisse spielten, wenn auch nicht bei uns, eine Rolle; in vielen süddeutschen Gegenden oder in der wendischen Lausitz kann man heute noch Katholiken und Protestanten an der abweichenden Tracht erkennen. Wie gesagt, ist die Mitte des 18. Jahrhunderts wesentlich bestimmend für die braunschweigische Bauerntracht gewesen, besonders für jene der Männer; auch die Stoffe, die damals tonangebend

[1]) Braunschw. Magazin 1845, S. 278.

[2]) Selbst so originell erscheinende Trachten, wie die der Altenburger Bauern, sind kaum hundert Jahre alt. Für Altenburg können wir den Trachtenwechsel der Bauern seit dem Jahre 1703 genau verfolgen. Geyer, Die Altenburger Bauern. Globus, Band 61, Nr. 11.

waren, Wolle, Leinwand, Seide und Sammet, blieben bis ins 19. Jahrhundert herrschend bei unseren Bauern; einfarbige oder geblümte Stoffe, seltener gestreifte, bildeten die Regel.

Die braunschweiger Tracht, die allgemein, wenigstens was die weibliche anbetrifft, als eine der schmucksten, reichsten und kleidsamsten in ganz Deutschland galt, ist aber nur der Mittelpunkt der mehr oder weniger ihr gleichen allgemein niedersächsischen, welche bei den Männern durch den rot gefütterten, vorherrschend weißen Kittel, bei den Frauen durch roten Faltenrock und Bandmütze gekennzeichnet war. Nach Westen zu bis Schaumburg und Minden, nach Norden hin bis Gifhorn und Celle, nach Süden bis zum Harze und zur Halberstädter Gegend herrschten nahe verwandte oder fast gleiche Trachten.

Auch innerhalb eines so kleinen Bezirkes, wie das Herzogtum Braunschweig (stets dessen Hauptstück um die Städte Braunschweig, Helmstedt, Wolfenbüttel herum in Betracht gezogen), bestanden noch feine Unterschiede, an denen man die Bewohner einzelner Dörfer erkennen konnte. Dazu kamen noch die Abänderungen, welche die Tracht je nach Alter und Familienstand erlitt. In Bezug auf Schnitt und Form herrschte allerdings in demselben Dorfe ziemliche Einheit und die Unterschiede erstreckten sich vorzugsweise auf die Farben der Kleider: heller bei der Jugend, dunkler beim Alter, während die Güte des Stoffes je nach dem Reichtum wechselte. Dazu der Unterschied der Fest- und Alltagskleidung.

Der Stoff war, wie die erhaltenen Kleidungsstücke beweisen, früher ein weit festerer und soliderer, als jetzt. Wolle, Leinen, Sammet (Sammetmanchester) und Seide waren die hauptsächlichen Materialien, zu denen sich dann im 19. Jahrhundert die Baumwolle gesellte, namentlich bei den Schürzen der Weiber. Baumwollene Hemden zu tragen, erachtete man nicht für anständig. Es galt das auch anderwärts in Deutschland verbreitete Wort:

Sülwest espunnen,
Sülwest emâkt,
Dat is de beste bûerndracht.

Die reicheren Landbewohner haben es trotzdem von jeher an Luxus und Pracht in der Kleidung nicht fehlen lassen, und es hat den Bauern gegenüber so wenig an Kleiderordnungen gefehlt, wie den Städtern. Die landesherrliche Verordnung vom 27. Oktober 1740 schreibt vor, „daß kein Bauer sich kostbare Tücher, davon die Elle einige Thaler kostet, noch der Bauern Weiber, Töchter und Gesinde keines Goldes oder Silbers, imgleichen keiner Spitzen, bei Strafe der Konfiskation, zu ihrer Kleidung bedienen, sondern jeder nach seinem Stande oder Vermögen sich kleiden solle". Es sind wohl keine Verordnungen fruchtloser gewesen und weniger befolgt worden, als die gegen den Kleiderluxus gerichteten und so hat auch unter unseren Bauern, solange sie die alte Tracht noch beibehielten, bei jenen, die es vermochten, immer ein gewisser Luxus geherrscht.

Leise Andeutungen einer Trachtänderung beginnen schon um das Jahr 1800, denn damals „fing der Bauer an, seinen Kittel mit feinen Tuchröcken, jedoch

nach altväterischem Schnitt geformt, zu vertauschen“ [1]). Mit der Mitte des 19. Jahrhunderts und seinen politischen und wirtschaftlichen Umwälzungen trat das Absterben der Bauerntracht im Braunschweigischen ein und die zweite Hälfte jenes Jahrhunderts brachte ihr den völligen Tod. Ein kümmerlicher Rest bei einem kleinen Teile der männlichen Bevölkerung des großen Dorfes Bortfeld (sowie vereinzelt in Wendezelle) hat sich noch erhalten, aber dieser Erhaltung liegt ein praktischer Gesichtspunkt zu Grunde. Nicht mehr der wohlhabende Bauer trägt dort die alte Tracht, sondern kleine Anbauer und derartige Leute, welche, in die Stadt ziehend, mit der wohlschmeckenden Bortfelder Rübe handeln. Die Tracht macht sie als Rübenhändler kenntlich und gilt als Gewähr für die Echtheit der von ihnen vertriebenen Feldfrucht. Auch diese Bortfelder werden nicht mehr lange eine bekannte Erscheinung in Braunschweigs Straßen sein. Der letzte Schneider in Bortfeld, der noch die „weißen Kittel“ und was dazu gehört, anzufertigen versteht, Johann Heinrich Wolter, hat das siebzigste Jahr überschritten und mit ihm wird der letzte braunschweigische Bauernschneider zu Grabe gehen [2]).

Es war ein malerisches und farbiges Bild, dessen ich gern gedenke, wenn auf dem herrlichen Altstadtmarkte zu Braunschweig die Bauern mit ihren Erzeugnissen feil hielten. Reihenweise standen in ihrer bunten Tracht die Mädchen vor Kiepen und Körben, überall sah man die stämmigen Figuren der Bauern mit den breiten Hüten, in den weißen oder schwarzen Kitteln, und wer auf den Dörfern Bescheid wußte, unterschied nach feinen Einzelheiten der Tracht, nach der Farbe der Kittel, der Form der Mützen bei den Weibern, aus welchem Dorfe dieses oder jenes stammte. Denn so einheitlich auch im allgemeinen die Landbevölkerung in der Kleidung dem Fremden erscheinen mochte, es gab viele von Gegend zu Gegend wechselnde Unterschiede. Heute sie alle festzustellen, ist nicht mehr möglich; einen allzu großen Wert haben diese feineren Abschattierungen auch nicht und darum möge man hier auch nach dieser Richtung keine Vollständigkeit suchen. Wir können auch die Tracht nicht mehr am Körper des Bauern schildern, sondern müssen Erinnerung, Überlieferung, den Inhalt der Museen und die wenigen erhaltenen Abbildungen und gedruckten Berichte zu Hülfe ziehen. Bezüglich der letzteren beiden ist der vorhandene Stoff aber nicht allzu reich und ich glaube in der Aufzählung des Nachstehenden nichts Wesentliches übersehen zu haben.

---

[1]) Hassel und Bege, Beschreib. der Fürstent. Wolfenbüttel und Blankenburg (1802) I, S. 64.

[2]) Der Gemeindevorsteher Pinkernelle in Büddenstedt behielt die alte Tracht bis an sein Lebensende bei und trug sie auch in der Stadt Braunschweig als bäuerlicher Landtagsabgeordneter. In dieser Eigenschaft zur Hoftafel eingeladen, wollte ihm ein Hofschranze wegen dieser Bauerntracht Vorstellungen machen und bewunderte ironisch die großen Metallknöpfe am Rocke. Pinkernelle aber faßte sich kurz und sagte, er habe solche auch auf der Rückseite, drehte sich um, schlug die langen Rockschöße auseinander und zeigte jenem die Rückseite.

Eine Anzahl Ölgemälde, dann viele Lithographieen, welche Scenen aus dem braunschweigischen Bauernleben darstellen, rühren von dem Maler Karl Schröder her, welcher um 1802 in Braunschweig geboren war und daselbst im Mai 1867 starb. Schröder hat zahlreiche Sittenbilder gemalt, die in künstlerischer Beziehung wohl die Kritik herausfordern, aber durch Lebenswahrheit hervorragend sind. Unter seinen Bildern befinden sich auch solche, die in den dreißiger und vierziger Jahren in den um die Hauptstadt herumliegenden Dörfern, namentlich in Lehre, gemalt wurden. Alle sind ausgezeichnet durch die große Treue, mit welcher die nun verschwundene Tracht dargestellt ist; Schröder war hierin, wie seine Zeitgenossen versichern, außerordentlich peinlich und er stellte die Naturwahrheit über das künstlerische Ausgestalten; hierdurch erlangen seine Zeichnungen gerade für die Volkskunde hervorragenden Wert. Er hat Hochzeitsscenen, Gevattern, Kirchgang, von der Messe heimkehrende Bauern ꝛc. dargestellt und einige Tafeln des vorliegenden Buches sind Wiedergaben seiner Werke.

In der Ankündigung des Werkes „Deutschland und das deutsche Volk" von Eduard Duller (Leipzig 1845) sagt der Verleger Georg Wigand, daß drei Künstler im Jahre 1844 ganz Deutschland bereist hätten, „um das, was sich an originellen Trachten im deutschen Volke noch vorfindet, zu sammeln. Es kann daher die Versicherung gegeben werden, daß die Zeichnungen der Volkstrachten sämtlich an Ort und Stelle gemacht worden sind und daß dieselben mit der gewissenhaftesten Treue künstlerischen Wert verbinden". Ein Auszug aus demselben Werke mit den 50 kolorierten Trachtenbildern erschien 1847 in demselben Verlage unter dem Titel „Das deutsche Volk in seinen Mundarten, Sitten, Gebräuchen und Trachten". Der Text ist eine Kompilation von keinem großen Werte; die Trachtenbilder aber sind das Bleibende an dem Buche, wenn auch bei ihnen die malerische Seite am meisten betont ist und die wünschenswerten Beschreibungen, die Benennungen der Kleidungsstücke, die Angabe der Stoffe ꝛc. fehlen. Unter den Abbildungen beziehen sich zwei sehr treue, von Meno Mühlig gezeichnete, auf Braunschweig. Die erste stellt einen Bauernburschen in der kurzen Jacke, roten knopfbesetzten Weste, Kniehosen, blauen Strümpfen und der Otterfellmütze dar, der bei einem Mädchen mit Bandmütze, Freise und kurzem Rocke steht (S. 281). Die zweite bringt einen „Dorfschulzen" aus dem Braunschweigischen im weißen, rot gefütterten Kittel und mit dem Dreimaster auf dem Kopfe. Zu bemerken ist hier, daß es die Benennung des „Schulze" bei uns nicht gab, sondern daß nur Bauermeister und Gemeindevorsteher vorkommen.

Albert Kretschmer. Deutsche Volkstrachten. Original-Zeichnungen mit erklärendem Text. Leipzig, J. G. Bach, 1870. Die Trachten wurden in den Jahren 1864 bis 1870 vom Verfasser gesammelt und unter seiner Mitwirkung ausgeführt. Braunschweig ist in der zweiten, ohne Jahreszahl erschienenen Auflage mit den Tafeln 26 und 27 vertreten; auf ersterer ist ein Bortfelder Bauer dargestellt.

Die „Blätter für Kostümkunde" (Verlag von Franz Lipperheide in Berlin) enthalten in ihrer „Neuen Folge" auch vier farbige Abbildungen von Braunschweiger

Bauern. Nr. 23 und 24, gezeichnet von Franz Meyerheim, zeigen eine alte Frau und ein junges Mädchen aus dem Dorfe Groß-Denkte an der Asse. Diese Blätter waren auch der „Illustrierten Frauenzeitung“ vom 5. und 19. Juni 1876 beigegeben und von einem sachkundigen Text begleitet. Die anderen beiden Trachtenbilder der „Blätter für Kostümkunde“, Nr. 63 und 64, rühren von unserem Landsmanne Bernhard Plockhorst her. Sie stellen einen Bauer und eine Bäuerin aus Bortfeld dar.

H. Schattenberg, Die braunschweigische Volkstracht im Dorfe Eitzum. Nach den in den Truhen der Bewohner dieses Elmdorfes aufbewahrten Stücken schildert der dortige Pastor in sehr eingehender Weise die ehemalige weibliche Tracht im „Braunschweigischen Magazin“ 1896, Nr. 4.

Den erwähnten Abbildungen von Franz Meyerheim in der Illustrierten Frauenzeitung vom 5. und 19. Juni 1876 war ein sachkundiger Text beigefügt von F. S., welcher die Weibertracht in Groß-Denkte schildert und den wir hier zunächst im Auszuge wiedergeben wollen.

Die Töchter der reichen Bauern in Groß-Denkte tragen das meist blonde Haar gescheitelt und zu beiden Seiten glatt hinter die Ohren gekämmt[1]); die Flechte ist auf dem Hinterkopfe zusammengebunden und wird von der kleinen, spitzen, mit schwarzer Seide überzogenen Mütze bedeckt. Diese selbst ist von so geringem Umfange, daß sie eben nur das Haarnest in sich aufnimmt und gleichsam auf demselben hängt, den übrigen Kopf aber frei läßt; ihrer Form wegen, weil sie einer halben Eierschale an Form und Größe ähnelt, wird sie gemeinhin eidop genannt. Von ihr fallen schwere, schwarzseidene Taffet- und Atlasbänder in reicher Zahl über den Rücken bis zur Kniekehle hinab, sind unten mit Fransen benäht und kehren ungeteilt und unaufgeschnitten zur Mütze zurück, so daß der ganze Bandreichtum aus einem einzigen Stücke Band besteht. Daß eine solche Mütze ihres Schmuckes wegen — es werden oft 30 bis 40 Ellen zu einer einzigen Mütze verwendet — einen beträchtlichen Wert hat, läßt sich denken. Zu beiden Seiten des Kopfes fallen vorn gleich breite, schwarze Bänder auf die Brust herab, während die Mütze selbst durch ein schmales, unter dem Kinn hindurchgehendes Band gehalten wird. Das Mieder mit sehr kurzer Taille von schwarzem Tuch mit Seidenstickerei wird durch das schwere, um die Schulter geschlagene Seidentuch von schwarzer oder violetter Farbe mit reicher Seidenstickerei in Plattstich und langen gelben, oder schwarzen Fransen gänzlich bedeckt; über dieses Tuch legt sich die schneeweiße, vom feinsten Leinen gefertigte und steif gestärkte, gefältelte Halskrause. Ein schmales Halsband von schwarzem Sammet mit ovalen schweren Silberbuckeln von der Größe einer Walnuß (sogenannnte Bohnen) besetzt und bei hohen Festen und besonderen feierlichen Gelegenheiten ein Halsband von starken Bernsteinperlen umschließt den Hals.

[1]) Das war aber Ausnahme gegenüber der allgemeinen Landessitte; nach dieser wurde das Haar der Frauen und Mädchen von der Stirne nach dem Scheitel hin straff zurückgestrichen und hier zu einem Knoten, knûst oder kip, vereinigt, auf dem die winzige Mütze saß.

Unter dem Tuche sieht das feine, den Oberarm bedeckende, den Unterarm frei lassende, mit schmalen Spitzen am Queder (Bändchen) besetzte Hemd hervor. Von dem Mieder herab bis auf die Füße fällt Winter wie Sommer der rote, reich gefältelte Rock von feinstem Flanell unten in zwei Reihen mit handbreitem, grünem Frisoletband oder mit schwarzem Sammet besetzt. Eine lange, ebenfalls bis zu den Füßen reichende, gewöhnlich schwarzseidene oder auch kattunene oder bunte, mit Blumen gemusterte Schürze bedeckt diesen Rock. Breite seidene Schürzenbänder, meistens in den Landesfarben blau und gelb und an den Enden mit gelbblauen Fransen benäht, flattern an derselben entlang. Hellblaue, baumwollene Strümpfe mit weißen Zwickeln und ausgeschnittene Schuhe vollenden den malerischen Anzug.

Minder kostspielig und von gröberem Stoffe ist der Anzug der Mädchen aus den geringeren ländlichen Klassen. Die Mützenbänder fallen nur auf den Rücken herab; alles ist von derberem Stoffe, die Halskrause legt sich in wenigen schlichten, ungesteiften Falten auf die Schultern; unter dem Halstuche sieht das bunte Mieder von geblümtem Kattun hervor. Die Schürze besteht aus gelbem Kattun oder ähnlichem Zeuge, die Schürzenbänder sind schmal und von geringer Beschaffenheit. Der Rock ist von schwarzer oder dunkler Beiderwand (meist selbstgefertigter, halbwollener Stoff) und die Ärmel der groben Hemden sind am Queder mit blauer Litze eingefaßt. Das Sammethalsband entbehrt der silbernen Zieraten oft gänzlich und statt der Bernsteinperlen begnügt sich das Landmädchen geringeren Standes mit dicken Perlen von gelbem Glase. Die Mägde trugen am Alltage lennewansche Röcke unten mit grünem Bande besetzt, blaue Leinenschürze und im Sommer blaue, baumwollene, im Winter blaue oder schwarze wollene Strümpfe, alle mit weißem Rande und weißer Fußspitze. Sie gingen in derben Lederschuhen, meist aber in Klapppantoffeln.

Bei den alten Frauen in Groß-Denkte waren die hellen lebhaften Farben in der Kleidung der jungen Mädchen verschwunden; der Spitzkopf der schwarzseidenen Mütze ist größer geworden, die breiten schwarzseidenen Bänder sind kürzer, gehen nicht bis zu den Kniekehlen, sondern nur über den Rücken hinab und werden auf der Vorderseite unter dem Kinn durch eine Nadel zusammengehalten. Die Haare werden nicht mehr gescheitelt hinter das Ohr gestrichen, sondern glatt von der Stirn zum Wirbel hinaufgekämmt. Die breite, blendendweiße Fraise wird nicht mehr kokett steif gebrannt, sondern fällt ehrbar in Falten auf Schultern, Nacken und Brust. Das Halsband ist zwar stärker und schwerer geworden, wird aber durch ein kleines schwarzes oder violettes Tuch verdeckt. Unter der Halskrause durch ist das schwere, schwarze, mitunter wohl auch violette, mit Plattstich in weißer Seide bestickte Atlastuch um Schultern und Oberarm geschlagen, so daß das feine, mit Sammet besetzte Mieder von schwarzem Tuche nicht sichtbar ist. Den Unterarm bedecken im Sommer beim Kirchgange oder bei Besuchen lange Fingerhandschuhe von feinem Leder, welche bis zum Ellbogen reichen; hier vielfach mit Schleifen von buntem Bande geschmückt. Im Winter werden dieselben mit langen Handschuhen von schwarzem Sammet vertauscht, die mit

weißem Pelzwerk besetzt und verbrämt sind. Eigentümlicherweise wird durch die Winterhandschuhe nur die obere Seite der Hand bedeckt, während die untere Handfläche und die Finger unbeschützt bleiben. Die Schürze, von welcher breite schwarzseidene Bänder vorn bis auf die Knie herabfallen, ist von schwarzer oder dunkelfarbiger Seide und geht bis auf die Füße, welche in Strümpfen, im Sommer von weißer Baumwolle, im Winter von feiner hellblauer Wolle, und in Schuhen stecken, die vorn ausgeschnitten, mit Schleifen von schwarzseidenem Bande besetzt sind. Der rote Rock hat meistens einem schwarzen Platz gemacht oder wird doch, wenn die rote Farbe beibehalten wird, unten nicht mit zwei Reihen von grünem Bande, sondern mit einem zwei Hände breiten Streifen von schwarzem Sammet eingefaßt. Jedes Kleidungsstück der reichen Frauen giebt Zeugnis von der soliden Wohlhabenheit der braunschweigischen Bäuerinnen.

Dieser allgemeinen, auf Groß-Denkte sich beziehenden Schilderung der Weibertracht füge ich Einzelheiten hinzu.

Die Frauenmütze (Fig. 128) wechselte von dem kleinen 7 bis 8 cm hohen eidop, der in der That kaum größer wie ein Ei war, bis zu der spitzen, etwa 12 bis 14 cm hohen röhrenförmigen tôrnmütse, der Turmmütze, die nament-

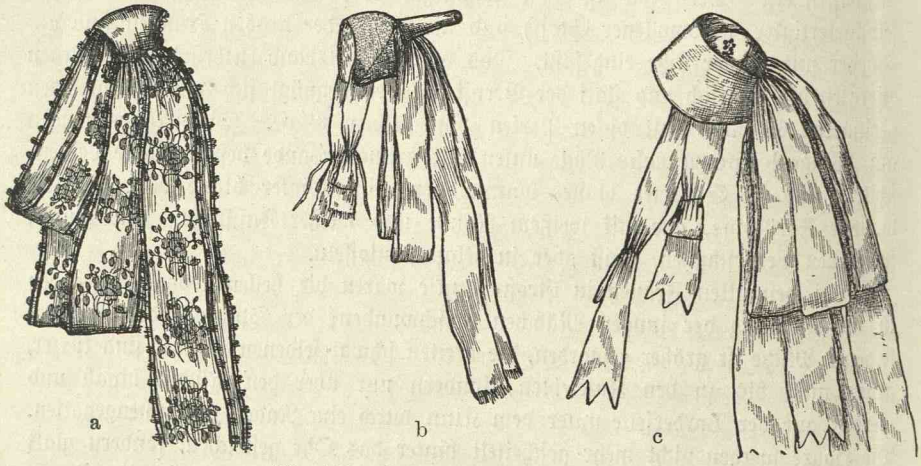


Fig. 128. Formen der Bandmütze.
a bendmütse mit eidop. b tôrnmütse. c grüne Seidenmütze aus Ballstedt.
Städt. Museum.

lich im Norden der Stadt Braunschweig, nach den Büttels zu, herrschte. Die Farbe war stets schwarz und nur zuweilen hatte sich ein geringer Rest von bunter Seiden- und Goldstickerei an diesen Mützen erhalten. Meist galt der Name bendmütse mit Rücksicht auf den übermäßigen Reichtum der breiten, mit Fransen besetzten, lang herabhängenden, den Rücken und die Brust deckenden schweren, schwarzen, gemusterten Seidenbänder. Griff die Mütze auf dem Scheitel weiter vor, so nannte man sie spurle; dieses war namentlich bei älteren Frauen der Fall, denen die Haare infolge des straffen Zurückkämmens nach dem Scheitel zu leicht



Tracht der Mädchen in Oelper.

Georgine Claus, geb. 1814, geſt. 1900.

Nach einem Ölgemälde von Johannes Heuſinger aus dem Jahre 1836.

ausgingen. Auch den eidop trugen ältere Frauen in einigen Gegenden (Jerxheim) etwas größer als die Mädchen, dagegen waren die Bänder kürzer und schmaler. Bei der Feldarbeit trugen die Frauen einen Strohhut, welcher den ganzen Kopf umhüllte und nur das Gesicht frei ließ; man bezeichnet ihn wohl als kîpe und er ist jetzt noch im Gebrauche. Während im allgemeinen die Bandmütze schwarz war, wurden in einzelnen Dörfern des Amtes Vechelde auch farbige, von abweichender Form und größer getragen. So in Vallstedt grünseidene mit schweren, breiten, grünen Seidenbändern (Fig. 128 c). Von hinten gesehen, hüllten die Bänder, wenn sie breit auseinander gingen, fast die Hälfte der Figur ein; sie reichten bis auf die Füße hinab und deuteten je nach Stoff und Güte auf Wohlhabenheit oder geringen Besitz der Trägerin, die stolz auf diese Ausstattung war (Fig. 129 a. f. S.).

Die kleine Bandmütze scheint erst um den Schluß des 18. Jahrhunderts aufgekommen zu sein, denn im Laufe desselben finden wir wesentlich anders gestaltete, den Kopf umschließende oder doch den Hinterkopf ausgiebig deckende Hauben, von denen viele sich erhalten haben. Sie sind meist aus kostbaren geblümten Seidenstoffen hergestellt und reich mit Gold und Silberstickerei versehen, offenbar Nachbildungen der Hauben der Städterinnen im 18. Jahrhundert (Fig. 130 a. f. S.). Das Städtische Museum ist ungemein reich an diesen goldgestickten, oft sehr kostbaren und sehr geschmackvoll ausgeführten Hauben, mit und ohne Plisséekrause, mit und ohne lange oder kürzere hinten herabfallende Bänder. Ich gebe hier (Fig. 131 a. f. S.) noch die Abbildung einer solchen Mütze aus Eischott, die dort noch 1840 bei einer Hochzeit getragen und seitdem sorgfältig aufbewahrt wurde. Sie besteht aus blauem Sammet und zeigt ein goldgesticktes Blattornament mit Früchten, besetzt mit blauem Glas. Eine Plisséekrause umgiebt die Mütze.

Kennzeichnend für die Weibertracht ist das viele Übereinander sich verdeckender Kleidungsstücke; ein Stück wird über das andere gelegt und verhüllt dieses, wobei aber die verhüllten nicht etwa aus minderwertigen Stoffen oder weniger gut ausgeführt sind, als das letzte deckende Schlußstück. Das gilt zunächst vom Oberkörper. Das Mieder mit kurzer Taille (wams) der Weiber war aus schwarzem Tuch, von farbiger, gemusterter Seide oder von gemustertem Sammetmanchester, im Winter mit langen, am Oberarm weiten Ärmeln, im Sommer ärmellos, vorn wurde es mit vielen Knöpfen geschlossen. Statt der Knöpfe verwendete man auch hâken un noiseken (Ösen). Am Halse trat das Hemd aus dem Ausschnitte heraus und umhüllte diesen ganz; im Sommer fielen die bauschigen, weiten Ärmel bis zum Ellbogen herab, wo sie mit einem gestickten Queder geschlossen oder auch umgeschlagen waren. Die Gesamterscheinung der Weibertracht wird durch die Tafeln I (Titelbild) und VII, Mädchen aus Ölper, vergegenwärtigt.

Über das Mieder legte sich nun zunächst ein besonderes kostbares Stück, das Tuch, Schultern, Rücken und Brust deckend. Die erhaltenen Exemplare, selbst ärmerer Frauen, sind aus schwarzer Seide, seltener schwarzem Sammet, gewöhn-



Fig. 130.
Goldbrokathaube aus Liedingen mit Seidenbändern aus dem 18. Jahrh. Städt. Museum.

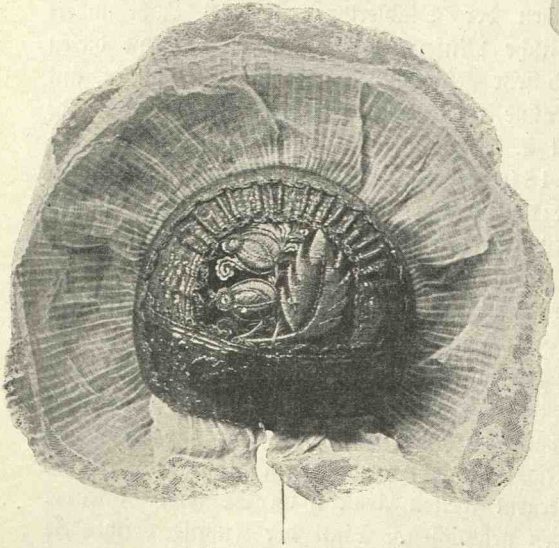


Fig. 131.
Goldgestickte Sammetmütze einer Bäuerin aus Eischott (von hinten gesehen). Städt. Museum.



Fig. 129.
Bauernmädchen aus Waggum. Rückenansicht, u
den Bänderreichtum der Mütze zu zeigen.

lich viereckig und bis $1^1/_2$ m im Geviert haltend, bei ärmeren auch kleiner. Auf dem dunkeln Grunde nun war den Rändern entlang besonders schöne Seidenstickerei in Plattstich, Blumen und Ranken darstellend, angebracht. Um den Rand des Tuches zogen sich Fransen hin. Je nachdem das Tuch für den gewöhnlichen Gebrauch oder bei Trauer diente, war es verschieden: schwarz mit Silberstickerei und Silberfransen bei Trauer (Fig. 132), schwarz mit sehr bunten Blumen und Goldstickerei nebst goldenen oder orangegelben Fransen für den gewöhnlichen Gebrauch. Man vereinigte praktisch solche Tücher auch zu einem „Freuden- und Trauertuch", indem man zwei Kanten bunt, zwei in Silber oder weißer Seide stickte und es im Dreieck einschlug, so daß dann nur die „Freuden-" oder die „Trauerseite" beim Tragen zu sehen war. Solche Tücher wurden namentlich in Schöningen und Helmstedt für den Bedarf der Bäuerinnen gefertigt, aber auch, wie erhaltene Musterbücher (Sammlung Basel) beweisen, auf dem Lande

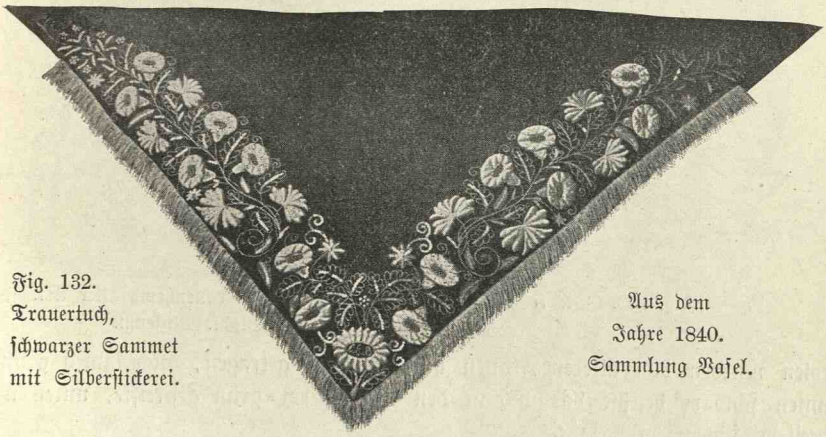


Fig. 132.
Trauertuch,
schwarzer Sammet
mit Silberstickerei.

Aus dem
Jahre 1840.
Sammlung Basel.

selbst sehr schön und mit großer Sorgfalt gestickt. Man schlug diese Tücher nicht bloß in einfacher Dreiecksform über den Oberkörper, sondern faltete sie am Rücken in ganz besonderer Weise, so daß nur der untere Dreieckszipfel dort kurz herabhing, während die Seitenteile sich bauschig über den Oberarm legten und nur den weißen Hemdärmel hervorschauen ließen. Vorn wurde das Tuch auf der Brust durch eine Nadel oder Spange zusammengesteckt, die Enden wurden von der darüber geknüpften Schürze festgehalten.

Über das Tuch legte man die weite, bis auf die Schultern vorstehende, vielfaltige weiße Halskrause, die frêse (Fig. 133 a. f. S.), die mit ihrem blendenden Weiß schön von der sonst bunten oder dunkeln Tracht abstach. Sie ist bei Wohlhabenden mit guten Spitzen versehen.

Der Weiberrock, bei dem die rote Farbe unten mit grünem Besatze vorherrschte und der die Füße frei ließ, hieß fôlenrock. Der Schlitz des Rockes, welcher zugehakt wurde, heißt die glitze. Eine verächtliche Redensart der Weiber

war: dik nêm ik unnern rock un lâte dik ût'r glitze kiken. Falten (fôlen oder fitzeln) waren aber nur hinten und an den Seiten des Weiberrockes vorhanden; vorn war der Rock glatt, weil da die Schürze ihn verdeckte. Zur Herstellung dieser ungemein haltbaren und schönen Röcke gebrauchte man erstens die Wolle von abgelegten Strumpfsocken und zweitens „swingehê'e", die beim Flachsschwingen erhaltene Heede. Beides wurde zu einem sehr dauerhaften Garne versponnen, das die pümpellöppe lieferte, welche nur 5 bind aufs lop (= 500 mal der Haspelumfang) enthielten. Ich habe auch rote Röcke aus ganz fein gewebtem Tuch gesehen. Der Rock hing an hosenträgerartigen Gurten über den Schultern, da er einen Schluß über den Hüften nicht besitzt. Neben den

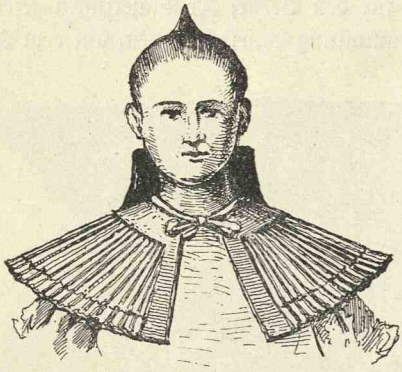


Fig. 133. Die frêse.



Fig. 134. Frauenhemd alter Art. Städt. Museum.

roten wurden von älteren Frauen auch schwarze getragen, auch kamen grüne, unten schwarz besetzte vor und in den Büttels rot-grün gestreifte, unten mit breitem, schwarzem Besatze.

Die Schürze deckte den vorderen Teil und die Seiten des Rockes. Sie war je nach dem Gebrauche aus geringerem oder kostbarerem Stoffe, bei älteren Frauen oft dunkel; beim Kirchgange und bei Festen aus geblümtem Seidenstoffe. Auch an ihr wurde Luxus entfaltet, durch die besonders schön, ähnlich den Tüchern, gestickten, vorn herabfallenden Schürzenbänder aus Seide oder Sammet oft mit schöner Stickerei in Gold und Silber.

Das Weiberhemd älterer Art (Fig. 134) aus selbstgesponnener Leinwand hatte einen besonderen, aus der Abbildung ersichtlichen Schnitt und wurde mit Bändern über den Achseln getragen.

Die Strümpfe, welche in vorn ausgeschnittenen, schnallenbesetzten Lederschuhen steckten, waren weiße oder blaue, „selbstgeknüttete" Zwickelstrümpfe aus Wolle (Fig. 135). Die blauen vorn mit weißer Fußspitze. An der Grenze unseres Landes, in Anderbeck (Kreis Oschersleben), hatte die Farbe der Strümpfe Beziehung zu den Menses bei dem weiblichen Geschlechte. Sie war schwarz während derselben, sonst blau. (Mitteilung des Herrn Rimpau in Anderbeck.)

Von den langen Handschuhen (hanschen) aus Leder ist oben die Rede gewesen. Man strickte aber auch solche aus Wolle und stickte auf den Hand-



Fig. 135.
Zwickelstrumpf, blau mit eingestickter weißer Verzierung. Städt. Museum.

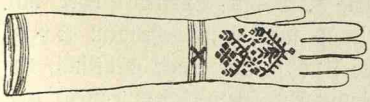


Fig. 136.
Wollener gestrickter Handschuh, grün, mit farbiger Seide gestickt. Städt. Museum.

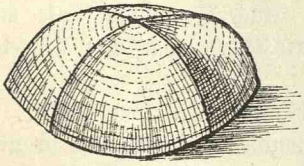


Fig. 138.
Dips oder peckel aus Bortfeld. Städt. Museum.



Fig. 137.
Abendmahlstracht aus Eischott, von hinten gesehen. Figur im Städt. Museum.

rücken einige bunte Verzierungen in Rot, Gelb und Blau ein (Fig. 136). Von ganz besonderer Art waren die Pelzhandschuhe oder man kann sagen, Pelzhalbärmel, die pelsmauen, welche man zum Staate im Sommer wie im Winter

trug. Sie waren aus weißen Kaninchenfellen, hermelinartig mit schwarzen Tupfen besetzt, ließen die Handflächen frei, reichten bis fast zum Ellbogen und waren am Handgelenk mit bunten langen Seidenbändern zugebunden. Die Braut auf dem Hochzeitsbilde (Tafel XI) trägt diese pelsmauen. (Mhd. mouwe, Ärmel.)

Im Winter trug man über dem ganzen Anzug einen weiten, lang herabgehenden Kragenmantel, die hoike oder heike.

Die Abendmahlstracht der Frauen dürfte besonders zu erwähnen sein. Sie bestand (Gegend von Jerxheim 2c.) aus einem schwarzen Wandrocke und schwarzem Mieder, weißer Schürze und ebensolchem Tuch, dazu die bendmütse. Bei älteren und ärmeren Frauen waren Schürze und Tuch schlicht, bei wohlhabenderen mit kunstvoller Weißstickerei versehen. Abgebildet ist hier (Fig. 137 a. v. S.) eine im Städtischen Museum befindliche Abendmahlstracht aus Eischott, die jedoch nicht ganz aus diesem Dorfe stammt und in einzelnen Stücken aus anderen Dörfern ergänzt ist. Sie besteht in einer schwarzen Sammetmütze mit 14 cm breiter Plisséekrause aus Mull, hinten mit schwarzen Atlasbandstreifen, weißer frêse, weißem Mulltuch und ebensolcher Schürze, beides mit reicher weißer Handstickerei. Schwarz sind der Faltenrock und das Ärmelwams (um 1840).

Auch die Männertracht wechselte in Einzelheiten von Gegend zu Gegend, zeigte aber, daß sie der städtischen Tracht des 18. Jahrhunderts entsprossen war und zum niedersächsischen Trachttypus gehörte. Allgemein kennzeichnend war der lange weiße, mit zahlreichen, thalergroßen Metallknöpfen besetzte leinene Kittel, entweder hinten völlig geschlossen (wie z. B. in Bortfeld) oder mit langem, bis zur Taille (wofür unser Bauer knêp sagt) durchgehendem Schlitz, wo dann an der Stelle, wo man sonst unnütze Knöpfe am Rocke anbringt, ein rot aufgenähtes M sich befand (Rautheim, Cremlingen, Klein-Schöppenstedt 2c.). Bald hatte der Kittel einen kleinen Stehkragen, bald war er ohne solchen, bald war er ringsum rot eingefaßt, bald war er ohne Einfassung, bald hatte er Taschen aufgesetzt, bald nicht. Stets aber war er mit rotem Fries gefüttert. An die Stelle des weißen Kittels trat in einigen Gegenden der schwarze oder dunkelblaue, aber auch rot gefütterte, namentlich in den Dörfern nördlich von der Stadt Braunschweig und nach Gifhorn zu. Auch Sonntags legte man, selbst da, wo der weiße Kittel herrschte, schwarze Kirchenröcke von demselben Schnitt an.

Die vielen Metallknöpfe waren bei Wohlhabenderen von Silber, bei Ärmeren von Messing, Blei oder Knochen. Sie wurden auf eine sehr praktische Art an den Stoff (auch bei den Jacken der Frauen) befestigt. Die Knöpfe wurden nämlich nicht angenäht, sondern die Öhre derselben durch den Stoff gesteckt, und dann wurde ein langer, dünner Lederriemen an der inneren Seite des Kleidungsstückes durch die Reihe der Öhre gezogen.

Erst seit 1848 und seit die allgemeine Wehrpflicht eingeführt ist, beginnt der Bart beim Bauern sich bemerkbar zu machen. Bis dahin ging alles glatt rasiert. Das Haar war in der Mitte gescheitelt und gerade von Ohr zu Ohr



Bortfelder Bauer.

Statuette von Aug. Kühne.

abgeschnitten oder man trug auch, noch bis 1830, halbrunde Messingkämme, mit denen die Haare von der Stirn aus zurückgestrichen wurden.

Ich bringe hier (Tafel IX) die Abbildung eines Bortfelder Bauern, nach einer Statuette, die von dem Bildhauer August Kühne herrührt, welcher 1845 in Königslutter geboren war und 1895 als Professor am österreichischen Museum für Kunst und Industrie in Wien starb. Die Statuette befindet sich im Privatbesitz zu Wien und ist hier farbig, nach den im Städtischen Museum vorhandenen Bortfelder Kleidungsstücken, wiedergegeben. Der Bauer trägt den schwarzen breitkrämpigen Filzhut (Dreispitz, dreitimpenhaut, wenn er auch nicht aufgekrämpt ist), dessen Rand durch Stränge am runden Kopfteile festgehalten wird. Darunter ein abgesteppptes Käppchen, dips oder peckel genannt (Fig. 138 a. S. 277). Der lange weiße Zwillichkittel ist in Vierschacht oder Vierkamm gewoben, d. h. mit vier Tritt und vier Kamm. Er reicht bis auf die halbe Wade, ist ohne Kragen, mit vielen Messingknöpfen besetzt und mit rotem Fries gefüttert. Unter dem Kittel deckt den Oberkörper das rote „Brusttuch". Den Hals umgiebt ein schwarzes Seidentuch, über das der weiße Hemdkragen hervorsteht. Man trug diese Halstücher auch höher und dicker; Dorfstutzer sogar zwei übereinander. Die fernere Bekleidung machen ein paar gelblederne Kniehosen (büxen) aus, blaue Strümpfe und derbe Schuhe mit Silberschnallen. Ist das Wetter sehr rauh, dann reicht der Kittel nicht mehr und über denselben wird dann der lange graue bâlwänner (Beiderwänder) geworfen, halb aus dickem Wollgarn, halb aus Leinwandfäden gewoben [1]). Dazu kamen im Winter schwarze Wollhandschuhe und statt der Strümpfe hohe Stiefeln.

Bei der Arbeit wurde oft der blaue, drellene krûpkittel, kurzweg krûper genannt, getragen, der nur ein Halsloch besaß, in welches man mit dem Kopfe hineinkroch, daher der Name.

Ein sehr wesentliches und kennzeichnendes Kleidungsstück der Bortfelder Bauern ist das bostdauk (Brusttuch) älterer Art. Es ist ein weites Unterkleid aus rotem Tuch oder Fries in der Form eines kurzen Hemdes, das bis auf den halben Unterleib reicht und hinten und vorn geschlossen ist; für den rechten Arm ist ein Loch zum Durchstecken vorhanden, an der linken Seite ist das bostdauk aufgeschlitzt; hier wird es mit Knöpfen oder Bändern geschlossen. Um den weit ausgeschnittenen Hals zieht sich grüner Bandbesatz, der auch vorn angebracht ist (Fig. 139 a. f. S.). Die lederne Hose wurde über das bostdauk gezogen, das bauschig darüber herabhing. Abweichend von allen westenartigen Kleidungsstücken, die vorn mit Knöpfen geschlossen sind, ist der seitliche Schluß dieses Unterkleides, das auf höheres Alter, als die übrigen Kleidungsstücke der Männer deutet und (soviel ich beobachtete) ähnlich nur noch und gleichfalls von roter Farbe im südlichen Baden und im Zillerthale vorkommt.

---

[1]) Die balwand, Beilewand oder Beiderwand, bekam ihre dunkelbraune Farbe dadurch, daß man das Gewebe in sogenannten modderkûlen färbte, welche Torfbrei enthielten.

Der weiße Kittel kam früher auch bei Knaben vor. Im allgemeinen aber trugen die Burschen in der Taille sehr kurze Jacken aus Tuch, Sammetmanchester, Leinwand, oft sehr bunt geblümt und selbst gestickt, mit vielen Knöpfen aus Metall oder Glasflüssen besetzt (Fig. 140). Im Winter mit Ärmeln, im Sommer ärmellos, so daß die weißen Hemdsärmel frei hervortraten. Bei ihnen waren auch die roten, braunen, grünen, runden Sammetmützen mit Goldschnüren, Quasten und Otterfellbesatz beliebt (Fig. 141). Man nannte sie brägenmütsen. Ganz schwarz, in beiderwandenen Jacken und Hosen, trugen sich die Knechte im Hasenwinkel. In Helmstedt, wo sie auf eigenen jungen Pferden, die einen Teil ihres Lohnes ausmachten, zum Martinimarkt erschienen, nannte man sie swarte jungens.

Der Schmuck, den unsere Bauernfrauen trugen, war ein sehr mannigfaltiger und bestand aus Ohrringen, Halsketten, Fingerringen, Brustschnallen, die sämtlich

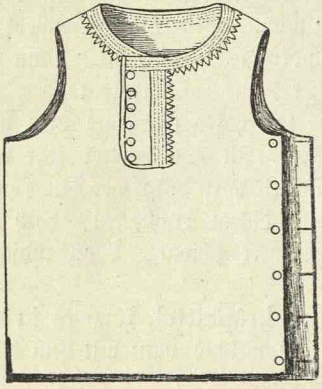


Fig. 139. Bostdauk aus Bortfeld. Rotes Tuch, grüner Besatz. Städt. Museum.

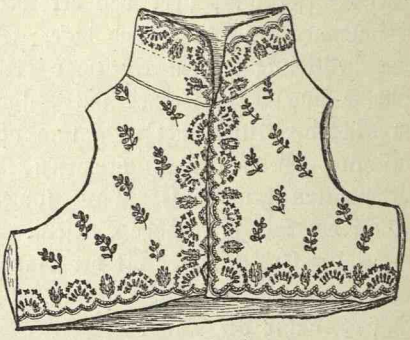


Fig. 140. Knabenwams. Blaue Leinwand, weiße Stickerei. Sammlung Basel.

in den Städten für den besondern Geschmack der Landbevölkerung meistens unter Anlehnung an ältere Muster gearbeitet wurden. Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein hatten die Braunschweiger Goldschmiede Abteilungen in ihren Schaufenstern und Läden, welche Waren enthielten, die für den besondern Geschmack der Bauern berechnet waren. Heute ist der alte Bauernschmuck so gut wie die ländliche Kleidung verschwunden; er findet sich nur noch hier und da in den Truhen und in den Museen. Besonders beliebt waren die massigen Halsketten aus dunkelfarbigem Bernstein, dessen „Perlen" oft Stücke von Hühnereigröße zeigten, die bis $1\frac{1}{2}$ Pfund wogen, und sich vielfach erhalten haben. (Fig. 142.) Man nannte sie „krâlen" (Korallen). Als Halsschmuck beliebt waren auch die sogenannten Mondsteinperlen oder Magdalenenthränen (aus Fasergips?). Die noch vorhandenen Fingerringe, von Männern und Frauen getragen, deuten auf kräftige Finger hin. Eine Anzahl von den Dörfern aus der Umgegend der Stadt Braunschweig besitzt das Städtische Museum. Alle sind

aus Silber, in freier Handarbeit getrieben, gesägt und gelötet, mit Mittelstücken aus Glasfluß oder Hirschzähnen (Fig. 151 u. 152). Die Ornamente sind aufgelötet. Bei einem Exemplare finden sich als Anhängsel zwei kleine Schüsselchen zu Seiten des Mittelstückes, die wohl symbolische Bedeutung hatten. Aller dieser



Fig. 141. Braunschweiger Bauernbursche. Aus E. Duller, Das deutsche Volk 1845.

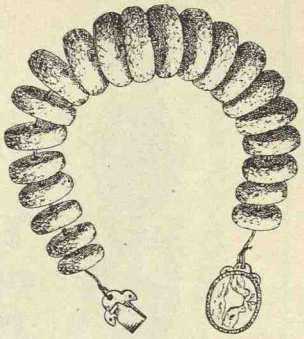


Fig. 142. krâlen aus Bernstein. Städt. Museum.



Fig. 143. Silberner Ohrring. Natürl. Größe. Vaterländ. Museum.

Schmuck stammt aus der Zeit von etwa 1750 bis 1850. Im allgemeinen trugen die Männer keinen Schmuck; doch waren bei ihnen silberne Filigranknöpfe zum Zusammenhalten des Hemdes am Halse im Gebrauche und silberne Schuhschnallen.

Die sämtlichen hier (Fig. 144 bis 152) abgebildeten Bauernschmuckstücke sind im Besitze des Städtischen Museums mit Ausnahme des Ohrringes (Fig. 143).

Fig. 144.



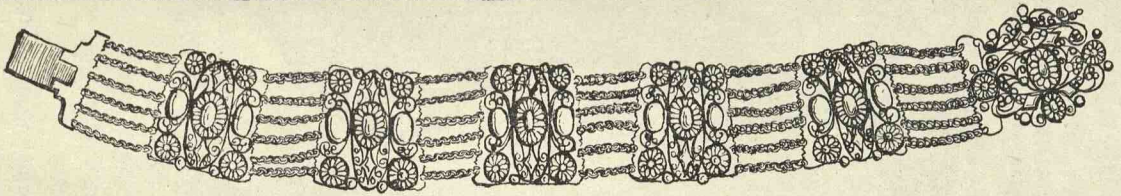


Fig. 145.

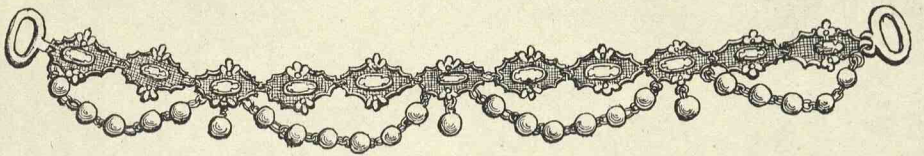


Fig. 146.

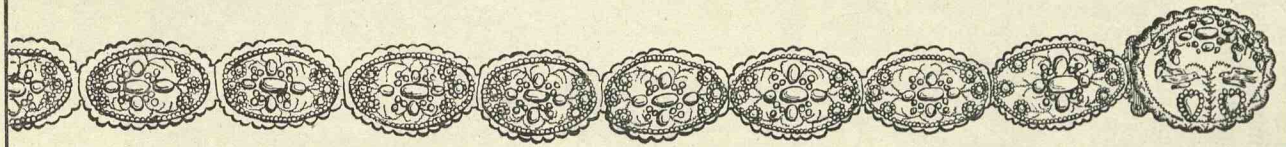


Fig. 147.

Fig. 144 bis 147. Braunschweiger Bauernschmuck.

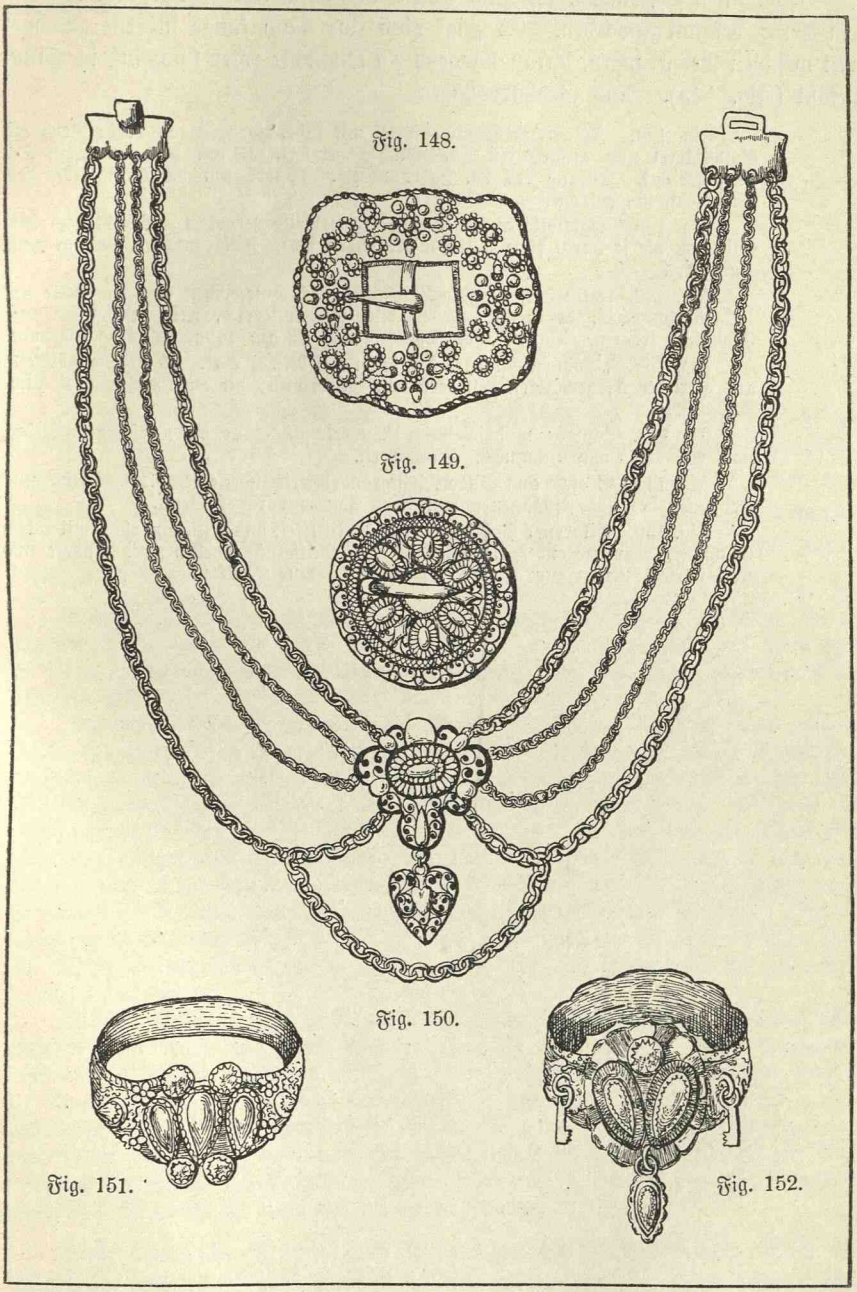


Fig. 148 bis 152. Braunschweiger Bauernschmuck.

Von alten Ohrringen, die zum echten Bauernschmuck gehörten, ist mir nur ein Paar bekannt geworden. Es zeigt oben eine 3 cm lange silberne „Bohne" mit wenigen Verzierungen, daran hängend ein länglicher roter Glasfluß in Silber gefaßt (Fig. 143). Aus Gebhardshagen.

Fig. 144. Schwarzer Sammetgürtel mit silbernem Filigranschloß: Reich mit Goldstickerei und aufgelegten Goldplättchen verziert. 61 cm lang; nur ein Teil ist abgebildet. Anfang des 19. Jahrhunderts. Wurde um die Taille über dem Schürzenschluß getragen.

Fig. 145. Halskette aus Silber, einzelne Teile vergoldet. Besteht aus fünf Gliedern, die je durch fünf Kettchen verbunden sind. Filigranschloß. 40 cm lang, 4 cm breit.

Fig. 146. Silberner, vergoldeter Halsschmuck, gute Arbeit aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, bestehend aus elf ciselierten Gliedern, welche eingefaßte rote Glasflüsse tragen. Daran vier Kugelfestons. 33 cm lang. Aus Volkmarode.

Fig. 147. „Bohnenschmuck", der besonders beliebt war. Es ist eine Halskette aus getriebenen, gewölbten Gliedern von Silberblech, die etwa walnußgroß sind. Aus Ölper.

Fig. 148. Schnalle, wahrscheinlich Männerschuhschnalle, aus getriebenem Silber, nach Art des Bohnenschmucks. 9 cm breit.

Fig. 149. Brosche aus Silber, Filigranarbeit, teilweise vergoldet. Diente zum Feststecken des übergeschlagenen dreieckigen Tuches vor der Brust.

Fig. 150. Silberner Halsschmuck, das Mittelteil aus Filigranarbeit mit rotem Glasfluß, darunter ein Filigranherz. Vom Mittelstücke gehen zwei dünnere und zwei stärkere Ketten zum Schloß. Um 1800. Aus Drütte.

Geburt, Hochzeit und Tod.

Geburt und Taufe. Das Kind.

Es ist heute im ganzen wenig Eigentümliches im Volksleben übrig geblieben, was sich auf Geburt und Taufe bezieht, während einzelne Überbleibsel erkennen lassen, daß früher die Sitten bei der Taufe reicher gestaltet waren und namentlich die Taufschmausereien eine weit größere Rolle spielten. Vorhanden ist noch mancherlei Aberglauben, der sich auf die Schwangerschaft und Taufe bezieht.

Während der Schwangerschaft darf eine Frau nichts ansehen, worüber sie erschrecken könnte, denn das schadet der Leibesfrucht. Ist das doch geschehen, dann muß sie so lange auf den gefürchteten Gegenstand schauen, „bis das Zittern wieder aus den Knochen ist".

Erschrickt die Schwangere vor einer Maus, so bekommt das Kind einen „Mausefleck"; vor einem Hasen, so bekommt es eine Hasenscharte. Verbrennt sich die Schwangere, so bekommt ihr Kind ein Feuermal. Ebenso wenn sie einen Brand mit ansieht. Läßt sie sich einen Zahn ausziehen, so bekommt ihr Kind keine Zähne. Während der Schwangerschaft muß sie die Zahnschmerzen ertragen; sie darf sich die Nägel nicht schneiden, sondern muß sie abbeißen — weil sie sonst ein totes Kind gebiert. Das Haar darf sie nur bei zunehmendem Monde schneiden, weil sonst ihr Kind ein Kahlkopf wird; sie darf nie kaltes Wasser trinken, sonst bekommt das Kind einen Wasserkopf. Tritt die Schwangere über eine Wagenkette, so wird ihr Kind, falls ein Sohn, ein Säufer, falls ein Mädchen, liederlich (Eitzum). Der Glaube, daß eine Schwangere sich „versehen" könnte, ist allgemein.

Eine Schwangere darf nicht durch ein Schlüsselloch sehen, sonst lernt das Kind schielen oder es wird neugierig. Auch darf sie nicht unter einer Waschleine durchgehen, sonst schlingt sich die Nabelschnur um den Hals ihrer Leibesfrucht; ebensowenig darf sie sich ärgern, sonst wird das Kind ein Schreihals; vor dem offenen Brotschrank darf sie nicht essen, sonst leidet ihr Kind später viel an Heißhunger. Näht eine Schwangere, so darf sie den Zwirn (wie das gewöhnlich geschieht) sich nicht um den Hals hängen, sonst wird sich das Kind, das sie gebiert, später erhängen. Leidet die Schwangere viel an sôrbrand, so gebiert sie ein Kind mit langen Haaren.

Auch moralische Eigenschaften können zur Zeit der Schwangerschaft auf die Leibesfrucht übertragen werden. Man erklärt den Hang der Kinder zum Stehlen damit, daß die Mutter des oder der Betreffenden während der Schwangerschaft gestohlen hat.

Wenn eine Schwangere wôrens up nîrig is, d. h. besondere Gelüste nach Speisen hat, so muß man diese Begierde erfüllen. Auf die Schwangerschaft hat folgendes Sprichwort Bezug:

Frîet de frû ok noch sau rîke,
Se geit doch mit'r kau in't like.

D. h. sie geht neun Monate schwanger, gleich dieser und muß Geburtsschmerzen ertragen. Steht die Entbindung nahe bevor, so sagt man: de balke bricket balle! (Gegend von Königslutter.)

Gebiert eine Frau bei zunehmendem Monde, so wird sie noch mehr Kinder bekommen; findet aber die Geburt bei abnehmendem Monde statt, so erfolgt keine weitere.

Um die Mutter vor Nachwehen zu schützen, legt man ihr die Hose des Mannes auf den Leib, so daß der Schlitz auf dem Nabel liegt.

Eine Hebamme (Bademutter, bademoime früher, scherzweise „Mutter Greif") soll stets Kreuzdorn bei sich führen, denn wenn die Geburt nicht leicht von statten gehen will, muß sie zur Beförderung derselben vor der betreffenden Stelle dreimal mit dem Kreuzdorn ein Kreuz schlagen. Wird jetzt noch viel angewandt. Der vom Kinde abfallende Rest der Nabelschnur wird verbrannt.

Der Storch bringt die Kinder aus Teichen und beißt die Mutter dabei ins Bein, die nun krank zu Bette liegt. Wird der Kindersegen zu reich, so ruft man dem Storche zu:

Heilebart, du langbein,
Lat dik nu nich wedder sein!

Die kleinen Stadtbraunschweiger stammen aus dem Gödebrunnen (Jugendbrunnen), der im Osten der Stadt liegt [1]). Den bereits vorhandenen Kindern bringt das Neugeborene eine Tute mit Zuckerwerk, daher der Spruch:

Gottlow un dank, mîne mudder is krank,
Nu krîgt wi en lütjen brauder.

In den ersten 24 Stunden nach der Geburt darf das Kind nicht bei der Mutter liegen, süs kann de mudder (nämlich die Gebärmutter) nich te gûe wê'ren un well dat kind wedder hebben. Die Gebärmutter soll dann an der Leibesseite der Frau „wie eine große Maus" mit Krallen kratzen, die Gebärmutter ist ein selbständiges Geschöpf mit eigenem Willen.

Der Zusammenhang zwischen Mutter und Kind ist innig. Sind beide voneinander entfernt und de melk schütt tau bei der Mutter, so weint der von ihr entfernte Säugling.

Die Entbindungen bei der ländlichen Bevölkerung fanden noch im vorigen Jahrhundert und bis in das laufende hinein auf dem merkwürdigen Gebär-

[1]) Weit verbreiteter Glaube, daß die Kinder aus Teichen, Brunnen, Sümpfen stammen! Eine Zusammenstellung der verschiedenen Örtlichkeiten giebt O. Schall in der Zeitschrift „Am Urquell" IV, S. 224. In Schöningen kommen die Kinder aus dem Regenborn. Über die verschiedenen Gödebrunnen (ursprünglich joghetborn, 1661 Jördbrunnen) bei der Stadt Braunschweig vergleiche (Sack) Altertümer der Stadt Braunschweig, 1841, S. 14.

stuhle statt. In der Stadt Braunschweig ist er im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts noch oft angewendet worden. Dieses „Foltergerüst", wie ältere Ärzte es genannt haben, das nun außer Gebrauch ist, war schon den alten Griechen und Römern bekannt und wurde durch arabische Ärzte den europäischen Völkern übermittelt, die ihm eine hohe Wichtigkeit beimaßen, so daß allerlei Verbesserungen und Veränderungen daran angebracht wurden, bis man über 30 verschiedene Arten kannte. In der Levante, Syrien, Ägypten, China und Japan ist der Gebärstuhl noch im Gebrauche, in Deutschland aber wohl ganz verschwunden [1]). Ein solcher Stuhl, welcher je nach Bedarf verliehen wurde und Gemeindeeigentum war, hat sich noch 1895 in der Kirche in Engelnstedt gefunden und ist von da in das Vaterländische Museum in Braunschweig gelangt. Ein anderes hier (Fig. 153) abgebildetes Exemplar fand ich oben im Turme der Kirche zu Beienrode, von wo es für fünf Mark in den Besitz des Städtischen Museums gelangte. Die beiden Handhaben an den Lehnen faßte die Kreißende, während sie ihre Füße gegen die beiden verstellbaren Schemel stemmte. Im Sitze der Ausschnitt, durch den das Kind zur Welt befördert wurde.

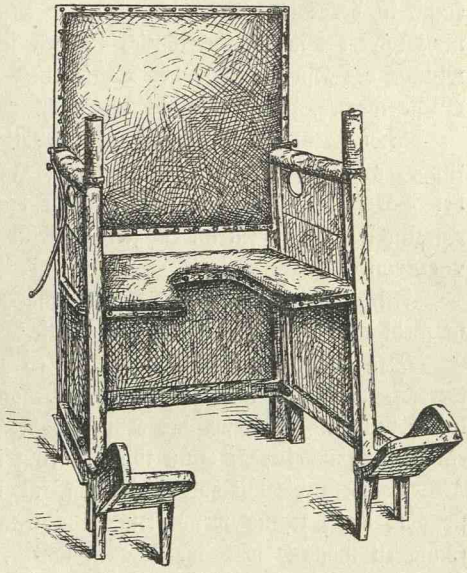


Fig. 153.
Gebärstuhl aus Beienrode. Städt. Museum.

Die Zahl der Kinder, die in einer Ehe geboren werden, kann man durch das Wegblattorakel erfahren. Durchreißt man das Blatt nahe am Stiele, so treten die „Blattnerven" hervor und die Zahl derselben deutet die Anzahl der zu erwartenden Kinder an. — Sitzen die Haseln dicht voll Nüsse, dann giebts in demselben Jahre auch viele Kinder.

Zunächst wird bei dem Neugeborenen nach dem Geschlechte geforscht. Ists ein Mädchen, so heißt es gleich: der Vater muß eine Blasenwurst geben, bei einem Jungen aber ist eine Schlackwurst zu stiften. In Bortfeld und anderen Dörfern wird bei der Geburt eines Mädchens eine Blasenwurst, bei der eines Knaben aber sofort eine pîpwost auf den Tisch gesetzt; letztere Wurst hat als Hülle den Magen, an welchem noch ein röhrenförmiges Ende, pîpe, sitzt, womit auf das Geschlecht angespielt ist. Als einst dort ein Vater bei der Geburt eines Mädchens eine pîpwost stiftete und er von der Hebamme auf das Versehen aufmerksam gemacht wurde, antwortete er: Dat let sik repareiren und

[1]) Ploß, Das Weib. Dritte Auflage von M. Bartels II, S. 161.

schnitt die pîpe von der Wurst ab. Das Neugeborene wird unter dicke Kissen in die Wiege gelegt und muß schwitzen, denn: et kummet ût'n annern lanne und muß sich erst an diese Welt gewöhnen (Eitzum). Über die Hausschwelle trägt man in den ersten acht Tagen nach der Geburt das Kind auch nicht heraus, damit es kein Landstreicher wird. Hat das Kind irgend ein Mal, ein Zeichen am Körper, so muß dessen Ursache klargestellt werden. Die Mutter weiß dann, daß sie während der Schwangerschaft sich an der korrespondierenden Körperstelle gestoßen hat oder sie hat sich „versehen".

Dann wird nach der Ader zwischen den Augen gesehen; tritt diese quer über der Nase stark als blauer Streifen hervor, so heißt das „Kirchhof" und man glaubt, das Kind lebe nicht lange (allgemein). Gähnt ein neugeborenes Kind zum erstenmal, so fährt nach Ansicht der Wärterinnen und Hebammen (auch in der Stadt Braunschweig) der Teufel aus ihm aus. Damit der Teufel nicht wieder hineinfahren könne, machen jene das Zeichen des Kreuzes vor dem Munde des Kindes. Vor der Taufe eines Kindes muß immer jemand bei dessen Wiege wachen, damit es nicht vertauscht werde [1]).

Von Freunden, Nachbarn und Gevattern erhält die Wöchnerin die Wochensuppe, allerlei gute Speisen, gesendet. In einigen Dörfern am Drömling und bei Vorsfelde ist es noch Sitte, daß etwa acht Tage nach der Geburt die Familie ein Wurstessen im engsten Kreise abhält. Das nennt man kinnsfäutjenvertêren.

Fliegt der Storch übers Haus, während die Wöchnerin noch im Bette liegt, so giebt es übers Jahr wiederum Taufe.

Das neugeborene Kind darf, bis es getauft ist, von keinem Kinde geküßt werden, das noch nicht sprechen kann, sonst lernt es selbst nie sprechen und bleibt stumm. Während das Kind getauft wird, muß in der Wiege desselben ein Gesangbuch liegen; dann wird es klug und fromm.

Nachdem die Wöchnerin genesen, ist ihr erster Gang zur Kirche. Sollte sie aber durch irgend welche Umstände veranlaßt werden, zuvor einen anderen Gang zu machen, was ihr schaden würde, so klopft sie dreimal an die verschlossene Kirchenthür; dann schadet der Gang nicht. Hat die Mutter den ersten Kirchgang gemacht, so schlägt sie, heimgekehrt, den Hauptgesang auf und legt dem Kinde das aufgeschlagene Gesangbuch unter das Kopfkissen. Dann wird es fromm und glücklich.

Von großer Wichtigkeit ist die Wahl der Gevattern (gewöhnlich drei Männer und drei Frauen; doch steht diese Regel nicht fest). Von ihnen sagt man: vadder wêren is ne êre vor'n lûen, awer ne schanne in'n geldbû'el. Man fürchtet sich also vor den Ausgaben und damit stimmt ein anderes Sprichwort überein: wenn't kind edofft is, willt alle lûe vadder stân. Im übrigen ist der Pate stolz auf das, was er dem Täufling in ein Tuch eingeknotet (daher vaddern-knutten) schenkte, wie das der Vers ausdrückt:

---

[1]) Braunschweiger Anzeigen 1760, S. 1391.



Gevattern in Riddagshausen. Um 1840.

Gezeichnet von Karl Schröder.

Wat ik as vadder dik verêre,
Dat wâre un mêre!

Die Gevatterbriefe (bottervögel genannt) sind sehr formell gehalten, früher wie jetzt, wo sie allerdings ziemlich aus der Mode gekommen sind. Man wendete bei ihnen immer die hochdeutsche Sprache an und ließ sie meistens durch den Schulmeister schreiben. Hier ein Beispiel.

„Dem ehr- und achtbaren Junggesellen Hennig Wunderling. Ehr- und achtbarer Junggeselle, besonders lieber Freund und Gevatter. Montag morgen um 5 Uhr ist meine Frau, geborene Bunsen, mit Hülfe Gottes von einem Sohn glücklich entbunden worden. Weil wir nun willens sind, den Donnerstag Mittag um 12 Uhr dieses Kind taufen zu lassen, so bitten wir Euch inständig, um die besagte Zeit Gevatternstelle bei diesem Kinde zu vertreten, und hernach in unserm Hause eine freundschaftliche Mahlzeit vorlieb zu nehmen. — Wir werden diese Gefälligkeit jederzeit dankbarlich erkennen und verspreche ich mich immer zu betragen als Euer aufrichtiger Freund und Gevatter Heinrich Kiegeland. Beierstedt, den 21. August 1787."

Neuere Gevatterbriefe sind gedruckt oder lithographiert und zeigen oben ein Bild, Christus die Kinder zu sich kommen lassend. Ein solcher lautet:

„Der barmherzige Gott hat unser Haus gesegnet und am 5. August 1894 durch die glückliche Geburt einer Tochter erfreut. Wir gedenken unser Kindlein am nächsten Sonntag, 9. September 1894 um $^3/_4$2 Uhr in der hiesigen Kirche zur heiligen Taufe zu bringen und bitten Frau K. A. freundlich, bei dem heiligen Sakramente unser Kind mit Gebet und gutem Bekenntnis zu vertreten, als treuer Taufzeuge ihr ferner Liebe zu schenken und so zu helfen, daß es zu Gottes Ehre und seiner Seligkeit lebe. Mit freundlichem Gruße und der Hoffnung auf Gewährung des erbetenen Liebesbeweises verbleibe ich Fritz Grabenhorst und Frau. Abbenrode, 1. September 1894."

In den Drömlingsdörfern steckt man die Gevatterbriefe bis zum Tauftage ans Fenster, so daß sie jeder Vorübergehende lesen kann. Das geschieht auch in Schlanstedt (Kreis Oschersleben) zum Zeichen, daß der Betreffende, während der „Brief" am Fenster steckt, keine weitere Gevatterstelle annimmt. Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts herrschte in der Stadt Braunschweig und wohl auch auf dem Lande eine sehr eigentümliche Sitte bei den Einladungen zum Gevatterstehen. Es wurde nämlich ein Teil der Nabelschnur des Kindes mit einem seidenen Bändchen versehen, darauf der Name des Kindes geschrieben und so dem Gevatter als Einladung übergeben, der damit gleichsam einen Teil des Kindes zum Eigentum erhielt, symbolische Andeutung der engen Beziehung zwischen dem Gevatter und seinem Patenkinde[1]).

In Eitzum war es (nach H. Schattenberg) Sitte, daß die Paten die Eltern vor dem Gange zur Kirche mit einem kurzen Spruche begrüßten, welchen der jüngste Pate hersagte:

---

[1]) Im Nachlasse des Besitzers der Martiniapotheke, Kurt Graberg, welcher oft Gevatter stehen mußte, wurde eine ganze Schachtel voll solcher Nabelschnüre gefunden (Mitteilung des Geh. Rat Prof. Nickol). Über die Bedeutung der Nabelschnur als Amulet, Heilmittel ꝛc., auch bei Naturvölkern, vergl. Ploß, Das kleine Kind, Stuttgart 1876, S. 40.

Vâ'er un mudder sin ji darmidde inverstân,
Sau willt wi mit den heiden na'r kerke gân.
Dat kind will wi nich nemen,
Dat könnt ji der kinnermudder gewen.

Standen, bei Vorsfelde, jüngere Burschen Gevatter, so erhielten sie von ihren vadderschen, den Pate stehenden Mädchen, einen Strauß, von dem drei Ellen Band herabhingen; er wurde für den Kirchgang auf dem linken Rockärmel befestigt. Wenn das Kind getauft war, kamen Strauß und Band an die linke Seite der Mütze. Für diesen Zierat bezahlten die jungen Paten anstatt ihrer Mädchen zwei Gutegroschen an die Hebamme [1]). Während des Kirchganges zur Taufe darf ein Gevatter unter keiner Bedingung seinen Urin lassen. Wird er doch dazu gedrängt, so muß er wenigstens währenddem einen Handschuh ausziehen, damit he nich in vullen tûge is, sonst wird das Kind ein Bettnässer. Keinesfalls aber darf er am Tauftage zu Stuhle gehen, da das Kind sonst stets das Bett beschmutzen wird. In Eitzum durften die Paten sich während des Kirchganges nicht mit weltlichen Gedanken beschäftigen, sie durften nur an Gottes Wort denken, weil sonst das Kind mondsüchtig, oder wie es hieß ein balkenrier (Balkenreiter) oder dâkklemperâr (Dachletterer) würde. Alles Vorstellungen, die den Zusammenhang zwischen Gevatter und Patenkind darthun sollen. Die Gevattern halten das Kind bei der Taufe abwechselnd auf den Armen; derjenige, auf dessen Arm während des Aktes das Kind weint, hat diesem zu Weihnachten ein neues Kleid zu schenken.

Eine Frau, die guter Hoffnung ist, soll nicht Gevatter stehen, das schadet dem Täufling und ihrer Leibesfrucht, ja, beide können infolgedessen zu Grunde gehen. Dem kann aber vorgebeugt werden, wenn die schwangere Patin zwei Schürzen statt einer während des Taufaktes anzieht.

Der Täufling nimmt geistige Eigenschaften vom Paten an, wie schon das Sprichwort andeutet de dridde âdere sleit na'n pâen.

Früher erhielt der Knabe seinen Rufnamen nach dem ältesten Gevatter, das Mädchen nach der ältesten Gevatterin, auch wurde unter den Gevattern wegen des Namens gelost.

Der Täufling wird noch jetzt möglichst schön aufgeputzt zur Taufe getragen. Früher war es Sitte, daß einzelne Gemeinden zu diesem Zwecke für die ärmeren Gemeindemitglieder besonders feine Taufanzüge stifteten, welche bei der jedesmaligen Gelegenheit hergeliehen wurden. Ein solcher, sehr schön gearbeiteter Taufanzug aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts, den die Gemeinde Hondelage stiftete, befindet sich im Städtischen Museum zu Braunschweig.

Er besteht zunächst aus einem 35 cm langen und 27 cm breiten Steckkissen aus feinstem Leinenbatist mit weißer Handstickerei und Durchbruchsarbeit, ist mit roter Seide unterlegt und einer rotseidenen Bandrüsche eingefaßt. Von der Bekleidung des Täuflings selbst sind (abgesehen von Hemdchen und Windeln) vorhanden Unterärmel aus Leinenbatist mit angesetzter Handstickerei und Durchbruchsarbeit; ein Kragen bestehend aus einer Krause in Leinen mit angesetzter Handstickerei. Das Jäckchen entspricht dem

[1]) Beck in Zeitschr. d. Ver. für Volkskunde 1898, S. 436.

Steckbettchen in Stoff und Ausführung und ist am Halsausschnitt mit rotseidenem Bande eingekraust; das gleiche gilt von der an beiden Längsseiten mit roter Seide eingefaßten Binde. Dazu gehören noch zwei den Kopf umfassende Mützen, welche in Schnitt und Stoff sich den Mützen nähern, die im vorigen Jahrhundert von den Bäuerinnen getragen wurden. Die eine aus violettem geblümtem Atlas, ringsum mit rotseidenem Band besetzt und über und über mit silberner Borde benäht, am Hinterkopf mit rotseidenen Bandrosetten geziert und die ganze Mütze mit einer gekrausten Leinenspitze eingefaßt. Die zweite Mütze ganz ähnlich, aber mit rotem Grunde.

Die Taufe erfolgt auf dem Lande gewöhnlich Sonntags. Die Gevattern halten den Täufling während des Aktes abwechselnd, nach demselben wird er in einigen Gegenden noch um den Altar getragen. Früher mußte die Taufe bei Strafe am sechsten Tage erfolgen [1]). Der Geistliche wurde für eine Taufe früher meist schlecht bezahlt. In Dibbesdorf z. B. erhielt der Volkmaroder Pfarrer für jede Taufe 8 gute Groschen, von unehelichen Kindern aber „à Stück" 12 gute Groschen. In Schandelah für ein Kind zu taufen, „einschließlich der Fürbitte, der Danksagung und des Gevatterbriefes und der Mahlzeit" 24 Mariengroschen [2]). Die Sporteln sind nun bei der Geistlichkeit abgelöst. Welche Rolle sie aber spielten und wie der Geistliche sich dabei unter Umständen schlecht stand, ersieht man aus folgenden Versen, welche die Klage eines Pastors zusammenfassen:

Es ist hier keiner konfirmiert,
Auch kein Einziger kopuliert,
Gestorben ist auch keins,
Geboren ist nur eins —
Und das gehöret mir,
Da krieg' ich auch nichts für!

Bei der Taufe unehelicher Kinder mußte die Mutter früher buchstäblich in Sack und Asche trauern; sie erschien in einem weißen Laken in der Kirche und mit Asche auf dem Haupte (Mitteilung aus Kl. Schöppenstedt).

Auf dem Wege zur Kirche wird das Kind von der Hebamme getragen, sie oder die jüngste Gevatterin trägt es auch wieder nach vollzogener Taufe zurück. Das von Schröder um 1840 in Riddagshausen gezeichnete Bild Tafel X zeigt den Kirchgang der Gevattern. Die Patinnen tragen nicht ihre gewöhnlichen Bandmützen, sondern schon die (für spätere Zeit angeschafften) Brautkronen (siehe unten). Hebamme oder jüngste Gevatterin müssen bei dem Wege aus der Kirche schnell gehen, damit das Neugeborene gut laufen lernt. Zurückgekehrt ins Haus spricht herkömmlich die Hebamme: 'N heiden hebbe ik midde wegenômen un en kristen bringe ik jich wê'er. Nu wünsche ik'r jich vêl glücke midde.

Es folgt das Taufessen, an dessen Schluß die Hebamme von den Anwesenden auf einem Teller Geld für sich einsammelt. Ist sie damit fertig und hat sie das Geld eingestrichen, so giebt sie den Teller zurück mit dem ständigen Hebammenwitz: Ik nême man de lütjen stücke (das Geld) un gêwe dat

[1]) Landesherrliche Verordnung vom 20. April 1636.

[2]) Handschriftliche Dorfbeschreibungen von Dibbesdorf und von Schandelah, beide von 1754.

grôte (den Teller) torügge. Die großen Taufschmausereien wurden schon früh [1]) bei 100 Thaler Strafe verboten.

Eine auffallende, früher beim Taufessen vorkommende Sitte betraf die Absonderung des Vaters von den Gästen. Während diese am Tische saßen, mußte der Vater auf einem Holzklotze in der Stubenecke sitzen, gewöhnlich dem Klotze, auf dem man die Wäsche zu klopfen pflegte (Kl. Schöppenstedt).

Das Säugen der Kinder dauert gewöhnlich ein Jahr lang, doch glaubt man, daß ein weiter fortgesetztes Stillen ganz besonders vorteilhaft für die Kräfteentwickelung der Kinder sei. So findet man denn nicht selten zweijährige und noch ältere Kinder, denen die Brust gereicht wird und die dann, wie man erzählt, rufen: mudder gif mik mal de titte! Wie stark aber dadurch die Kinder werden können, berichtet die Erzählung von dem Jungen, der bis zu seinem 15. Jahre die Mutterbrust erhielt und nun so gewaltige Kräfte entwickelte, daß er Bäume aus der Erde reißen konnte. Der Junge trat bei einem reichen, aber sehr geizigen Bauern in Dienst und als Lohn wurde ausgemacht, daß der Junge dem Bauern eine Ohrfeige geben dürfe, wenn das erste Dienstjahr zu Ende sei. Als nun dieser Zeitpunkt herannahte und der Bauer sah, welche Riesenkräfte der Junge entwickelte, begann er sich zu fürchten und bereute sein Versprechen. Er beredete seinen Schäfer, daß dieser gegen Zahlung von 100 Thalern für ihn die Ohrfeige in Empfang nähme; damit war auch der Junge einverstanden und als nun der Termin abgelaufen, gab er dem Schäfer einen so gewaltigen Backenstreich, daß er in der Luft verschwand und erst nach sieben Jahren wieder auf die Erde zurückfiel.

Beim Entwöhnen wandten die Frauen früher ein eigenes Mittel an, welches hier und da noch gebraucht werden soll. Sie setzten sich nämlich vor den heißen Herd oder Ofen, machten dort einen dicken Kieselstein heiß, den sie auf den Schoß nahmen, und gossen Essig darauf; die Dämpfe ließen sie auf die Brüste einwirken. Das Verfahren wurde lange wiederholt.

In den ersten sechs Wochen muß dem Kinde oft das Köpfchen mit einem engen Kamme gekämmt werden; geschieht das nicht, so bekommt das Kind einen jârschorf oder padkopp (Grindkopf), welchen es sein lebenlang behält.

Auf das Hervorbrechen des ersten Zahnes wird geachtet und eifrig danach gesucht. Wer en ersten tân find't, krigt en niet klêd, heißt es, wenn auch die Gabe nicht erfolgt. Kinder, welche beim Stillen das Däumchen einschlagen, sind fromme und gute Kinder.

Im ersten Vierteljahre dürfen Kindern die Nägel nicht geschnitten werden — die Mutter muß sie abbeißen.

Ist das Kind gefallen und man fürchtet, der Fall könne ihm schaden, so zieht man es dreimal durch die Sprossen einer Leiter hindurch und spricht dabei: „Im Namen des Vaters ꝛc.“

Lobt man Eltern gegenüber ein Kind, so sagen Vater oder Mutter:

---

[1]) Landesherrliche Verordnung vom 20. April 1636.

beraupet et man nich. Dabei wird mit dem Fingerknöchel dreimal auf den Tisch geklopft. Wie schädlich das Berufen ist, hat jener Vater erkennen müssen, dem sechs Töchter hintereinander geboren wurden und der sich dann stets einen Sohn wünschte. Kam ein Mädchen zur Welt, so sagte er jedesmal: „Ach, leider!" Endlich wurde ihm ein Sohn geboren und da rief der Vater, „Gottlob!" Als nun die Kinder heranwuchsen, blieben die Mädchen zu Hause und es ging ihnen gut; der Sohn aber wanderte in die Fremde und kam ganz zerlumpt wieder heim. Da sagte der Vater:

Ach leider — tragen schöne Hüte und Kleider.
Gottlob — hat weder Rock noch Stock.

Das kam aber davon, weil er die Kinder bei der Geburt „berufen" hatte.

Vom Mairegen wachsen die Kinder. Regnet es, während die Sonne scheint, so gehen die Kinder ins Freie und singen:

Sunnenrâ'en mâk mik nich nat,
Mâk de ôlen wîwer nat.
Leiwe sunne kumm erunner,
Lat den râ'en bowen.

Sieht ein kleines Kind viel in den Spiegel, so wird es ein Affe. — Eine leere Wiege darf man nicht schaukeln, sonst stirbt das Kind, welches hineingehört. — Wenn Schnee liegt, darf man Kinder nicht entwöhnen; sie bekommen sonst graue Haare. — Kinder, die mit dem Feuer spielen, werden Bettnässer. — Kluge Kinder werden nicht alt; auch nicht solche, die von Engeln reden. — Kindern, welche ihre Eltern schlagen, wächst die Hand aus dem Grabe. — Man darf ein Kind nicht durch ein Fenster heben, sonst wächst es nicht (Büddenstedt).

Das Zahnen wird dem Kinde dadurch erleichtert, daß man es wiederholt auf ein schwitzendes Pferd setzt. Wenn die Kinder ihre Milchzähne verlieren, so werfen sie dieselben in ein Mauseloch und sagen dabei:

Mûs, ik bringe dik en ôlen tân,
Bring du mik en nîen.

Oder:

Mûs, mûs hol mînen tân,
Gif mik en nîen wedder.

Man soll keinem Kinde über den Kopf sehen, es lernt sonst das Schielen. — Eine Katze darf man nicht allein mit dem Kinde lassen; sie „fängt sonst dem Kinde den Atem ab".

Von der Erziehung der Kinder auf dem Lande läßt sich zunächst sagen, daß dieselbe wesentlich durch die verschiedenen Vermögensverhältnisse der Eltern bedingt ist und bei den Wohlhabenderen sich völlig den Verhältnissen der Städter angepaßt hat. Es ist schon ein Geschlecht herangewachsen, das auf den Schulen und in den Pensionen der Städte ausgebildet ist. Die Kinder der geringeren Stände wachsen dagegen noch wie früher ganz auf dem Lande auf, wiewohl durch die allgemeine Wehrpflicht und dadurch, daß die Mädchen viel in die Städte in Dienst gehen, auch städtisches Wesen und hochdeutsche Sprache um sich greifen. Je ferner von der Stadt, desto urwüchsiger bleibt aber das

junge Volk, wenn es auch gegenüber der früheren Zeit die guten Dorfschulen voraus hat. Es ist da noch ähnlich, wie die handschriftliche Dorfbeschreibung von Lelm aus dem Jahre 1756 berichtet: „Wie der Bauer an den meisten Orten seine Kinder frühzeitig dazu anlernet, daß sie ihm im Hofe bei seinen Arbeiten und der Viehzucht Dienste thun müssen, so ist es auch hier. Außer dem, daß die Knaben mit Pflügen, Eggen, Dreschen und Viehfüttern verrichten müssen, werden sie zu keiner anderen Art von Arbeit gewöhnt. Die Mädchen müssen außer diesen knütten, spinnen und diejenige Arbeit verrichten, welche in der innerlichen Haushaltung vorfällt. Andere Arbeiten sind unter den Bauern hiesiger Gegend nicht bekannt." Die latinschen bûern sind eine Errungenschaft späterer Zeit.

Nachdrücklich sieht der Bauer darauf, daß seine Kinder zu tüchtigen Menschen heranwachsen und er giebt sich in seiner Art Mühe, dieses Ziel zu erreichen. Freilich ist ihm die Schulzeit derselben mit dem vorgeschriebenen Schulzwang oft recht lästig, da er es manchmal für praktischer erachtet, daß ihm die Kinder in der Wirtschaft beistehen, als daß sie auf den Schulbänken sitzen. Der Durchschnitt der ländlichen Bevölkerung ist darum auch froh, wenn mit der Konfirmation der Unterricht aufhört und die Kinder, entweder selbständig im Dienste oder in der Wirtschaft der Eltern, schon verdienen können. Früh treten die meisten aus dem Kreise der Familie heraus und verkehren mehr mit ihresgleichen als mit den Eltern.

Allzu viel Kinder hat der Bauer in der Regel nicht und Kenner behaupten, daß das bekannte Zweikindersystem namentlich bei den Wohlhabenderen eine nicht seltene Erscheinung sei.

Das Sprichwort sagt von den Kindern:

Ein vâder kann êr tein kinner ernären, as tein kinner einen vâder.
Lütje kinner, lütje sorgen; grôte kinner, grôte sorgen.
Et is lichter, en sack vull floie hoien, as en mâken.

Wie überall in Deutschland findet bei einem Teil der ländlichen Bevölkerung und so auch bei uns im Braunschweigischen, ein mehr oder minder freier Verkehr der Geschlechter untereinander statt. Es betrifft dieses besonders die Dienstboten und die ledigen Arbeiter, bei denen altes Herkommen den freien geschlechtlichen Verkehr nicht als strafbar erscheinen läßt, wiewohl sie selbst Verhältnisse, die mit Folgen verknüpft sind, verurteilen. Ich hatte bei der Schilderung der Spinnstuben davon und von der Ausschließung der „Angebrannten" zu reden, ich komme bei der osterfoilje darauf zurück und berufe mich wiederholt auf Pastor Wagners Vortrag über die Sittlichkeit auf dem Lande (Berlin 1894), welcher auf diese Dinge eingeht und die gleichen Beobachtungen machte.

Einen ganz besonderen Brauch, der mit dem freien Geschlechtsverkehr der jungen Leute zusammenhängt, habe ich in den nördlich an das Amt Vorsfelde anstoßenden lüneburgischen Dörfern gefunden und geschildert[1]). Er kommt vor,

[1]) Zeitschr. d. Vereins für Volkskunde 1896, S. 363.

noch jetzt, in den Ortschaften Schneflingen, Teschendorf, Ohrdorf, Zasenbeck und noch einigen anderen, die südlich und südöstlich von Wittingen liegen und bezieht sich auf das Auslosen der Mädchen unter den jungen Burschen. Dieser Brauch ist als kabeln bekannt. Ein Kabel ist ein Los. In den genannten Dörfern kommen die Burschen zusammen und werfen ein jeder ein Los in einen Hut, sei es ein Messer, ein Knopf, eine Cigarrenspitze oder dergleichen. Nun treten alle abseits; einer aber greift die Lose der Reihe nach aus dem Hute und fragt bei jedem einen ihm mit dem Rücken zugewandten Burschen: „Zu welchem Mädchen soll der gehen, dem dieses Kabel gehört?" Der Gefragte nennt den Namen eines Mädchens im Dorfe und derjenige, dem solcher Art das Los ein Mädchen zuerkannte, hat die Verpflichtung, abends zu diesem zu gehen bezw. einzusteigen. Es kommt natürlich auf das Mädchen an, ob es ihm Zutritt gewährt. Ist letzteres nicht der Fall, so hat er dafür den Genossen ein Liter Branntwein zum gemeinschaftlichen Gelage zu stiften.

Heirat und Hochzeit [1]).

Auch in diesem Abschnitte habe ich mehr vom Vergangenen als vom Gegenwärtigen zu berichten, wo es sich um kennzeichnende Sitten und Gebräuche handelt, von denen aber immer noch Reste vorhanden sind, die um so kräftiger auftreten, je weiter wir uns von den Mittelpunkten der Kultur entfernen.

Daß viel Sentimentalität im Verkehre der beiden Geschlechter auf dem Lande herrsche, kann man nicht sagen. Romantische Liebe, wenn vorhanden, wird nicht gern gezeigt, da sie zu Spott herausfordert. Die Liebe, und oft in ihrer freiesten Form, spielt wohl auch ihre Rolle, aber im allgemeinen sind die materiellen Verhältnisse bei den Verlobungen ausschlaggebend. Man hört wohl das Wort:

Tâneweidâge grôte plâge,
Awer leif hebben un nich frîen
Is noch ne grôtere pîn —

aber allzu oft mögen solche Schmerzen nicht vorkommen. Es giebt genug Regeln, die man bei der Wahl einer Braut zu beachten hat und darin liegt manche Lebensweisheit.

De de ôgen nich updeit mot'n bû'l updaun.

Und: Man kann in einen dâge mêr frîen as sîn lewedag verdeinen.

---

[1]) Seit der ersten Auflage meiner Braunschw. Volkskunde sind verschiedene Veröffentlichungen über die Hochzeiten auf dem Lande erschienen, die hier benutzt wurden. Ich nenne: H. Beck, Aus dem bäuerlichen Leben in Nordsteimke (Zeitschr. des Vereins für Volkskunde 1898, S. 428). — H. Schattenberg, Alte Volksbräuche im Dorfe Eitzum (Festschrift der 9. allgemeinen lutherischen Konferenz zu Braunschweig 1898, S. 107). — O. Schütte, Hochzeitsgebräuche (Braunschw. Magazin 1898, S. 182). — Zu vergleichen ist Kück, Die Bauernhochzeiten in der Lüneburger Heide (Zeitschr. des Vereins für Volkskunde 1897, S. 31).

Alſo Vorſicht bei der Wahl! Was das Äußere anbelangt, ſo weiß auch hier das Sprichwort Rat:

Kort un dick hat kein schick,
Lang un smâl hat kein gefall.
Awer en mâken von mittelmât
Geit am wackersten ôwer de strât.

Iſt ein körperlicher Fehler an der Auserwählten, dann tröſtet man ſich mit dem Spruche:

En betjen scheif
Hat Gott leiw.

Weiter beſagen Aberglauben und Sprichwort in Bezug auf Liebe und Ehe:

Ein Mädchen, welches das Eſſen verſalzt, iſt verliebt.

Glück im Spiel deutet auf Unglück in der Liebe.

Bekommt ein Mädchen beim Waſchen leicht eine naſſe Schürze, ſo deutet das darauf, daß ihr zukünftiger Mann ein Trunkenbold ſein wird.

Brennen drei Lichter zugleich in der Stube, ſo ſagt man, unter den Anweſenden befindet ſich eine „heimliche" Braut.

Fällt einem Mädchen die Schürze herab, ſo denkt ſie an den Geliebten. Geht ihr das Strumpfband auf, ſo denkt der Geliebte an ſie.

Wo viel Spinnen in den Häuſern, haben die Jungfern viel Freier (Braunſchw. Anz. 1760, S. 1392).

Findet ein junger Mann (ein junges Mädchen) ein Stück altes Eiſen, ſo denkt die Geliebte (der Geliebte) an ihn.

Alte Liebe roſtet nicht,
Aber auch die neue fackelt nicht.

Zieht man einem Mädchen die Finger, daß die Gelenke knacken, ſo melden ſich ſoviel Freier, als es oftmals knackte.

Sturmwind während der Brautwäſche bedeutet Unfrieden in der Ehe.

Das Mädchen, welches die Katzen gut füttert, bekommt einen guten Mann.

En mâken, dat keinen schatz hat, is as en hund ône swans.

Wer sik hebben sal, de krigt sik ôk — un wenn't de dûwel up'r schubkarre tohope fârt.

Kôp nâwers rind, frîe nâwers kind, sau wirst de nich bedrogen.

Frîen is kein pârekôp. — Mahnt zur Vorſicht beim Freien.

In der Faſtenzeit ſoll man nicht heiraten, denn faſtenbrût, deit selten gut!

Frîen hat moie,
Gift bedden un käue.

Eigen hêrd is goldes wêrt.

Jung efrîet hat neinen erûet — aber date efrîet hat — ſetzt man hinzu.

Wenn de kinners frîet, möttet de ôlen dôdeslagen weren.

Dat is so as wenn Johann frien wöll un kann keine brût kri'en.

Heiratsfähige Mädchen dürfen kein friſches Stück Butter anſchneiden, ſonſt erhalten ſie keinen Mann.

Daß nicht alle Ehen glücklich verlaufen, darauf deuten die Sprüche:

Vor der hochtît küsse,
Na der hochtît smisse!

Prost, junfer brût,
Jue krüsel geit ût,
De trauer geit an
Ji kriget en mann.

Ein Liebesorakel, das ich aus Waggum kenne, ist das Schürzensieben. Von jedem der anwesenden Mädchen wird die Schürze genommen und in ein festes Knäuel zusammengebunden. Diese Knäuel werden in einem großen Futtersiebe zusammen „gesiebt", bis eines herausfliegt. Das Mädchen, dem diese Schürze gehört, heiratet zuerst.

Die Redensart sik en korf halen, ist auch bei uns für abgewiesene Freier gebräuchlich. Man setzte auch solchen eine alte Kiepe aufs Dach, damit jeder die Schande sehen konnte. Unverheiratete, die auf dem Rücken eine Kiepe tragen, werden auch gefragt: Wut wol et jawort halen? Es wird auch erzählt, man habe einen schwachsinnigen Knecht (dei nich recht bi trôste is) mit einer Kiepe auf dem Rücken zur Werbung ausgeschickt. Er kam dann zurück mit der Kiepe halb voll Steine und der Bemerkung, das Jawort sei recht schwer.

Eine Redensart, der die neue Zeit mit ihren Umwälzungen viel von ihrer gesunden Grundlage entzogen hat, lautet: Wenn en mäken frîen will, mott et en'n kuffer vull knocken (Flachs), en'n kuffer vull lennewand un en botterfatt vull strümpe hebben.

Die Zaubermittel, um Liebe hervorzurufen, sind ähnlich den aus anderen deutschen Gegenden bekannten. Um die Liebe des Burschen zu erregen, muß ein Mädchen heimlich etwas von ihren menses ihm in sein Getränk thun. Hat er davon getrunken, dann kann he nich mêr vor dat mâken te gûe wê'ren. Umgekehrt giebt der Bursche dem Mädchen ein Stück Brot heimlich zu essen, das mit dem Schweiße seiner Achselhöhle getränkt ist, mit dem gleichen Erfolge.

Wo nicht unmittelbare Übereinkunft zwischen den jungen Leuten und deren beiderseitigen Eltern die Verlobung herbeiführt, was jetzt mehr und mehr der Fall ist, treten der Freiwerber oder die Freiwerbersche ihr Geschäft an; sie betreiben es genau so, wie die jüdischen Ehevermittler oder Schadchen und bringen gegen Entgelt die Paare weniger nach der Neigung, als nach den Vermögensverhältnissen zusammen. So ist die Verlobung, löffte oder handlöffte, häufig nur ein Geschäft. Oft wird ein Ehevertrag geschlossen, wie z. B. Ebeling einen solchen aus dem Drömling mitteilt[1]). Nach einigen einleitenden Worten über Liebe und Treue folgt die Hauptsache: „Der Bräutigam heiratet seiner lieben Braut seinen Halbspännerhof nebst sämtlichem Zubehör, Feld, Vieh und Wirtschaftsgeräten zu. Dagegen verspricht die Jungfer Braut ihrem Bräutigam zur Mitgift 50 Thaler, 2 Ochsen, 2 Kühe, 1 Pferd, 1 Stier, 2 halbjährige Schweine, 2 Schafe mit Lämmern, 2 Säcke mit Roggen, 1 Bett, 3 Überzüge, 1 großes und 2 gewöhnliche Bettlaken, 6 ganze und 6 halbe Drelltischdecken, 12 Handtücher, 1 Ehrenkleid, 1 Kiste, 1 Lade, 1 Stuhl und 1 Spinnrad." Der Bräutigam erklärt darauf ausdrücklich, daß er damit zufrieden sei; im Todesfalle setzen sich die Verlobten gegenseitig zu Erben ein.

So war es von Alters her Brauch. In der Gemeindelade zu Klein-

---

[1]) Blicke in vergessene Winkel II, S. 192.

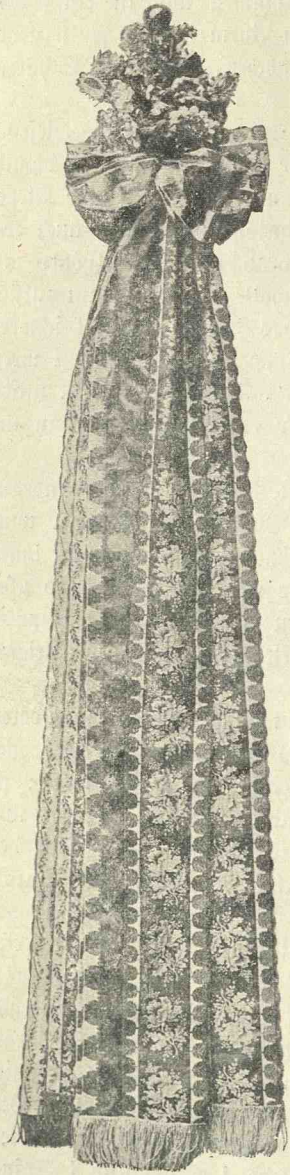


Fig. 154.
Hochzeitsbitterstrauß aus Bansleben. Mitte des 19. Jahrhunderts. Städt. Museum.

Schöppenstedt befindet sich ein 1610 von Pastor Petrus Dreyer verfaßter Heiratsvertrag. Der Bräutigam hieß Heinrich Wiechmann, die Braut Anna Weferling; als Zeuge war, außer den beteiligten Vätern, der unparteiische Konrad Twelkemeyer zugezogen. Die Mitgift der Braut bestand, abgesehen von 60 Thalern in baar, aus 1 Pferd, 2 Kühen, 1 Rind, 2 mageren Schweinen, 1 Mastschwein, „wenn es im Holze fett wird" (d. h. auf der Mast im Walde war), 2 Speckseiten, $8^1/_2$ Morgen Korn, nämlich 5 Morgen Roggen, 2 Morgen „Habern", 1 Morgen Gerste, 1 Vorling (vergl. oben S. 95) Weizen. Ferner aus Kisten und Kasten, Bett und Rockgewand nach dem Stande der Braut.

Tritt ein Teil nach der Verschreibung vom Verlöbnis zurück, so muß er (und das gilt heute noch) einen Teil seines Vermögens seinem Partner auszahlen, soviel wie sein Witwen- oder Witwerteil austrägt [1]).

Nachdem seit 1875 die Formalitäten auf dem Standesamte in Ordnung sind, wird, wie der Ausdruck lautet, das Paar „in den Kasten gehängt", d. h. das Aufgebot hängt 14 Tage lang öffentlich unter einem Drahtgitter am Standesamt aus. Dieses Aufgebot wird von Freundinnen der Braut bekränzt. Es soll auch vorkommen, daß heimlicherweise ein Strohkranz um das Aufgebot gehängt wird, wenn Zweifel an der Jungfräulichkeit der Braut bestehen.

Es kann nun an die Hochzeit und das Aufgebot in der Kirche gedacht werden. Bei letzterem dürfen Verwandte der Aufzubietenden nicht zugegen sein, da sonst die Ehe unglücklich ausfallen wird (selbst in der Stadt Braunschweig üblich).

So einfach und ungehindert nach der Erfüllung der gesetzlich vorgeschriebenen Formalitäten heute die Trauung erfolgt, so schwer wurde dieselbe früher gemacht. Der Prediger durfte noch im ganzen 18. Jahrhundert keinen Bauern trauen, ehe er nicht einen amtlichen Schein darüber besaß, daß

[1]) Schattenberg in der genannten Festschrift S. 115.

die Bedemund[1]) entrichtet sei[2]). Da die Unfreien nämlich unter dem Hofrecht standen, so hing die Ehe eines Unfreien von der Zustimmung seines Hofherrn ab. Dafür, daß die Zustimmung erteilt wurde, mußte von Hörigen und Leibeigenen eine Abgabe an ihren Hofherrn (adliges Gut, Kloster, Kammer 2c.) gezahlt werden, welche Bedemund hieß. Wenn z. B. in dem Dorfe Eitzum eines Ackermanns oder Halbspänners Tochter in die Ehe trat, so mußten 12 Himpten Hafer und 10 gute Groschen, wenn eines Kotsassen Sohn oder Tochter heiratete, 6 Himpten Hafer und 5 gute Groschen an das adlige Gut Schliestedt entrichtet werden. Als Gegenleistung wurde bei der nächsten Holzteilung die sogenannte Brautrute angewiesen; diese bestand aus einem Klafter sechsfüßig Buchenholz und einem Schock Wasen[3]).

Einfache mündliche Einladung oder Karten sind jetzt meist an die Stelle der feierlichen Einladung durch reitende, bandgeschmückte Burschen, die ummebidders oder Platzmeister, getreten, von denen noch Reste in den Dörfern nach der Heide hin und bei Vorsfelde vorhanden sind.

Platzmeister hießen diese Einlader, weil sie auf der folgenden Hochzeit die Ordnung aufrecht zu erhalten und gleichsam den Befehl zu führen hatten. Ihren Geboten hatten alle sich zu fügen und als Zeichen ihrer Würde führten sie auch eine Pritsche, deren sie sich beliebig bedienten. Sie sahen darauf, daß sie bei ihrem Ritte schön mit Bändern geschmückte Pferde ritten, auf denen sie stolz von Dorf zu Dorf galoppierten, wo ihre Ankunft Aufsehen erregte und es gewöhnlich war, daß sie bis auf die weiten Dälen der niedersächsischen Häuser sprengten. Meistens trugen sie alte Cylinderhüte, an sich aber Blumen und Bänder, mit denen auch die Reitpeitsche geschmückt wurde. Ein besonders schönes Stück war dabei der große, oft am Hut, Rockärmel oder vor der Brust angeheftete dutzen, ein Strauß aus künstlichen Blumen mit über meterlangen bunten Seidenbändern, wie Fig. 154 einen solchen aus Bansleben zeigt, der aus der Mitte des 19. Jahrhunderts stammt. Gewöhnlich stifteten die Brautjungfern, brûtmäkens, diese Bandschleifen.

Die Einladung, welche die ummebidders sprachen, hat sich auch noch teilweise erhalten; nach den Bruchstücken, die mir in Klein-Schwülper mitgeteilt wurden, ist sie ähnlich oder dieselbe gewesen, wie sie im Lüneburgischen gesprochen wurde:

Ich grüß' euch alle insgemein
Alle, die hier versammelt sein,
Weil ich jetzt komme zu dieser Zeit
Trag ich auch einen Strauß an meinem Kleid,
Auch einen Strauß am Hute fein
Den hat mir verehrt ein Jüngferlein.
Diesen trag ich Braut und Bräutigam zur Ehr',
Auf deren Bitten und Begehr.
Wir sind zu Euch hereingeritten
Und wollen Euch zur Hochzeit bitten.

---

[1]) Das Wort gehört zu bede, die Abgabe, die zuerst erbeten, dann üblich und zuletzt pflichtgemäß geleistet wurde.

[2]) Konsistorialreskript vom 20. Januar 1706.

[3]) Schattenberg, Chronikalische Schilderung von Eitzum, S. 15.

Wenn ihr ihnen wollt den Willen thun
Und am Freitag bei dem Bräutigam einkehren,
Mit blanken Gewehren,
Mit allerhand Rossen,
Mit Schimmeln und Fossen,
Mit Schwarzen und Braunen,
Mit Gelben und Grauen,
Mit Schwarzbraunen oder Weißen
Oder wie sonst eine Farbe mag heißen
Und wollt den christlichen Kirchengesang helfen mehren,
Und die Kopulation mit anhören,
Dann wollen wir einkehren in das Hochzeitshaus
Da wollen wir leben sieben Tage in vollem Schmaus.

Zwei Männer haben wir ausgesandt
Übers Meer und übers Land,
Den Jäger auf der Höh,
Den Fischer in der See.
Was diese beiden schießen und fangen,
Das wird in den sieben Tagen auslangen.
An Aufwartung solls auch fehlen nicht,
Da wir was Gutes zugericht.
Der Koch, der soll Zurichter sein,
Der Schenke, der soll schenken ein:
Bald Bier, bald Wein,
Bald Branntewein.
Guten Tabak und lange Pfeifen,
Die werden wir auf dem Tische greifen.
Es wird auch sonst lustig hergehen,
Neun Musikanten, die werden wir hören und sehen,
Dieselben sollen fleißig musizieren,
Damit die Männer die Frauen zum Tanze führen.

Die nachstehende Einladung der Platzmeister ist früher in Klein-Schöppenstedt gebräuchlich gewesen; man erkennt daraus die lange Dauer einer alten Hochzeit.

Lieben Leute, ich komme zu Euch geritten
Um Euch alle einzuladen und zu bitten,
Keinen von den Hausleuten ausgenommen
Freitag Morgen zu N. N. zur Hochzeit zu kommen.
Kommt aber nicht mit vollem Magen,
Denn sie werden tüchtig auftragen.
Bräutigam und Braut thut die Myrte zieren,
Mit Trompetenklang wollen zum Altar wir sie führen.
Und kommen wir zur Kirche heraus
Dann giebt es einen großen Schmaus.
Dann wird getrunken und kuranzt
Und die ganze Nacht hindurch getanzt.
Am andern Tag mit heiterm Sinn
Geht's wiederum zum Hochzeitshause hin
Da tanzen und schmausen wir wieder so
Wie am vorigen Tage froh.
Am Sonntag wird der Brautschmuck wieder angelegt
Und im Hochzeitszuge zur Kirche sich bewegt.
Und ist die Kirche wieder aus
Geht's wiederum ins Hochzeitshaus.
Nach dem Schmause tanzen wir weiter
Nach der Musik ganz lustig und heiter.
Am Montag wird an nichts gedacht,
Denn der wird völlig blau gemacht.
Am Dienstag sind wir lustig und wohl
Es schmeckt dann vortrefflich der saure Kohl.
Darauf an dem lieben Mittwoch
Sind wir wieder vergnügt, doch!

Wenn dann Küche und Keller noch was vermag
Feiern wir auch noch den Donnerstag.
Dann aber ist die Hochzeit aus
Und jeder geht wieder in sein Haus.

Neben den Platzmeistern trat aber auch, wenigstens in Eitzum, eine weibliche Einladerin auf, welche im Dorfe selbst die Einladungen besorgte. Und dieses geschah durch eine der Brautjungfern, brûtmäkens[1]). Ehe sie ihre Wanderung antrat, bekam sie von der Braut einen kurzen Rohrstock, meist geschmückt mit einem kleinen gedrechselten Knopf, Hand oder Flügel aus Knochen, etwa meterlang. Er wurde von der Braut mit einem großen Strauß und Bändern geschmückt; der Stock sollte zur Abwehr der Hunde dienen, welche auf jedem Hofe die Einladende anbellten. Das Brautmädchen sprach eine gereimte hochdeutsche Einladung, die sich auf Polterabend und Hochzeit bezog und mit der Ermahnung, dem jungen Paare etwas zu schenken, schloß.

Vorgänge, Sitten und Gebräuche bei der Trauung und Hochzeit wechselten vielfach je nach der Gegend, anders waren sie teilweise am Elm, anders im Amte Salder und in den nach der Heide zu gelegenen Dörfern, wo noch die meisten und ursprünglichsten Gebräuche in Bruchstücken wenigstens sich erhalten haben. Im nachfolgenden sind einige der kennzeichnenden und allgemeiner gültigen Bräuche hervorgehoben.

Eine Hauptsache, dem ganzen materiellen Zuge, der durch die Heirat geht, entsprechend, war die Übergabe der Mitgift an den Bräutigam, die durch den oder die kästewâ'en erfolgt. Den Kästewagen hat derjenige Teil zu stellen, welcher in den Hof hineinheiratet, einerlei ob Braut oder Bräutigam. Mit schön geschmückten Pferden, zuweilen mit einigen Musikanten, führte er (meist am Tage vor der Hochzeit) die Aussteuer in das Haus des Bräutigams. Er brachte Kisten und Kasten mit der Leinwand, von der man annahm, daß sie teilweise so fein wie Spinngewebe sein müsse, daher der Ausdruck brûtlâken für Spinngewebe. Salz und Brot fehlten nicht auf dem Wagen; sie mußten als erstes Erfordernis in die neue Wirtschaft gebracht werden und auch wo jetzt kein Kästewagen mehr vorfährt, bringt man sie zuerst ins Haus. Buntbemalte Koffer, ein Schrank (schap), Betten, Spiegel, allerlei Hausrat, oben (als Zeichen des häuslichen Fleißes) thronend Haspel und Spinnrad, beide schön mit Bändern geschmückt oder mit „boltjen“ und „bratjen“ behängt, waren aufgeladen. Die Brautspinnräder und der Brauthaspel waren besonders feine Exemplare ihrer Art, sie wurden aufbewahrt und so haben sie sich noch erhalten. Man erkennt sie sofort daran, daß sie aus rotem Pflaumbaumholze gedrechselt sind, auch selbst alte Flachsdießen daran haben sich erhalten. Das Wockenblatt und Dießenband darum ist besonders schön, was aber namentlich daran auffällt, das sind die kleinen Zöpfchen, die den Schmuck der Jungfräulichkeit darstellen und die aus Flachs geflochtenen kleinen Figuren, welche jûngens und mäkens darstellen (Fig. 155 a. f. S.), auf die Fruchtbarkeit der Ehe hindeutend. Die Zöpfe vom

[1]) H. Schattenberg in der Festschrift 1898, S. 117.

Brautwocken wurden sorgsam aufbewahrt, da sie als Heilmittel gegen das kalte Fieber dienten. Litt jemand daran, so wurde ein Stück Zopf zu Asche verbrannt und diese eingenommen (in Eitzum, nach H. Schattenberg). Fuhr die Braut selbst auf dem Kästewagen von ihres Vaters Haus nach der Hochzeit, dann saß sie neben dem Spinnrade und warf, am Thore ihres Hauses angelangt, ein Geldstück fort, das in einen lennewannschen dauk eknuttet war. Man nannte dieses (Gegend von Königslutter) dat unglücke wegsmîten und entfernte dadurch etwaiges Unglück aus der bevorstehenden Ehe. In Denstorf wurde der

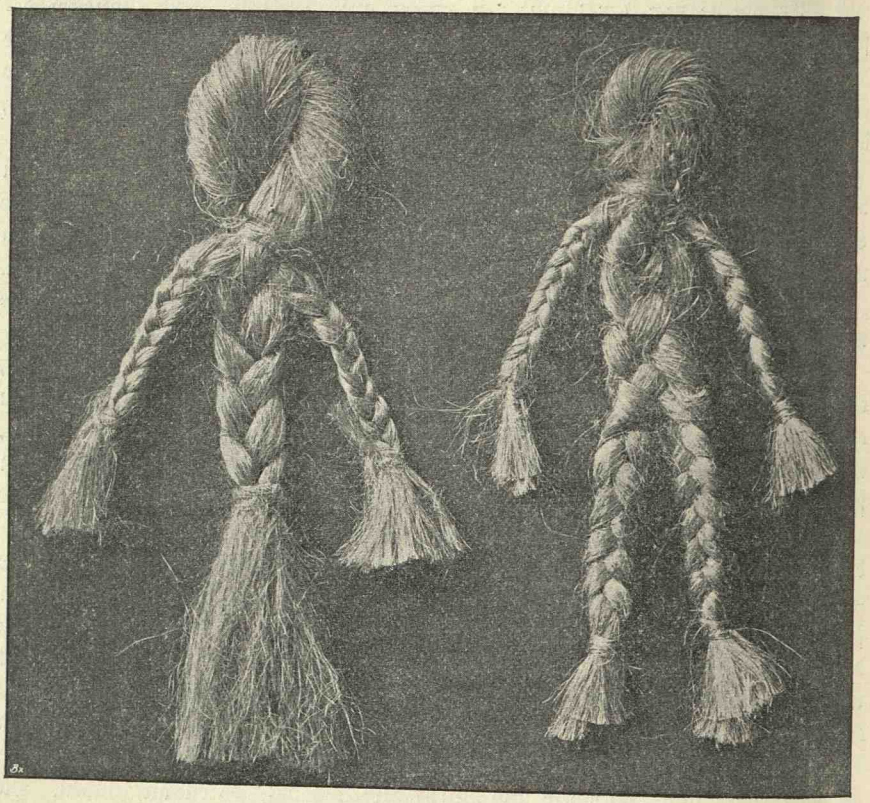


Fig. 155. Mâken und jûnge, aus Flachs geflochtene Figuren an der Brautdieße. Städt. Museum.

Spinnrocken der Braut von der Brautjungfer geschenkt, wobei sie hochdeutsche Verse sprach[1]), während der Brautführer ihr den Haspel schenkte.

Überall, wo der kästewâ'en durchfuhr, wurde er jubelnd aufgenommen und die Kinder erhielten Kuchen oder gedörrtes Obst (daher brâtjensmîten) zugeworfen. Auch fand das Schnüren (snoiren) statt, d. h. eine Schnur wurde über den

[1]) Mitgeteilt Braunschw. Magazin 1898, S. 182.

Weg gezogen, bis der Wagen ſich durch eine kleine Geldſumme gelöſt hatte. Der Fuhrmann, welcher den Käſtewagen führte, der gewöhnlich mit vier Pferden beſpannt war, ſaß auf dem hinteren Sattelpferde. In der Gegend nach dem Elme zu erhielt er für ſein Fahren ein Hemd, gewöhnlich aber nur das Leinen zu einem ſolchen und dieſes Stück Leinen hatte er beim Fahren des Käſtewagens nach Art einer Schärpe umzubinden.

In einzelnen Gegenden, ſo am Drömling, erſchien mit dem Wagen zugleich die Braut, um mit dem Bräutigam die Brautſuppe zu eſſen, welche ſymboliſche Bedeutung hatte. Man kochte nämlich mit der Fleiſchbrühe zugleich kleine Teile des hölzernen Küchengeſchirrs und von den Krippen des Viehes, und je beſſer dieſe Suppe ſchmeckte, deſto beſſer gedieh dann die Wirtſchaft des jungen Paares [1]).

Einige, auf uralten Brauch deutende Sitten, die noch vor der Hochzeit ſtattfanden, hatten ſich bis in unſer Jahrhundert erhalten, ſind aber jetzt eingegangen. In einigen Drömlingsdörfern und in Radenbeck (ſchon im Lüneburgiſchen bei Brome) mußte nämlich der Bräutigam die Braut im Dunkeln aus dem Kreiſe der Genoſſinnen herausgreifen und mit ſich wegholen [2]), vielleicht ein Anklang an den Brautraub. In Nordſteimke bei Vorsfelde ging der Freiwerber mit dem Bräutigam vor das Haus der Braut und forderte ſie heraus mit den Worten: Is de brût gût, denne kôm se rût! [3]) Auf ſehr alte Rechtsgebräuche deutet auch die Form des Abforderns der Braut am Hochzeitstage aus dem elterlichen Hauſe, wie ſie im Amte Gifhorn ſtattfand [4]). Die Braut wurde dort ſehr ceremoniell eêscht, geheiſcht.

Vor dem Gange des Brautpaares zur Kirche verſammelten ſich die Hochzeitsgäſte auf der Däle des elterlichen Hauſes der Braut. Dort erſchienen dann die vom Bräutigam geladenen Gäſte unter der Anführung des brûtêschers, eines Bruders oder nahen Verwandten des Bräutigams, welcher mit Bändern geſchmückt und mit einem ſtarken Stabe bewehrt eintritt. Mitten auf der Däle ſtehend redet der Brautheiſcher die Verſammelten an: er ſei beauftragt, die Braut zu êschen. Dann tritt er an den Döſſel (vergl. oben S. 156) des langen Thores und ſchlägt mit ſeinem Stab ſo ſtark dagegen, daß ein Stück davon abſpringt, wobei er ruft: ik êschere mînen brô'er sîne brût ton ersten male, worauf allgemeines Jubelgeſchrei und Tuſch der Muſik folgt. Der Heiſcher wiederholt dieſen Vorgang noch zwei Male und ruft beim letzten Male: ik êschere mînen brô'er sîne brût ton dridden mâle, nû' lât' se herkômen in Goddes namen! Dann ſchreitet er zum Herde im Hintergrunde der Däle und wirft auf denſelben die zerbrochenen Stücke ſeines Stabes. Alsdann übergiebt der Brautvater dem Heiſcher die Braut in Gottes Namen, dieſer tanzt mit ihr und der Kirchgang über den eingefallenen Döſſel beginnt.

---

[1]) Ebeling II, S. 195.
[2]) Kuhn und Schwartz, Norddeutſche Sagen, S. 433.
[3]) Zeitſchr. d. Ver. für Volkskunde 1898, S. 430.
[4]) Mitteilung des Küſters Blume im vaterländiſchen Archiv des hiſtoriſchen Vereins für Niederſachſen, 1838, S. 322.

Fast alles an diesem dramatischen Akt trägt das Gepräge hohen Altertums, da hier die alten Rechtsgebräuche bei Übergabe und Empfangnahme sich erhalten haben. Feierliche Entsagung erfolgte mit dem Zerbrechen des Stabes, der bei Rechtsgeschäften eine große Rolle spielte. Die Braut entsagt hier auf diese Weise der Familie des Vaters. Drei ist eine heilige Zahl und drei Schläge thut der Heischer mit seinem Stabe, wie der Sachsenspiegel (III, 68) drei Beilschläge bei Güterabtretungen anordnet. Die Übergabe erfolgt an der geheiligten Schwelle des alten Sachsenhauses, denn der Dössel ist der Pfahl, an dem die beiden Thorflügel sich schließen; bei Übergaben wurde nach altem Brauche das Herdfeuer gelöscht, worauf vielleicht das Werfen der Stabreste auf den Herd deuten mag.

Zu den weiteren Vorbereitungen gehört der Polterabend, der auch in den Städten noch gefeiert wird. Es ist eine Vorfeier der Hochzeit, bei welcher die Gäste bewirtet werden. Bekannte, das Gesinde ꝛc., werfen alte Thon- und Porzellangefäße möglichst geräuschvoll vor die Thür des Brautpaares, was man klappottsmîten nennt; oft entstehen ganze Scherbenberge, denn je mêr pôtte, je mêr glücke[1]).

Eine hübsche Sitte, welche auf den Fleiß der zukünftigen Frau hindeutet, fand am Tage vor der Hochzeit in Groß-Denkte statt, wo am Abend unter der Linde der Brauttanz getanzt wurde. Dabei mußte die Braut bei jedem Tanze die mit bunten Bändern geschmückte Brautdieße halten, die ihr von den Brautjungfern verehrt war.

Mit dem Polterabend schlossen die Vorbereitungen der Hochzeit und nun endlich kann der Gang zur Kirche stattfinden, doch sind einige abergläubische Vorstellungen zu beachten.

Am Hochzeitstage darf die Braut keine Perlen tragen, denn die bedeuten Thränen. — Ist am Hochzeitstage stürmisches Wetter, so geht es auch in der Ehe stürmisch zu. — Wenn der Braut am Hochzeitstage eine Handvoll Roggen über den Kopf gestreut wird, so hat sie niemals Mangel an Brot (Braunschweigische Anzeigen 1760, S. 1391). — Erhält die Braut zwei Brautkränze geschenkt, so darf sie nicht einen allein brauchen, sondern muß aus beiden einen neuen machen, sonst hat sie kein Glück in der Ehe. — Regnet es am Hochzeitstage in den Brautkranz, so deutet das auf Unglück in der Ehe. — Auf dem Wege zur Trauung darf man sich nicht umsehen, sonst schaut man sich in der Ehe nach einem oder einer anderen um.

Heute trägt allgemein die Braut den Myrtenkranz und Schleier, der Bräutigam ein Myrtensträußchen; auch die Gäste haben ein Sträußchen (Rosmarin u. dergl.), gewöhnlich mit dutzen, Bandschleifen, daran. In der Zeit der alten Tracht und noch vor 30 oder 40 Jahren trug die Braut als jungfräulichen Schmuck eine besondere kleine Krone, die je nach der Gegend etwas verschieden gestaltet war. Sie wurde am Morgen des Hochzeitstages von den Brautjungfern der Braut aufgesetzt, daher der Ausdruck für die Schmückung der Braut de brût upsetten. In ihren Grundzügen ist sie die Brautkrone,

[1]) Die Braunschweigische Straßenpolizeiordnung §. 112 lautet: das Topfwerfen auf der Straße bei Polterabenden ist verboten.

die auch anderweitig in deutschen Landschaften vorkommt. Es ist ein erhöhter Kopfputz, korbartig aus Drahtgestell gestaltet, gewöhnlich nicht über 10 oder 12 cm hoch und mit roten, hinten herabhängenden Bändern versehen. Um das leichte Gestell der „Krone" winden sich künstliche Blumen, Flittergold, zitternde Spiralen

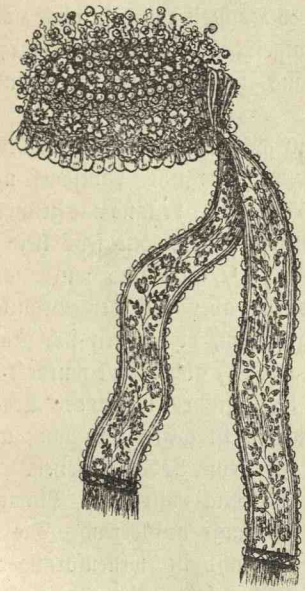


Fig. 156. Brautkrone, Waggum. Städt. Museum.

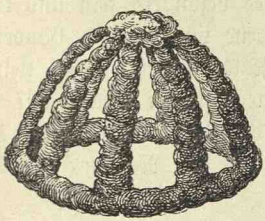


Fig. 157. Brautkrone. Jerxheimer Gegend. Städt. Museum.



Fig. 158. Brautband aus rotem Sammet mit Goldstickerei. Aus Jerxheim 1830. Städt. Museum.

aus Gold- und Silberdraht, häufig sind in den Rand kleine Spiegelscheiben, auch Halbedelsteine, wie Amethyst und Topas, eingelassen. Die Brautkronen wurden aufbewahrt und so haben sich Exemplare in den Sammlungen erhalten (Fig. 156).

Auffallend an einer solchen Brautkrone aus Lichtenberg (Sammlung des Prof. H. Seidel †) war eine Anzahl fingerlanger, kleiner Haarzöpfchen, welche, an derselben befestigt, herabhingen. Nach der Auskunft der 70jährigen von dort stammenden Frau Otte wurden diese Kronen schon bei der Konfirmation von den Mädchen getragen; dann, wenn sie etwa Gevatter standen und zum letztenmal bei der Trauung. In den beiden ersten Fällen hatte die Krone vier nach hinten hängende rote Bänder, bei der Hochzeit wurden noch zwei über die Schultern und Brust herabfallende hinzugefügt. Was die Haarzöpfchen betrifft, so flocht die Besitzerin sie allmählich aus ihrem eigenen Haar und fügte sie als Schmuck der Krone ein.

In der Gegend von Jerxheim wurde von der Braut eine Brautkrone getragen, die sich wesentlich von der in Bortfeld, Waggum, Zweidorf und den Büttels getragenen unterschied. Dieselbe (Fig. 157 a. v. S.) bestand aus grüner Seide, kleinen künstlichen Blumen, Perlen oder unechten Steinen, war sehr klein (kaum 5 cm hoch, bei einem unteren Durchmesser von $5\frac{1}{2}$ cm) und wurde auf dem „kip“ befestigt. Ganz besonderer Luxus wurde aber mit den Brautbändern (kopbend, in anderer Gegend brûtsnaur) getrieben, von denen sich prachtvolle Exemplare erhalten haben. Das hier (Fig. 158 a. v. S.) abgebildete wurde 1830 bei einer Hochzeit in Jerxheim getragen. Man befestigte es unter der Brautkrone und raffte es oben noch zu einer Schleife, denn es ist gegen 3 m lang und fast 12 cm breit, würde also ohne die Raffung auf dem Boden schleifen. Dieses Band besteht aus rotem Sammet und ist reich bestickt mit einer Blumenranke aus Goldblech und Goldfäden, aus einem Blumentopfe aufsteigend. Die Seiten sind mit grüner Borte und Kettchen aus Golddraht in wellenförmiger Verschlingung eingefaßt; das Ende ist mit Goldfranzen besetzt. Unter dem Blumentopf die Anfangsbuchstaben des Namens der Braut. Ein gleiches Band, nur mit anderen Buchstaben, trug der Bräutigam. Die sonstige Tracht der Braut schloß sich der Landestracht an; nur war alles besonders fein und kostbar und vor allem wurden nach Möglichkeit schöne seidene und gestickte Bänder getragen.

Der Bräutigam trug in der Schöppenstedter Gegend einen kleinen Kranz mit den goldenen Anfangsbuchstaben des Namens seiner Braut auf dem linken Arme, und darunter hing ebenfalls ein schön gesticktes Band herab. Die Bänder pflegten an einem Ende die Anfangsbuchstaben des Namens der Braut, am andern die des Bräutigams zu tragen.

Die Platzmeister ordneten den Hochzeitszug und hielten gewöhnlich eine kleine ermahnende Anrede in Versen. Einen Rest davon hat O. Schütte in Rümmer erkundigt:

Is de brût gut
Dann träe se ût'n hûse rût
Nu, musekanten, lât jüch hören
Denn alle lû'e stât vor den dören
En jeder passt op, et solle lotgân,
Den meisten is et um'n sluck edân.

Der Gang zur Kirche erfolgte auch nach vorgeschriebenen Regeln, die in-

dessen je nach der Gegend sehr wechselten. Die teilnehmenden Männer trugen (bei Vorsfelde) ein weißes Tuch mit einem Rosmarinsträußchen vor der Brust, welches die Braut gestiftet hatte. Die Musikanten eröffnen den Zug; nun folgt das Brautpaar, oder, zuerst die Braut geleitet vom Vater des Bräutigams und einem älteren Verwandten, darauf die Brautjungfern. Die Braut darf sich beim Kirchgange nicht umsehen, sonst sieht sie sich schon nach einem zweiten Manne um. Hinter der Braut folgt dann der Bräutigam vom Brautvater geleitet. Dann, meist paarweise, die übrigen Hochzeitsgäste. In Berklingen gingen die Gäste einzeln, im Gänsemarsch, zur Kirche, kehrten aber, nach der Trauung, paarweise zurück.

Während des Ganges zur Kirche wurde das Brautpaar von Kindern, auch Erwachsenen, durch einen vorgezogenen Strick „geschnürt", so daß der Zug nicht weiter konnte und sich erst durch eine Geldgabe lösen mußte (wie der Kästewagen).

Vor dem Altar spielen zunächst einige abergläubische Bräuche sich stillschweigend ab, die Hochzeitsgesellschaft achtet aber darauf. Die Brautleute versuchen nämlich Einer dem Andern einen Fuß oben auf zu setzen — ein leises Treten ist bemerkbar und wer schließlich den Fuß oben behält, hat die Herrschaft in der Ehe[1]). Damit läuft parallel der Vorgang beim Ringewechseln: jeder Teil sucht dabei seine Hand oben auf zu bekommen. Fallenlassen des Trauringes deutet auf baldigen Tod desjenigen, der ihn fallen läßt. Hübscher und voll symbolischer Bedeutung ist der Brauch, Roggen- oder Weizenkörner der Braut in die Haare zu stecken, als Zeichen der Fruchtbarkeit; auch halten sich vor dem Altare die Brautleute dicht, Schulter an Schulter, zusammen, damit keine Lücke zwischen ihnen besteht, die auf spätere Scheidung deuten würde.

Die Rückkehr aus der Kirche erfolgte in geordnetem Zuge unter Vortritt der Musikanten, welche einen Marsch spielten, dem man spottweise folgenden nicht zarten Text unterlegte:

Sollt' diese Braut noch Junfer sein?
Ei, das thut mich wundern.
Sie mag wohl eine gewesen sein,
Aber nicht jetzundern![2])

Nach der Heimkehr aus der Kirche ist ein Trunk das erste, was dem neuvermählten Paare gereicht wird. Entweder begrüßt sie der Brautvater mit den Worten „Euren Eingang und Ausgang segne Gott", oder der Platzmeister, dem die Anordnungen bei der Hochzeit obliegen. Der junge Ehemann trinkt das Glas Wein oder Bier nicht ganz aus und reicht den Rest der Frau mit einem Prost! Nachdem diese getrunken, wirft sie, ohne sich umzuwenden, das Glas hinterrücks über den Kopf. Zerbricht es dabei, so deutet das wiederum

[1]) Schon im Mittelalter war es bei den Bauern üblich, daß der Bräutigam der Braut auf den Fuß trat. Solches Fußtreten oder das Setzen des Fußes auf Land oder anderes Gut war ein verbreitetes Zeichen des Besitzergreifens. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer 142.

[2]) O. Schütte in der Ztschr. d. Ver. f. Volkskunde 1900, S. 224.

auf Glück in der Ehe. In anderen Gegenden hat die junge Frau den Rest des Trunkes in einem weiten Bogen um ihren Mann herum zu gießen, damit andeutend, daß sie ihn fest an sich kette[1]).

Nun folgt das Hochzeitsmahl und der Tanz mit örtlich wechselnden Bräuchen. Wo eine große Däle vorhanden, beides auf dieser, jetzt meist im Wirtshaus. Die Ausdehnung dieser Festlichkeiten war früher viel größer und man tafelte und tanzte mehrere Tage hintereinander. Zu einem richtigen Hochzeitsmahl nach älterer Art gehörte eine große Anzahl von Schüsseln und jeder Gast hatte von allen zu essen. Im Beginn des 19. Jahrhunderts war es noch Sitte, daß die Gäste ihre klapmeste (Klappmesser) zur Hochzeit mitbrachten; Pastor und Opfermann aber Messer und Gabel in einem Lederbesteck. Eine Speisefolge z. B. ist die nachstehende: Hühnersuppe, Rindfleisch mit Rosinensauce, Kalbskaldaunen, Reisbrei mit Zucker und Zimmet und dazu Zwetschen, Kalbs- und Schweinebraten. Man trank Schnaps, Bier, Wein, je nach den Verhältnissen. Starkes Nötigen gehörte zur guten Sitte: ach, âtet man, wî gewet et süs doch man den katten, wurde dabei protzend gesagt. Im übrigen galt das Wort fritt dik dicke, stick nist in de ficke! Der große Reisbreikessel — gewöhnlich ein Waschkessel — wurde mit reichlichen Resten auf den Misthaufen vor dem Hause gebracht; hier erschienen die pracher, knaggenfänger und snurtjensnapper, alles ungeladene Gäste mit einem Blechlöffel im Knopfloche und stritten sich um den Inhalt (so in Salzdahlum). Die letzte Schüssel beim Hochzeitsmahl bringt die Köchin herein, welche das Mahl zubereitete. Die Schüssel ist verdeckt, ihr Inhalt besteht aus Salz oder Asche. Die Köchin sagt dabei: ik bringe jich ôk noch'n gericht, da könn ji ôk mal na smecken, dann wirst jeder Hochzeitsgast ein Geldstück in die Schüssel.

Wie anders eine Hochzeitsmahlzeit bei wohlhabenden Bauern am Ende des 19. Jahrhunderts. Da wird in allem städtische Weise nachgeahmt und auch die „Menukarten" mit Golddruck und bunten Blumen fehlten nicht. Vor mir liegt eine solche aus Volkmarode, deren gedruckter Inhalt folgendes besagt: Speisenfolge zur Hochzeit des Fräulein Anna Beese mit Herrn Hugo Meyer am 18. November 1898: Suppe â la Reine. Zungenragout. Steinbutt mit Butter. Gemüse mit Beilage. Victoriapudding. Puter. Kalbsbraten. Salat. Compot. Torte. Fürst Pückler. Dessert. Butter und Käse.

---

[1]) Wie sehr die Hochzeitsgebräuche durch weite Strecken Deutschlands, oft bis in feine Einzelheiten hinein, übereinstimmen und darauf deuten, daß sie eine gemeinsame Quelle besitzen, ergiebt ein Blick in das „Hochzeitsbuch" von Reinsberg-Düringsfeld (Leipzig 1871). Namentlich stimmen hessische Bräuche (S. 149, Brautsuppe, Brautwagen, die Einladung, Werfen des Glases) und selbst deutsch-böhmische (S. 181, das Schnüren, Werfen des Glases ꝛc.) überein. Sehr viel Verwandtes, wie zu erwarten, zeigen die Gebräuche und Sprüche aus dem Lüneburgischen, die Colshorn mitteilt (Hoffmann v. F. und Schade, Weimarsches Jahrbuch I [1854]). Natürlich ist überall auch viel Besonderes vorhanden, zu einem weiteren Vergleiche aber hier nicht der Platz



Bauernhochzeit in Lehre. Um 1840. Gemalt von Karl Schröder. (Privatbesitz.)

Man vergleiche damit die alte Speisefolge!

Der Geistliche nimmt beim Hochzeitsmahl den Ehrenplatz ein. Die verschiedenen Abgaben, die er für die Trauung empfing, sind jetzt meist abgelöst. Allgemein erhielt er ein Schnupftuch von der Braut und die Brautsuppe, worüber genaue Vorschriften bestanden, ferner Geld. So z. B. in Semmenstedt (Dorfbeschreibung von 1748) 1 Thaler, in Dibbesdorf (Volkmarode) 1 Thaler 8 Gutegroschen. Die Brautsuppe in Schandelah, welche der Pastor erhielt, mußte (nach der handschriftlichen Dorfbeschreibung von 1754) bestehen aus: „1 Schüssel voll Rindfleisch, 1 Schüssel voll Schweinefleisch, ½ Schweinskopf, 1 Brot oder Semmel, 1 Kuchen und 1 Flasche Bier, was zu 18 Gutegroschen angeschlagen wird. Geht der Pastor aber nicht zur Hochzeit, so werden ihm zwei Mahlzeiten bezahlt, facit 9 Mariengroschen. Von einer Hochzeit, bei welcher eingeschlachtet wird, gebührt der Pfarre des Abends nachher ein Kuchen und eine Wurst."

Bei dem Hochzeitsmahle war diejenige die Ehrentafel, an welcher Braut und Bräutigam saßen und an dieser wurden auch die „Brauttafelgelder" geopfert. Dort legten die Gäste Geld oder Geschenke (Silbergerät und dergl.) nieder, in verschiedenem Werte, je nach dem Vermögen der geladenen Gäste. Es fehlt nicht an Beispielen, daß noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Brauttafelgelder die Höhe von 300 Thalern erreichten [1]).

Das Opfern der Brauttafelgelder ist dargestellt auf einem Ölgemälde des braunschweiger Malers Karl Schröder († 1864), die hier auf Tafel XI wiedergegeben wird. Die Scene, äußerst lebenswahr, spielt in Lehre. Eben legt der protzend auftretende Ackermann sein Geld in die zinnerne Opferschüssel. Solche zinnerne Opferschüsseln, die aber auch gelegentlich zur Darreichung von Speisen benutzt wurden, haben sich erhalten (Fig. 159). Gewöhnlich machten, am letzten Hochzeitstage, die Platzmeister den Anfang mit dem „Opfern", es folgten Bräutigamsführer und Brautjungfern, die Geldgaben wurden gezählt und vom Platzmeister ausgerufen: N. N. hat brût und bröddigam sauvêl verêrt as drei dâler. Gut gegewen, wol gegewen. Sall ôk mal drinken un de muskanten sollt einen upspêlen! Dann tranken die Brautleute dem Spender zu [2]).



Fig. 159.
Zinnschüssel für Brauttafelgelder und Kaltschale. Städt. Museum.

Das junge Paar eröffnete die Reihe der Tänze; die Braut zog manchmal

[1]) Vergl. dazu: Scholz der Dritte, Über die Eigenschaft der Brauttafelgelder im Bauernstande. Zeitschrift für Landwirtschaftsrecht (Braunschweig 1840), Band II, S. 137.

[2]) Dieses „Opfern" war weit und breit in unserer Gegend verbreitet. In Ehra (Kreis Isenhagen) vergl. Andree in Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde 1896, S. 365. In Nordsteimke, vergl. Beck, daselbst 1898, S. 431.

sich nach den verschiedenen Tänzen um, damit die Gäste den Reichtum ihrer Kleidung bewundern konnten. Mit den nächsten Verwandten macht sie Ehrentänze und nachts um 12 Uhr wird ihr der Kranz abgenommen und der Schleier in Stücken zerrissen, die unter die Anwesenden verteilt werden. Dann wird der Frau die Haube aufgesetzt; sie „kommt unter die Haube"; vom Manne aber heißt es, er „tritt in den Stand der geflickten Hose". Auch ein Schlüsselbund, als Symbol der Hausfrau, wird dem jungen Weibe übergeben. Das junge Paar wurde (in Büddenstedt) von der Hochzeitsgesellschaft in die Brautkammer geleitet, wobei die Musik spielte: „Zieht mir mal die Stiefel aus".

In Groß-Twülpstedt und den dahin eingepfarrten Dörfern (Klein-Twülpstedt, Klein-Sisbeck und Rümmer) war es im 18. Jahrhundert Sitte, daß derjenige, welcher sich dort trauen und zur Kirche mit Musik begleiten ließ, am folgenden Tage mit den Hochzeitsgästen unter den großen Linden des dortigen Thies erscheinen, gewisse Tänze aufführen und den Twülpstedtern einige Stübchen Bier zum besten geben mußte. Als 1760 ein Sisbecker sich dessen weigerte, entstand aus dieser Weigerung sogar ein Rechtsstreit[1]).

Die bei den Hochzeiten getanzten Tänze waren sehr mannigfaltiger Art. Gewöhnlich folgte nach dem Ehrentanze der Braut der Vadder-Michel-Dans, bei dem die ganze Gesellschaft sang:

Gistern awend was vadder Michel da,
Vadder Michel was gistern awend da.
Hei fat dat mâken bi de knî
Un vadder Michel, dat wern ji!

Es folgte langengelsch, walser, hopser. Schottisch kam um 1836, Polka um 1850 auf. In der Vorsfelder Gegend erregte der ôle-wîwer-dans besondere Heiterkeit; er wurde von den älteren verheirateten Frauen mit der neuen Genossin getanzt. Die Männer waren aber unterdessen auf die Balken (den Boden) der Däle gestiegen und verübten hier allerlei Geräusch mit Ketten, Braken, Sensen, so daß man von der Musik nichts hörte und die Frauen aus dem Takte kamen.

Den Beschluß der Hochzeitsbelustigungen machte gewöhnlich abends spät der Schimmelreiter.

Der Schimmelreiter. Eine stehende Figur, die ehemals bei den Festen unseres Volkes nicht fehlen durfte, war der Schimmelreiter, welcher in der Mitte des 19. Jahrhunderts vollständig erloschen ist, so daß er heute nur noch in der Erinnerung der älteren Leute fortlebt. Er trat in Deutschland, zu verschiedener Zeit und bei verschiedenen Festlichkeiten auf, so daß es schwer hielt, für ihn eine besondere Zeit zu bestimmen, welcher er ursprünglich angehört haben mag. Auch vermischte sich der Schimmelreiter, allmählich wohl, mit anderen ständigen Figuren, mit St. Martin, St. Nikolaus, mit dem Weihnachts- und Neujahrsmann, oder er beschränkte sich auf Fastnacht oder erheiterte bei Hochzeiten. Dann,

[1]) P. Zimmermann, Der Tanz unter der Linde in Groß-Twülpstedt. Braunschweigische Anzeigen, 3. Dezember 1894.

etwaigen mythologischen Inhalts bar geworden, gefiel er sich zuletzt in der Rolle des Hanswurstes, mit dem er zusammenfloß. Er ist ein Beispiel des Herunterkommens einer einst bedeutungsvollen Erscheinung im Volksleben, denn der Schimmel wird als Wodans Roß gedeutet. Diese Ansicht ist zuletzt von Wilhelm Schwarz vertreten[1]), welcher in der mythologischen Verfolgung des Schimmelreiters bei weißleuchtenden Blitzen und dem indischen Gotte Indra anlangt. Wir lassen das dahingestellt und beschäftigen uns hier nur mit dem in unserer Gegend zum Spaßmacher herabgesunkenen Schimmelreiter, der zu verschiedenen Zeiten auftrat.

In den Drömlingsdörfern erschien der Schimmelreiter zur Adventszeit in den Spinnstuben, ein Bursche, in weiße Laken gehüllt, vor dem Kopfe etwas, was einem Pferdekopfe ähnelte (eine ausgestopfte weiße Hose oder dergl.); ihn begleiteten andere Burschen, die weiße Hemden übergezogen hatten und die Schar durchtobte dann peitschenknallend das Dorf. In Ehra (Kreis Isenhagen) erkundigte ich das Auftreten des Schimmelreiters zur Fastnacht. Dort wurde er mit dem viel später erscheinenden St. Nikolaus zusammengeworfen und Aschenklaas genannt; man benutzte zur Herstellung der Figur ein weißes Laken und einen gebleichten Pferdeschädel. Am häufigsten aber finden wir bei uns den Schimmelreiter, zumal in den Dörfern bei Braunschweig und am Elme, bei Hochzeiten auftretend. In Rautheim war dazu, noch bis 1860, eine Pferdemaske vorhanden und diese wurde anderwärts durch andere maskierte Gegenstände (selbst ein Schwingeblock diente dazu) ersetzt. Die ausführlichste Schilderung des bei Hochzeiten auftretenden Schimmelreiters besitzen wir aus Eitzum[2]), wo zur Ergötzlichkeit der Gäste der Schimmelreiter mit Gefolge erschien und eine Art von Schauspiel aufführte. Schimmel und Reiter in einer Person wurden von dem stärksten Burschen dargestellt. Es heißt in der Schilderung: Der Reiter zog ein Hemd über, und ließ sich vor den Leib und auf sein Hinterteil je einen Siebrand schnüren. Mehrere Pflugleinen und Seile gebrauchte man hierzu, der Mensch wurde stark eingeschnürt, aber alles mußte an ihm handfest sein, denn der Schimmel hatte viele Püffe und Stöße zu empfangen, aber auch auszuteilen. An dem vorderen Siebrande wurde ein Pferdekopf befestigt. In Eitzum gab es einen vom Sattler gemachten; an anderen Orten war er nur roh aus Holz geschnitzt. An den hinteren Siebrand band man einen Pferdeschweif. Ein großes weißes Laken mit Öffnungen für den Kopf und Arme des Reiters wurde über diese ganze Zusammensetzung gehängt, vorn um den Kopf und hinten um den Schwanz des Pferdes nähete man das Laken zusammen. Das Laken reichte fast bis auf die Erde, und man wurde von den Füßen des Reiters nicht viel gewahr. Vor das Gesicht nahm der Bursche eine „Larve" (Maske), und auf dem Kopfe thronte irgend eine kühne Kopfbedeckung. Ein Führer, ebenfalls wie alle am Zuge Beteiligten maskiert, mußte den

[1]) Zeitschr. des Vereins für Volkskunde VII, S. 225.

[2]) H. Schattenberg, Der Schimmelreiter im Braunschweigischen in „Beiträge zur Anthropologie Braunschweigs". Festschrift. Braunschweig 1898, S. 155.

Schimmel samt Reiter führen. Die Peitsche schwang der Reiter selber. Begleitet war dieser Schimmel von einem ganzen Zuge Burschen, welche allerlei Späße trieben und mimische Darstellungen aufführten. Es erschien z. B. ein Barbier mit großer ausgeklebter Mulde und hölzernem Rasiermesser, einer, der rasiert wird, ein Doktor, ein Pastor, ein Bärenführer mit dem Erbsbär und einem „Offizier" in weißem Hemde, der als Sprecher auftrat, in hochdeutschen Knüttelversen die Gesellschaft begrüßte und fragte, ob der Schimmel erscheinen dürfe? Dieser erschien nun peitschenknallend und einen feurigen Reiter nachahmend unter den Hochzeitsgästen, worauf geistlose und langatmige Ansprachen an die Neuvermählten folgten. Sie sind desselben Geistes wie die Ansprachen beim Fahnenjagen, keinesfalls alt und können in der angeführten Schilderung von Hedwig Schattenberg nachgelesen werden. Nach salbungsvoller Begrüßung des jungen Paares und Absingung eines Gesangbuchliedes ruft der Schimmelführer: „Der Schimmel hat ein Eisen verloren; wir kommen nicht fort." Nun erscheint der Schmied, der dem unruhigen Schimmel das Hufeisen wieder anschlagen soll, dabei aber einen Schlag vor den Kopf erhält, so daß er hinfällt. Jetzt wird der Doktor geholt, der, mit einer Flasche voll Branntwein versehen, den Schmied wieder zu sich bringt. Endlich tritt der paias, der Hanswurst, auf und spricht auf Ermahnung des Offiziers folgendes.

Paias: „Es kommt mir doch wohl keiner in die Quer?
Meine Kiepe ist ja noch ganz leer,
Und Ihr seht mich doch wohl nicht für so dumm an,
Als wenn ich keine fünfe zählen kann,
Wenn es darauf ankommt, zähle ich gleich bis fünfzig.
Denn ich bin gereist in der weiten Welt,
Wollte sehen, wo es mir am besten gefällt,
Da kam ich in das Land Such
Da hatten sie keine Pferde und keinen Pflug.
Ich war froh und heiter,
Ich reiste weiter.
Da kam ich in das Land Hessen,
Ja, da gab es große Schüsseln, aber wenig zu fressen.
Ich war immer froh und heiter,
Ich reiste weiter.
Da kam ich in das Land Sachsen,
Ja, da war es schön, da thaten die Jumfern auf den Bäumen wachsen,
Hätte ich mich da recht bedacht,
Hätte ich mich und meinem Herrn Offizier eine mitgebracht.
Hätte ich da wohl nicht recht an gethan, Herr Offizier?"

Offizier: „Oh ja, wenn hättest nur für Dich gesorgt
Und hättest Dir eine mitgebracht."

Paias: „Ich werde hier auch noch eine kriegen, dort im Garten stehen so viele, ich nehme mir gleich eine mit."

Während des Sprechens läuft der „Paias" zwischen die Mädchen und Frauen und will sich eine davon in die Kiepe stecken.

Offizier: „Paias laß das sein."

Paias: „Ich höre nicht ein, es soll alles in meine Kiepe herein."

Offizier: „Paias, jetzt sprech ich frei und unverholen,
Paias, Dich soll der Teufel holen!"

P. lachend: „Hu, hu, das wäre viel,
Nach einem spannt der Teufel nicht an."

Offizier: „Man weiß es nicht."

Hierauf kommt der Teufel aus der Schar der Umstehenden gesprungen und sucht den Paias zu fassen. Paias läuft weg und ruft: „Den kleinen Paias kriegt der Teufel nicht.“ Teufel und Paias haschen sich, bis der Teufel den Paias fest hat, ihm die Kiepe abreißt und ihn auf seine Schultern hebt und im Triumph fortträgt.

Das Eingehen und letzte Auftreten des Schimmelreiters läßt sich für Eitzum genau feststellen. Nach H. Schattenberg war dieses bei einer Langkopfschen Hochzeit daselbst 1851 der Fall; im nahen Küblingen 1858 bei einer Angersteinschen Hochzeit. Um dieselbe Zeit mag auch der alte Schimmelreiter in den übrigen Dörfern Braunschweigs verschwunden sein.

Am Schlusse traten die sämtlichen Burschen zusammen und sangen ein Lied. In Eitzum wurde immer, soweit die ältesten Leute denken können, das Lied vom Schäfer und Edelmann gesungen.

Im Übergange aus der alten Zeit mit ihren feststehenden Hochzeitssitten zur neueren Zeit, in der Mitte des 19. Jahrhunderts, begann man auf größeren Höfen auch schon kleine dramatische Aufführungen an das Hochzeitsessen anzuschließen, deren Text von irgend einem Dorfpoeten, dem Lehrer ꝛc. verfaßt und die von Hochzeitsgästen dargestellt wurden. Eine solche Scene, etwa aus dem Jahre 1850 und aus der Gegend von Königslutter stammend, hat sich erhalten. Sie wurde mir von Frau Pastor Hedwig Schattenberg in Eitzum mitgeteilt und heißt:

Dortchen un sine mudder.

Dortchen: Täuwt man noch en betjen, mudder; ik trûe mik gar nich rin, wi möt't doch erst frâ'n ob wi hir bi de junken lû'e ok richtig ankomen sind, bliwet man erst noch stân.

Mutter: Stân bliwen? Da härre ik ôk noch grade lust tau. Denkst et is en pläsirweg von Abbenrôe bet hirher bi saun dreck, wo wi üsch all twei stunne verspät het? Ne, hensetten will'k mik un wenn dit de richtigen lü'e sin, werd wi ôk wol en schäleken kaffee krî'n.

Dortchen: Wenn ji den afslut willt, könnt wi en bettjen näer gân; dei da mit dat witte kled ward woll de junfer brût sin?

Mutter: I, wat dat frûensminsche vor'n stât an sik het!

Dortchen: Lat doch man sin, mudder, dat sei dat nich hören deit, dat schicket sik nich.

Mutter: I du ôle gaus, ik wet sülmest wat sik ehöret. Nu man drîste rin. Gun awend ok, mamselleken, sei sin ja wol de brût, un disse hübsche minsche is de bröddigam? Nêmet se et man nich vor ungut, dat wie sau drîste sin; awer ik wolle mal frâ'en, da se doch nu frîen willt, ob se nich en mâken brûken können? Min Dortchen dat passet da tau, sei is flîtig, simpeln und gesetzt von temperamente, löppet ok nich tau vel na'r musike. Von lüttich up is't up'n amte west. De frû amtsrätin seggte tau mik: „Germern, ihr Dortchen ist gar nicht so dumm; die muss mal in de Stadt, um was zu lernen.“ Datau wol ik denn ûsen vâe'r oberkörren. Dat koste tau vel seggte dei, dann is use Dortchen doch en half jâr na Bronswik êkomen. Dortchen, du kannst ja sülmest vertellen, wat du lêrt hast!

Dortchen: Jä, das is währ. Zuerst bin ich in ein groß Geschäft gegangen un häbe das Nähen gelernt und dann bei die erste Schneiderin Kleider nähen. Sticken auf Tuch un Seide mit Perlen un Wolle häbe ich auch gelernt, un ins letzte Vierteljähr häbe ich bei die Putzmacherin Hüte aufgärniert.

Mutter: Un dann biste na sone madam egân, wo de dat hâr inkämmen elêrt hast.

Dortchen: Frisieren meinst Du! Da kämen alle Dage ne Menge Dämens, die wir auf alle Art frisieren mußten.

Mutter: Ik segge, et stecket wat in den mâken, bedrô'en werd Sei er nich midde un dabi is et ôk sau schenirlich un slöppet in'r kôke, wenn et sin mot, et is ja sau simpeln. Wi he't butten sau vêl leiwes un gues vun de junken lû'e ehört, dat ik gêrn seie, wenn Sei et nêmen. Wenn't is, dann is et; wie krî'et wol von Sei bescheid un dann könnt Sei de mehepennig middeschicken. Wenn't nich is mot et sik na ne'r annern stidde umseien.

Dortchen: Mudder, nu lat üsch man wedder gân; ji sin tau drîste mit sau'n vornemen lû'en.

Mutter: Na, denn will'k Sei man vel glücke wünschen, dat Sei sik mit eren junken manne immer verdrâget. Un disse blaumen schicket Sei de pastörsche noch mit schönen gruſs.

Zum Schluß der Hochzeit hatte der Ehemann jedem Dienſtboten ein Geſchenk zu geben und von dieſer Zeit an ward ihm von dieſen erſt das Prädikat „Herr" zu teil. So lange er unverheiratet iſt, wird er nur mit dem Vornamen und „Du" angeredet; erſt nach der Heirat kommt ihm das jî zu.

Die Ehen verlaufen meiſt ruhig und glücklich; oft führt die Frau das Regiment, ſie iſt häufig der thatkräftigere Teil des Paares, der Mann der langſamere und trägere. Scheidungen ſind weniger häufig als in der Stadt. Witwer heiraten bald wieder, wenn ſie nicht zu alt ſind. Eine neue Frau bringt dem Hofe neues Gut, daher das häßliche Sprichwort: wenn de pâre gut stât un de frûen gut afgât, kann de man wol rîke wêren. Daß ſolche Anſchauung unter den deutſchen Bauern aber nicht ſelten iſt, mag man aus der heſſiſchen Faſſung dieſes Wortes erkennen: Weibersterben — kein Verderben! Gäul' verrecken — großer Schrecken!

Tod und Begräbnis.

Es giebt viele Vorzeichen, welche den Tod ankündigen und auf dieſe achtet man teilweiſe noch mit abergläubiſcher Scheu.

Schreit die kleine Eule am Hauſe, ſo deutet dieſes auf einen bevorſtehenden Todesfall in demſelben. Da der Kauz gern dem im Krankenzimmer brennenden Lichte nachfliegt, ſo dient dieſes zur Beſtärkung des allgemeinen Aberglaubens.

Das Klopfen der Totenuhr (ein Klopfkäfer, Anobium pertinax) im Holze der Wand oder des Fußbodens deutet auf Tod im Hauſe. Allgemein [1]).

Wenn eine von Natur gewöhnlich grüne Pflanze (Kohl, Rübe ꝛc.) im Garten plötzlich mit weißen Blättern erſcheint, ſo gilt dieſes als Anzeichen, daß jemand im Hauſe bald ſtirbt.

Ebenſo, wenn der Maulwurf dicht am Hauſe oder gar in demſelben ſeinen Hügel aufwirft.

Wenn Kinder „Begräbnis ſpielen", d. h. Puppen oder Holzklötze begraben, ſo ſtirbt bald einer im Hauſe, in deſſen Nähe das Spiel ſtattfindet.

Nachſtürzen der Erde in ein friſches Grab deutet darauf, daß ein Glied der Familie des zu Begrabenden dieſem bald nachfolgt.

Ausfallen der Zähne im Traume deutet auf Tod.

Eine Hochzeit im Traume geſehen deutet auf Tod.

---

[1]) The tapping of the beetle, known by the ominous name of the death-watch is in Sussex, as elsewhere, deemed a warning, that death is near at hand. Folklore-Record I, p. 57 (1878).

Wenn man einen Sterbenden beklagt, so erschwert man ihm das Sterben.

Dem Sterbenden zieht man das Kopfkissen weg, damit er leichter stirbt. Das wird auch bewirkt, wenn man die Uhr anhält.

Ist der Tod eingetreten, so wird die Waschschale, aus der man den Kranken gewaschen hat, zerschlagen. Alle Blumen, die im Sterbezimmer stehen, werden hinausgetragen, damit sie nicht eingehen.

Gleich nach eingetretenem Tode öffnet man die Fenster des Sterbezimmers.

Auf einen Toten dürfen keine Thränen fallen, sonst kann dieser im Grabe nicht ruhen. Aus der Wäsche des Gestorbenen schneidet man dessen Namenszeichen aus; er kann sonst im Grabe nicht ruhen und muß einen Verwandten „nachziehen".

Den Toten soll man an die große Zehe fassen, dann vergeht einem das Gruseln. Hat man Warzen, so streiche man mit diesen über die Hand des Toten; sie vergehen, weil jener sie mit ins Grab nimmt.

Ist ein Säugling gestorben, so streicht die Mutter mit dessen Händchen über ihre Brustwarzen, damit ihr die Milch vergehe.

Das Tuch, mit dem dem Sterbenden der Schweiß abgetrocknet wurde, wird aufbewahrt, denn man kann mit ihm leicht Wunden heilen.

Kunde vom Tode eines Gemeindemitgliedes erhält das Dorf dadurch, daß sofort drei „Schauer" geläutet werden.

Es giebt verschiedene, zum Teil wenig feine Ausdrücke für Sterben, wie z. B. den lepel wegsmîten, den ârs tauknîpen. Mit ersterem hängt der Aberglaube zusammen, daß das Fallenlassen eines Löffels Tod anzeige.

Die Totenwäscherin heißt dôdenbebindersche, weil sie die Kränze auf dem Grabe nach dem Begräbnis zu ordnen (bebinden) hat. Ist der Tote an einer ansteckenden Krankheit gestorben, so glaubt sie sich beim Waschen desselben dadurch zu schützen, daß sie einige Pfefferkörner in den Mund nimmt. Sie heißt auch likhaun (Leichenhuhn).

Der Tote wird in seinen guten Kleidern in den Sarg gebettet, entgegen dem Sprichworte: en hemd un en dauk is in't graf enaug. In einigen Gegenden heißt der Sarg noch rustekäste[1]). Das Haar, welches dem Verstorbenen ausgekämmt wird, und der Kamm, mit dem dieses geschah, werden der Leiche zu Füßen in den Sarg gelegt. In Bortfeld erhält der Tote einen Wermutstrauß mit in das Grab, welcher des Lebens Bitterkeit andeuten soll. Noch sehr verbreitet ist die Mitgabe des têrpennigs, von dem ich unten spreche

Die beiden Lichter, welche zwei Stunden vor dem Wegbringen des Sarges auf diesem brennen, müssen mit den Fingern ausgelöscht werden; man darf sie nicht ausblasen, kann sie aber auch ganz herabbrennen lassen.

Ältere Leute (Altväter ꝛc.) schaffen sich schon bei Lebzeiten ihren Sarg an — der dann gelegentlich als Äpfelkiste dient.

Allgemein trauert man in dunkelen Gewändern und die sogenannten Trauertücher der Frauen waren schwarz mit weißer oder Silberstickerei (S. 275). Auffallend erscheint die Mitteilung von Pastor Schattenberg, daß die Frauen in Eitzum zum Zeichen der Trauer ein breites rotes Band an der Mütze befestigt hätten[2]).

---

[1]) Vergl. Braunschw. Magazin 1838, S. 208.

[2]) Braunschw. Magazin 1896, S. 29.

Die Einladungen zu den Begräbnissen sind sehr formell. In den Dreidörfern (Wendeburg, Wendezell und Zweidorf) wird zwei Tage vorher durch ein junges Mädchen aus der Verwandtschaft eingeladen mit den Worten: Ik wolle tor gräfte bidden. Wer nicht geladen wird, nimmt nicht Teil. In Eitzum ladet die Totenfrau zum Leichenessen besonders ein, wenn sie sagt N. N. möge dat ganse gräfnisse mitmachen; ohne diese Worte bezieht sich die Einladung nur auf das „folgen". Der Sarg wird in manchen Gegenden besonders geschmückt. Für Groß-Steinum bei Königslutter erhielt ich folgende Angaben: Man deckt über den schwarzen oder gelben Sarg ein großes Leintuch von drei Breiten, jede Breite 8 Ellen lang und $6^1/_2$ Viertel breit. Ein etwa darin stehender Name wurde vorher daraus entfernt. War der oder die Verstorbene unbescholten, so nähte man Papierkronen und krâlen auf das Sargtuch, hing auch einen Porzellanengel an den Bügel des Sarges. Bei der Bestattung wurden diese Dinge abgenommen und mit hölzernen Haken auf dem Grabe befestigt. Da ärmere Leute große Totenlaken nicht besaßen, so erhielten sie solche von den Reichen geliehen. Kränze bekam niemand. So noch bis in die sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts in Groß-Steinum.

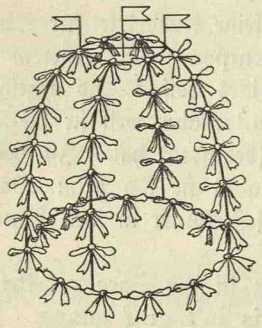


Fig. 160.
Totenkrone für Mädchen. Eitzum.

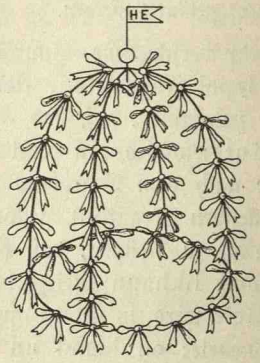


Fig. 161.
Totenkrone für Knaben. Eitzum.

Ganz besondere Sorgfalt verwendete man in Eitzum[1]) auf die Ausschmückung der Särge der Unverheirateten und Kinder, was man buntmâken nennt; dieses wurde von Mädchen, buntmâkerschen, besorgt, welche kleine Holzgestelle, Kronen genannt, mit Buchsbaum, Rosmarin, Papierblumen aufputzten; oben auf diesen befand sich eine Fahne aus Flittergold, darin eingestochen die Anfangsbuchstaben des Namens des Verstorbenen. Um den Sarg lief eine Guirlande; Buchsbaumzweige, Moospolster, Papierblumen und seidene Bänder wurden reichlich angebracht. Die Kronen für Mädchen waren oben offen; die der Knaben hatten durchgehende Bügel (Fig. 160 u. 161); letztere bekamen am

[1]) Schattenberg, Festschrift S. 134.

Kopf- und Fußende noch je ein geschmücktes kleines Holzkreuz; dieses fehlte bei den Mädchen, denen dafür beim Begräbnisse vier sogenannte kassen vorgetragen wurden, etwa fußlange Stäbe mit Buchsbaum, Rosmarin, Buntpapier, einem vergoldeten Apfel und einer Flittergoldfahne an der Spitze geschmückt. Dem jungen Burschen widmeten die Genossen die Knechtskrone auf den Sarg, welche noch einmal so groß wie die übrigen war und zu Häupten des Sarges stand. Besonders schön waren auch die von den Paten gestifteten vaddernkronen, welche man in Schöppenstedt kaufte und die nach dem Begräbnisse an die Wände der Kirche gehängt wurden.

Die Leichenfeierlichkeiten im Dorfe finden gewöhnlich unter Teilnahme einer großen Anzahl Gemeindemitglieder statt. Auch bei dieser Gelegenheit wechseln die Gebräuche von Ort zu Ort; doch ist die Zeit des Begräbnisses gewöhnlich die Mittagsstunde. Die zum Begräbnis erschienenen gehen zunächst an den Sarg, wo sie ein stilles Vaterunser beten und dann den nächsten Leidtragenden die Hand drücken. Schullehrer und Opfermann erscheinen mit den älteren Schulknaben, welche im Trauerhause ein paar Trauerlieder singen. Diese Kinder eröffnen auch den Leichenzug, paarweise unter der Anführung des Lehrers dem Sarge voranschreitend. Die Leiche selbst wird von Freunden und Bekannten getragen; war der Verstorbene verheiratet, so tragen ihn auch Verheiratete zu Grabe; Unverheiratete und Kinder werden von Junggesellen getragen. Der Pastor geht entweder mit im Zuge bei den nächsten Leidtragenden oder er empfängt den Zug an der Thür des Kirchhofes, wo das Grab schon zurecht gemacht ist. Früher wurde von zwei oder drei der nächsten Nachbarn und Verwandten das Grab hergestellt, und zwar möglichst glatt an den Wänden, ein sogenanntes „schönes" Grab, worauf viel gegeben wird. Als Grabgesang ist das Lied gewählt:

Begrabt den Leib in seine Gruft
Bis ihn des Richters Stimme ruft!
Wir säen ihn, einst blüht er auf
Und steigt verklärt zu Gott hinauf.

Eine Nachfeier in der Kirche schloß sich früher an, bei der ein förmlicher Gottesdienst abgehalten wurde[1]).

In den Dreidörfern (Wendeburg, Wendezelle und Zweidorf) habe ich folgende Gebräuche beim Begräbnisse beobachtet. Der Sarg mit zwei Lichtern steht auf der Däle (des sächsischen Hauses), zu beiden Seiten Bänke, auf welchen die weiblichen Leidtragenden mit dem Gesangbuche in der Hand Platz nehmen. Hinten in der lütjen stube sind die nächsten Verwandten versammelt, in der grôten stube die Träger des Sarges und die männlichen Leidtragenden. Dort liegt auch ein Faß Bier auf, wird wacker gezecht und werden Cigarren geraucht. Jetzt erscheint der Pastor mit dem Lehrer und den Chorknaben. Letztere werden bewirtet. Nach Gesang und Rede des Pastors wird der Sarg hinausgetragen

[1]) Kuhn, Über Leichenfeierlichkeiten auf dem Lande. Braunschw. Magazin vom 30. Juni 1838.

und nun ordnet sich das Gefolge folgendermaßen: Hinter dem Sarge die männlichen Verwandten je nach dem Grade der Verwandtschaft unbedeckten Hauptes im Gänsemarsch; dann paarweise die übrigen männlichen Leidtragenden; darauf Zwischenraum und nun die weiblichen Verwandten, eine hinter der anderen im Gänsemarsch, dann paarweise die übrigen weiblichen Leidtragenden, schließlich die übrige weibliche Bevölkerung des Dorfes. Nach der Beisetzung findet die eigentliche Leichenpredigt in der Kirche statt, den Schluß bildet ein Mahl, an dem nur die Verwandten teilnehmen.

Bei der Beerdigung wird geläutet; schlägt die große Glocke zuletzt beim Grabgeläute an, so stirbt das nächste Mal ein Erwachsener; schlägt aber die kleine Glocke zuletzt, so stirbt ein Kind. Während des Totengeläutes darf niemand im Dorfe etwas essen.

Totgeborene oder ungetaufte Kinder erhalten in einigen Dörfern keine Blumen aufs Grab, sondern ein viereckiges, weißleinenes Tuch wird über dem Grabhügel befestigt. Auch die im Wochenbette gestorbene Frau bekommt ein weißes Laken mit schwarzen Dutzen an den Ecken auf ihr Grab gelegt; ursprünglich ist dies das Betttuch, auf dem die Entschlafene ihr Kind geboren hat, das kleine Tuch des Säuglings ist dessen Windel. Dieser Brauch ist vorherrschend in den westlichen Dörfern (Sierße, Liedingen 2c.)[1], auch am Elme. Die Bahre, auf welcher der Tote hinausgetragen wurde, blieb einige Zeit auf dem frischen Grabhügel liegen.

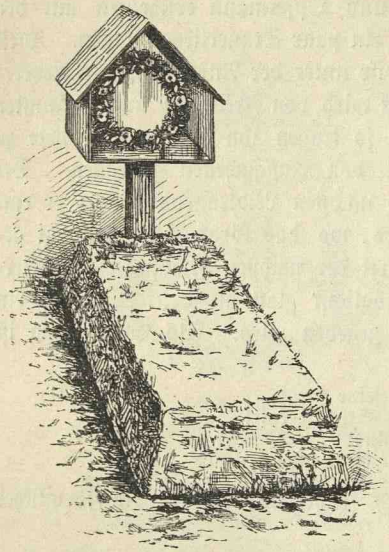


Fig. 162.
Grabhäuschen „Jungfernkrone" aus Päse (Kr. Gifhorn). Der Totenkranz aus künstlichen Blumen in einem Dachhäuschen, das vorn und hinten Glasscheiben hat. Auf den Gräbern aller Jungfrauen ohne Altersunterschied.

Kränze, Schleifen, Bänder 2c., welche einem Kinde mit aufs Grab gegeben werden, sind in kleinen Glashäuschen auf den Gräbern aufbewahrt (Amt Wolfenbüttel, Schöppenstedt 2c.). Ein solches aus Päse (Kr. Gifhorn) stellt Fig. 162 vor.

Auf Gräbern im Drömling wird das Totengestell errichtet: eine lange Stange, die bis zur halben Höhe von einer Anzahl gleichmäßig geordneter Weidenstäbe umgeben ist, gleich den Graden eines Globus. Sie sind bunt gestrichen und mit buntem Papier umwickelt. An der Spitze eine Wetterfahne aus Knittergold und darauf der Name des Verstorbenen. Der alte Brauch ist im Absterben[2].

[1]) Der Brauch ist auch anderwärts in Deutschland verbreitet. Vergl. Kolbe, Hessische Volkssitten, Marburg 1886, S. 51.

[2]) Ebeling II, S. 209.

In der Gegend von Holzminden setzt man den Mädchen vier „Fackeln", mit künstlichen Blumen umwickelte Stäbe, den Knaben ein Gestell aus Ruten

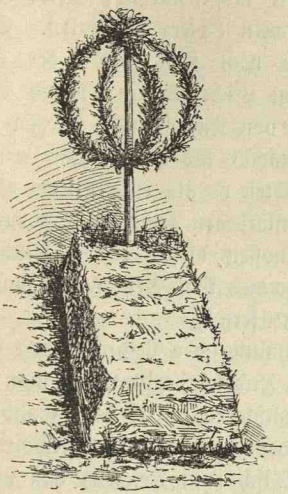


Fig. 163.
Knabenkrone, Gestell mit Reifen, die mit Buchsbaum und Tannenreisig umwunden sind. Stahle bei Holzminden.

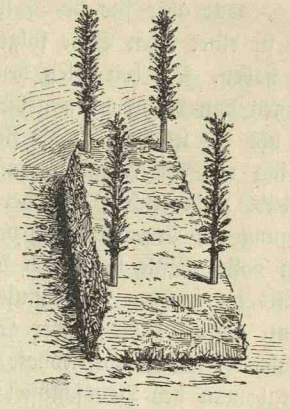


Fig. 164.
„Fackeln" auf Mädchengräbern. Vier etwa meterhohe Holzstäbe an den Grabecken, mit Buchsbaum und Tannenreisig umwunden. Stahle bei Holzminden.

in Kugelform, gleichfalls mit Buchsbaum und Tannengrün geschmückt, auf den Hügel (Fig. 163 und 164).

Nach dem Begräbnis findet oder fand der Leichenschmaus statt, eine Sitte, die immer mehr abkommt [1]). Im Trauerhause ist alles aufgeräumt, Tische und Bänke sind gesetzt, das Laken aufgelegt; während dieses bei einer Hochzeit Namen und Ornamente von roter Farbe zeigt, tragen die Tischlaken bei Leichenfeiern

[1]) Die Braunschw. Anzeigen melden aus Wenzen, 24. Juni 1895: Gestern Abend wurde auf Veranlassung des Gemeindevorstehers Buschbom im Wielertschen Gasthause eine Gemeindeversammlung abgehalten, um über die Abschaffung des sog. „Leichenschmauses" bei Beerdigungen zu beraten. Hier wie in den meisten umliegenden Ortschaften ist es althergebrachte Sitte, daß bei vorkommenden Todesfällen am Tage der Beerdigung die Verwandten und Freunde des Verstorbenen zum Trauerhause geladen und vor Wegführung der Leiche reich bewirtet werden. Bei großer Verwandtschaft sind die Gäste oft kaum im Hause unterzubringen, und die Vorbereitungen zur Bewirtung derselben nehmen alle Kräfte der Leidtragenden in Anspruch. Nach einer Ansprache des Gemeindevorstehers erklärten sich sämtliche Anwesende damit einverstanden, daß es wünschenswert sei, diese von den Alten übernommene Unsitte endlich abzuschaffen. Es wurde beschlossen, daß sich jeder durch Unterschrift eines entsprechenden Schriftstückes verpflichten solle, vorkommendenfalls weder einen Leichenschmaus zu veranstalten, noch auf Einladung anderer an einem solchen teilzunehmen. Alle Anwesenden erklärten sich dazu bereit.

schwarze. Die Speisefolge ist gewöhnlich die nachstehende: Fleischbrühsuppe mit Fadennudeln und Hühnerfleisch; Reis in Milch gekocht, mit geschmolzener Butter übergossen; gekochtes Rindfleisch mit Rosinenbrühe; fettes Schweinefleisch mit Korinthen. Dazu wird Branntewein (Bier) getrunken. Das Essen findet gewöhnlich an der Stelle statt, wo noch kurz zuvor der Sarg gestanden — was aber für die Teilnehmer am Leichenschmaus nichts Anstößiges hat, da sie einer alten Sitte folgen, die sie von Jugend auf gesehen und mitgemacht haben. Sie betrachten den Leichenschmaus als etwas, was dem Dahingeschiedenen von Rechtswegen gebührt, betrachten es als eine heilige Pflicht der Pietät, als die letzte Ehre, die sie dem Verstorbenen erweisen. Darum unterziehen sich die Anverwandten und Hausgenossen diesen letzten Mühen gern. Auch bleibt zu bedenken, daß der Leichenschmaus kein Gelage ist, sondern eine Vereinigung der Verwandtschaft von nah und fern[1]).

In voller Blüte steht noch die Versammlung der Leidtragenden nach dem Begräbnis im nächsten Wirtshause, wo eine Zecherei beginnt, die man dat fell versûpen nennt, selbst in der Stadt Braunschweig. In dem Gasthofe Bella vista, nahe bei dem Hauptfriedhofe, geschieht das regelmäßig von gewissen Kreisen; dabei legt man den Hausschlüssel auf den Tisch zum Zeichen, daß man lange bleiben will.

Der Ausdruck, das Fell (die Haut, den Bast) versaufen, ist noch unaufgeklärt, trotzdem Reinhold Köhler ihn zu erforschen versuchte[2]).

Anmutender ist ein anderer Brauch. Tritt auf einem Hofe ein Todesfall ein, so hat der Besitzer den Dienstboten die Trauerkleider zu schenken, den Mädchen mindestens eine Schürze und ein Tuch, den Knechten eine Weste.

Mit dem Begräbnisse aber hat der Verkehr des Toten mit den Zurückgebliebenen sein Ende noch nicht erreicht. Es ist noch vielfach der Aberglaube an das „Umgehen" Verstorbener verbreitet und daß diesen die Kraft innewohnt, Lebende sich „nachzuziehen". Bei Vorsfelde schloß man sorgfältig die Thüren, sobald der Sarg und das Gefolge das Haus verlassen hatte, damit der Tote

---

[1]) Braunschw. Magazin 1838, S. 209.

[2]) Er ist aus dem 17. Jahrhundert aus Mecklenburg belegt, kommt vor in Thüringen, Schleswig-Holstein, Pommern, Westfalen, Lippe, bei den Wenden der Lausitz, im Hannoverschen, in Berlin, Nassau ꝛc. Vergl. die Zeitschrift „Am Urquell" I, S. 113; II, S. 81, 147; V, S. 161; VI, S. 34. — Vielleicht giebt das Folgende einen Fingerzeig zur Erklärung des Ausdruckes. Wenn, was alle paar Jahre der Fall war, in braunschweigischen Dörfern ein Gemeindebulle geschlachtet wurde, so wurde das Tier von der ganzen Gemeinde verzehrt; es fand das Bullenfest statt. Während man den peisel (penis) als getrocknete Reliquie auf einer Däle aufbewahrte, verkaufte man das Fell und vertrank den Erlös gemeinschaftlich. Vergl. dazu Kuhn, Märkische Sagen, S. 368. — Merkwürdiger Weise hat man in Frankreich etwas ganz ähnliches: Dans plusieurs localités, surtout à la campagne (Umgegend von Valenciennes) il est encore d'usage de retenir à dîner les persones qui sont venues de loin pour assister à un enterrement: on appèle cela vulgairement croquer la tête du mort. Bulletin de Folklore, Bruxelles. Tome III, p. 1, 1898.

nicht bald einen Inwohner nachfordere. Denn der Tote kehrt wieder und tritt mit den Lebenden in Verkehr. Anfang Dezember 1895 heiratete ein Arbeiter aus Klein-Schöppenstedt, dessen Frau erst vor vier Wochen gestorben war, ein Mädchen aus Riddagshausen. Die schnelle Heirat muß doch Anstoß erregt haben und allgemein hieß es in Klein-Schöppenstedt: die erste Frau sei wieder erschienen und habe zu ihrem Manne gesagt, er möchte ihr doch erst die Füße kalt werden lassen, bevor er wieder heirate.

Spuren von Vampyrismus sind bei der Landbevölkerung noch vorhanden. Ein älteres Beispiel berichtet Harenberg [1]) aus dem Dorfe Ackenhausen. Dort hatten sich zwei Bauern um ein Gehölz gestritten. Als der eine starb, ward dem Überlebenden bange, daß er aus Rache von dem anderen werde „nachgezogen" werden können. Er ging deshalb zum Leichnam seines Gegners und pflöckte ihm einen runden Stock durch die Zunge und den Mund. Als ein Kind, welches die Sache gesehen hatte, davon Anzeige machte, berief jener sich auf die allgemeine Gewohnheit der Landleute [2]). Vampyrglaube ist früher in der Gegend von Wittingen (Kreis Isenhagen) allgemein gewesen. Nach den Berichten alter Leute nannte man den Vampyr Doppelsauger, weil er als Kind nach der Entwöhnung so lange geschrieen hat, bis die Mutter ihn zum zweiten Male an die Brust legte. Im Grabe saugt der Doppelsauger dann so lange am Blute seiner Verwandten, bis er sie zu sich unter die Erde gebracht hat; vorher aber hat er, stets um Mitternacht, seine eigene Brust ausgesogen. Um ihn am Aussaugen der Verwandten zu hindern, öffnete man das Grab und stieß ihm mit einem Spaten den Kopf ab; dabei erkennt man, daß der Vampyr vom Saugen rote Lippen hat. Hat man Verdacht, daß eine Leiche einem Doppelsauger angehöre, so nimmt man beim Austragen der Leiche die Hausschwelle (der süll ist in allen niedersächsischen Häusern beweglich) fort, dann kann er, wenn diese wieder in ihre frühere Lage kommt, nicht wieder ins Haus zurück. Auch legt man der verdächtigen Leiche ein Brett zwischen Kinn und Brust, damit sie nicht an der eigenen Brust saugen kann oder giebt ihr einen „Kreuzpfennig" mit ins Grab.

An das „Nachziehen" durch einen Verstorbenen wird heute noch geglaubt. Wenn eine Leiche nicht bald steif wird, so holt sie bald einen nach [3]). Dasselbe ist der Fall, wenn die Leiche freundliche Gesichtszüge zeigt. Jedenfalls geht der Tote um, wenn seine Angehörigen nicht eine Bestimmung, die er bei Lebzeiten getroffen, seinem Willen gemäß ausführen. Im Anfange des Jahres 1890 wurde in Schöningen die Frau des Gärtners Gl. von einem Eisenbahnzuge überfahren. Es hieß, die Frau sei nur mit einem Arme begraben und hämmere nun allabendlich vor dem Gl.'schen Hause. Große dort versammelte Menschen-

[1]) Vernünftige und christliche Gedanken über die Vampyrs. Wolfenbüttel 1733, S. 26.

[2]) Über den gleichen Glauben in der Altmark siehe Kuhn, Märkische Sagen, S. 30.

[3]) Man vergleiche dazu folgenden Aberglauben aus Sussex: If a corpse does not stiffen soon after death, it is regarded as a token that another member of the family will soon die. Folklore Record I, 51 (1878).

ſcharen hörten das deutlich und der Auflauf wurde ſo ſtark, daß die Polizei einſchreiten mußte.

Têrpennig nennt unſer Volk die kleine Münze, die dem Toten mit auf den Weg gegeben wird, damit er unterwegs, bis er ins Jenſeits kommt, davon zehren kann. Dieſe heidniſche Sitte iſt heute noch vollkommen lebendig im ganzen Herzogtume und darüber hinaus. Gewöhnlich entzieht ſie ſich dem Blicke, aber wer nachſuchen will, der findet ſie. Schambach[1]) kennt ſie auch: „Der zu begrabenden Leiche giebt der Erbe einen Pfennig mit in den Sarg und ſpricht dabei die Worte: ik gêwe dik dat dînige, blîf mik von den mînigen.“ Das iſt alſo eine Art Ablöſung; bei uns aber iſt es der Zehrpfennig. Innerhalb 14 Tagen ſind mir zwei Fälle bekannt geworden.

Am 12. Februar 1895 wurde zu Lutter am Barenberge der 82jährige Hartung begraben. Seine Angehörigen gaben ihm ſeine Tabakspfeife und kleine Geldſtücke als têrpennig mit in den Sarg, wie mir Hartungs eigene Tochter mitteilte.

Am 25. Februar 1895 verunglückte zu Hedeper der Pferdeknecht Wilhelm Schmidt durch einen Sturz aus dem Wagen. Die von ſeiten des herzoglichen Amtsgerichtes Wolfenbüttel vorgenommene Beſichtigung der Leiche zeigte unter anderen Befunden, daß in der zuſammengekrümmten Hand der Leiche ſich ein Zweipfennigſtück befand. Die darüber angeſtellten Ermittelungen ergaben, daß das Geldſtück von der Totenfrau, der Witwe Dorothea Krenge, geb. Fuhrmeiſter in Hedeper, der Leiche in die Hand gegeben war. Der Gendarm Ernſt in Börßum, welcher die Ermittelungen anſtellte, ſagt in ſeinem Berichte an die herzogliche Staatsanwaltſchaft in Braunſchweig, daß die Krenge dieſes gethan habe, weil in Hedeper, beſonders bei älteren Leuten, der Aberglaube herrſche, daß die Toten einen Zehrpfennig mit auf den Weg haben müßten[2]).

---

[1]) Wörterbuch der niederdeutſchen Mundart von Göttingen und Grubenhagen unter mînige.

[2]) Einige weitere Fälle, welche die heidniſche Sitte bei uns beſtätigen, ſind im Braunſchw. Magazin 1899, S. 27 mitgeteilt. Bei einer Leichenbeſichtigung im Kloſter Michaelſtein bei Blankenburg am Harz fand der Richter in der einen Hand der Leiche eine Kupfermünze, in der anderen ein Stück Brot (1892). Es war dort früher üblich, der Leiche die Geldmünze unter die Zunge zu legen und dabei zu ſagen: „Hier haſt du deine Zehrung, nun laß mir meine Nahrung.“ In der Stadt Braunſchweig ſoll (nach der gleichen Quelle) der Leiche eine Münze mitgegeben worden ſein mit dem Spruche: hîr haste dîne têrich, nu lat mik mîne nêrich. Lindenſchmit (Handbuch der deutſchen Altertumskunde I, S. 133) hat gezeigt, wie die altheidniſche Sitte der Beigabe einer Totenmünze ſich auf den germaniſchen Norden erſtreckte und hier noch längere Zeit, nachdem das Chriſtentum zur Annahme gelangt war, fortbeſtand. Münzen mit Prägungen chriſtlicher römiſcher Kaiſer wurden in Sarkophagen in Trier und ſelbſt im Munde der Toten gefunden; römiſche und merowingiſche Gold- und Silbermünzen wurden in den Friedhöfen von Selzen und Oberolm am Rhein entdeckt. „Toten lege man Geld in den Mund“, heißt es in der Chemnitzer Rockenphiloſophie, eine Stelle, die J. Grimm (D. M.[4], S. 694) anzog, um die Fortdauer des Brauches in neuerer Zeit zu erhärten. Rochholz (Deutſcher Glaube und Brauch I, S. 190) bringt Beiſpiele

Es geschieht noch aus einem anderen Grunde, daß Tote kleine Münzen mit in den Sarg bekommen. Wenn nämlich ein Toter die Augen offen oder Füße oder Hände durch Krämpfe schief gezogen hat, dann wird ihm auf die Augen oder die Glieder ein Zweipfennigstück gelegt, in der Annahme, daß dadurch die Augen sich schließen und die krummen Glieder wieder gerade werden. Gegenstände aber, welche mit einem Toten in Berührung gekommen sind, dürfen nicht wieder in Gebrauch genommen werden und so wird das Geld mit in den Sarg gelegt.

---

aus der Altmark, Neumark, Thüringen, Oberpfalz, dem Harze, der Lausitz aus neuester Zeit. Beispiel aus Bilzingsleben bei Cölleda in Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft 1889, S. 29, aus Ostpreußen, daselbst 1890, S. 608. Derselbe Brauch bei anderen Völkern: Andree, Ethnographische Parallelen, Neue Folge, S. 24 bis 29 (Leipzig 1889).

Das Jahr und die Feste.

Wie die neue Zeit auf die Dörfer gedrungen ist, erkennt man schon oberflächlich bei einem Besuche im Kruge, der jetzt Restauration heißt und ein Schild führt, was früher nicht der Fall war. Gewöhnlich ist schon ein Billard vorhanden und das Bier wird unter Kohlensäurepressung verzapft. An der Wand des Gastzimmers hängen die verschiedensten bunten Tafeln und Anschläge mit Anpreisungen von Dingen, die sonst unerhört auf dem Dorfe waren, und Zeitungen verschiedener Richtung liegen auf. Neue Kartenspiele, wie Skat, sind eingedrungen und Schützen-, Krieger-, Turner-, Sängervereine halten ihre Zusammenkünfte im Kruge. Es wird politisiert und wandernde Aufhetzer tragen die Unzufriedenheit aufs Land. Ich habe schon in weit entfernten Dörfern Hausierwagen mit Leckereien gefunden, welche den Landmann an neue Genüsse gewöhnen. Es liegt auf der Hand, daß bei solcher Änderung über die alten Sitten, Bräuche und Anschauungen das Todesurteil gesprochen ist. Reißend schnell schwinden sie dahin und nur eine Nachlese kann im folgenden geboten werden, wobei Rückblicke — soweit die dürftigen Quellen reichen — zeigen mögen, was einst war und verloren ist.

Weihnacht.

Das Weihnachtsfest wird eingeleitet durch den Bussèklas, oder Bôklas, wie er wechselnd nach der Gegend heißt, eine Figur, die sich eigentlich auf den heiligen Nikolaus, den Schutzpatron der Schuljugend, bezieht, dessen Kalendertag der 6. Dezember ist. Seine vermummte Gestalt tritt aber erst kurz vor den Feiertagen auf und sein Erscheinen wird durch allerlei Lärm angekündigt, indem die Beteiligten mit Wagenketten oder Karren durch das Dorf jagen, um die Kinder gehörig vorzubereiten. Unkenntlich eingehüllt in verschiedene Kleidungsstücke, gewöhnlich mit einem langen Flachsbarte, mit einer Rute oder einem Sack voll Sand oder Asche erscheint der Bussèklas da, wo Kinder sind und fragt, ob sie beten können. Sagen sie ihren Spruch gut auf, so erhalten sie Äpfel und Nüsse aus einem Sack, sonst einen Streich mit der Rute oder dem Aschensack. Um die Sache recht feierlich zu machen, wird oder wurde auch in einigen Dörfern am Elm der „Erbsbär", eine bärenartig in rauhes Erbsstroh gehüllte Gestalt mitgeführt, der auch z. B. in Cremlingen zur Fastnacht auftritt.

In Mackendorf, Saalsdorf u. a. Dörfern dortiger Gegend soll der Busseklas von einem Schimmelreiter begleitet gewesen sein. Im Vorsfeldischen und dem angrenzenden Boldeckerlande sagt man Aschenklas; er war dort offenbar mit dem Schimmelreiter in eins verwachsen und trat dort um Fastnacht auf [1]).

Schon 14 Tage vor Weihnachten begannen auch die Hirten ihre Freude über die bevorstehende Geburt des Heilandes zu bezeigen; sie zogen abends in den Dörfern (belegt aus Büddenstedt) umher und bliesen auf der Straße ein schûr in den unharmonischen Tönen ihrer verschiedenen Instrumente.

Vermummungen am Nikolaustage und damit verbundene Umzüge werden schon im Jahre 1400 in Braunschweig erwähnt. Die Schüler des Blasiusstiftes statteten damals einen Popanz aus, der allerlei Possen und Thorheiten aufführte; dann wählten sie einen Bischof und Abt, der die priesterlichen Handlungen nachahmte. Der Unfug war so groß, daß 1407 das Kapitel dagegen einschritt [2]). Ob ein Zusammenhang zwischen diesen Vermummungen und dem Busseklas vorhanden, kann nicht erwiesen werden; nur der Nikolaustag, an dem sie stattfanden, deutet darauf hin.

Wie überall in Deutschland, ist das Anzünden eines Weihnachtsbaumes auch bei uns eine verhältnismäßig junge Erscheinung, die allmählich ihre Ausbreitung auf das flache Land gefunden hat und jetzt im kleinsten Dorfe nicht mehr fehlt [3]). Die Weihnachtsfeier konnte dadurch sich so ausbreiten, weil sie mit der hochheiligen Zeit der alten Germanen zusammenfiel, mit der Wintersonnenwende, wo das erstorbene Naturleben wieder erwacht und weil diese Feier sich vereinigte mit dem höchsten christlichen Feste.

Weit verbreitet war im Braunschweigischen einst das Weihnachtsingen

---

[1]) Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde 1896, S. 369.

[2]) Dürre, Gesch. d. Stadt Braunschweig, S. 567.

[3]) Die älteste Nachricht über das Vorkommen unseres Weihnachtsbaumes ist aus dem Jahre 1508. In diesem Jahre, am Sonntage vor Mitfasten, kam der Prädikant der freien Stadt Straßburg, der berühmte Geiler von Kaiserberg, in seiner Predigt darauf, daß alle in Straßburg herrschenden Weihnachtsgebräuche heidnisch seien und abgeschafft werden müßten. Die Heiden hätten um Neujahr den Jenner oder Janus geehrt: „Etlich mit tantzen und springen, ander mit stechen, ander mit daureiß in die stuben legen, ander mit bechten, ander das sie einander gaben schicken, lebkuchen, wein ꝛc." (Emeis fol. 47, sp. 4). Das Wort „bechten" verrät, daß wir hier Reste des alten süddeutschen Berchtakultes vor uns haben — wie auch noch die Salzburgische Waldordnung von 1755 „Bechl- oder Weihnachtsboschen" kennt. Um 1600 hatte die katholische Kirche gegen den Tannenbaum nichts mehr einzuwenden. Daß der Gebrauch allgemein im Elsaß wurde, geht aus einem 1604 zu Straßburg gedruckten Buche hervor: Memorabilia quaedam Argentorati observata. Herausgegeben von Tille, Straßburg 1890. Die Stelle lautet: „Auff Weihnachten richtet man Dannenbäum zu Straßburg in den Stuben auff, daran henckt man roßen aus vielfarbigem Papier geschnitten, Äpfel, Oblaten, Zischgold, Zucker." Der Baum hat sich ganz allmählich ausgebreitet; er wird erst häufiger um das Jahr 1800 und ist aus Deutschland in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach den übrigen Ländern Europas und Nordamerika gewandert. Vergl. F. Ortwein, Deutsche Weihnachten. Gotha 1892.

der Schüler, die auch zu Weihnachten Vorstellungen gaben und vermummt in die Häuser gingen. Es erhellt dieses aus einer Eingabe der Schüler des Martinigymnasiums an den Geh. Rat und Kanzler Ph. L. Probst vom 9. Dezember 1682 [1]), in welcher ausgeführt wird, „daß etzliche der studierenden Schuljugend in memoriam Dei incarnati et ex pia de Christo homine nato annunciatione vor dem heiligen Weihnachtsfeste abends umherzogen und zur Ergötzlichkeit der kleinen Kinder um ein beliebiges Honorarium" eingelassen worden seien. Dieses sei ihnen aber verboten worden und dadurch entginge ihnen, die ja außerordentlich arm seien, und deren Eltern unter der Pest gelitten hätten, eine wesentliche Beihülfe, um ihre Studien beendigen zu können. Sie bäten um Erlaubnis, den Umgang weiter fortsetzen zu dürfen, wollten sich auch auf der Straße „in dergleichen Habit nicht präsentieren, sondern stille mit Mänteln bedeckt umher gehen". Es wird sich also um Vorstellungen gehandelt haben. Verboten wird später noch das Umhersingen zu Weihnachten (und Martini, Nikolai, Neujahr) teils bei Geld-, teils bei Leibesstrafen durch landesherrliche Verordnungen vom 21. Oktober 1743 und 1. Dezember 1747.

Von einzelnen Sitten, die für Weihnachten gelten, sei noch bemerkt, daß man in Salzdahlum ein besonderes Gebäck herstellte, bûerjungens nach der Form genannt.

Die Zwölften.

Von Weihnachten bis zum Dreikönigstage heißen die Tage die Zwölften. Dann herrscht allerlei Aberglaube und werden die Zeichen genau beobachtet. Es durfte dann nicht gesponnen werden und die Spinnerinnen hatten darauf zu achten, daß bis zum Weihnachtsfest aller Flachs vom Wocken verschwunden war. Bei Vorsfelde sagte man, der Flachs gerät im neuen Jahre nicht, wenn zwischen Weihnachten und Neujahr noch Flachs auf dem Wocken sitzt. Der Mist bleibt in dieser Zeit im Stalle liegen und wird nicht ausgefahren — oder wurde, denn auch daran kehrt man sich nicht mehr. Vor Zeiten wurde als Grund angegeben: der Wolf hole sonst das Vieh; da es den schon lange nicht mehr giebt, hört man höchstens noch: der Fuchs hole sonst die Gänse oder der Marder ginge den Tauben nach. Stirbt jemand in den Zwölften, dann sterben im folgenden Jahre dreizehn im Dorfe (Waggum). Außer dem Spinnen ist noch allerlei Handwerk und Arbeit in den Zwölften untersagt, so z. B. das Flicken; wer dann flickt, hat das ganze Jahr zerrissene Hosen (Klein-Schöppenstedt). Dieses Abstehen von der Arbeit und der Warnung vor derselben hängt mit der ursprünglichen Heiligkeit der Tage zusammen, die beginnen, wenn die Sonne ihren Wendepunkt erreichte und bis zu der Frist reichte, wenn die Tage sich wieder zu längen anfangen. Es ist eine heilige, dem Frieden und der Ruhe gewidmete Zeit gewesen, wovon allerdings nur noch wenige Reste des Volksglaubens und der Sitte uns heute erzählen.

[1]) Original im Sammelbande „Sitten und Gebräuche" auf der Stadtbibliothek, S. 125.

Wenn Kuhn und Schwartz noch an die Nennung beſonderer heidniſcher Gottheiten in den Zwölften erinnern und dabei de olle Hâksche als Reſt einer ſolchen weiblichen Gottheit für das Braunſchweiger Land anführen[1]), ſo iſt dabei zu bemerken, daß allerdings der Ausdruck heute noch vorkommt, aber nur als ſpottweiſe Bezeichnung irgend eines Frauenzimmers, ohne daß ich zu ergründen vermochte, weshalb dieſe Benennung erteilt wird. Hat ſie jemals einen mythologiſchen Inhalt gehabt? Die Hâksche kommt in den Volksreimen vor und wenn ſich ein Kind an einem heißen Getränk den Mund verbrennt, ſo ſagt man: het dik de ôle Hâksche dat pûsten nich elêrt? Auch bei den Spinnerinnen ſpielte ſie ihre Rolle und wenn am Sonnabend der Flachs am Wocken nicht abgeſponnen war, ſo wurde er von der ôlen Hâkschen verunreinigt.

In den Dörfern öſtlich von Braunſchweig ziehen am Sylveſterabend die Schulknaben peitſchenknallend von Haus zu Haus. Einer tritt hinein und bringt ſeinen Neujahrswunſch an: Ik wünsche jich en frôlich niët jâr, gesundheit, langet lewen un allens, wat taur liwesnârung un notdurft ehört, worauf dann gewöhnlich eine kleine Gabe an Geld oder Lebensmitteln erfolgt. Bekommt der Knabe jedoch nichts, ſo wird der Unzufriedenheit über den Geiz des Hausbewohners durch folgenden Spruch Ausdruck gegeben:

Ik wünsche jich en slechtet niët jâr,
Hunderdûsend lûse up einen hâr.
En kop vull schörwe
Un en ârs vull wörme.

Iſt das ganze Dorf auf dieſe Weiſe abgeſtreift, ſo werden die geſammelten Gaben zu gleichen Teilen geteilt.

Geſitteter benehmen ſich am Morgen des Sylveſtertages die Kinder in Beierſtedt, welche, in kleinen Trupps von Haus zu Haus ziehend, Geſangbuchslieder („Wiederum ein Jahr verſchwunden“ u. dergl.) ſingen, aber auch, Gaben ſammelnd:

Ich bin ein kleiner König,
Gebt mir nicht zu wenig. —
Lât't mik nich to lange stân,
Ik mot noch en hûs wî'er gân.

Erſtere Verſe ein Überreſt von dem eingegangenen Dreikönigsſingen? Auch hört man (z. B. in Eitzum) folgende Verſe ſingen:

[1]) „Im größten Teile Norddeutſchlands knüpft ſich noch, beſonders beim Landvolke, an die Zwölften der Glaube an den Umzug gewiſſer heidniſcher Gottheiten, doch iſt an die Stelle jener älteren Form dieſes Glaubens jetzt die der bloßen Androhung gewiſſer Strafen getreten für den, welcher das Gebot der Heilighaltung dieſer Zeit durch Arbeit, namentlich das Spinnen, bricht. Indeſſen wird der Name jener Gottheiten noch immer, wenn auch oft im Scherze, mit der angedrohten Strafe verbunden; allein der Glaube an dieſelben wird faſt allgemein ſchon als Aberglaube bezeichnet.“ Kuhn und Schwarz, Norddeutſche Sagen. Leipzig 1848, S. 412. Die Hakſche bei uns iſt gleich der Frau Harke, Harkſten, Harfe oder Moarche in der Mark. (H. v. Schulenburg in den Verhandl. d. Berl. Anthropol. Geſ. 1896, S. 187.) Auch in der Mark erſcheint ſie zu Weihnachten.

Schöne, schöne Rosen,
Die blühen auf dem Stengel.
Der Herr ist schön, der Herr ist schön.
Die Frau ist wie ein Engel.

In letztgenanntem Dorfe ziehen am Sylvesterabend die größeren Kinder und Knechte noch verkleidet umher, Lieder singend, Gaben und Geld heischend zum gemeinsamen fröhlichen Sylvesterschmaus.

In den „Dreidörfern" (Wendeburg, Wendezelle, Zweidorf) singen noch jetzt die „Chorknaben" von Haus zu Haus gehend geistliche Lieder am Neujahrstage, wofür eine kleine Gabe erfolgt. Dort ziehen am Abend die Knechte peitschenknallend vor die Häuser der Mädchen, von denen sie Branntwein erhalten. Das Knallen wird ganz virtuos betrieben; es heißt ummeklappen oder ballern mit'r swêpe.

In Lobmachtersen wünschen Knaben und Mädchen gemeinschaftlich Neujahr mit einem Spruche, der teilweise mit dem am Martinitage gesungenen übereinstimmt, wie denn überhaupt Lieder und Sprüche ineinander übergehen und ganz oder teilweise bei Festen benutzt werden, zu denen sie nicht ursprünglich bestimmt waren. So sagen die Kinder in diesem Dorfe:

Ik wünsche jich en frôlich niët jâr,
Gesundheit, langet lêwen
Un alles, wat nütte un gut is.
Ik stâe up kôlem steine,
Mik freiset mine beine.
Gewet mik en betjen, ik mot en hûs noch wi'er gân.

Das Neujahrssingen hat sich am längsten in den Dörfern am Drömling erhalten, wo Lehrer und Schuljugend einen Choral singend von Hof zu Hof zogen und dafür Speisen erhielten. Hirten und Hütejungen schlossen sich an und erschienen im Zuge. Voran die Schäfer, welche auf den Fingern pfiffen, da sie kein Instrument spielen, dann der Kuhhirt, der auf großem, glattem Horn blies; die Kälberhirten mit kleinem, gewundenem Horn, die Schweinehirten mit einer langen Tute, endlich Pferde- und Gänsehirten, die mit ihren Peitschen knallten[1]). Auch das ist anders geworden, seit die Gemeindeweiden in Ackerland verwandelt wurden und nur der Gemeindediener und Nachtwächter stößt noch ins Horn[2]).

Weit verbreitet, wie überall in Deutschland, ist das Bleigießen in Stadt und Land und das Wahrsagen aus den im Wasser gegossenen Bleigebilden; Mädchen werfen langgeschälte Apfelschalen über die Schulter und sehen die Verschlingungen derselben an, welche, als Anfangsbuchstaben gedeutet, den Namen des künftigen Bräutigams offenbaren. Im Amte Vorsfelde schmücken Mädchen in der Neujahrsnacht im Dunkeln ihr Haar und sehen dann früh in einen vollen Wassereimer, der ihr Spiegelbild zurückwirft; erscheint der Kopf wie mit einer Haube oder einem Kranze umgeben, so erfolgt Heirat in einem Jahre.

[1]) M. Ebeling, Blicke in vergessene Winkel II, S. 51.

[2]) Umsingelieder aus Schöppenstedt und Bansleben vom Sylvesterabend teilt auch O. Schütte im Braunschw. Magazin 1899, S. 159 mit.

Auch klopfen sie früh an den Hühnerstall; antwortet zuerst der Hahn, so bedeutet das Verlobung, während die Stimme der Henne ein verneinendes Zeichen ist.

Ein anderes Orakel, welches in der Sylvesternacht besondere Kraft hat, ist das noch geübte Schuhorakel der Knechte und Mägde auf dem Lande. Sie setzen sich auf den Fußboden und werfen ihre Schuhe über den Kopf weg nach hinten. Steht dann die Spitze des Schuhes nach der Thür zu, so müssen sie sich im Laufe des Jahres eine neue Stelle suchen; umgekehrt aber bleiben sie im alten Dienste.

Der Bauer selbst dagegen denkt an praktischere Dinge; er geht, allgemein, in der Neujahrsnacht oder am Morgen hinaus in den Garten zu seinen Obstbäumen, die er mit Strohseilen umwindet, damit sie im kommenden Jahre tüchtig tragen[1]). In Barwedel, Boldecker Land, muß das nachts zwischen 12 und 1 Uhr geschehen und zwar stillschweigend. Geht man im Winter oder Frühjahr durch das Dorf, so sieht man dort die vielen so behandelten Bäume. Früher wurde den Bäumen auch ein „Prost Neujahr" zugerufen und in Wedtlenstedt war es Sitte, daß man einen Pfennig in die Rinde des Baumes steckte, ihn so für seinen vorjährigen Ertrag belohnend[2]). Was liegt diesem Brauche zu Grunde? Sollen vielleicht die Obstbäume durch das Umwickeln geschützt werden gegen die bösen Geister, die in den Zwölften umgehen?

Heilige drei Könige.

Mit dem heiligen Dreikönigsabend, 6. Januar, endigt die Zeit der Zwölfnächte. Besondere Festlichkeiten und Umzüge, wie sie in anderen Gegenden Deutschlands noch üblich sind, finden jedoch bei uns meines Wissens nicht mehr statt. Sie sind aber früher und noch bis ans Ende des 17. Jahrhunderts auch im Braunschweigischen Sitte gewesen, wie aus den folgenden Mitteilungen erhellt.

„Actum den 6. Januarii anno 1637 durch Gerichtsherren und Voigte im Hagen. Heute am heil. Dreikönigstage abends um 7 Uhr haben etzliche Knaben, als Heinrich Gehren beide Söhne und sein Schaperjunge zusamt Heinrich Hoyers beiden Söhnen mit dem Stern auf der Wendenstraße umgesungen und indem sie vor Warners, des Riemenschneiders, Thür kommen und singen wollen, waren ihrer drei ziemlich starke Knechte zu ihnen eingefallen und geschlagen, also daß der Stern erloschen und sie von einander geflohen." Einer der Knaben war dabei erschlagen worden, deshalb die Untersuchung[3]).

---

[1]) Solches geschieht auch in der Magdeburger Gegend, wie die Zeitschrift „Am Urquell" I, S. 50 berichtet. Ungemein wichtig erscheint das Umbinden der Bäume mit Strohseilen in Hessen, wobei sie angeredet und zum Fruchttragen aufgefordert werden (Kolbe, Hessische Volkssitten. Marburg 1886, S. 20). Aus Dänemark erzählt uns dasselbe K. F. Feilberg, „Am Urquell" V, S. 119.

[2]) In Delligsen und Naensen wurden die Obstbäume zu Neujahr von um sie herumtanzenden Kindern angesungen und zum kräftigen Tragen aufgefordert. (Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde X, S. 65.)

[3]) Originalakten im Sammelbande, betitelt „Sitten und Gebräuche", Braunschweiger Stadtbibliothek.

Es geht daraus hervor, daß die Knaben singend und mit einem erleuchteten Sterne versehen, umherzogen und wohl Gaben heischten. Dieses „Singen mit dem Stern", wie man es nannte, scheint ausgeartet zu sein, denn am 27. Dezember 1673 sieht sich der Herzog genötigt, den Rat zu Braunschweig zu vermahnen und die alten Verordnungen zu erneuern, damit das wüste Geschrei, der Mutwille und die gefährlichen Schlägereien, die dabei vorfielen, endlich aufhörten. Im Hildesheimschen fand der Umzug der drei Könige aus Mohrenland noch bis etwa 1880 statt, wiewohl der Rat der Stadt Hildesheim schon 1594 den „Umzug mit dem Sterne" verboten hatte[1]).

Lichtmeß. 2. Februar.

Es ist das Fest Mariä Reinigung, an welchem in katholischen Gegenden die zum gottesdienstlichen Gebrauche bestimmten Kerzen geweiht werden; einiger Aberglauben und etliche Wetterregeln ist alles, was bei uns noch an diesem Tage haftet. Daß um diese Zeit der Winter am schärfsten ist, bezeugt das Wort: Lichtmissen, hebbet wî winter wissen. In der Viehzucht hat dieser Tag auch Bedeutung: Lichtmissen kalwet de kau un legget de häuner. Im Amte Vorsfelde aß man tüchtig Semmeln und Milch zu Lichtmeß, damit der Flachs gut gerate. Allgemein heißt es:

Lichtmissen dunkel,
Makt den bûer tau'n junker,
Lichtmissen hell un klâr,
Gift en gut flasjâr.

In einigen Dörfern galt es für unrecht, zu Lichtmeßen zu spinnen. Das Wort ist nur im Dativ noch üblich[2]).

Fastnacht, fasslâbend,

auch fastelâmnd, der Fastnachtsabend, ist der Dienstag vor dem Beginne der Fasten, welcher im Nachklange aus der katholischen Zeit noch mit zahlreichen Lustbarkeiten auch auf den Dörfern begangen wird. Dann müssen die „prilleken" gebacken sein, die anderwärts Pfannkuchen oder Krapfen heißen. Weit durch Niedersachsen werden zur Fastenzeit die „heißen Wecken" gebacken und verzehrt. In der Stadt Wolfenbüttel wurden sie in der Woche nach dem Sonntage Esto mihi gebacken und heidwegge genannt[3]); in der Stadt Braunschweig waren sie auch bekannt; 1622 werden hetwegges gelage erwähnt[4]). In Delligsen werden sie unter dem entstellten Namen „Hedwige" noch jetzt verkauft[5]).

[1]) Das dabei gesungene Lied steht abgedruckt in der Zeitschrift „Niedersachsen", Jahrgang V, S. 111.

[2]) Lichtmeß ist überall ein Tag, der von Einfluß auf das Wetter ist. In England:

If Candlemas day be fair and bright
Winter will have another flight.

[3]) Braunschw. Anzeigen (Gelehrte Beiträge) 21. Februar 1787.
[4]) Sacks Sammelheft „Gelage und Spiele", Stadtbibliothek.
[5]) Mitteilung von O. Schütte.

In Einbeck heißen sie heidwek, in Hamburg (Richey Idiotikon) heetweg, in Bremen heet-wege (Bremisches Wörterbuch 1767).

In Bortfeld und Watenbüttel gehen die Schmiedegesellen bei allen Pferdebesitzern umher und erhalten von jedem eine Mettwurst als Fastengabe.

Eine Hauptsitte zu Fastnacht, die jedoch in den Dörfern nördlich und nordöstlich der Stadt Braunschweig weniger bekannt zu sein scheint und mehr im Amte Salder und am Elme herrscht, ist nämlich das füen, das Schlagen mit dem füebusch. Knechte, Mägde, Kinder ziehen mit einem Busche aus Fichtenzweigen, Wacholder oder sonstiger stachliger Pflanze umher und schlagen, mitunter nicht ganz säuberlich, auf die Umhergehenden damit ein. In Lobmachtersen gehen die Kinder von Haus zu Haus und singen:

Fûe, fûe, êren,
Wat wilt jû mik beschêren?
Appel oder bêren,
Geld nêm ik gêren.

Dabei wird „efüet", mit den stachligen Zweigen geschlagen, bis die betreffenden sich mit einer kleinen Gabe lösen. Es wird dabei von der Schar kein Stand verschont. Damit hat es aber auch, wenigstens in unseren Dörfern, sein Bewenden, während weiter nach Westen hin (im Hannöverschen, Hildesheimschen, bis nach Westfalen) das füen mit ausgedehnteren Sitten und Sprüchen gehandhabt wird [1]). Das „Fuchteln mit Ruten" gehört im Kreise Braunschweig zu den verbotenen Fastnachtsgebräuchen. Im Januar 1899 droht die Kreisdirektion Geldstrafe bis zu 30 Mark oder Haftstrafe bis zu 10 Tagen gegen Zuwiderhandelnde an.

Die Fastnachtsbräuche der Knechte.

Von den Einrichtungen und Gebräuchen der Handwerkerinnungen und dem Pennalismus der Studenten, wie er bis ins vorige Jahrhundert auf unseren Universitäten herrschte, und die beide darauf hinausliefen, daß die jüngeren den älteren Gliedern willig und zu Diensten sein und sich necken oder nach Umständen auch mißhandeln lassen mußten, haben sich offenbar schon frühzeitig Ausläufer zu unserer Landbevölkerung verbreitet, welche Nachahmungen der studentischen und Handwerkersitten hervorriefen. Was man etwa in Helmstedt den „alten

---

[1]) Wie Landau, Archiv für hessische Geschichte II, S. 278 mitteilt, mußte der Fürst von Bückeburg sich 1584 zu Fastnacht von den Mägden, die ihn füen wollten, mit einem halben Thaler loskaufen, in den beiden folgenden Jahren giebt er „Fudelgeld" und „Futelgeld". Die älteren in Niedersachsen für füen gebräuchlichen Formen sind fudeln und futteln, welches auf die ursprünglich sehr rohe Art des Gebrauchs zurückgeht, indem die Mägde auf die entblößten posteriora gefuet wurden. (fut = cunnus. Dieser Begriff geht auch auf die benachbarten posteriora über. Höfler, Deutsches Krankheitsnamenbuch, S. 164.) Vergl. mehr bei Mannhardt, der Baumkultus, S. 256. Für die Gegend der Stadt Hannover, wo der stachlige Hülsenstrauch (Ilex) zu den Fuebüschen benutzt wird, vergleiche die Schilderung von B. Seemann, Hannoversche Sitten in ihrer Beziehung zur Pflanzenwelt. Leipzig 1862, S. 24.

Häusern" absah, welche die „Pennäle" und „Füchse" hänselten, wurde auf die Dörfer übertragen, wobei die Knechte die Rolle der ersteren, die „Enken" und „Jungens" die der letzteren einnahmen. Derartige Sitten, die in gemilderten Resten sich heute noch auf dem Lande finden, herrschten einst viel ausgedehnter in Niedersachsen und waren z. B. im Magdeburgischen in ein förmliches System gebracht[1]). Mag auch ursprünglich der Grund solcher Genossenschaften auf Selbstzucht, gute Sitte und Einflößung der Ehrfurcht gegen ältere gerichtet gewesen sein, so ist doch dieser Zweck längst geschwunden und ein Hänseln zur Fastnachtszeit alles, was bei unserem Landvolke übrig geblieben ist. Das Wort „hänseln" ist neuhochdeutsch; es leitet sich ab von Hansa und bedeutet einfach, jemanden in einen Verein aufnehmen (Kluge).

Über das Lossprechen der Pferdejungen (Enken) und deren Knechtwerden erhielt ich von einem Beteiligten folgende Schilderungen nach seinen eigenen Erlebnissen in Hötzum, wobei er bemerkt, daß heute die Bedingungen nicht mehr so streng eingehalten werden, wie früher. Die Bedingungen für die Pferdejungen und andere Lehrlinge, um Knecht werden zu können, sind folgende.

1. Der junge Mensch muß 17 Jahre alt sein.

2. Er muß zwei Centner Korn tragen können. Ist er das nicht im stande, so muß er 20 Jahre alt sein, um unter die Knechte aufgenommen zu werden.

Sind diese Vorbedingungen vorhanden, so kann zur Aufnahme geschritten werden. Zu diesem Zwecke versammeln sich die Knechte schon früh im Kruge. Die „Jungens" kommen dann auch und der älteste von ihnen klopft an die Thür. „Wer ist da?" ruft der älteste Knecht. Antwort: „Jungens." Knecht: „Was wollen die?" Antwort: „Knechte werden." Knecht: „Kommt herein." — Nach dem Eintritt fragt der Knecht: „Hat euer Herr nichts dagegen?" und nachdem die Antwort befriedigend ausgefallen, fragt er die übrigen Knechte, ob auch sie der Aufnahme zustimmen. Ist dieses geschehen, so wird den Aufgenommenen noch folgendes zur Pflicht gemacht: 1. Sie haben, wenn sie sitzen, aufzustehen, falls ein älterer Knecht eintritt. 2. Sie haben diesem kleinere Dienstleistungen zu thun, etwa ein Streichholz zu bringen. 3. Dürfen sie noch keine „jungemäkens" nach Hause begleiten[2]).

Bei solcher Gelegenheit erhalten die jungen Knechte auch ihren ständigen Spitznamen oder terneiznamen, welcher von jetzt ab der allein gültige ist; auf

---

[1]) Danneil, die Brüderschaft der Ackerknechte auf den Magdeburgischen Dörfern und das Hänseln. Magdeburg 1873. Aufnahme der Jungknechte unter die Altknechte unter bestimmten Trinkgebräuchen zu Jamund bei Köslin in Pommern. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde I, 83, Berlin 1891.

[2]) Sehr ausführliche Schilderung des Hänselns, wie es in Eitzum Brauch war, von H. Schattenberg im Braunschw. Magazin 1898, S. 197. In Eitzum wird stets am Dreikönigstage gehänselt. Aus dieser Schilderung geht auch deutlich hervor, daß hier das Hänseln auf alten studentischen Sitten beruhte; es wurden sogar studentische Lieder des 18. Jahrhunderts dabei gesungen.

diesen müssen sie hören, ohne sich beleidigt zu fühlen, alle anderen Spitznamen dürfen sie zurückweisen. Hat einer knêpe, Kniffe, im Kopfe, so nennt man ihn „knips“; ist er stark, „Simson“; hat er eine rauhe Stimme „Baß“; räsonniert er viel „Pröttel“; ist er klein mit hüpfendem Gange „ütsche“; spricht er salbungsvoll „Pastor“ 2c. Wird einem Knechte sein terneizname zum Ekel, so kann er sich davon bei den Genossen loskaufen; er erhält dann einen andern. (Mitteilung aus Salzdahlum.) Über die Etymologie von terneizname weiß ich nichts beizubringen.

In Cremlingen, Weddel und Nachbarorten gehen die Knechte zu Fastnacht Gaben sammelnd umher, namentlich verlangen sie Würste, welche auf den zweizinkigen Holzgaffeln aufgehangen und mit herumgetragen werden; auch Besen, die mit „Putzen“ (Bändern und Schleifen) geschmückt sind, führen sie mit sich. In der folgenden Nacht wird der geschmückte Besen verkauft. Öfter, doch nicht immer, führen die Knechte auch den „Erbsbär“ in ihrer Schar mit von Haus zu Haus; das ist einer der ihrigen, welcher dicht in rauhes Erbsenstroh eingehüllt ist und auf allen vieren läuft. In Weddel ist das Führen des Erbsbären 1895 verboten worden[1]).

Ein gleichfalls auf Pennalismus beruhender Fastnachtsbrauch, der mehr oder minder häufig auf unseren Dörfern stattfindet und auch als Gebrauch beim Hänseln vorkommt, ist das Barbieren der Enken oder Kleinknechte. In der Gegend von Schöppenstedt werden oder wurden die zu barbierenden Enken im Tanzsaale auf Stühle mit dem Rücken gegeneinandergesetzt und an Nase und Kinn, wo ihnen später der Bart sprossen soll, mit Heede bestopft. Dann erscheint der Altknecht mit einem großen hölzernen Rasiermesser bewaffnet und einem Halsseile, welches die Stelle des Streichriemens vertritt; er hängt letzteres dem Enken um den Hals, setzt ihm nicht gerade sanft einen Fuß auf die Brust und beginnt nun sein Messer zu schärfen, das gelegentlich dem Enken ins Gesicht fährt. Ist das Messer endlich scharf, so geht das Bartabnehmen in der Weise vor sich, daß die den Bart vertretende Heede dem Enken zopfweise losgerissen, mit einem Besen auf eine Holzschaufel gefegt und in eine Kiepe geworfen wird. Nach Beendigung dieses Vorganges, welcher mit 1 bis $1^1/_2$ Mark bezahlt werden muß, ist der Enke Knecht. Er hat nun das Recht, an den Spinnstuben teilzunehmen und, ohne durch die übrigen Knechte gehindert zu sein, mit den Mädchen zu verkehren.

Das Fußwaschen der Mädchen durch umherziehende Knechte ist ein anderer Fastnachtsbrauch, welcher sich bis auf unsere Tage erhalten hat, aber grob ausgeartet ist. Ob diese Sitte oder Unsitte mit dem uralten Brauch zusammenfällt, der aus Gastfreundschaft an Fremdlingen geübt wurde und später als Zeichen der Demut und Erniedrigung häufig wiederkehrt, will ich

---

[1]) Der verkleidete Bär hatte einst eine weite Verbreitung. Im deutsch-böhmischen Mittelgebirge trat er gleichfalls in der Fastenzeit auf. Zeitschrift für Österr. Volkskunde IV, S. 268 (1898).

dahingestellt sein lassen. Abraham sprach zu den drei fremden Männern, die ihm im Haine Mamre erschienen: „Man soll euch ein wenig Wasser bringen und eure Füße waschen“ [1]), Christus wusch seinen Jüngern während der letzten Mahlzeit vor dem Tode die Füße, und frühzeitig liegen schon Nachrichten darüber vor, daß, hieran anknüpfend, fürstliche Personen aus Demut Armen die Füße wuschen. So that dies Mathilde, die Witwe König Heinrichs, stets am Jahrestage des Todes ihres Mannes († 936) [2]). Bekannt ist, daß noch in unseren Tagen der Kaiser von Österreich und der König von Bayern armen hochbetagten Greisen in ihren Schlössern am Gründonnerstage die Füße waschen.

Liegt nun, was nicht nachweisbar, zwischen diesem Fußwaschen mit tief sittlichem Ernst und dem Fastnachts-Fußwaschen der Knechte auf unseren Dörfern ein Zusammenhang vor, so ist doch das innere Band zerrissen und die Sitte schon längst zur rohen Unsitte entartet, denn bereits in der Mitte des 18. Jahrhunderts mußten die Behörden dagegen einschreiten. Die erste Nachricht darüber finde ich in einem Erlasse des Herzogs Karl I. vom 20. Dezember 1745, der am 2. November 1767 wiederholt werden mußte [3]), worin gesagt ist, daß einiger Orten sich bei den unziemlichen Fastnachtsschwärmereien ein ärgerliches Fußwaschen eingeschlichen habe, wogegen (sowie einige Spinnstubenmißbräuche) die Behörden einschreiten sollten. Zuwiderhandelnde sind mit einem Mariengulden oder 24 Stunden Gefängnis bei Wasser und Brot zu bestrafen. Trotzdem erhielt sich der Brauch bis heute.

Nach einem Berichte aus Küblingen [4]) wurden dort 1867 am 4. März in einer nicht anständigen Weise den jungen Mädchen von den Burschen des Dorfes die Füße gewaschen, und zwar mit Branntwein und einem die Seife vertretenden Stück Steckrübe. Dabei wurde ein grüner Tannenzweig benutzt, an welchen jede Gewaschene einen bunten Putzen (Bandschleife) stiften mußte; außerdem hatten die Mädchen Würste und dergleichen für das Waschen zu entrichten [5]).

Noch mehr Licht auf die Roheiten der Unsitte fällt durch eine Schwurgerichtssitzung zu Braunschweig am 1. Juni 1893, die unter Ausschluß der Öffentlichkeit verhandelt wurde. Es wurde gegen acht Knechte aus Denstorf wegen „gemeinsamen Hausfriedensbruches, gefährlicher Körperverletzung und unzüchtiger Gewalt“ verhandelt und vier von ihnen wurden zu 2 Monaten bis 1 Jahr Gefängnis verurteilt. Auch hier hatte es sich um das gröblich ausgeartete Fußwaschen zu Fastnacht gehandelt. Die Folge war ein Erlaß der Kreisdirektion Braunschweig an die Gemeindevorsteher der Ämter Riddagshausen und Vechelde, welcher auf Abstellung der in den dortigen Gemeinden herrschenden

[1]) I. Mos. 18, 4.

[2]) Fricke, Die Schloßkirche in Quedlinburg. 1838, S. 46.

[3]) Abgedruckt Braunschweigische Anzeigen, 28. November 1767. Mummerei, Einsammeln von Geld und Würsten wurde schon 1623 bei 50 Thlr. Strafe verboten.

[4]) Braunschweiger Tageblatt 1867, Nr. 69.

[5]) Dieses deutet auf einen Zusammenhang der Sitte mit dem fûen.

Unsitte bringt; 150 Jahre nach dem Erlasse Herzog Karls I., der schon mit Strafe drohte, hatte der Unfug sich also noch immer ungeschwächt erhalten!

Das „Fußwaschen" reicht über die Grenze unseres Ländchens hinaus, wenn es auch hier seinen Hauptsitz haben mag. Für Gardelegen und Bismark in der Altmark ist es belegt[1]), hier waschen junge Burschen befreundeten Mädchen mit nassem Buchsbaum die Füße und werden dafür von deren Eltern bewirtet.

Matthias. 24. Februar.

Der Tag wird besonders hervorgehoben und hat auch für das Wetter seine Bedeutung:

Matîs brikt dat îs,
Finnet he keins
Mâkt he eins.

Das Bleigießen, wie in der Neujahrsnacht, findet in einigen Gegenden am Matthiasabend statt, wobei das Gießen durch einen arfslöttel (Erbschlüssel) geschieht. In Waggum holen die Mädchen am Matthiasabend stillschweigend Wasser aus neun Brunnen, sie gießen es zusammen und legen zwei Immergrünblätter darauf; schwimmen die zusammen, so deutet das auf Heirat im laufenden Jahre. In Nordsteimke holte man (nach H. Beck) das Wasser aus drei Heinrichsbrunnen, Brunnen, deren drei Eigentümer mit Vornamen Heinrich hießen, und ließ darauf in einer Schale Epheublätter (imblâe) schwimmen. Auch schrieb man das A B C mit Kreide an die Stubenthür. Die Mädchen zeigten mit verbundenen Augen einen Buchstaben aus demselben, um zu erfahren, wie der Vorname des künftigen Bräutigams anlaute.

Ein anderes am Matthiasabend vielfach auf dem Lande ausgeführtes Orakel ist folgendes. Ein Mädchen wird mit verbundenen Augen an einen Tisch geführt, an dessen vier Ecken ein Ring, ein Häufchen Asche, Salz und ein paar Geldstücke liegen. Sie muß nun, nachdem sie mehreremale um den Tisch geführt ist, auf eine der Ecken schlagen. Trifft sie den Ring, so deutet das Heirat, die Asche Tod, das Geld Reichtum und das Salz auf den Verlust der Jungfernschaft.

Ostern.

Der angelsächsische Geschichtsschreiber Beda Venerabilis († 735) erwähnt die Eastre, eine alte Göttin seines heidnischen Volkes, welche von Jakob Grimm[2]) gleich der Ostara, der Gottheit des strahlenden Morgens, des aufsteigenden Lichtes gesetzt worden ist. Ihr Begriff konnte leicht für das Auferstehungsfest des christlichen Gottes verwendet werden, auf sie geht danach der Name Ostern zurück und die heidnischen Sitten, die an das Osterfest sich knüpfen[3]). Sicher

[1]) K. Ed. Haase in Neuruppin in der Zeitschrift „Am Urquell" I, 124 (1890).

[2]) D. M.[1], S. 181.

[3]) Die Ostara ist neuerdings von Weinhold (Deutsche Monatsnamen) stark bezweifelt worden. Ihm folgte Elard Hugo Meyer (Lehrb. d. germ. Mythologie S. 17, 283). Kluge, Etymolog. Wörterbuch der Deutschen Sprache (unter Ostern), hält wieder an der Göttin fest.

ist, daß der althochdeutsche ostarmânoth mit unserm neuhochdeutschen Ostern zusammenhängt. Freilich ist in niedersächsischen Landen nach der Einführung des Christentums auch oft dafür das aus dem Hebräischen stammende paschen (Passah) gebraucht worden, um aber bei uns wieder dem alten Ostern Platz zu machen, während es im Holländischen noch haftet.

Ein jeder Tag in der Osterwoche hat seine besondere Bezeichnung: füle môndag, scheiwe dinstag, krummpuckelde middewochen, groiner donnerstag, stiller frîdag und kaukenbackensonnabend. Ursprünglich wurde von der Kirche die ganze Karwoche gefeiert, bis eine Beschränkung auf die letzten drei Tage eintrat, an welchen in katholischen Ländern die Glocken nicht läuten, daher auch „stille Woche". Die einzelnen Bezeichnungen der Wochentage erklären sich teilweise durch sich selbst. Was krummpuckelde middewochen betrifft, so wird dieses darauf zurückgeführt, daß am Mittwoch die Richter Christum zum Tode verurteilten und dabei das Recht „krümmten", wie denn auch anderwärts die Benennung „krummer Mittwoch" vorkommt.

Besonders kennzeichnend für unser Ländchen sind zu Ostern die hell vor jedem Dorfe lodernden Osterfeuer, die aus heidnischer Zeit überkommen sind und die Auferstehung der Natur, das Heranbrechen des Frühlings begrüßen. Sie verschmolzen mit dem christlichen Auferstehungsfeste und wurden von der Kirche selbst übernommen als Symbol des neuen Lichtes, welches über die Völker sich ergoß[1]). Von der Altmark an durch Braunschweig, Hannover, Oldenburg, die Harzlande, in den anhaltischen Kreisen Bernburg und Ballenstedt, Hessen bis Westfalen leuchten noch jetzt gleichzeitig die Osterfeuer.

In einer vor dreihundert Jahren erschienenen Schrift[2]) erzählt Johann Timeus, Prediger zu Linden bei Hannover, daß zu seiner Zeit im braunschweigisch-lüneburgischen und hildesheimischen Lande fast allgemein die Bewohner der Orte zu Ostern auf eine Anhöhe hinausgegangen seien, ein großes Feuer angezündet und sich dabei belustigt hätten. Sang, Spiel und Musik waren vielfach dabei in Gebrauch. War das Feuer niedergebrannt, so sprangen Alt und Jung darüber hin, ja das Vieh wurde oft durch dasselbe getrieben. Solcher Brauch saß fest und sitzt auch heute noch fest trotz des §. 20 der Landesordnung des Herzogs August vom 7. März 1647, welche bestimmt:

„Die Pfingst- und Fastnachts-, wie auch Sonntags- und andere Gelage, dabei Knechte und Mägde zusammen zu kommen und Tänze zu halten pflegen, in

---

[1]) Es sind schon viele Beweise dafür angeführt, welche die ursprüngliche Beteiligung der christlichen Kirche an den Osterfeuern bezeugen; es handelte sich hier stets darum, der heidnischen Vorstellung die Spitze abzubrechen und sie in eine christliche überzuführen. In Marburg wurden die Osterfeuer noch 1447 von den Opferleuten der Pfarrkirche besorgt, welche, laut den alten Kirchenrechnungen, „zcu dem Fure uff den osterabind" für Baumöl und Holz eine eigene Vergütung, sowie einen Trunk Wein erhielten. Während das Osterfeuer brannte, wurden in der Kirche alle Lichter gelöscht. (Zeitschr. d. Ver. für. hessische Geschichte. N. F., Band V, S. 245.)

[2]) Vom Osterfeuer. Hamburg 1590.

Häusern oder auf den Ängern, ingleichen auch die Osterfeuer neben den dabei gebräuchlichen Gräfeschaften, sollen ganz und gar abgeschaffet, auch solche Gelage von der Pfingst- oder Fastnachtswoche auf andere Zeit, ohne ausdrückliches Vorwissen, Bewilligung und Bestimmung der Beambten zu verlegen hiermit verboten sein, bei Strafe von dreißig Reichstahler". Auch von der Kanzel wurde gegen die Osterfeuer geeifert. Johannes Spring, in der Mitte des 17. Jahrhunderts Prediger zu Scheppau, ruft in einer seiner Osterpredigten: Tau Lutter hebbet se ok en osterfüer ehat, awerst ik meine, dat is ön öwel bekômen. Nu hädden se ôwer sülke dôrheit dat heile dinges balle anstâken [1]).

Schon lange vor Ostern haben die jungen Leute Holz gesammelt; jeder Hofbesitzer giebt gern dazu und der Vorrat an Brennstoff wird durch alte Teertonnen, Petroleumfässer u. dergl. vermehrt, so daß an dem bestimmten Platze, der alljährlich wieder benutzt wird, zu Ostern ein stattlicher Scheiterhaufen bereit liegt. Die benachbarten Dörfer wetteifern darin, wer das größte und am weitesten hinleuchtende Feuer hat. Oft haftet der Name des Osterfeuers an der Stätte, daher die Flurnamen Osterberg, Osterstidde, Bockshorn (siehe diese). Es ist ein prächtiger Anblick, wenn man von einem erhöhten Platze aus ein Feuer nach dem andern aufflackern sieht. So weit die Feuer leuchten, werden die Felder fruchtbar und auch die Häuser, die von dem Scheine des Osterfeuers beleuchtet werden, sind im folgenden Jahre vor Feuersbrunst geschützt oder vor Krankheit bewahrt. Die Asche, die zurückbleibt, erhöht die Fruchtbarkeit der Felder, schützt diese vor Mäusefraß und soll, ins Trinkwasser geschüttet, das Vieh vor Seuchen bewahren [2]).

---

[1]) Joh. v. Scheppau, drei plattdeutsche Oster-Predigten. Braunschweig 1846, S. 8. Ebenso eiferte die Kirche in anderen Gegenden wider die Osterfeuer. In Oldenburg z. B. wurden 1702 die Prediger des Landes aufgefordert, den Osterfeuern durch Predigten entgegenzutreten und über den Erfolg Bericht zu erstatten. Da meldete der Prediger von Elsfleth, daß er am Morgen gegen den Molochsdienst der Osterfeuer gepredigt, „aber dennoch des abends druff sehen müssen, daß das Osterfeuer pompose gebrennet wurde". (Strackerjan, Aberglaube aus Oldenburg II, S. 44.)

[2]) Wie lebendig die Sitte des Osterfeuerabbrennens in unserem Lande noch ist, mag man aus folgenden Mitteilungen der Braunschweigischen Anzeigen vom 16. April 1895 erkennen.

Schöningen, 15. April. Daß die alte gute Sitte des Abbrennens von Osterfeuern noch keineswegs eine Einbuße erlitten hat, konnte man gestern Abend vom Eichenwalde aus deutlich beobachten. Sobald es zu dämmern begann, sah man im weiten Umkreise die Osterfeuer aufflammen. Mächtige Feuer sah man namentlich von dem Huy und dem Harze. Von unserm Standpunkte aus zählten wir über 100 solcher Feuer. — Bad Harzburg, 15. April. Das prächtige Osterwetter brachte uns gestern schon recht lebhaften Verkehr. Am Abend war auf dem Burgberge und dem Silberborne eine große Menschenmenge versammelt, um dem Schauspiele der von dort aus zu beobachtenden Osterfeuer zuzusehen. — Am Hilse, 15. April. Begünstigt vom schönsten Wetter leuchteten gestern Abend von den umgebenden Bergen zahlreiche Osterfeuer weit ins Land hinein. Von der „kahlen Platte" bei Bartshausen aus, wo man eine weite

Wie das Feuer zu Ostern besonders wirkt, so auch das Wasser, das an diesem Tage, sei es zum Baden oder Trinken, benutzt wird. An manchen Orten treiben die Landleute ihre Pferde am Ostermorgen vor Sonnenaufgang in den benachbarten Bach oder Teich, um sie so gegen Krankheiten sicher zu machen. Ganz allgemein ist das Schöpfen des Osterwassers am Ostermorgen durch die stillschweigend zum Bache gehenden Mädchen. Es wird gegen den Strom geschöpft und kein Wort darf dabei verlauten. Das Waschen mit diesem Wasser macht schön und vertreibt die Sommersprossen. Man hebt es in Flaschen auf und braucht es als Arznei bei Menschen und Tieren; schwer Kranke werden damit gewaschen. Es ist besonders gut gegen das „Durchliegen". In Klein-Schöppenstedt wird das Osterwasser zu einem Orakel benutzt: es wird mit einem Fingerhut, Asche, einem Stückchen Brot und einem Gerstenkorn aufs Feuer gestellt und gekocht; es bedeutet Freude, wenn der Fingerhut zuerst aufwallt, einen Sterbefall, wenn die Asche zuerst obenschwimmt, das Brot Hochzeit, das Gerstenkorn Fruchtbarkeit im Felde. Ein Liebesorakel (in demselben Dorfe) in der Osterwoche gebietet, daß ein Mädchen nackt einen Tisch scheuern solle; dann erscheint ihr der Liebste durch den Schornstein, aber nur, wenn er treu geblieben ist.

Ganz allgemein sagt man auf unseren Dörfern: Wer am Ostermorgen die Sonne beim Aufgehen beobachtet, sieht deutlich, wie sie drei Freudensprünge macht, oder sie tanzt, aus Freude über die Auferstehung Christi. Der Glaube daran ist keineswegs geschwunden und manche gehen aus, um das Schauspiel zu sehen.

Es giebt noch verschiedene Sitten und Unsitten, die mit der Osterzeit verknüpft sind. Wenn auch nicht in dem Grade wie Pfingsten, so ist doch auch Ostern ein Frühlingsfest, bei dem Lustbarkeit herrscht. Die Kinder singen:

Wenn't ôstern is, wenn't ôstern is,
Dann slacht't min vâ'r en bock.
Dann danse ik, dann danse ik,
Krig ik en nien rock.

oder:

Dann danst mine mudder, dann danst mine mudder,
Dann fligt de rô'e rock.

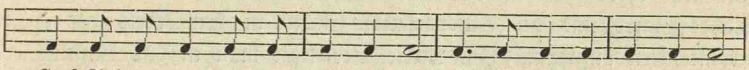
Das junge Volk auf den Dörfern, die Knechte und die öllesten jungemâkens, d. h. diejenigen, welche schon 16 Jahre alt sind, machen dann ihren Osterspaziergang, gewöhnlich ins benachbarte Holz, wobei die ôsterfoilje

---

Fernsicht auf Solling, Hils, Selter mit deren Vorbergen und Thälern hat, konnte man nahezu 100 Osterfeuer zählen. In der Nacht zum ersten Ostertage, um 12 Uhr, wird in zahlreichen Ortschaften unserer Gegend von den Knechten und Mägden Osterwasser geholt und das Vieh damit getränkt. Ein Teil des Osterwassers wird auf Flaschen gezogen und aufbewahrt. —

Am ersten Ostertage 1896 stand ich mit meinem Freunde Hänselmann an dem haushohen Osterfeuer des Dorfes Wenden, das von der ganzen Bewohnerschaft des Ortes umgeben war. Wir zählten von hier aus gegen 50 verschiedene Osterfeuer.

betrieben wird, ein erotischer Vorgang, der sich gewöhnlich abspielt, wenn die Schar in bunter Reihe auf einem abgeschlagenen Baumstamme sitzt und bei dem die jungen Mädchen in gewisse Unsitten eingeweiht werden, die man aus der dabei geltenden Regel: bet an de knîe is frîe erkennen mag. Der Name der Unsitte stammt von foilen, fühlen. Im angrenzenden Kreise Oschersleben (jedenfalls im Dorfe Schlanstedt) kamen, noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts, die älteren Schuljungen am Nachmittage des ersten Osterfeiertags zusammen, faßten sich einander an den Händen und bildeten so eine lange Kette, welche die Breite der Dorfstraße einnahm und schrieen nun unisono ohne Melodie, aber in bestimmtem Rhythmus:



Sackflicker, sackflicker hier is't lock, flicke mek dat grote lock.

Jetzt ist der Brauch völlig abgekommen[1]).

Um Ostern begann auch die Zeit des Ballschlagens; früher war es allgemein, daß die Erwachsenen sich auf dem Anger dazu vereinigten und nach althergebrachten Regeln spielten. Noch kennt man die Namen der einzelnen Ballspiele: Feuerschlag, Häring, himmel ût'r hölle. In Kaierde und anderen braunschweigischen Dörfern der Wesergegend spielt man noch jetzt zu Ostern Ball. Nach neueren Berichten ist das Ballspielen zu Ostern auch in einigen Dörfern am Dorm bei Königslutter noch jetzt im Schwange, während es am Elm bis in die sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts getrieben wurde[2]). Es fand dort am 2. Ostertage das Ballspiel auf dem Anger statt. Die Bälle waren recht bunt aus einem Korke mit Wollfaden und Flicken darüber im Winter verfertigt; größere Bälle waren vom Schneider aus Wolllappen, gefüllt mit Sägespänen, hergestellt. Alle Erwachsenen beteiligten sich an den Spielen, deren Namen im Elm ût'r panne slâ'n, afslag ball, kauswans, sudrîwen, Erlöser, Königsball ꝛc. waren.

Der Hase ist das Sinnbild der Fruchtbarkeit, er legt daher auch nach dem Volksglauben die Ostereier, die bunt (früher gewöhnlich mit Zwiebelschalen) gefärbt und versteckt werden, damit die Kinder sie suchen. Das Osterei heißt auch „schönei" (in Eitzum), „Paschei" und „Rennei"[3]); es wird von den Knechten in manchen Dörfern (z. B. Cremlingen) gefordert. Das ist alter Brauch. In einer Rechnung von Neubrück aus dem Jahre 1478 wird in den Ausgaben gesagt: 3 ß 3 ₰ geff ik usen knechten vor $3^1/_2$ schock eier, de hadden se beden mit ören eiern in den paschen öre plicht[4]). Unter den Ab-

[1]) Mitteilung des Herrn Amtsrat Dr. Rimpau in Schlanstedt.

[2]) Ausführlicher Bericht von H. Schattenberg (Eitzum) in der Zeitschrift Niedersachsen vom 1. August 1899, wo die Spielregeln angegeben sind.

[3]) Entweder weil die Kinder nach ihren Paten, um es zu holen, rennen, oder weil sie früher hinter gekullerten Eiern herrannten? Paschei = Passahei.

[4]) Sammelband „Sitten und Gebräuche", S. 105. Stadtbibliothek.

gaben an Geistliche und Lehrer auf den Dörfern kommen lange Zeit auch Ostereier vor. So erhielt z. B. der Oppermann von Thiede im Jahre 1753 von jedem Ackermann und Halbspänner des Dorfes 6 Stück Ostereier, von jedem Kotmann 3, was zusammen 169 Stück machte[1]). Damit verschwindet aber das alte Eieropfer, denn alle derartige Verpflichtungen sind abgelöst worden.

Daß das Ei schon in der heidnischen Zeit in Deutschland eine symbolische Bedeutung besaß, läßt sich unmittelbar nachweisen. Bemalte Eier wurden 1897 bei Worms in einem Steinsarge gefunden, welcher ein Mädchenskelett und Münzen aus dem Jahre 320 v. Chr. enthielt (Bericht von Dr. Köhl, Worms). Wie bei den Osterfeuern bemächtigte sich die christliche Kirche auch der Ostereier oder vielmehr ihres symbolischen Gebrauches, indem man das Ei als Sinnbild des Todesschlafes und der Auferstehung Christi in den Kreis der christlichen Osterceremonieen aufnahm. Im Mittelalter legte man in das künstlich erbaute Grab Christi, welches zu Ostern in den Kirchen hergestellt wurde, neben einem Kreuze auch Eier, um dadurch die Auferstehung Christi symbolisch anzudeuten; am Osterfeste wurden dann die Eier dem Grabe entnommen, geweiht und in Prozession umhergetragen. In Rußland und den slawischen Ländern, wo das Osterei eine noch größere Rolle als bei uns spielt, findet zu Ostern noch eine kirchliche Weihe desselben statt.

Meist sind die Ostereier auf dem Lande einfach braunrot mit Zwiebelschalen gefärbt, neuerdings kommen immer mehr Anilinfarben auf. Eine recht sinnreiche Art der Färbung wurde früher (vielleicht jetzt noch?) angewendet, um den Ostereiern ein hübsches Muster zu verleihen. Man umwickelte sie fest mit den feinzackigen Blättern des kälwerkropps (Chaerophyllum) und kochte sie dann mit rotgefärbtem Wasser. Die Muster des Pflanzenblattes blieben auf den Eiern zurück. Auch bemalte man sie gelegentlich mit Blumen und Sprüchen; ein solches Ei aus Runstedt (Sammlung Basel) trägt die Inschrift: „Zum Andenken aus Freundschaft 1837“ [2]). Im Zusammenhange hiermit traut man

---

[1]) Nach der handschriftlichen Dorf- und Feldbeschreibung aus obigem Jahre.

[2]) Namentlich verstehen es die Slawen, die Ostereier mit sehr schönen Ornamenten in verschiedenen Farben zu versehen, die althergebrachten Motiven entsprechen (Verhandl. Berliner Anthr. Ges. 1883, S. 524). — Throughout Yorkshire it is customary to hide the coloured eggs in little nests out of doors and send the childern to hunt after them and see what eggs the „hares“ have been lying (Henderson, Folklore of the Northern Counties, 2. Aufl. London 1879, S. 84). Während in Belgien die Ostereier abgekommen sind, kennt man sie in Friesland noch. Im 16. Jahrh. gingen in Amsterdam die Schüler vor die Häuser der Reichen und sangen:

Te paschen zullen wij eijeren eten,
Soo is de vaste all vergeten.

(Vlämische Zeitschrift „Volkskunde“. 1898, XI, S. 171.) Über eine Art gefärbter, hart gesottener Eier, die zur Frühlingszeit in China genossen werden, ein Brauch, der dort über 2000 Jahre alt ist, berichtet Gustav Schlegel (Chinesische Bräuche in Europa. Jenaer Inauguraldissertation 1869, S. 5), wenn wir uns auch mit seiner Ausführung, daß diese „Ostereier“ der Ursprung unseres europäischen Brauches seien, durchaus nicht einverstanden erklären können.

daher den zu Oſtern gelegten Eiern ganz beſondere Eigenſchaften zu. Bei uns ſagt man, daß aus einem am Gründonnerstage gelegten Ei ein Huhn erwachſe, welches jedes Jahr anders gefärbte Federn bekomme [1]). Eine andere Oſterſitte war das Austeilen von „Weilbrot" in einigen Dörfern weſtlich von der Stadt Braunſchweig (Lamme, Wedtlenſtedt, Bortfeld, Denſtorf) von den Paten an die Kinder. Es iſt aus ungeſäuertem Brote gebacken und heißt ſeiner Form wegen auch ballholt. Weilbrot, urſprünglich wîgelbrot, bedeutet „geweihtes Brot" [2]). Am Gründonnerstage buk man und teilweiſe noch heute Krengeln (Bretzeln). Eine derſelben wird, gewöhnlich an der Stubenthür hängend, bis zum nächſten Oſterfeſte aufbewahrt, weil man glaubt, ſie verſcheuche das Fieber.

Nêgenstärke. Ein jedenfalls uraltes, in die heidniſche Zeit hinaufreichendes, am grünen Donnerstage (dies viridium, Grünkräutertag der Kirche) genoſſenes Gericht iſt die nêgenstärke. Der Gebrauch iſt auf dem Lande noch vollkommen lebendig.

Die Zahl neun, welche dem Gemüſe den Namen giebt, beſitzt ſymboliſche und myſtiſche Bedeutung, worauf namentlich Karl Weinhold ſchon hingewieſen hat. Sie entſtand aus der bedeutſamen 3 mit der 3 multipliziert und wirkt vielfach in volkstümlichen Gebräuchen. In der nordiſchen Mythologie gab es 9 Walküren, 9 rieſige Meerweiber, und im ausgedehnten Mittelalter wurden 9 Helden — je drei heidniſche, jüdiſche und chriſtliche — zuſammengruppiert, wie es z. B. am ſchönen Brunnen in Nürnberg zu ſehen iſt. Die Anſchauung von der Bedeutung der 9 geht weiter [3]), ſie findet ſich in den kosmiſchen Vorſtellungen der Azteken, es gehören hierher die novem spherae celestes der Lateiner und im Sanskrit heißt der Körper der neunthorige, wegen ſeiner neun Öffnungen.

Alſo neun Kräuter müſſen es ſein, die zum Frühjahrsgerichte geſammelt werden. Nun richtet ſich das allerdings weſentlich danach, ob Oſtern früh oder ſpät fällt und die nötigen Kräuter ſchon vorhanden ſind. Die hauptſächlichſten aber bleiben ſich gleich und kehren überall da wieder, wo im niederſächſiſchen Gebiete die Neunſtärke genoſſen wird. Eine Vorſchrift aus Klein-Schöppenſtedt, wo die nêgenstärke auch „grauer Kohl" heißt, ſchreibt folgende Pflanzen vor: 1. Sproſſenkohl; 2. Brenneſſel; 3. dôve nettel (Lamium album); 4. gêsche (Aegopodium podagraria); 5. kälwerkropp (Chaerophyllum); 6. schôrbock (Ranunculus ficaria); 7. rabüntje (Valeriana olitoria); 8. Bornkreſſe

[1]) Der gleiche Aberglaube in Heſſen (Kolbe, Heſſiſche Volksſitten. Marburg 1886, S. 4); in Oldenburg gilt das gleiche von einem am Karfreitag gelegten Ei (Strackerjan, Aberglaube aus Oldenburg II, S. 41). Auf welche Abwege die mythologiſche Deutung führt, mag man hier erkennen, wenn Kolbe (a. a. O.) erläutert, der Donnerstag ſei dem Donar geheiligt geweſen, das Licht breche ſich in ſieben Farben, daher der Farbenwechſel des Gefieders des auch dem Donar geheiligten Huhnes ꝛc.! Unſere heidniſchen Vorfahren und das Prisma! Auch iſt das Huhn ſehr ſpät aus Aſien nach Europa gelangt.

[2]) Braunſchw. Magazin 1899, S. 54.

[3]) Brinton, The origin of sacred numbers. (American Anthropologist VII, p. 168, 194.)

(Nasturtium) und 9. käsekrût (Malva). Ganz ähnlich in Waggum, wo mir statt rabüntje kaublôme (Leontodon taraxacum) genannt wurde [1]).

Das merkwürdigste ist aber für unsere Neunstärke ihr Zusammenhang mit dem aus dem zehnten Jahrhundert stammenden angelsächsischen Neunkräutersegen, der sicher in noch ältere Zeit reicht, wie die heidnischen Elemente darin beweisen, denn es kommt darin Wodan, die Hexerei kleiner Wichte ꝛc. neben christlichen Bestandteilen vor. Hier werden zu einer Wundsalbe, die mit einem langen Segenspruche verbunden aufgestrichen wird, folgende neun Pflanzen verwendet: Beifuß (muegwyrt, Mückenkraut), Wegerich (wegbrâde), Lammkresse oder Stune (lombes cyrse), attorlathe, Kamille (mägthe), Nessel (wergulu), Holzapfel (wudusûräppel), Kerbel (fille) und Fenchel (finul). Wie es im Segen heißt:

Nun haben diese neun Kräuter Macht gegen neun böse Geister,
Gegen neun Gifte und gegen neun ansteckende Krankheiten,

die der Reihe nach aufgeführt werden [2]).

Es ist dieses Zusammentreffen wohl ein Beweis von der Wichtigkeit, die das Sammeln und Beobachten unserer Volksbräuche für die Sittengeschichte besitzt.

Von einzelnen Ostersitten und Osteraberglauben sei noch folgendes angemerkt. Am Karfreitag erhält der Haushund ein Butterbrot, auf dessen Butter ein Kreuz eingekratzt ist. Man darf zu Ostern keine Erbsen essen, sonst bekommt man Schwären.

Die männlichen Blütenkätzchen der Salweide (Salix Caprea), die als „Palmen" bezeichnet werden, sucht man auf und steckt sie hinter den Spiegel oder stellt sie ins Wasser, was wohl eine Erinnerung an die Palmenweihe der katholischen Kirche am Palmsonntage ist.

---

[1]) Es sind fast überall dieselben Pflanzen, die zur Neunstärke benutzt werden. Für die Umgegend der Stadt Hannover führt B. Seemann (Hannoversche Sitten in ihrer Beziehung zur Pflanzenwelt. Leipzig 1862, S. 8) an: Taubnessel, Spinat, Körbel, Porro, Pimpinelle, Geschel, Sauerampfer, braunen Kohl und Kuhblume. In Mecklenburg (wo man in der Schweriner Gegend sich ängstlich an die Zahl 9 bindet) scheint der Name nicht bekannt; aber die Kräuter, die am grünen Donnerstage zu dem Gerichte gesammelt werden, sind die gleichen wie im Braunschweigischen. Im Rostocker Hexenprozesse 1584 spielt die Negenstärke eine Rolle (Korrespondenzblatt Niederd. Sprachforschung 1899 bis 1900, Heft XXI, Nr. 2, S. 21). In Oldenburg heißt die Speise „Sammelkohl"; sie besteht auch aus neun Kräutern. (Strackerjan, Aberglaube aus Oldenburg II, S. 41.) — In den Zaubermitteln, welche die Hexen nach den Wernigerodischen Hexenprozeßakten kochten (16. und 17. Jahrhundert), kommen stets neun Kräuter vor (Zeitschrift des Harzvereins IV, S. 298). In der Altmark tritt der aus neun Kräutern bereitete krûderkôl an die Stelle unserer nêgenstärke. — Rollenhagen (ein Märker von Geburt) im Froschmeuseler (1595) hat folgende Stelle:

Am grünen Donnerstag im Mai
Kocht eine bewrin ihren brei
Von neunerlei Kohlkräuterlein,
Solt wider alle Krankheit sein.

[2]) J. Hoops, Pflanzenaberglaube bei den Angelsachsen. Globus, Band 63, S. 326 (1893).

Zu den Osterfestlichkeiten gehört in unserem evangelischen Lande auch die Konfirmation, welche am Sonntage nach Ostern (dem weißen Sonntage, Quasimodo geniti) stattfindet. Am Tage vor der Konfirmation vereinigen sich in vielen Dörfern (so am Elme) die Konfirmanden, um die Kirche von Spinnweben zu reinigen und mit Gewinden aus Buchsbaum und bunten Papierflittern auszuschmücken. In neuer Zeit spielt nach der Konfirmation das Apfelsineneſſen bei den Konfirmierten eine große Rolle; sie kommen dann auf den Straßen der Städte in großer Menge zum Verkauf.

Der erste April.

An diesem Tage schickt man in Stadt und Land Erwachsene und Kinder „in den April", indem man ihnen kleine Unwahrheiten aufbindet und sie mit unerfüllbaren Aufträgen zum Kaufmann oder Apotheker sendet; bei letzterem sollen sie Mückenfett oder für einen Dreier „Puckelblau" holen. Die Kinder sagen dabei:

April, kann ik mînen narren schicken, wo ik will.

Manche setzen das am letzten April fort und bemerken dabei:

April is ûte,
Du kri'st ne dicke snûte.

So fehlt auch bei uns dieser weit durch Europa verbreitete Brauch nicht, wobei bloß an das englische making an April fool zu erinnern und daß man in Frankreich den Gefoppten, wie den Streich, den man ihm spielt, poisson d'Avril nennt.

Der erste Mai. Wolperndag = Walpurgis.

Der Tag ist dadurch ausgezeichnet, daß an ihm nach dem ganz allgemein verbreiteten Glauben die Hexenfahrten nach dem Blocksberge stattfanden, worüber unter „Hexen" das nötige gesammelt ist. Sonst ist noch zu bemerken, daß am ersten Mai die Kinder rufen:

Mai, mai, mai,
De katte leggt en ei,

was wohl des Reimes wegen geschieht. Man hört noch zuweilen auf dem Lande die Bezeichnung „alter Maitag", womit der 12. Mai gemeint ist, also eine Bezeichnung, die noch vom julianischen Kalender herrührt und ein Zeichen des konservativen Bauernsinns ist. Man begann dann mit dem Säen des Leins. Mit dem ersten Mai beginnt auch das „Kuckucksvierteljahr" oder „Hungervierteljahr" der Arbeiter; denn die Wintervorräthe sind aufgezehrt, neue Nahrung noch nicht vorhanden.

Das Pfingstfest

ist bei uns immer wesentlich ein Fest gewesen, das den beginnenden Sommer feiert. Die alten Pfingstgebräuche sind Festlichkeiten, mit denen man den Mai

begrüßte und die in der christlichen Zeit auf Pfingsten übergingen, das Fest der Ausgießung des heiligen Geistes.

Der Maibaum. Die schöne und freundliche, kräftig fortlebende Sitte, zu Pfingsten mit jungem Birkenlaub, mit den Maibäumen, die Häuser in Dorf und Stadt zu schmücken, ist nicht nur in deutschen Landen weit und allgemein verbreitet, sondern geht auch durch die romanischen und westslawischen Völker. Wie uralt der Brauch ist, erkennt man aus einem bei Cäsarius von Heisterbach erzählten, ums Jahr 1225 zu Aachen spielenden Vorfalle, wo der mit Kränzen geschmückte Maibaum von einem Priester umgehauen, aber durch einen höheren ersetzt wurde [1]). Also fast 700 Jahre läßt sich in Deutschland der Baum zurück verfolgen.

Für unser Herzogtum finde ich die älteste Angabe über den Maibaum in einem Kopialbuche des Klosters Marienthal aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts [2]), wo von dem Lappwalde die Rede ist, welcher dem Kloster gehörte: we dar hawet eyn meybom de schal geven dem holtgreven eynen ammer honyges van veer schillinge. Aus dem Jahre 1678 haben sich alte Braunschweiger Stadtthorzettel vom 8. Mai erhalten [3]), auf welchen die fuderweise Einfuhr von „May" bestätigt wird. Es muß also damals schon eine ins Große gehende Ausschmückung der Häuser und Kirchen mit Maibäumen stattgefunden haben, für die auch der Ausdruck wolpermaie (Walpurgismaien) vorkommt.

Vergeblich haben die Behörden und Waldbesitzer anderwärts [4]) und hier in Braunschweig sich gegen die mit dem Maibuschholen verbundenen Waldverwüstungen gewendet. Am 1. April 1743 schreibt Herzog Karl I. an den Rat der Stadt Braunschweig, er habe höchst mißfällig vernommen, daß trotz seiner früheren Verordnung, „daß gar kein mit Laub bewachsenes Birkholz oder die sogenannte Mayen mehr gehauen werden solle, dennoch dergleichen Holz insonderheit in denen Tagen vor Himmelfahrt und Pfingsten sowohl in einzelnen Trachten als auch auf Wagens in die Stadt gebracht werde". Damit das endlich aufhöre, habe er den Generalmajor v. Riepage beordert, kein Maien mehr in die Stadt passieren zu lassen, sondern solche wegzunehmen. Grund dieser Maßregel ist Schonung der Wälder, wie das später noch in einer „Verordnung das Mayenhauen betreffend" vom 15. Februar 1762 näher begründet wird [5]).

---

[1]) A. Kaufmann, Cäsarius von Heisterbach. Köln 1862, S. 190, citiert bei Mannhardt, Baumkultus.

[2]) Mitgeteilt in der Zeitschr. d. Harzvereins XI, S. 100 (1878).

[3]) Die Originale im Sammelband „Sitten und Gebräuche", S. 117. Stadtbibliothek.

[4]) Im Jahre 1659 läßt der Winterthurer Rat in der Kirche verkünden, „daß bei hoher Strafe die jüngeren Knaben am Maitag weder Rot- noch Weißdändli in Mayen hauen sollen". Rochholz, Alemannisches Kinderlied, 507. Friedrich II. von Preußen erließ am 21. Juli 1747 ein sehr strenges Edikt gegen die „schädliche Gewohnheit des jährlichen Maiensetzens".

[5]) Wer in den herrschaftlichen Forsten Mayen haut und nach Hause schleppt, soll mit der doppelten bisherigen Geldstrafe (1719 auf 10 Thaler festgesetzt) bestraft werden und wenn er nicht zahlen kann, in den kleinen Karren gespannt werden.

Der Maibaum soll den Geist des Frühlings oder Sommers, die personifizierte schöne Jahreszeit darstellen und so geht er parallel sonstigen Frühjahrsgebräuchen, wie sie z. B. anderwärts um Lätare gefeiert werden; er hat sich darum auch so zähe erhalten, weil er symbolisch andeutet: Fort mit dem Winter, herein mit dem Sommer!

In den Städten kauft man jetzt die zu Markte getragenen Maien; auf dem Lande suchen die Burschen, soweit sie nicht mit den Forstleuten in Streit geraten, die Maien dem Walde zu entnehmen und möglichst große Bäume oder ein paar külle (Büsche) vor den Thüren ihrer Mädchen nächtlicherweile aufzustellen. Freilich gehen sie auch dann weiter und pflanzen unbeliebten oder unkeuschen Mädchen statt des Maien Dornwasen vor die Thür, streuen Häcksel und Schewe, oder errichten gar Strohpuppen mit einem Phallus, gebildet aus einer Rübe und darunter ein paar Kartoffeln oder Zwiebeln. Derlei symbolische Warnungen und Andeutungen werden noch mehrfach, auch zu anderer Jahreszeit, den Mädchen vor die Thür gestellt oder geworfen. In Eitzum deuten Pappelzweige vor des Mädchens Thür gesteckt: Schwatzhaftigkeit; Brennesseln und Disteln: Unbeliebtheit. Im Herbst, wenn Pflaumenmus gekocht wird, schüttet man „angebrannten" (deflorierten) Mädchen die Kerne vor die Thür und im Winter, wenn die Federn geschlissen sind, die Federkiele.

Am ersten Pfingsttage finden dann die Umzüge der Jugend mit dem laubverkleideten Frühlingsboten unter Aufsagung althergebrachter Sprüche statt, der bald männlich (Fistemeier) oder weiblich gedacht ist (Maibraut). Ich gebe hier die darüber im Braunschweigischen gesammelten Nachrichten, bemerke aber, daß der Brauch im völligen Absterben ist.

In Hötzum, Klein-Schöppenstedt und Cremlingen machte man die Maibraut, womit selbst der laubumhüllte Bursche bezeichnet wurde, was auf die Verschmelzung mit dem Fistemeier hinweist, wie auch aus den gesungenen Versen klar hervorgeht.

Der zweitjüngste Bursche wird ganz in Birkenlaub eingekleidet und ist nun die Maibraut; der jüngste aber ist der paias (Hanswurst, Bajazzo) und dem entsprechend mit Larve und Pritsche versehen. Einige der Burschen tragen Kiepen, andere führen Sensen bei sich, auf welche sie mit großen Eisenstücken klopfen, so die Musik zum Umzuge machend, welcher nun von Hof zu Hof geht. Einer der älteren Burschen „betet" dabei folgendes:

Ik bringe jüch den lütjen vogt,
Den grôten vogt,
Den pingstemai.
Ik woll' jüch bitten um en half schock eier,
'n stücker fiwe, sesse
Ligget in jûen neste,
'n stücker fiwe, fofteine
Maket jûe nester reine.
Gêwet üsch en stücke kauken
Da künn we gut na raupen,
Gêwet üsch en stücke schinke
Da künn we gut na drinken.
Gêwet üsch en stücke speck wie en arm lang,

Denn ward ûse eierkauke noch mal sau blank.
Gêwet üsch en enne wost,
Denn fât't we jûe mâkens mal an'n tost.
Gêwet üsch en stücke semmele,
Denn fât't we jûe mâkens ôk mal an de pemmele.
Gêwet üsch en paar gröschen geld,
Da komet we ôk midde dôr de weld.
Pingstemai!

Hierauf sagt die „Maibraut": mik ôk en ei! und der Hanswurst: süss slâ ik schötteln un pötteln entwei!

Es erfolgt eine Gabe von den gewünschten Sachen. Das erbeutete Gut wird in ein Haus gebracht, am zweiten Pfingsttag früh morgens wieder abgeholt und nach dem Walde getragen, wo in einer mitgenommenen Pfanne das Eierkuchenbacken und der Schmaus beginnt.

Weit poetischer erscheint uns die Maibraut, wie sie in Waggum am ersten Pfingsttage, wenn die Kirche beendigt ist, von den Mädchen des Dorfes dargestellt wird. Sie sind freundlich in helle oder weiße Kleider gekleidet, mit Blumen geschmückt und haben Kränze aus Frühjahrsblumen im Haar. Eine von ihnen stellt die „Maibraut" dar; sie ist am besten „upefliet" und führt auf einem Stabe eine aus Blumen gewundene Krone als Zeichen ihrer Würde. Auch diese Kinder ziehen, Eier, Würste, Kuchen oder Geld heischend, von Hof zu Hof. Dabei wird gesungen:

Buschbôm harre sîn lôf verloren,
Wer will davor sorgen?
Dat sall jumfer Maibrût daun
Am abend und am morgen
Gêwet ji wat, so hat se wat [1]).
Lâtet se üsch nich to lange stân
Möt't en hûs noch wider gân.

Während die meisten Pfingstlieder ein weltliches Gepräge zeigen, fand ich in Wendschott ein offenbar schon altes, zu einer lieblichen Melodie gesungenes hochdeutsches geistliches Pfingstlied, das von der Maibraut und ihren Gefährtinnen beim Gabenheischen noch jetzt vorgetragen wird.

Wir wollten mal vor den Himmel gehn
Und wollten so schöne singen.
Und als wir vor den Himmel kamen,
Da fragten sie, wer da wäre.
„Es ist eine hübsche Jungfer sein,
Die gern zum Himmel will gehen ein."
Der liebe Gott thät fragen:
Ob sie den Namen Herr Jesu Christ
In ihrem Herzen auch trage?
„Wir tragen ihn in dem Herzen fein,
Wir tragen ihn in der Seele.
Wir tragen den Namen Herr Jesu Christ
Und rufen mit heller Stimme,
Wir wollen Gottes Dienerin sein,
Was geben Sie uns zum Lohne?"

(Folgt die Gabe.)

Sie haben uns eine Verehrung gegeben,

[1]) Nämlich die Braut, auf die hierbei gedeutet wird.

Der liebe Gott läßt Sie in Freuden leben,
In Frieden leben ein und aus,
Das Unglück fahre zum Hause hinaus!

In Wahrstedt (Amt Vorsfelde) versammelte sich noch bis etwa 1870 die Jugend zu Pfingsten und machte Lose aus Weidenstäben von ungleicher Länge; darauf wird gezogen und der, welcher den größten Stab zieht, wird König, der zweite füstje-meier, der dritte pennigmeister, der letzte tobeldräger (Tobel = eine kleine Kiepe). Der König erhält einen Rohrstock mit rotem Bande in die Hand und einen Blumenstrauß an die Mütze, der füstje-meier wird ganz in Maibusch eingehüllt, erhält einen Holzsäbel in die Hand und es wird ihm eine mit Blumen umwundene Holzkrone aufgesetzt, außerdem wird ihm noch ein Blumenkranz umgehängt. Darauf setzt sich der Zug in Bewegung und zieht von Haus zu Haus, singend:

Da danst de herr könig met'n füstje-meier,
He let se wol bidden um en half schock eier.
Geven se us de eier nich,
So leggen de häuner up't jâr ôk nich.

Ähnlich in dem benachbarten Bahrdorf. Auch hier wird mit Weidenstäben gelost und alle, außer dem füstje-meier, haben Holzsäbel. Beamtete sind: der füstje-meier, der leier, der ihn leitet, da jener, ganz in Laub eingehüllt, nicht sehen kann, der korfdräger (mit dem Eierkorb), der hunnesläger und der kattensläger, um Hunde und Katzen abzuhalten. Die Knabenschar singt:

Füstje-meier
Drei halve schock eier.
Wat gëben se ûsen füstje-meier?
Hôg in de höchte
Hanget de langen wöste.
Gebet se uns de langen,
Lâtet se de korten hangen,
Bet up dat jâr
Willt wie de korten nahâlen.
Halleluja, halleluja,
De klümpe weren gâr,
Wi krêgen en pâr,
De weren noch nich gâr.
Romdideldom de füstje-meier!

Die Laubeinkleidung eines Knaben und seine Benennung füstje-meier fand sich ehemals auch in anderen Dörfern bei Vorsfelde, so in Brackstedt, Hehlingen. An letzterem Orte wurde auch zu Ostern das Pfingstgras abgesteckt, von dem am ersten Pfingsttage ein großes Reiten des gesamten Mannesvolkes nach dem Dorfe stattfand [1]).

Die Art, wie die Laubeinkleidung hergestellt wurde, ist von Belang und zeigt uns, daß sie eine alte, sehr urtümliche sein muß. Erinnert sie doch an

[1]) Diese Nachrichten über Wahrstedt, Bahrdorf und Hehlingen, nach Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen, Leipzig 1848, S. 382. Die Verse, welche Beck (Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde VIII, S. 438) aus Nordsteimke bei Vorsfelde mitteilt, stimmen mit den vorigen und jenen aus dem Drömling bis auf geringe Abweichungen überein.

gewisse Laubverkleidungen der Naturvölker, so jene des Duk-Duk in der Südsee. In Ehra habe ich darüber das Folgende erfahren[1]). Der Bast- und Laubanzug wird von den Kindern selbst zubereitet. Es wurden junge Lindenzweige abgeschnitten, auch benutzte man solche der bastwîke (Ulme), und von diesen hatten die kleinen Jungen zunächst den Bast zu pellen, was einige Tage vor Pfingsten geschah. Nachdem der Bast von der Rinde befreit war, wurde er ins Wasser gelegt, damit er geschmeidig und fest wurde. Dann folgte durch die größeren Jungen das Flechten der Röcke; der gewässerte Bast wurde zu Stricken geformt und diese wurden mit dichtbelaubten Birkenreisern durchflochten, um so das Gewand des füstje-meier herzustellen. Dabei wurde süßer Schnaps und Braunbier getrunken. Am ersten Pfingsttage wurde dann der füstje-meier in diesen Rock vom Kopf bis zum Fuße eingehüllt und noch über und über mit Blumen geschmückt; wer ihn darstellte, blieb tiefes Geheimnis. Der füstje-meier erschien wie ein Riese, denn er war nach oben zu durch ein gaffele (gabelförmiges Holz mit Querholz) verlängert, die an der Spitze in eine blumengeschmückte Krone ausging. Über dem ganzen Gestell hing der Rock aus Bast und Birkenlaub.

Je weiter nach dem Drömling zu, desto ausführlicher wird der Pfingstbrauch und es tritt, ganz an die Lätarebräuche in der Pfalz gemahnend, eine Darstellung des Winters, der vertrieben wird, und des einrückenden Sommers hinzu. Im Drömling sind Doppelchöre der Knaben und Mädchen bis auf diesen Tag noch Sitte[2]). Erstere toben mit Glocken und Schellen singend und schreiend von Haus zu Haus, um den Winter zu verjagen; hinter ihnen her, leise singend, die Mädchen, geführt von der Maibraut, alle in hellen Kleidern mit Blumen und Kränzen geschmückt, so den einziehenden Frühling darstellend. In früheren Zeiten hatten die Knaben noch eine Strohpuppe, die den Winter vorstellte und nach dem Umzuge vernichtet wurde; an ihre Stelle ist jetzt ein vermummter Mann getreten. Die Kinder sammeln Gaben: Würste, Eier, Speck, Kuchen, Geld. Dabei singen die Knaben:

Jetzt gât de königesknecht
Met'n fistemeier rum, meier rum.
He let se wol bidden um en half schock eier,
Half schock eier.
Gêven se üsch keine fûlen eier,
Fûlen eier.
De smîten wî öber 'n pingstmeier her,
Pingstmeier her,
Hangele, hangele höste,
Boben in de föste
Da hangen de langen wöste.
Gêw't se üsch de langen,
Lât't se de korten hangen.
Bet't annere jâr um düsse tîd
Will wî de korten nahâlen.
Gêw't se üsch den kauken,
Denn könnt wî gut na raupen,

[1]) Von mir mitgeteilt in der Zeitschr. des Vereins für Volkskunde, VI, S. 370.
[2]) M. Ebeling, Blicke in vergessene Winkel. Leipzig 1889, II, S. 229. Nach ihm der hier folgende Chorgesang.

Speck, wost, schinken
Denn will't wi üsch propfull drinken[1]).
Un wenn ji dat nich daun willt,
So will't wî alle selbe jâr
Vor ju wischen un korn nich wêren (?)
Heidideldom, spring mal rom.

Nun folgen, die Maikönigin in ihrer Mitte führend, die Mädchen, deren Lied dramatisch aufgefaßt werden muß, da es Frage und Antwort enthält:

Gûen dag, gûen dag!
Wat gêwet se usrer maibrût?
Gêwet se wat, so hat se wat,
Hat se et ganse jâr wat,
Gêwet se nich, hat se nich,
Hat se et ganse jâr nich.
Kloppe, kloppe ringelken
Hier stân par lüttje kinnerken.

* * *

(Es folgt nun zunächst Abweisung.)

Lât se stân, lât se gân,
Lât se en enne wî'er gân.

* * *

Nun erinnern die Kinder an den Besitz des Bauers, an den rülstock, den er beim Pflügen gebraucht (vergl. S. 241), und den jökstok, das Ochsenjoch. So lange sie im Gebrauche, hat der Ackermann zu leben:

Rûl, rûl, jökstock
Ackermann de lewet noch!

Die Kinder halten eine Schnur vor die Thür, welche die gabenspendende Bauerntochter überschreiten muß:

Holt snaur um dat hûs,
Kumt de snâre jumfer herût.

Die Maibraut tritt vor:

Lât de jumfer brût rût trê'en.

Alle Mädchen knixen und fordern die Bauerntochter auch dazu auf:

Jumfer mot datselbe daun.

Nun stampfen, nachdem die Gabe empfangen ist, alle Kinder zum Schluß mit den Füßen und singen:

Tram, tram trittchen,
Up mîn midchen.
Up mîn blaut,
Jumfer tritt herût.

Je weiter von den Mittelpunkten der Kultur und den Städten entfernt, desto frischer haben sich die alten Sitten noch erhalten; wie ausführlich und dramatisch belebt ist diese Darstellung der Maibraut in den Drömlingdörfern, wie sehr zusammengeschrumpft in Waggum, wo die mitgeteilten Reste

[1]) propfull, gepfropft voll.

(S. 346) erkennen lassen, daß es sich ursprünglich um dieselbe Darstellung handelte [1]).

Das Fahnenjagen. Die altgermanischen Wettspiele und Übungen der Körperkraft haben noch einen Niederschlag in den Wettläufen zu Pfingsten hinterlassen, welche heute im Fahnenjagen unserer Dorfbewohner den letzten Ausläufer haben. Wie Weinhold gezeigt hat, sind die Wettrennen zu Fuß und zu Roß um die Frühlingszeit als ein Teil des Festes zu nehmen, das Hirten und Landbauer in Dankbarkeit und Verehrung der segenspendenden Gottheit veranstalteten, im Frühjahr wie im Herbst bei der Ernte [2]). Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts waren Wettläufe im Mai oder zu Pfingsten in Niedersachsen, Franken, Thüringen, Schlesien, Schwaben und Bayern noch sehr verbreitet.

Den Untergang der Sitte führten Verbote nur zum Teil mit herbei; auch das Wettlaufen und Wettreiten ist dem Zuge der Zeit unterlegen und der wohlhabende Bauer, dessen Großvater vielleicht noch am Hammellaufen sich beteiligte, fährt heute mit der Eisenbahn zu den Rennen nach Harzburg.

Durch Erlaß aus Wolfenbüttel vom 20. Dezember 1745 verfügte Herzog Karl I. „wes maßen es eine zwar sehr unvernünftige, aber doch ziemlich gemeine Gewohnheit sei, daß die Pferdejungens auf den Dörfern am dritten Pfingsttag einen Wettlauf mit den Pferden anstellen und als wilde Leute auf die unbändigste Weise in den Feldern und Wiesen herumjagen. Wie dadurch nicht nur die Pferde zu Schanden gejagt, sondern auch die Jungens in die Gefahr ihr Leben und die Gesundheit zu verlieren gesetzet werden" — so wird dieses auf das schärfste verboten und sollen die Jungens, wenn sie nicht gehorchen, gezüchtigt werden.

Älter noch ist eine Wolfenbüttler Konsistorialverordnung vom 19. März 1727 gezeichnet Maibom, gegen das Wettrennen der Pferdejungen am ersten

---

[1]) Über die Maibraut oder Pfingstkönigin im allgemeinen, ihre weitere Verbreitung durch Europa und das hohe Alter der Sitte (schon im 12. Jahrhundert nachweisbar) vergleiche Mannhardt, Baumkultus, S. 344. Die den unseren verwandten altmärkischen Bräuche und Lieder stehen in den Altmärkischen Jahresberichten III, S. 87. Die Sitte, einen gabensammelnden, in Laub verhüllten Burschen zu Pfingsten umherzuführen, ist auch sonst in der Provinz Sachsen weit verbreitet. Er heißt dort Fiezmeier, Fistmeier, Fischmeier; überall ist hier die Deutung des siegreich aus dem Kampfe mit dem Winter hervorgehenden Sommers sicher (Ph. Wegener, Pfingstbräuche des Magdeburger Landes, Magdeb. Geschichtsblätter 1880, S. 266). In der Grafschaft Wernigerode war der Brauch unter dem Namen des Stinkpfüsters im 17. Jahrhundert bekannt und führte, wegen Ausschreitungen, zu Verboten (Zeitschr. d. Harzvereins 1891, S. 302). Was die Etymologie des Wortes füstjemeier ꝛc. betrifft, so könnte die Bezeichnung in Wernigerode auf fist = crepitus ventris führen. Wie kommt aber der laubumhüllte Frühlingsbote hierzu? Meier ist wohl zu Mai zu stellen, da auch die Maibraut an die Stelle des füstjemeiers tritt.

[2]) Weinhold, Der Wettlauf im deutschen Volksleben. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde III, 3.

Pfingsttage, „wobei sie diejenigen, so zu kurz und letzt gekommen, mit Laub und grünen Zweigen bebinden und vor und unter dem Gottesdienste herumführen, dabei von denen Einwohnern Speck, Würste, Eyer und Brot sammeln und solches mit Versäumung der Kirche und Begehrung allerhand Schande und Sünde verzehren". Solche Verbote haben stets wenig Erfolg gehabt, die Volkssitte wird vorübergehend gedämpft, erwacht aber wieder und unterliegt nur den veränderten Zeitverhältnissen.

Aus dem Wettreiten der Pferdejungen ist nun das heute noch sehr verbreitete und beliebte Fahnenjagen hervorgegangen, das alljährlich um die Pfingstzeit oder auch sonst im Sommer unter großem Zulauf gefeiert wird. Wie an den Häusern in unsern Dörfern die Scheiben den Schützenkönig andeuten, so die über den Hausthüren angebrachten hölzernen Fahnen den Sieger im Fahnenreiten. Es wird bei diesem Wettreiten unendlich viel in schwülstigen hochdeutschen Versen geredet und das Ganze hat eine Art militärischen Anstrich erhalten[1]). Dabei fließen allerlei städtische Gewohnheiten ein, wie die langatmigen, oft mit Anleihen aus bekannten Gedichten versehenen Verse beweisen. Erfrischend wirkt dabei nur der plattdeutsch redende „Paias".

Die jungen Leute, welche sich zur Abhaltung des Fahnenjagens vereinigen, kommen gewöhnlich schon lange vor Ostern zusammen, um alles gehörig vorzubereiten und die Rollen einzustudieren. Ein jeder leistet einen Beitrag in die Kasse, gewöhnlich drei Mark. Teilnehmen dürfen nur Junggesellen und Jungfrauen; sogenannte „Angebrannte" beiderlei Geschlechts, d. h. diejenigen, welche uneheliche Kinder haben, sind ausgeschlossen. Zunächst wird der „Offizier" und der „Fahnenjunker" gewählt; das sind die beiden Hauptpersonen, welche am meisten zu reden haben und ihre langen Sprüche gut auswendig lernen müssen. Auch die Mädchen müssen schon vier Wochen vor Pfingsten gewählt sein, d. h. ein jeder der Teilnehmer muß aus den Dorfschönen sich seine Partnerin für das Fest erkoren haben.

Ist der Festtag erschienen, früher ausschließlich, heute noch oft ein Pfingsttag, so versammeln sich sämtliche Teilnehmer mit Ausnahme des Offiziers auf eigenen oder geliehenen Pferden vor dem Wirtshaus. Letztere sind schön aufgeputzt, mit roten seidenen Bändern geschmückt und auch an den Reitpeitschen der Teilnehmer sitzen solche „Dutzen" oder Bandschleifen. Der Fahnenjunker, der zunächst in Thätigkeit tritt, hat eine Schärpe um den Leib und der Hals seines Pferdes ist mit einem Kranze geschmückt. Er hält nun eine Anrede, in der er auf das Fest hinweist, alle zur Einigkeit ermahnt und schließlich die beiden ältesten Festesbrüder absendet, um den Offizier zu holen. Dieser, mit zwei Schärpen geschmückt, erscheint, von der Musik begrüßt, und wird vom

---

[1]) Man vergleiche dazu: Anreden beim Fahnenjagen. Vierte Auflage. Wolfenbüttel, zu haben bei Ludwig Eichhorn. Unter den Krambuden. Ohne Jahr. Ein Heftchen in kl. 8° von 27 Seiten. Langweiliges, geist- und witzloses Zeug, ein Zeugnis des Verfalls gegenüber früherer Zeit.

Fahnenjunker wieder in gebundener Rede gefragt, ob er mit Ernst und Anstand seinen Pflichten nachkommen und die Schar beim Reiten und Tanzen nach besten Kräften führen wolle? Nachdem dieses bejaht und der Fahnenjunker in Reih und Glied zurückgeritten ist, hält der Offizier seine ermahnende Anrede, in welcher er Gehorsam verlangt, damit das Fest gut verlaufe.

Unter Vorantritt der Musiker ordnet sich nun der Zug der Reiter, zunächst Offizier und Fahnenjunker, dann die anderen Festteilnehmer (gewöhnlich 12 bis 20) zu zweien nach dem Alter und nun geht es nach dem Hofe hin, wo unterdessen die festlich geschmückten Mädchen sich versammelt haben. Der Bauer, auf dessen Hofe sie sich versammeln, stellt gewöhnlich auch den Festwagen, auf dem die Mädchen sich nach dem Festplatze begeben. Wagen, Pferde und Fuhrmann sind mit Bändern und Blumen geschmückt und auf dem Wagen thront zwischen den Mädchen die Fahne, das Siegeszeichen (Fig. 165). Sie ist in Form einer Wetterfahne aus Holz gearbeitet, gewöhnlich blau und gelb (in den Landesfarben) bemalt und mit einem kleinen, aus Holz geschnitzten Pferde versehen. Daran hängen kostbare seidene Tücher und Schleifen herab. Oft auch nimmt der Fahnenjunker die Standarte an sich und trägt sie zu Pferde nach dem Festplatze hinaus. Vorher aber haben noch sowohl der Offizier wie der Fahnenjunker Anreden gehalten, wobei namentlich dem Hofbesitzer gedankt wird, welcher den Wagen für die „Damen" lieferte. Zunächst begiebt sich der Zug nach dem Dorfplatze, wo der Offizier „den Haupttext thut", ein Glas auf das Wohl aller trinkt und in langer salbungsvoller gebundener Rede zur Festfreude, Frieden und Eintracht ermuntert. Endlich mahnt der Fuhrmann gleichfalls in Versen zum Aufbruch und verlangt Lohn für seine Fahrt, die ihm in Gestalt einer Flasche Wein zu teil wird. Die Schlußworte spricht der Hanswurst plattdeutsch.

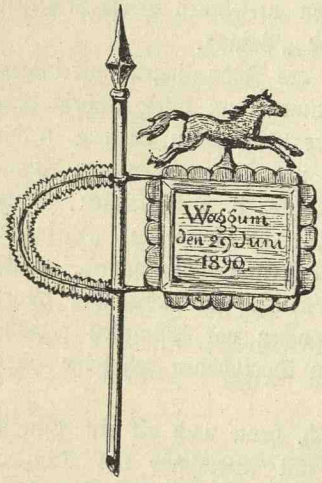


Fig. 165.
Hölzerne Fahne vom Fahnenjagen.

Ich gebe hier die 1894 in Klein-Schöppenstedt gesprochenen.

Ha, ha, ha, hoch, hoch, hoch!
Sau geit et immer in eins weg noch!
Nu is et awer balle ûte!
Nu dau ik awer mal up mîne snûte!
O, wat is dat vor ne welt,
Wenn man sik bôwen up'n wâ'n stellt,
Und sau von bôwen herunner kîket
Un up de „festgeschmückten" lûe kîket.
Ja, ik freue mik all up nâher,
Giwt mik jeder man en markstück her,
Denn danke ik mit fründlicher mîne,
Dann kôp ik morgen en pâr grôte swîne.
Denn dat olle is sau wît uppe,

Eben kri'e ik man kâle kartuffelnzuppe.
Dat lât jich nu tau herten gân
Und lât mik nich ledig na hûse hin gân.
Wenn ik vor jich kome, daut ja nich stutzen
Denn dau 'k jich jûe stewweln putzen.
Un wer mik denn giwt 'n gue gâwe
Den lôwe ik nâher noch in'n grâwe.
Wer mik awer gar nist gewen deit,
Dei kann naher seien, wo et ne geit.
Dei kummt bî dat böse ungeheuer
Bî Beelzebub in't fegefeuer.
Ja, ik mot doch hûte bi dissen sâken
En betjen hokuspokus mâken,
As paias un richtigen âlfänger.
Denn ji seiet woll: de kransuphänger
Seggt nich wate geten hat, ôk nich en wort,
Hei freut sik man in einen fort.

Wenn ik vonabend mik man kann freuen,
Denn deit mik disse dag nich gereuen,
Un ik hewwe mîne taschen vuller geld
Dann segg ik: ô, wat vor'ne schöne welt!
Et solle ja noch mêr hokuspokus sîn,
Ik wolle ja hûte en essel rî'en.
Awer wî ik'r dene nafrâ'e,
Da säen se: ik solle up schaustersrappen gân.
De essels sä'en: j-a un de lûe sä'en: ne!
Nu hebb ik kein pârd un kein' essel kre'en.
Ik daue darum nicht vertagen
Un sette mik up'n jumfernwâ'n.
Ik dâe gern noch vêl seggen,
Awer ik mot uphören.
Doch dat mot ik noch jeden an't herte leggen:
Gêwt mik nich tau vêl un nich tau wennig,
Nich ôwer 100 mark und nich under 50 pennig!

Schließlich erfolgt der Aufbruch des Zuges nach dem Festplatze, wo um die Fahne gejagt wird; denn diese, die während des ganzen Reitens auf dem Mädchenwagen und zwischen diesen aufbewahrt wird, ist der Siegespreis. Das Reiten selbst ist ähnlich wie bei einem Ringelspiel: unter einer auf dem Festplatze erbauten Ehrenpforte, die mit grünem Laub und Fahnen geschmückt ist, hängt ein Kranz herab und dieser muß von den im Galopp unter der Pforte durchreitenden Festteilnehmern mit der Reitpeitsche herabgestochen werden. Wer beim ersten Ritt den Kranz nicht absticht, wird für den nächsten Ritt ausgeschlossen und so lange wiederholt sich das Stechen um den Kranz, bis einer Sieger bleibt. Jetzt geht der Zug ins Dorf zurück und nun folgt der Tanz bis tief in die Nacht hinein. Dem Sieger wird am folgenden Tage die Fahne überbracht; er giebt dafür den Genossen ein Essen und befestigt nun die schwer errungene Fahne an seiner Thür als Siegeszeichen [1]).

Selbst die mit ländlichem Grundbesitze ausgestatteten Gemeinden der Stadt

[1]) Über verwandte Sitten des Pfingstwettrittes, das Kranzstechen und Buschstechen siehe Mannhardt, Baumkultus, S. 387, wo mythologische Deutungen angezogen werden.

Braunschweig (Hägener Gemeinde, Altewiek-Gemeinde) veranstalten im Sommer noch solche Fahnenjagen [1]).

Das Hammellaufen. Während das Fahnenjagen in voller Blüte steht, ist das alte Hammellaufen, das auch zu den Wettläufen unserer Altvordern gehörte, ganz abgekommen. Auch hier haben Verbote mitgeholfen. Am 29. August 1798 verbot Herzog Karl Wilhelm Ferdinand das Hammellaufen, da ein derartiger Wettlauf, zumal in heißer Jahreszeit und bei großer Anstrengung der Kräfte, auf die Gesundheit einen höchst schädlichen Einfluß habe. Ich habe von dieser Sitte keine Spur mehr in der Gegenwart ausfindig machen können und muß mich in der Beschreibung daher auf ältere Nachrichten berufen, die sich auf dieses Volksfest zu Eitzum am Elme beziehen [2]).

Hammellaufen, Hahnenschlagen und „Mädchentänze" knüpften sich dort an das Austreiben der Kühe am 1. Mai. Die Mädchen mußten sie dem Kuhhirten bis auf den Anger zutreiben. Eine jede hatte sich geputzt und trug eine bunt bebänderte Peitsche in der Hand. Diese Peitsche war möglichst langgestielt. Die Mädchen beeilten sich, mit ihren Kühen zuerst am Platze zu sein, denn die letzte hatte Hohn und Spott für das ganze Jahr. Waren alle Kühe versammelt, so wurden die Peitschen in die Erde gesteckt und der Hirt machte mit den Mädchen einen Ringelreihn, wobei ihm gewöhnlich schlecht mitgespielt wurde. Der Tanz endete immer mit dem Fall des Hirten. Nach Beendigung des Tanzes ergriff ein jedes Mädchen die ihm zunächst steckende Peitsche oder suchte die längste Peitsche zu erwischen; denn derjenigen, der es gelang, die längste Peitsche zu erwischen, geriet der Flachs am besten. Nach diesem beriet man den Tag des Mädchentanzes, bei welchem die Mädchen die Burschen einluden und die Musik bezahlten; daher mäkensmusike. Wie nun die jungen Mädchen zum Fahnenjagen den jungen Burschen ein schönes buntes Seidentuch als Preis schenkten, so stifteten die jungen Burschen zum Mädchentanz einen Hammel und einen Hahn. Schon frühzeitig, gleich nach dem Mittagessen, versammelten sich die jungen Leute, Burschen und Mädchen, und zogen mit Musik auf den Anger, wo das Hahnenschlagen [3]) und Hammellaufen stattfand. Der Hahn hatte um den Hals ein buntes Band und daran einen Blumenstrauß. Er wurde unter

---

[1]) Die Altewiekgemeinde z. B. im Juli 1895 auf dem großen Exerzierplatz, wobei Ehrenpreise, silberne Pokale, Bowlen ꝛc. errungen wurden. Voran ging ein Festzug, den ein Mohr zu Pferde eröffnete. Dann folgten Herolde in bunter Tracht, bekränzte Wagen mit der Musik und den Ehrenjungfrauen, zahlreiche Kutschwagen mit Festgenossen und die am Rennen teilnehmenden Reiter in Jockeytracht. Die von den letzteren mittels ihrer Reitpeitschen zu erlangenden Kränze wurden in einem auf dem Festplatze errichteten Thorbogen aufgehängt.

[2]) Gesammelt von der eifrigen Forscherin auf dem Gebiete unserer Volkskunde, Frau Pastor Hedwig Schattenberg in der Zeitschrift „Niedersachsen", Bremen, 1. Juni 1898. Danach die hierauf bezüglichen nachfolgenden Auszüge.

[3]) Ganz des Volkstümlichen entkleidet, langweiliges Gewäsch bieten die „Anreden beim Hahnenschlagen", Wolfenbüttel o. J. Zu haben bei L. Eichhorn, Unter den Krambuden.

eine Milchsatte gesetzt und bildete den Preis für dasjenige Mädchen, welches mit verbundenen Augen die Milchsatte mittels eines aufgeputzten Dreschflegels zertrümmerte.

Dann kam das Hammellaufen an die Reihe. Bei beiden Spielen beteiligten sich aber nur Mädchen. Der Hammel war schön aufgeputzt, mit vielen Putzen (Blumensträußchen) und Bändern, um den Hals trug er einen dicken bunten Kranz. Am „Male" wurde der also wohlgeputzte Hammel von einigen Burschen festgehalten, die Mädchen mußten sich in einiger Entfernung in einer Reihe aufstellen und bei einem gegebenen Zeichen alle auf das „Mal" zulaufen. Welche als Erste beim Hammel ankam, hatte den Hammel gewonnen; waren es mehrere, dann wurde so lange gelaufen, bis nur ein Mädchen zuerst den Hammel erreichte. Die zweitbeste Läuferin bekam den Kranz und die andern Mädchen die „Putzen" und Schleifen. Das letzte Mädchen wurde von ein paar Burschen gefaßt — denn gutwillig hätte es keine gethan — und zum Hammel geführt. Sie mußte nun in den hâmelspei'l kîken (in den Hammelspiegel sehen). Dem Hammel war nämlich unter den Schwanz ein kleiner Spiegel gebunden und in diesen Spiegel mußte die schlechteste Läuferin hineinsehen. Der Hammel wurde hochgehalten und das Mädchen wurde gezwungen, in den kleinen Spiegel zu sehen. Vom Anger zog man in den Krug und dort begann der Tanz. Die ersten drei Tänze tanzten die Mädchen allein, zum vierten Tanze holten sie sich die Burschen, welche bis dahin sich in der Nebenstube aufgehalten hatten. Nach diesem vierten Tanz sagten die Mädchen: „Nu gillen wi nich mêr, wi betâlt, ji seggt aber an." Damit legten sie ihr Recht in die Hände der jungen Burschen, denn wer bezahlte, konnte auch die Tänze ansagen. Früher wurde ein jeder Tanz einzeln bezahlt und dabei gesagt, was man für einen Tanz gespielt wünschte; jetzt ist dieses nicht mehr Sitte, jetzt werden die Tänze der Reihe nach gespielt und die Musikanten bekommen ihr Geld auf einem Brette ausgezahlt. Für jeden einzelnen Tanz wurden 3 Groschen bezahlt, daher die Markttänze ꝛc. auch „Dreigroschen-Musiken" hießen. Später zahlte man schon für die Stellung der Tanzmusik 6 bis 8 Thaler, heute noch viel mehr. Um 6 Uhr wurde eine Tanzpause gemacht, um die nötigen Arbeiten im Hause zu besorgen, Viehfüttern, Melken ꝛc. Abends tanzten die Mädchen wieder ihre drei ersten Tänze allein, um sich dann beim vierten Tanz wieder die Burschen zu holen und nach diesem Tanz wieder alle Rechte in der Burschen Hände zu legen. — Während das Hammellaufen ganz abgekommen ist und vom Hahnenschlagen sich Reste ohne echt volkstümlichen Anstrich erhalten haben, ist die Mädchenmusik (in Eitzum) im modernisierter Gestalt noch beibehalten. Im Sommer 1897 konnte man die Dienstmädchen alle im besten Ballstaate — weiße Kleider, Vergißmeinnichtkränze und weiße Handschuhe — vor ihnen eine Musikkapelle Walzer, „Hackenschottisch" — Polka-Mazurka — ꝛc. spielend durchs Dorf ziehen sehen. Die Mädchen wünschen keine auswärtige Beteiligung, denn nur sie dürfen tanzen, die die Musik mit bezahlen. Herren sind frei. Die Mädchen bezahlen allein die Tanzmusik und fordern sich auch ihre Tänzer zum Tanz auf. Es ist den ganzen

Tag „Damenwahl". Eitzum ist nur ein kleines Dorf mit 400 Einwohnern, darum sind es auch nur wenige Mädchen, die sich an der „Mäkensmusike" beteiligen. Die sich etwas besser dünken oder etwas auf sich halten, beteiligen sich nicht mehr daran.

Verwandt mit dem Hammellaufen ist das Lambôm-Laufen der Mädchen bei Halberstadt zu Pfingsten um ein am Maibaum aufgestelltes Lamm, wobei die schlechteste Läuferin einen Klotz erhielt. So noch vor fünfzig Jahren. Im Calenbergischen verbot die Hannoversche Regierung „bei harter Leibesstrafe" das Hammellaufen [1]). Auch in Klettenberg am Südharz war das Hammellaufen bekannt; in Woltersdorf bei Köpenick „bozelte" (kegelte) man zu Pfingsten um einen Hammel [2]). Es ergiebt sich daraus eine ziemlich ausgedehnte Verbreitung des Hammellaufens.

Das **Bullenstoiten** oder -stôten gehörte zu den Frühlingsfestlichkeiten, bei denen das ganze Dorf sich auf dem Pfingstanger versammelte. Es war eine Art Stierkampf, der abgehalten wurde, wenn die Herde zum erstenmal zur Weide ausgetrieben wurde und der auch anderweitig in Niedersachsen stattfand [3]). Auch diese jedenfalls alte Sitte ist der Separation zum Opfer gefallen, denn mit der Teilung der Gemeindeweiden fand das Austreiben der Rindviehherden ihr Ende. Die Stierkämpfe entsprangen übrigens einem sehr praktischen Grunde. Die Gemeinde hielt gewöhnlich zwei Bullen, die, wenn sie mit den Kühen zusammen auf die Weide getrieben wurden, natürlich miteinander rivalisierten, sich auf der Weide verfolgten und die ganze Herde in Aufruhr brachten. Dieses zu vermeiden, galt es, die Hegemonie des einen Bullen über den anderen herzustellen, den einen zum Sieger zu machen, dem der Besiegte sich unterwarf, so daß den Sommer über Frieden auf der Weide herrschte. Die Bullen, welche bei verschiedenen Bauern den Winter über in Verpflegung waren, wofür gewöhnlich die Nutzung und der Ertrag der sogenannten, den Gemeinden gehörigen „Bullenwiesen" ausgeworfen war [4]), wurden gleich beim ersten Austreiben, zu Pfingsten, auf dem Pfingstanger oder sonst einem öffentlichen Platze zum „stôten" zusammengebracht. In Grafhorst, von wo uns eine Schilderung eines Augenzeugen aus den vierziger Jahren vorliegt, geschah dieses auf einer Wiese an der Aller [5]); dabei strömte alt und jung aus dem Dorfe wie zu einer Haupt- und Staatsaktion zusammen, Parteien bildeten sich für den einen

---

[1]) Zeitschr. des histor. Vereins für Niedersachsen, 1873, S. 180.

[2]) Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, S. 386.

[3]) Das „Bollenstoßen" in Mecklenburg ist geschildert bei K. Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg, II, S. 284; aus Hennstedt in Dittmarschen von Volksmann in der Zeitschrift „Am Urquell" I, S. 129.

[4]) Dorfbeschreibung von Wendhausen von 1754: „Der eine Brummochse wird auf der Reihe unterhalten. Den anderen Bullen füttert der ein ganzes Jahr, welcher der Reihe nach in die Heilige Wiese kommt."

[5]) Ganz ähnlich die Schilderung aus den Drömlingdörfern bei M. Ebeling, Blicke in vergessene Winkel II, 50.

oder anderen der Stiere, die nun im wütenden Kampfe unter dem Hetzen der Zuschauer einander anfielen. Die Ehre des Sieges wurde zunächst jener Viehmagd zu teil, die den siegenden Bullen den Winter über gepflegt hatte, ebenso wie jene Magd Spott erntete, deren Pflegling unterlag. Aber der Zweck wurde erreicht; der Bulle, welcher den Gegner niedergestoßen hatte, blieb Herr auf der Weide und wurde von dem Besiegten dort nicht mehr belästigt. Es herrschte also Frieden. Ganz so lautet ein Bericht aus dem Dorfe Ölper.

Der Pfingstochse ist eine Erscheinung gewesen, welche bis vor nicht langer Zeit in den kleineren Städten des Landes, wenige Tage vor dem Feste, für alt und jung von Bedeutung war und dessen Umherführen wie ein Volksfest gefeiert wurde. In Wolfenbüttel ist er noch in den sechziger Jahren umhergeführt worden. Ob er auf irgend einen alten Brauch mit besonderer Bedeutung zurückgeht, lasse ich dahingestellt; jedenfalls war er zuletzt nur eine Spekulation der Schlachter, um Kunden für einen fetten Festbraten anzulocken. Zwei bis drei Tage vor Pfingsten erschienen ein, zwei oder auch mehrere fette blumenbekränzte, an den vergoldeten Hörnern mit Kränzen geschmückte Ochsen unter gewaltigem Lärm und Peitschengeknall der führenden Schlachtergesellen in den Straßen Wolfenbüttels. Vor den Häusern der guten Kunden wurde Halt gemacht und der erste Gesell ging in deren Haus, um auf das schöne Stück Vieh aufmerksam zu machen. Hier bekam derselbe dann ein buntes Taschentuch geschenkt, welches dem Ochsen am Horne befestigt wurde. Diese vielen um die Hörner gebundenen Tücher, welche dann in der Luft flatterten, mögen wohl zu der noch heute geläufigen Redensart die Veranlassung gewesen sein: dat mâken hat sik upefliet as en pingstosse.

Jeder Schlachter zog für sich allein mit seinem Ochsen die Straße entlang. Sobald der Umzug beendet war, kam das Tier wieder in seinen Stall, um dann für das Fest geschlachtet zu werden.

In Schöningen ist der Pfingstochse 1878 (?) zum letzten Male durch die Straßen der Stadt geführt worden. Ein dortiger Fleischer hatte einen besonders schönen und fetten Ochsen von der Schloßdomäne durch die Straßen geführt, statt seiner aber eine Kuh geschlachtet. Der große Unwille, welcher deshalb unter den Leuten entstand, brachte den Pfingstochsen um sein Ansehen und er verschwand für immer.

8. Juni. Medardus.

Dieser Heilige wird noch oft genannt und muß in großem Ansehen gestanden haben. In den Dorfbeschreibungen des vorigen Jahrhunderts wird vielerlei „vor“ und „nach“ Medardus bestimmt. Ich habe von ihm erfahren, daß er Bischof von Noyon war, 545 starb und zu Soissons begraben liegt. Seine Seele ist in Gestalt einer weißen Taube zum Himmel gefahren. Warum er aber gerade in unserer Gegend zu hohem Ansehen gelangte, vermag ich nicht zu sagen. Er war sogar von Einfluß aufs Wetter und noch kann man die Regel hören:

BIBLIOTECA CENTRALA
UNIVERSITARĂ

Was Medardus für Wetter hält,
Solch Wetter immer zur Ernte fällt.

Auch ist Medardus gut für die Vertreibung von Ratten, Mäusen und allerhand Ungeziefer. Man machte an seinem Tage drei Kreuze an die Stubenthür und schreibt dazu „Medardus verschwunden", dann laufen die Ratten und Mäuse davon.

Johannisfeier. 24. Juni.

Das Johannisfest war ursprünglich das Fest der Sommersonnenwende, auf welches die christliche Kirche den Tag Johannis des Täufers verlegte. Die alten Feuer an diesem Tage sind heidnische Reste; sie brennen aber in unseren Landen, wo die Osterfeuer gelten, nicht. Die Grenze zwischen den beiden Feuern liegt im Süden des Harzes.

Die Johannisfeiern sind bei uns fast ganz verschwunden. Folgende Reste sind noch von O. Schütte[1]) erkundigt worden: Im Dorfe Wendeburg wird das Johannisfest noch von den Alten gefeiert und der „Johannich" begraben. (Umzug mit einem hölzernen Kreuze, das man in einer Grube vergräbt. Dabei auch die Schnapsflasche, aus welcher die Umziehenden trinken.) Mitte des 19. Jahrhunderts feierte man Johannis in Bortfeld noch nach strengen Regeln mit Sang und Musik vom Mittwoch bis Sonnabend der Johanniswoche. Nach Ankunft der Musikanten wird auf einer großen Däle von 8 Uhr früh bis 10 Uhr abends getanzt, nur mit der Unterbrechung des Essens und Viehfütterns. Wer nicht rechtzeitig eintraf, zahlte $2^1/_2$ Groschen Strafe. Daß die Mädchen nicht beim Tanzen „schimmelten", sitzenblieben, dafür sorgte ein „Achtsmann", welcher die säumigen Tänzer den Mädchen zuführte. Man trank Bier beim Tanze. Die Kosten des Tanzes trugen Mädchen und Burschen zu gleichen Teilen. Gefallene (angebrannte) Mädchen wurden beim Tanze nicht zugelassen und alle Teilnehmer mußten über 18 Jahr alt sein.

Flurumgänge und Hagelfeier.

Besonders strenge wird der Hagelfeiertag gehalten; jegliche Arbeit unterbleibt an ihm, wiewohl er auf einen Wochentag fällt[2]). Dem Landmanne war früher kein Feiertag im Jahre so wichtig wie dieser, an dem es sich um das Wohlergehen seiner Feldfrüchte handelte. „Die Saat würde nicht geraten, wenn einer an diesem Tage die geringste Arbeit verrichtet", heißt es. Hervorgegangen

[1]) Zeitschr. d. Vereins für Volkskunde 1899, S. 438.

[2]) Die 1887 vom landwirtschaftlichen Centralverein beantragte Verlegung des Hagelfeiertages auf einen Sonntag wurde vom Ministerium mit Rücksicht auf das hohe Ansehen, in welchem der Hagelfeiertag im Lande steht, abgelehnt. [Amtsblatt des herzogl. Konsistoriums II (1889), S. 25.] Dieses hohe Ansehen ist aber mit der Zeit verschwunden, worüber die Verhandlungen der braunschweiger Landesversammlung vom 18. November 1898 hinreichend Aufklärung geben. Die beantragte Aufhebung des Hagelfeiertages ist von der Regierung jedoch nicht genehmigt worden.

scheint dieser christliche Feiertag aus den alten Umgängen um die Felder, die in die heidnische Zeit zurückreichen. Der Vergleich mit den römischen Ambarvalien liegt auf der Hand und bei unseren heidnischen Vorfahren sind auch Flurumgänge mit Vorantragung von Bildnissen bezeugt. De simulacro quod per campos portant handelt schon das listinische Konzil 743, wo dieser heidnische Brauch verdammt wird. Flurumgänge unter Vortritt der Geistlichkeit und Schuljugend, wobei Heiligenbilder getragen werden und der Segen Gottes auf die Felder herabgefleht wird, sind eine ständige Erscheinung heute noch in katholischen Gegenden. Bei uns sind sie ganz verschwunden, aber nur allmählich.

In den Lüneburger Artikeln aus dem Jahre 1527, welche die Prediger zu Celle an den Herzog Ernst den Bekenner richteten, um Abstellung der darin angegebenen Mißstände zu erbitten, ist der zehnte Paragraph überschrieben „Van der Hagelvyre". Darin heißt es: Andere feste schollen alle afgedaon wesen, sunderlicken de, der sick der gemene Buersmann bruket, alse hylligen Drachte, Hagelvyre, kese eetent edder wo solke mögen genömet werden, darynne nicht gerynge teken des vngelouens gespörth werden [1]).

Unter der hylligen Drachte sind die Umzüge (englisch draught), die Flurprozessionen zu verstehen, die damals noch nach alter Sitte im Schwange waren; das Käseessen bezog sich wahrscheinlich auf ehemals geweihte Käse (wie auch andere Speisen und Gegenstände von der katholischen Kirche geweiht wurden) und ob es sich bei dem Hagelvyre um ein „Feuer" oder eine „Feier" handelt, läßt sich nach dem Worte nicht allein entscheiden, da es beides bedeuten kann. Aus Hessen, Nassau, dem Trierschen sind wirkliche Hagelfeuer bekannt geworden, die mit dem Hagel zusammenhingen, um dessen Abwendung man bei den Flurumgängen bat [2]). Was die Flurumgänge betrifft, so sah sich Herzog Julius veranlaßt, gegen dieselben, als „abgöttisch", einzuschreiten und sie zu verbieten [3]); wir erfahren daraus, daß die Umgänge in der Kreuzwoche stattfanden, dabei Kreuze um das Feld getragen und die „abgestorbenen Heiligen" angerufen wurden. Aber trotzdem wich der aus heidnischer Zeit stammende, von der katholischen Kirche übernommene Brauch dem Protestantismus nur schwer. Der Pastor zu Lelm, Johann Christian Dünnhaupt, hörte noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts alte Leute davon erzählen. Man hielt die Flurumgänge für eine gottesdienstliche Handlung, bei der der Schulmeister mit den Schulkindern und in älteren Zeiten auch der Prediger mit der ganzen Gemeinde mit Gesang und abergläubischen Ceremonieen um die Äcker gehen mußte, um eine gesegnete Ernte zu erhalten [4]). Auch für die Gegend am Drömling ist der feierliche

---

1) Richter, Evangelische Kirchenordnungen I, S. 71, citiert nach Pfannenschmidt, Germanische Erntefeste. Hannover, 1878, S. 65.

2) Pfannenschmidt a. a. O., S. 68.

3) In der Kirchenordnung, Wolfenbüttel 1569. Revidierte Ausgabe, Helmstedt 1615, S. 41 der Agenda.

4) Dünnhaupt, Beiträge zur niedersächsischen Geschichte. Helmstedt 1778, S. 96, 97.

Umgang in der Feldmark zur Weihe der Früchte um Pfingsten oder während der Bittwoche (Rogate) in der Zeit vor der Reformation bestätigt. Die ganze Gemeinde samt der Schuljugend beteiligte sich daran unter der Führung des Pfarrers [1]). Danach scheinen die Flurumgänge auch bei uns allgemein gebräuchlich gewesen zu sein. An ihre Stelle trat dann, dem Protestantismus entsprechend, ein feierlicher Bittgottesdienst, welcher unter dem Namen Hagelfeier sich bis jetzt in den ländlichen Gemeinden (in der Stadt Braunschweig nur in der Magnikirche, wegen des dorthin eingepfarrten Dorfes Rühme) erhalten hat [2]). Die revidierte Kirchenordnung von 1657 beklagt, daß früher die Hagelfeier in Saufgelage ausgeartet sei und bestimmt, daß in der Woche Vocem Jucunditatis, d. i. Rogate, Gebete um Gesegnung der Feldfrüchte gehalten werden sollten. Im Jahre 1823 wurde die Hagelfeier auf den zweiten Montag im Monate Juni verlegt [3]). Beste [4]) giebt dazu noch folgende Erläuterung: „Damit büßte dieser Gottesdienst seinen ursprünglichen Charakter als Erntebittfest, als Buß- und Bettag ein." Bisher hatten viele Gemeinden den Geistlichen für die Hagelfeier besonders bezahlt oder ihn, z. B. in Barbecke, durch mehrnächtlichen Hürdeschlag zur Düngung seines Ackers durch die Gemeindeschäferei, den er zu jeder beliebigen Zeit in Anspruch nehmen und auch verkaufen konnte, entschädigt. Doch hatten die Geistlichen den Glauben an die Kraft der Fürbitte vielfach verloren, wie denn z. B. Generalsuperintendent Ludewig in Helmstedt 1821 folgende Synodaltheſe stellte: „Was ist von den Bitten um Sonnenschein bei anhaltendem Regen und um Regen bei anhaltender Trocknis zu halten? Kann man sie mit einiger Hoffnung auf Erhörung thun, solange man nicht Wunder glaubt, durch welche die bestimmte Ordnung in der Natur unterbrochen wird?"

Die Ernte. (De êren.)

Trotz der damit verbundenen Mühen und gesteigerter Arbeit gilt die Zeit der Ernte auf dem Lande noch als eine festliche. Der Segen des Jahres wird eingebracht, die Mahlzeiten sind gesteigert. Reichlich werden die auf dem Felde arbeitenden Mäher mit Speise und Trank versorgt. Das Bier wird ihnen dabei in kleinen tragbaren Fäßchen zugebracht, welche dat lecht oder lechel heißen (Fig. 166). Es ist unten oft mit Leisten versehen, auf denen es stand; man trank unmittelbar aus dem Spundloche. Findet die Ernte bei großer Hitze statt, so daß dabei viel getrunken wird, so redet man von drink-êren, ein Gegensatz zu ât-êren, wenn bei regnerischem und kühlem Wetter mehr gegessen als getrunken wird.

Noch ziemlich verbreitet ist die Sitte, den Erntekranz auf den Hof des

[1]) Ebeling, Blicke in vergessene Winkel I, S. 109.

[2]) Im hannoverschen Wendlande ist daraus durch Mißverständnis sogar ein „Hagelbier" geworden. (Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, S. 267.)

[3]) Verordnungssammlung des Herzogtums Braunschweig, Nr. 18, veröffentlicht Braunschweig, 5. September 1823.

[4]) Braunschw. Kirchengeschichte, S. 588.

Feldbesitzers zu überbringen. Auf größeren Gütern rückt das Gesinde mit Musik heran, die zunächst den Choral „Nun danket alle Gott" anstimmt und darauf „Bis hierher hat uns Gott gebracht". Es folgt die Übergabe des Erntekranzes an die Herrschaft, Ansprache an dieselbe, dankende Antwort, reichliche Mahlzeit, Tanz auf der Däle oder jetzt meistens im Wirtshause. Der Kranz wird auf der Däle ꝛc. bis zum nächsten Jahre aufgehängt.

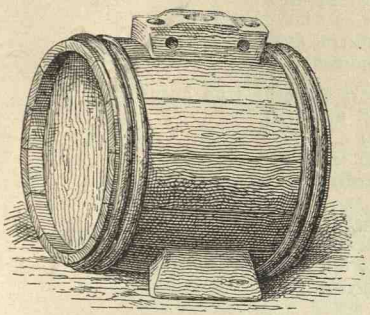


Fig. 166. Lecht, Bierfäßchen bei der Erntearbeit. Städt. Museum.

Die von dem Gesinde bei der Kranzübergabe gesprochenen Verse sind immer hochdeutsch, was darauf deutet, daß sie nicht allzu alt sind. Selbstlob, der geleisteten Arbeit wegen, fehlt nicht. In Parsau sagt man:

Wir haben die Feldmark überschoren,
Wir haben weder Mäher noch Binder verloren,
Wir haben die Feldmark überschritten,
Wir haben weder Hunger noch Durst gelitten.

Der nachstehende Erntespruch ist in Klein-Schöppenstedt aufgezeichnet:

Wir bringen hier den Erntekranz,
Er ist nicht halb, sondern ganz.
Er ist nicht von Disteln und Dorn,
Sondern von Winter- und Sommerkorn.
Unter Sorgen, Plagen und Müh'
Sammelten wir es ein für Sie.
Gott schenke reichlich dieses Jahr
Und das in großer Fülle zwar.
Auch waren wir immer fleißig beim Mäh'n,
Wie sie das selber konnten sehn.
Und auch beim Hacken, Harken und Binden,
Wie sie das immer konnten finden.
Von allen, die da waren beim Mähen
Fehlt keiner wie wir sehen.
Drum haben wir uns kurz bedacht
Und Euch einen Erntekranz gemacht.
Es ist nicht geschehen wegen das Trinken,
Wenn wir auch nicht gerade abwinken,
Sondern zu der Herrschaft Ehre und Acht,
Weil das uns eine Freude macht.

Auf dem Gute des Herrn Fricke in Ackenhausen bei Gandersheim wurde am 2. Oktober 1897 der Erntekranz mit folgendem Spruche überreicht:

Meine hochgeehrte Herrschaft!
Wir kommen hierher geschritten,
Hätten wir ein Pferd, so kämen wir geritten.
Hätten wir unsere Pferde nicht bei Stroh stehen,
So brauchten wir nicht zu Fuß nach unserer hochgeehrten
Herrschaft zu gehen.

Meine hochgeehrte Herrschaft!
Wir bringen hier den Erntekranz,
Er ist von Gottes Gaben ganz.
Er ist nicht gebunden aus Haß und Neid,
Sondern aus lauter Liebe und Freundlichkeit.

Er ist nicht gebunden aus Disteln und Dorn,
Sondern allerhand schönen Blumen und Korn.
Er ist gebunden von Roggen, Weizen, Gerste,
Hafer, Bohnen und Wicken;
So viele tausend Dukaten mögen unserem Herren
und Frau ihre Geldkiste schmücken.

Wenn unser Herr und Frau Fricke des Morgens früh aufstehen,
Thun sie sich gleich nach ihren Leuten umsehen.
Auch halten sie ihre Leute zur Arbeit an,
Und wo es Not thut, greifen sie auch selber mit an.
Drum wünschen wir ihnen einen gedeckten Tisch,
Auf jede Ecke einen gebratenen Fisch,
Und in der Mitte ein Gläschen Wein,
Da können sie alle recht vergnügt bei sein.
Auch unsere Frau Kreisrichtern [1]) hat öfters im Stillen gebeten,
Gott möge uns eine gute Ernte bescheren.
Drum hat Gott ihr Gebet erhört
Und uns eine gute Ernte beschert.
Drum wünschen wir ihr einen goldenen Wagen,
An allen Rädern mit Gold beschlagen.
Womit sie einst mit ihrer Familie gen Himmel kann fahren.

Weil ich nun heute eines Teils meine Rede nicht
Weiter ausführen kann, so überreichen wir mit größtem
Vergnügen den Erntekranz und zum Abschied diesen Strauß.

Für Herrn Fricke.

Gegrüßet seien Sie jetzt allhier
Von ihren Leuten allen.
Durch unsern Fleiß und ihrer Müh'
Vollbracht mit Wohlgefallen
Und (ist?) Saat- und auch die Erntezeit.
Darum ist dieser Kranz geweiht
Zum Saat- und Erntefeste.
Dieser Kranz ist nicht allein von Disteln und Dorn,
Sondern von schönen Blumen und Korn,
Gerste, Hafer, Bohnen und Wicken;
Herr Fricke weiß sich in allen Dingen zu schicken.
Dieser Kranz ist spitz
Und was daran sitzet, hat gekostet manch' sauren Schwitz.
Dieser Kranz ist lang
Und hat gekostet manchen sauren Gang.
Dieser Kranz ist rund
Und ich will bitten, daß Herr Fricke bleibe mit seiner Familie gesund.
Ich verehre Herrn und Frau Fricke diesen Erntekranz.

Für Frau Kreisrichter Fricke.

Vor einigen Tagen und Wochen
Haben wir über die Kränze gesprochen.
Drum haben wir uns Alle bedacht,
Und haben Frau Kreisrichter einen Kranz gemacht.
Dieser Kranz ist rund,
Wir wollen bitten, daß Frau Kreisrichtern bleibe mit ihrer Familie gesund.

Den Verwaltern.

I.

Nun will ich meinen Erntekranz weiter schwenken
Und auch unsere Herren Verwalter bedenken.
Unser Herr Nölle ist ein treuer Held,
Er besorgt unseren Herrn Fricke sein ganzes Feld.

---

[1]) Mutter des Gutsbesitzers.

Thut er nicht auf dem Hofe regieren,
So thut er auf dem Felde desto besser kommandieren.
Auch versteht er gut Schreiben und Rechenkunst
Und besorgt Alles nach unseren Herrn Fricke seine Gunst.
Drum wünschen wir ihm eine Herzallerliebste, ganz engelrein,
Geschmückt mit Gold und Edelstein.
Geziert mit vielen tausend Thalern Geld,
Das ist eine, die unserm Herrn Nölle wohlgefällt.

II.

Wenn unser Herr Bodenbender des Morgens früh erwacht,
Ist er gleich auf seine Leute bedacht.
Er geht den Hof wohl auf und ab,
Bis er alle seine Leute bei der Arbeit hat.
Drum wünschen wir ihm eine Pfeife mit Moos,
Eine Dame auf den Schoß,
Eine Dame, so hübsch und fein,
Da kann er wohl mit zufrieden sein [1]).

In der Jerxheimer Gegend und nach Oschersleben zu heißt das Erntefest noch der êrenbrâ'e, wiewohl der sonst übliche Schweinebraten den Leuten nicht mehr gereicht wird. Hier und da wird auch die Kirche beim Erntefest — abgesehen vom Erntedankfeste — mit herangezogen, so in dem Dorfe Feldbergen, im Hildesheimschen, wo der wie eine Krone gestaltete meterhohe Erntekranz von festlich gekleideten und blumengeschmückten Schulkindern unter Vorantritt des Lehrers, umgeben von brennenden Lichtern, um die Kirche herum und dann vor den Altar getragen wird, worauf der Gottesdienst beginnt. Die Prozession und die Lichter deuten auf katholischen Ursprung oder katholische Einwirkung dieser vereinzelt dastehenden Erntesitte.

Von sonstigen bei der Erntearbeit vorkommenden Gebräuchen bemerke ich noch das folgende: Kommen Fremde den bei der Erntearbeit Beschäftigten zu nahe, so eilt eine der Binderinnen mit einem Strohseile herbei, befestigt dieses am Arme des Fremden und spricht dabei (in Parsau, wo es mir so begegnete):

Wir wollen den Herren binden
Mit lieblichen Dingen,
Mit freundlichem Lachen,
Viel Komplimente kann ich nicht machen [2]).
Will der Herr so gütig sein
Und schenken mir ein Gläschen Wein?
Ist es nicht ein Gläschen Wein
Mag es auch ein Trinkgeld sein.

Der „Gebundene" löst sich dann mit einer Geldgabe. Ähnlich in den Dörfern am Elme:

Ich darf es mal probieren
Den jungen Herrn zu schnüren,
Nicht zu los und nicht zu feste,
Nun wünsche ich das allerbeste.
Ein Gläschen Bier oder Wein,
Damit können Sie wieder erlöset sein.
(O. Schütte.)

[1]) Mitgeteilt von Herrn Kreisdirektor Krüger.
[2]) Wörtlich so auch auf Rügen. Haas, Rügensche Skizzen 1898, S. 110.

Beim Mähen werden allerlei Bräuche beobachtet. Hat ein Mäher Halme stehen lassen, so stellt man ihm zum Hohne eine Garbe wieder in das abgemähte Feld und sagt: et is all wedder inewussen oder man deutet auf die stehen gebliebenen Halme und sagt: se raupet dik! Bleibt unter den gemähten Schwaden beim Wiesenmähen etwas stehen, so heißt es: Hei hat wat for'n bullen stân lâten. Trifft man beim Mähen auf große Ameisen- oder Maulwurfshaufen, um die der Mäher gleichsam herumtanzen muß, so sagt man: da lî't en musikante begrawen.

Vergôdendêl. In der ersten Auflage dieser Volkskunde schrieb ich, daß ich von dieser Erntesitte innerhalb der braunschweigischen Grenze nichts mehr hätte finden können. Jetzt kann ich, nach wiederholtem Nachforschen, darüber berichten.

Die Ersten, welche darauf hinwiesen und ihr mythologischen Gehalt zusprachen, waren Kuhn und Schwartz, die vor mehr als einem halben Jahrhundert darauf aufmerksam machten[1]). In der Umgegend von Vorsfelde, berichten sie, ließ man, nachdem aller Roggen eingefahren war, einen Busch Roggen oder ein paar Stiegen auf dem Felde stehen, die später mit Musik in das Dorf geholt wurden. Der Name ist de êren (die Ernte). Weiter nördlich, schon auf Lüneburger Gebiet, bei Brome, Voitze, Barwedel, also dicht an der braunschweigischen Grenze, heißt der letzte stehenbleibende Roggen vergôdendêlstrûs. Knechte und Mägde tanzen um denselben, der Vormäher schneidet ihn dann ab und jubelnd wird er heimgebracht. Man singt „Nun danket alle Gott" und tanzt abends[2]).

Trotz des christlichen Liedes soll sich das ganze als ein Rest heidnischen Glaubens, eine Anknüpfung an Wodan geben, für den der letzte Roggenbusch stehen bleibt. Denn Schwartz deutet vergôdendêl als Abkürzung von Fro G(w)oden, also als Teil für den Herrn Wodan[3]). Bestätigung soll diese Ansicht durch einen niedersächsischen Brauch erhalten, wo von einem Busch berichtet wird, der bei der Ernte stehen bleibt und dann mit Blumen bekränzt wird. Um diesen sammelten sich dann die Hausleute und riefen dreimal Fru Gaue folgendermaßen an:

Fru Gaue, haltet ju fauer
Düt jâr up den wagen,
Det ander jâr up de kâre.

Wenn auch der Vers nicht ganz klar, so scheint es wenigstens die Beziehung auf Fro Gwoden[4]).

Ich teile nun mit, was ich selbst noch über vergôdendêl gefunden habe. In Parsau gab mir eine alte bei der Ernte beschäftigte Frau im August 1898

[1]) Nordd. Sagen, S. 394; ferner Kuhn, Märkische Sagen, S. 337.
[2]) Kuhn und Schwartz, Nordd. Sagen, S. 394.
[3]) Schwartz, Der heutige Volksglaube und das alte Heidentum. Berlin 1862, S. 82.
[4]) Nach Grimm D. M., der aus den Braunschw. und Hannov. Gelehrten Anzeigen für 1751 schöpfte. Schwartz a. a. O., S. 82. — O. Knoop, gegen die Deutung von Schwartz (Am Urquell V, S. 9 ff. 1894) sieht in Fro Gode nur eine „gute Frau".

folgende Auskunft. Vergôdendêl ist der letzte auf dem Felde nach dem Mähen desselben noch übrig bleibende Roggenstrauß. Man bindet ihn, etwa soviel wie man mit einem Arme umspannen kann, mit einem Strohseile zusammen und der Mäher schneidet ihn mit einem Sensenhiebe ab. Mit Bändern (Dutzen) geschmückt, wird er dem Feldbesitzer von der Mäherschar heimgebracht, welcher dafür ein Trinkgeld zahlt. Dieses geschieht gewöhnlich (in Teschendorf und anderen Dörfern in der Nähe) mit Musik. Diese zieht am letzten Erntetage auf das Feld hinaus zu den Mähern, die dort essen und trinken. Von einem Felde wird zum andern gezogen, jedesmal gespielt und der Haufe der Erntearbeiter wächst mehr und mehr an, bis alle vereinigt ins Dorf ziehen. Hier findet Tanz im Kruge statt, der Lehrer spricht einige Gesangbuchsverse und dann folgt die Hauptmahlzeit, welche auch vorgauendêl heißt (in Teschendorf) und daselbst „für guten Teil" mir hochdeutsch gedeutet wurde.

Für Ohrdorf bei Wittingen (Kreis Isenhagen) habe ich folgendes feststellen können [1]). Der Tag, an welchem der letzte Roggenstrauß dort abgebracht wird, heißt geradezu vergôdendêlsdag. Am ersten Tage mähen die Tagelöhner und kleinen Tagelöhner ihren Roggen, dann an zwei vorher in einer Gemeindeversammlung bestimmten Tagen die Voll- und Halbhöfer (entsprechend den Ackerleuten und Halbspännern im Braunschweigischen), also die eigentlichen Bauern. Der dritte Tag wird dann zum Abmähen des letzten Restes und zum Erntetanz bestimmt. Selbst diejenigen Bauern, die schon am zweiten Tage mit ihrem Roggenmähen hätten fertig sein können, lassen noch einen Rest desselben stehen, damit er am Tage des Erntefestes unter den Klängen der Musik abgebracht werden könne. Schon am Vormittage erscheinen die Musikanten auf dem zum letzten Abmähen bestimmten Felde, wo unter den Klängen der Musik die letzten swêe (Plural von swâd) gemäht werden. Ein kleiner Rest bleibt überhaupt stehen und dieser ist der vergoudendêl. Ein zweiter Rest wird oben an den Ähren zusammengebunden und diesen mußte ein geschickter Vormäher mit einem Sensenhiebe abbringen. Aus den Halmen dieses zweiten Restes wird der Erntekranz gewunden.

Dieser Ohrdorfer Erntevorgang ist der vollständigste, mir bekannte. Man sieht daraus die deutliche Trennung des letzten noch stehenden Roggens zu zwei verschiedenen Zwecken; derjenige, welcher als vergôdendêl (vergoudendêl in Ohrdorf) stehen bleibt, ist ein dargebrachter Opferrest; der zweite, für den Erntekranz bestimmt, vertritt andere Zwecke.

Wie die alte Sitte erlischt und der ursprüngliche Gehalt sich verflüchtigt, wenn auch der Name bleibt, konnte ich in Ehra (Kreis Gifhorn) feststellen. Dort ist der Ausdruck auch bekannt; er wird dort aber vergunndeïl gesprochen, was in wörtlicher Übersetzung ein „gegönnter Teil" ist. Es bezeichnet nunmehr keineswegs den letzten Roggenstrauß, sondern das Festessen und Trinken nach Vollendung einer wichtigen Arbeit, z. B. Erntefest, Richtefest, Schluß der Saatzeit.

---

[1]) Von mir mitgeteilt in der Zeitschr. d. Vereins für Volkskunde 1896, S. 372.

Nach solcher Arbeit heißt es: nu willt weï vergunndeïl têren, also: jetzt wollen wir den vergönnten Teil verzehren [1]).

Martini. 10. November.

Im Julianischen Kalender fällt der Anfang des Winters auf den 10. November und dadurch erhielt der Martinstag seine Bedeutung; auf ihn wurde dann religiöser und bürgerlicher Gebrauch von dem germanischen Jahresanfang verschoben, welcher zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche, Ende September, gelegen war. Daß der Tag selbst im protestantischen Bewußtsein haftet, ist durch den auf diesen Tag fallenden Geburtstag Luthers beeinflußt gewesen.

Aber der gute Heilige, dem dieser Tag geweiht, ist darum nicht vergessen. Über dem Thorwege des ehemaligen Martinigymnasiums zu Braunschweig, welches heute statt seines alten geistigen Inhaltes eine Schokoladenfabrik birgt, ist der heilige Martin hoch zu Pferde ausgehauen, wie er seinen Mantel mit dem Schwerte zerschneidet und dessen eine Hälfte einem Bettler darreicht. Er ist so volkstümlich bei uns gewesen wie wenige andere Heilige, den lieben Herrn Autor etwa ausgenommen. Martinus war geboren 336 zu Stein am Anger in Ungarn (damals Sabaria), trat als Jüngling in Parma zum Christentum über, führte einen gottseligen Wandel, that viel Gutes, verrichtete zahlreiche Wunder, wurde Bischof in Tours und starb 401. Erst 250 Jahre nach seinem Tode wurde er vom Papste Martin heilig gesprochen; sein Gedächtnis wird am 11. November, seinem Todestage, gefeiert [2]).

Der heilige Martin ist der Schutzpatron der reuigen Sünder, der Fruchtbarkeit, der Hirten, Herden und Gänse. Daß sein Fest so allgemein und schnell auch in Deutschland in Aufnahme kam, hat man damit zu erklären versucht, daß es an die Stelle eines heidnischen Wodanfestes getreten sei. Zu Martini wurde in der Kirche vielfach geopfert, der Martinstag war seit dem 9. Jahrhundert allgemeiner Zinstag, dann zog das Gesinde an und ab, und da der Heilige ein so guter und wohlthätiger Herr war, sammelte man in seinem Namen Gaben ein.

Alter Brauch war das Martinisingen, selbst in den Städten, wobei Gaben erbeten wurden. Die nachfolgenden beiden Martinilieder habe ich in meiner Jugend in den Straßen Braunschweigs gehört und mitgesungen, wobei wir mit Laternen aus ausgehöhlten Kürbissen umherzogen. Auch heute singen noch Jungens vom Klinte und der Mauernstraße; es ist aber ein Bettelsingen ohne Inhalt und Verständnis und am 10. November 1894 sang eine solche zudringliche Schar vor meiner Thür: „Der Mai ist gekommen!" Auch ein Zeichen des Verfalls der Volkssitten.

---

[1]) Über die anderweitige Verbreitung der Sitte, wobei der heidnische Wodan deutlich hervortritt, zumal in Mecklenburg, vergl. Grimm, D. M. [4] I, 128.

[2]) Reinkens, Martin von Tours. Breslau 1866.

Marten is en guen mann,
De üsch wôl wat gewen kann.
Appel oder bêren,
Nötte ät ik gêren.
Gif üsch wat, lât üsch nich so lange stân,
Wi möt't en hûs noch wîder gân.
Ik stâe up'n steine
Mik freiset mîne beine,
Ik stâe an der wand
Mik freiset mîne hand.
Sei sind doch ôk en guen mann,
De üsch wôl wat gewen kann[1]).

Erfolgt keine Gabe, dann ſagen Unartige wohl:

Trüll, trüll, trüll,
Un wenn ji mik nist gêwen willt,
Schît ik jich up'n süll.

Wir ſingen wohl umme den Martensabend,
Daß Sie uns was geben und nicht wegjagen.
Sie haben ein junges Töchterlein ſchon,
Von Golde trägt ſie 'ne ſeine Kron.
Die Krone, die Krone, die reicht ſo weit,
Bedecket die ganze Chriſtenheit,
Bedecket das Laub und grüne Gras,
Das Gott der Herr erſchaffen hat.
Wir wünſchen dem Hausherrn 'nen weißen Schimmel,
Damit er kann reiten bis an den Himmel.
Wir wünſchen der Hausfrau 'nen goldnen Tiſch,
An allen vier Ecken 'nen gebratenen Fiſch,
Und in der Mitte 'ne Kanne Wein,
Damit ſie könn'n alle recht luſtig ſein.
Wir wünſchen dem Großvater 'ne Pudelmütze,
Womit er kann hinterm Ofen ſitzen.
Wir wünſchen der Großmutter 'nen Spinnenwocken
Womit ſie kann hinterm Ofen hocken.
Wir wünſchen der Köchin 'n paar lange Finger,
Womit ſie kann ſtippen in alle Dinger.
Wir wünſchen der Magd 'nen großen Beſen,
Womit ſie kann alle Ecken ausfegen.
Zuletzt da wünſchen wir allerlei,
Das euch der Weihnachtsmann bringt herbei.

Noch mancher andere Brauch iſt mit dem Martinitage verknüpft. Dann haben die Feldarbeiten im Freien aufgehört, die Ernte iſt vorüber und es beginnt ein neues Jahr. Der Anfang des Winters iſt da, die Dienſtboten wechſeln an

---

[1]) Wie weit und gleichartig dieſes Martinslied durch Norddeutſchland geht, mag an der im Lippiſchen geltenden Faſſung gezeigt werden, die Schierenberg im Urquell I, S. 125 mitteilt:

Sünte Marten gôd man
De us wat vertellen kann
Van aeppel un van biren.
Nötte gôt wul mie.
Junge frûe, gêbet us wat!
Latet us nich to lange stân,
Wi mötet noch en hüsken föder gân.

Auch am Harze wird es ganz ähnlich geſungen, Pröhle in Wolfs Zeitſchrift für deutſche Mythologie I, S. 84. In Weſtpreußen: Treichel, Volkslieder aus Weſtpreußen, S. 88. Im Hildesheimſchen und Calenbergſchen ganz ähnlich wie bei uns. Zeitſchrift „Niederſachſen" V. Jahrgang, 3, S. 47, 48.

diesem Tage und die alten Pachtverhältnisse schlossen mit Martini und mußten erneuert werden.

Für die Witterung ist der Martinstag von Bedeutung. Friert es an diesem Tage, so giebt es zu Weihnachten Tauwetter, was folgendermaßen ausgedrückt wird:

Wenn de martensgaus up'n îse steit,
Kristkinneken in'n drecke geit [1]).

Das Schweineschlachten („Schlachtfest") steht um Martini in Blüte, zumal schlachtet dann der kleine Mann das sorgfältig genährte Tier.

Up Martin slachtet de arme sîn swîn,
(Up lichtmissen hat et allwe'er upefrâten).

Das Schweineschlachten begann mit dem Abthun eines wostepolks, eines halbjährigen Schweinchens; namentlich um frische Würste essen zu können. Später folgten die schwereren Schweine. Als Vorbereitung wurden Wurstbänder gedreht, aus beim Leineweber erhältlichen drom (Endstücken). Zum Zupflöcken der Rot- und Leberwürste dienten trockene Stengel der reinefârt (Tanacetum vulgare). Das Schwein wurde früh morgens abgestochen, nachdem das ganze Haus mit dem Schlachter Warmbier getrunken. Nachdem dieser sein Handwerk verrichtet, wurde das Kesselfleisch abgeschnitten und zum Kochen in den Kessel gethan; das ausgeschlachtete Schwein aber kam zum Abkühlen auf den swînehâken. Es folgte ein Frühstück, bei dem vorjährige Blasenwurst (kunkeldicke=Mastdarm) und pîpwost (in der Magenhülle) die Hauptrolle spielten. Es wurde reichlich Branntwein getrunken und die Männer spielten Karten; am Wursthacken beteiligte sich die ganze Familie. Abends aß man frische gebratene Semmelwurst mit Weißkohl (warmen kôlzallat). So um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Büddenstedt.

Auch allerlei Sprüche hatte man beim Schweineschlachten, z. B.:

Ik hebbe hört ji het eslacht
Un mik mit ne lütje wost bedacht,
Eine von de fetten,
Dat sall de slachter nich wetten,
Eine von de dicken,
De stäk ik in de ficke
Eine von de dünnen,
Dei wickl' ik in en plünnen.

Beim Schweineschlachten wird ferner allerlei Scherz getrieben. In Eitzum ziehen Verkleidete umher, um sich eine Wurst zu erbetteln; der Schweineschwanz wird unbemerkt einem hinten angehängt und Kinder werden fortgeschickt, um den wostebôrer zu holen, mit dem die Wurst angeschnitten werden soll.

Das Schlachten der Schweine fand in den Städten, wo die Hofräume manchmal zu diesem Zwecke mangelten, auf offener Straße statt und wurde von den Gassenschlächtern ausgeübt; zu dieser Zunft hat dereinst auch der Vater unseres weltberühmten Landsmannes Gauß gehört. Es ging bei diesem Gassen-

[1]) Womit zu vergleichen das englische (Folk-Lore Record IV, S. 128):

If ducks do slide at Hollandtide
At Christmas they will swim.

schlachten noch um 1850 in der Stadt Braunschweig folgendermaßen her, wie ich aus meinen Jugenderinnerungen mitteilen kann. Wurde das Schwein vom Schlachter und denen, die ihm dabei behülflich waren, gefaßt und zum Abstechen niedergeworfen, wobei es laut zu schreien begann, so versammelte sich ringsum die Straßenjugend wie zu einem Schauspiele. Der Stich durch die Kehle zum Herzen begann und unter quiekendem Todesgeschrei entströmte das Blut in einen Kessel; schwächer und schwächer wurde das Quieken, bis das Schwein verröchelte, stets aufmerksam von der Schuljugend umstanden. Nun wurde es mit heißem Wasser abgebrüht, der Schlachter schabte die Borsten ab und das schön weiß erscheinende Schwein wurde nun an einen kremmling (Krummstock), dessen Enden durch die Sehnen der Hinterfüße gesteckt waren, am swinehâken, meist neben der Hausthür, aufgehängt. Es folgte nun der von der Jugend mit einem „ah!" begleitete Schnitt von der Kehle aus entlang der Bauchseite, welcher die Eingeweide freilegte. Dieses für die Jugend nicht gerade empfehlungswerte Schauspiel ist mit dem Verbote des Schlachtens auf offener Straße hinfällig geworden.

Vor allem spielt aber zu Martini die Gans ihre Rolle, sie ist zu Martini am fettesten. Die Sitte, sie am Martinstage zu verzehren, an der man bei uns noch vielfach festhält, ist nicht nur weit über Deutschland, sondern auch über den skandinavischen Norden und England verbreitet. Auch hält man in Tours, der Bischofsstadt des heiligen Martinus, daran fest. Schon in frühen Darstellungen wird der Heilige mit der Gans abgebildet; auf altnorwegischen Runenkalendern ist der Martinstag durch die Gans bezeichnet, wie jetzt noch in tirolischen Bauernkalendern. Von der Entstehung der Sitte des Gänseessens am Martinstage berichtet die Legende, daß die Gänse den Heiligen durch ihr Geschnatter beim Predigen gestört hätten, wofür er sie schlachten und verspeisen ließ [1]). Andere berichten, er habe sich hinter Fässer versteckt, als man ihn zum Bischoftum habe abholen wollen, sei aber von Gänsen verraten worden. Urkundlich wird der Sitte aus unserer Gegend 1171 zum erstenmal Erwähnung gethan, als Ulrich vom Schwalenberg der Abtei von Corvey eine silberne Gans zum Martinsfeste schenkte [2]).

Gilden und Gesellschaften feierten mit Schmaus und Trank das Martinsfest, wobei die Gans nicht fehlte. Man sang dabei ein Lied:

O Marten, Marten,
Der Korb muß verbrennet sein,
Das Geld aus den Taschen,
Der Wein in die Flaschen,
Die Gans vom Spieß,
Da sauf und friß,
Wer sich vollsaufen kann
Wird ein rechter Martensmann [3]).

---

1) v. Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr, S. 347.

2) Annales Corbejenses bei Leibniz II, S. 308. Othelricus de Svalenberg argenteum anserem in festo S. Martini pro fraternitate (obtulit).

3) Untersuchung des Ursprungs und der Bedeutung des Märtens-Mannes. Wobei aus den Urkunden der mittleren Zeiten die mancherley Arten der Ministerialium- und Dienst-Leute der Heiligen gezeigt werden von Gottlieb Samuel Treuer. Helmstedt 1733, S. 73.

Auch buk man in unserer Gegend zu Martini früher ein Gebäck „wie eine Gabel gestaltet", Martinshörner genannt [1]).

Beim Gänseschlachten erhält die Jugend den kijak oder die strôlse, die feste und knorpelige Luftröhre, auf welcher das Gänsegeschrei nachgeahmt wird. Man trocknet den kijak, thut Erbsen hinein und biegt ihn zu einem Kreise zusammen, der als Garnwickel dient.

Endlich ist der Martinstag besonders geeignet für das Gänsebeinorakel; man weissagt aus dem Brustknochen (Schlitten) der Gans. Ist er braunrot gefärbt, so deutet das auf harten, weiß auf milden Winter.

---

[1]) Treuer a. a. O., S. 80. Panes, qui Hanoverae Martenshörner audiunt, in honorem S. Martini confecti sunt.

Geisterwelt und mythische Erscheinungen.

Unstreitig besitzt der Volksglaube, der überall in Deutschland mit regem Eifer gesammelt wurde, seinen hohen Wert für den Aufbau des verschwundenen deutschen Heidentums. Man ist aber in dieser Beziehung zu weit gegangen und hat mit lebhafter Phantasie und kühnen Kombinationen zu viel herausgedeutet und echten oder zweifelhaften Göttern und Göttinnen zugeschoben, was oft genug spätere Schöpfung oder gar aus der Fremde entlehnt war. Dabei hat man nur in den allerseltensten Fällen einen wirklichen Zusammenhang zwischen den Volksüberlieferungen, Sprüchen, Sitten und den heidnischen Göttern nachzuweisen vermocht, aber in kühnen Vermutungen und Hypothesen starkes geleistet. Wo daher diese Unsicherheit herrscht, die übrigens mehr und mehr von nüchternen Forschern auf dem Gebiete deutscher Mythologie betont wird, gehe ich mythologischen Deutungen aus dem Wege, die übrigens bei der vorliegenden Stoffsammlung nicht der Hauptzweck sind. Mir liegt daran, aufzuschreiben, was an Überlieferungen noch vorhanden ist; der Wert derselben als Erzeugnisse des Volksgeistes bleibt unangetastet, auch wenn nicht hinter jeder Erscheinung ein alter Gott, eine Göttin oder deren Begleiter hervorschaut.

Der größte Teil der übersinnlichen Erscheinungen, von denen der Volksglaube bei uns noch zu berichten weiß, und ein guter Teil des Aberglaubens deckt sich mit den religiösen Vorstellungen der sogenannten Naturvölker und läßt sich bei diesen in vielfachen Parallelen nachweisen. Freilich sind die Reste solcher Vorstellungen bei uns heute noch gering und mehr und mehr der Kirche, Schule und Kultur gewichen; was aber noch vorhanden, läßt uns erkennen, daß es sich hier in sehr vielen Fällen noch um Animismus, Seelenglauben, handelt. Der Glaube der Fortdauer der Seele nach dem Tode und an böse und gute Geister bildet die wesentliche Grundlage dieser Religion der Urzeit und der Barbarei. Ihre Entstehung läßt sich leicht erklären, wenn man bedenkt, daß auf tiefen Kulturstufen über das Wesen des Lebens die wunderlichsten Vorstellungen herrschen. Für diesen Kulturzustand ist der Schlaf oder gar eine Ohnmacht gleichbedeutend mit einem zeitweiligen Aufhören des Lebens, das erst wieder beginnt, wenn die Seele in den Körper zurückkehrt. Diese aber vermag, während des Schlafes den Körper zu verlassen und umher zu wandern, entfernte Dinge zu sehen, wofür die Träume den Beweis liefern müssen. Mit dem

Körper aber stirbt die Seele nicht, sie wandert fort, nimmt andere Formen an und erscheint den Hinterbliebenen [1]).

Entfliehen der Seele. Gleich nach eingetretenem Tode werden im Sterbezimmer die Fenster geöffnet, eine allgemeine Sitte, die man nicht versäumt. Es hängt dieses mit der Vorstellung zusammen, daß die Seele in irgend einer Gestalt dem Körper entflieht und nun ihren Weg durch das Fenster in den Himmel nimmt. Darauf deuten manche umgehende Erzählungen. Ein Mann, der mit seiner Frau in Unfrieden lebte, wollte nicht, daß deren Seele in den Himmel komme. Darum ließ er auch, als sie starb, die Fenster des Sterbezimmers verschlossen und stellte sich mit einem spitzen Messer 24 Stunden vor das Schlüsselloch, um die etwa durch dasselbe fliegende Seele zu erstechen (Hötzum). Die Seele kann die Schlafenden entweder in Gestalt einer weißen Maus oder eines kleinen Vögeleins durch den Mund verlassen, verhindert man die Rückkehr des Tieres, so muß die betreffende Person sterben [2]).

Das Vorlat. Die Seele kann also den Körper eines Menschen verlassen und in Gestalt eines Tieres, eines Hauchs ꝛc. fremde Gegenden besuchen und dann zürückkommen. Verkehrt die Seele unterdessen mit einem anderen Menschen, so kann sie diesem Mitteilungen machen, er erfährt und sieht mit geistigem Auge alsdann Dinge, die er im gewöhnlichen Zustande und an seine Scholle gefesselt nicht zu erkennen vermag. Er ist Visionär geworden und glaubt, daß er gleichzeitig an zwei Orten sein könne. Daß solche Vorstellung herrscht, ergiebt sich aus den Beispielen. Man bezeichnet nun bei uns das Behaftetsein mit der Gabe etwas zu ahnen, vorauszusehen und an einem fernen Orte sich ereignendes zu erkennen mit den Worten dat vôrlât hebben. Für sich allein bedeutet vôrlât auch einen Spuk, ein Vorzeichen. Fällt z. B. ein Gegenstand ohne sichtbare Ursache um, so kann dieses ein vôrlât, ein übles Vorzeichen sein. Vôrspoik dafür wird weniger (Helmstedt, Schöningen) bei uns gebraucht, war aber früher eine bekanntere Bezeichnung. Der Glaube an das vôrlât ist noch allgemein auf dem Lande verbreitet und kam selbst in den Städten vor [3]). Wir haben es hier mit einem weit durch Niedersachsen und darüber hinaus verbreiteten Glauben oder einer „Gabe" zu thun. Auch der westfälische spôkenkîker besitzt die Kraft, künftige oder entfernte Dinge zu sehen und zu erkennen. Sehr verbreitet ist der Glaube an den Vorspuk (vorspôk, vorlôp, Vorgeschichte) auch im Oldenburgischen (Bahlmann, Westfälische Spökenkieker, Münster i. W., o. J. —

[1]) Die hier angedeutete Lehre vom Animismus ist von Edward B. Tylor in seinem Werk „Die Anfänge der Kultur" (Leipzig 1873) und vielen ihm nachfolgenden Anthropologen ausgebildet worden. Sie giebt uns einen einfachen und natürlichen Schlüssel zu vielen Vorstellungen des Volksglaubens.

[2]) Vergl. die zwei von Voges, Sagen aus Braunschweig, S. 55, mitgeteilten Spinnstubengeschichten. Ähnlich in anderen deutschen Gegenden.

[3]) In der Jugendgeschichte des Kammerrats Joh. H. v. Schrader, die L. Hänselmann mitgeteilt hat (Werkstücke, Braunschweig 1887, II, S. 194), findet sich die gruselige Geschichte von einem „Vorlaut", das sich in Wolfenbüttel in der Mitte des 18. Jahrhunderts ereignete.

Strackerjan, Aberglaube aus Oldenburg I, S. 117). Ein Mann in unseren Landen, der in ungewöhnlichem Grade mit dem vôrlât begabt gewesen sein soll, ist berühmt geworden, wenn seine Wiege auch jenseit der braunschweigischen Grenze im hannoverschen Orte Burgdorf stand. Aber der Name des Wickenthies (Wahrsage-Matthias) ist noch heute oder war wenigstens noch vor kurzem auf unseren Dörfern gleichbedeutend mit dem eines Zauberers und Wahrsagers, und man hört auch die Redensart: „Wâr mot et sîn, Wickentîs hat et eseggt". Jetzt scheint es, als ob die Erinnerung an ihn im Erlöschen begriffen ist, da nur alte Leute von ihm etwas wissen, aber ich habe früher noch viel von ihm erzählen gehört, wiewohl seine Hauptthätigkeit in das 17. Jahrhundert fällt. Seine Prophezeiungen wurden noch lange auf den Jahrmärkten und Messen als Flugblätter verkauft und immer wieder neu gedruckt, zumal in der Zeit der napoleonischen Kriege, da darin von großen Schlachten die Rede war, in denen die „undeutschen" Völker vernichtet werden sollten. Das war namentlich der Fall, als Braunschweig das Okerdepartement des Königreichs Westfalen bildete und die Schlacht bei Leipzig geschlagen wurde, welche nach dem Volksglauben Wickenthies vorhergesagt hatte [1]).

Der Mann, der zu solcher Berühmtheit gelangte und dessen Name schlechtweg die Bedeutung eines Zauberers hatte, lebte im 17. Jahrhundert in dem kleinen Orte Burgdorf, zwischen Lehrte und Celle, wo er der Überlieferung nach das Schusterhandwerk betrieben haben soll. Auf dem Amte in Burgdorf befinden sich noch verschiedene Aktenstücke, die von ihm handeln und die Hauptmann Schneider veröffentlicht hat [2]). Man ersieht daraus, daß noch lange nach dem Tode des Propheten die Behörden sich mit ihm beschäftigen mußten, wie denn noch am 26. Oktober 1757 der Landdrost v. Alvensleben und der Amtmann Heinsius den 61 jährigen Hennig Hillewerth zu Protokoll darüber vernahmen, was er von den Prophezeiungen des Wickenthies wisse, „als von den Wickenthiesschen Prophezeiungen viel Redens vorgefallen und einige Chartequen davon sich bei dem Amte befinden". Diese „Chartequen" sind auch im Auszuge wiedergegeben in einer kleinen Broschüre: „Extrakt aus dem Archive zu Burgdorf, welches von einem Manne Namens Thies gewahrsaget und teils schon wirklich eingetroffen." [Schneider druckt sie ab und giebt 1774 als Jahr des Erscheinens an.

Danach hat Thies 1618 zu Burgdorf gelebt, und da er zukünftige Dinge

---

[1]) In der 1819 erschienenen „Jeromiade" von Dr. K. F. A. Scheller, einem Spottgedichte auf König Jerome, kommt S. 117 Wickenthies vor:

Es war der alte Wicken-Thies,
Der Jerum auf dem Throne ließ.
Denn jeder glaubte steif und fest,
Er sei ein echt Prophet gewest.

Die Franzosenfreunde hatten sich den Aberglauben zu Nutzen gemacht und ausgesprengt, schon Wickenthies habe prophezeit, die Dynastie Jeromes werde bleibend sein.

[2]) Der Prophet Wicken-Thies. Neues vaterländisches Archiv des Königreichs Hannover und des Herzogtums Braunschweig. Jahrgang 1827, I, S. 128 ff.

voraussagen konnte, so nannte man ihn Wickenthies. Für Burgdorf und Umgegend hat er auf 200 Jahre hinaus alle wichtigen Dinge, die da kommen sollten, prophezeit. Im allgemeinen unterscheiden sich diese Prophezeiungen von ähnlichen, anderwärts gestellten, nicht, und sind teilweise mit den, allerdings jüngeren, des alten Schäfers Thomas zu vergleichen, die heute noch wieder aufgelegt werden. Die wichtigsten darunter sind folgende, zum Teil allerdings recht einfache:

Ein Hund werde in einer Weide mitten im Teiche auf der Aue bei Burgdorf fünf junge Hunde werfen. Ist eingetroffen.

Das Dorf Dätmissen wird ganz rot werden. Ist eingetroffen, denn das Vorwerk daselbst erhielt statt des früher allein üblichen dunkeln Strohdaches ein solches aus roten Ziegeln.

Ein großer, 21 Fuß im Durchmesser haltender Stein vor dem Rathause in Burgdorf werde bersten. Ist eingetroffen.

Eine Kuh werde in Burgdorf ein Kalb mit zwei Köpfen zur Welt bringen, wovon der eine saugen, der andere blöken werde. Ist eingetroffen.

Die große Linde vor dem Kirchhofe in Burgdorf werde vom Winde umgeweht werden. Ist eingetroffen 1757.

Der eiserne Klöppel der großen Glocke zu Burgdorf werde bersten. Ist 1715 eingetroffen.

Einst steht Wickenthies nachts auf und geht fort. Als er zurückkommt, fragt ihn sein Weib, was er gesehen habe. Er nannte ein Haus, aus dem eine vornehme Leiche herausgetragen würde, könne aber nicht wissen, wer das sein solle, denn es wohne nur ein armer Mann darin. Bald darauf kam ein fremder Prediger nach Burgdorf, der in jenem Hause starb und daraus mit großem Gefolge begraben ward.

Als Wickenthies einst wieder nachts umhergegangen, kam er andern morgens zum Amtmann und sagte ihm: man werde ihm heute einen Kerl mit gelben krausen Haaren und braunem Kamisol bringen, der werde gerädert werden. Und richtig, man brachte einen so beschriebenen Burschen, der seinen Vater erschlagen und zu Burgdorf gerädert wurde.

Am ausführlichsten aber hat Wickenthies eine große Schlacht vorhergesagt, die bei der Windmühle vor Burgdorf geschlagen werden sollte. Das Blut solle dabei gleich Strömen in den Stadtgraben laufen, so daß kein Wasser zu erkennen sei, aber die Undeutschen würden geschlagen, in Burgdorf blieben große Schätze zurück, allein neun Fuder Geld, das wird „der Vater der sieben Söhne, der König", erhalten. Die Stadt Hannover wird ein Steinklumpen werden; wer fliehen wolle, der solle nach dem Rischmoor fliehen, in Braunschweig aber werde er ganz sicher sein.

Gewiß liegen hier spätere Einschiebungen in die ursprünglichen Prophezeiungen des Wickenthies vor, denn der König, der sieben Söhne hat, kann nur auf Georg III. bezogen werden, dem 1774 der siebente Sohn geboren wurde, zu einer Zeit, als Wickenthies längst gestorben war.

Solche spätere Prophezeiungen, die auf Wickenthies Namen umliefen, habe ich jetzt noch gefunden. Noch 1895 erzählte mir die 84 jährige Witwe Latermann in Meerdorf: Wickentîs hat ewicket, dat 'n fôrwerk upkoime, dat ginge ône päre von Brunsewîk na Hannover. Ist eingetroffen, denn das war die Eisenbahn. Ihr Vater, so erklärte die Alte, habe Wickenthies noch gekannt, was natürlich auf Täuschung beruht.

In wie großem Ansehen aber die Prophezeiungen des Wickenthies in welfischen Landen gestanden und welche Wichtigkeit man seinen Voraussagungen beimaß, erkennt man aus den verschiedenen Vernehmungen von Personen auf dem Amte Burgdorf, worüber die Akten von Schneider mitgeteilt worden sind. So wird am 7. Oktober 1757 bezeugt, daß ein Reiter vom wendischen Regiment in der Nacht von Sonnabend auf Sonntag 5. Oktober 1740 auf dem Wege zwischen Burgdorf und Schillerslage die große, von Wickenthies vorausgesagte Schlacht gesehen habe. Desgleichen hat sie, laut Protokoll, ein Mädchen aus Röddensen und der Kirchenvorstand Kracke aus Heeßel gesehen. Man erkennt daraus, wie noch hundert Jahre nach Thies seine Prophezeiungen ansteckend wirkten und, da der Glaube an das Vorlat einmal im Volke steckte, allgemein auf den Dörfern für wahr genommen wurden. Daß auch die höchsten Beamten dem Glauben nicht fern standen, beweist das vom Landdrosten und Amtmann 1757 aufgenommene Protokoll. Die große Schlacht bei Burgdorf, die Wickenthies vorausgesagt, ist freilich ausgeblieben, was aber seinem Ruhm und dem Glauben an ihn bis ins 19. Jahrhundert hinein keinen Eintrag gethan hat.

Natürlich hat der Glaube an solche Prophezeiungen stark abgenommen. Der alte Schmiedemeister Linke in Klein-Schöppenstedt, welcher die Vorahnungen vom Tode anerkennt, erläuterte folgendermaßen, daß der Vorspuk heute nicht mehr so häufig sei wie früher: „Wir schreiben jetzt die Hundert der Jahreszahl (1800) mit einer geraden Zahl, da spukt es weniger; aber im kommenden Jahrhundert (1900), wenn die ungerade Zahl wieder an der Reihe, dann wird es viel spuken."

Linkes Vater besuchte mit einem anderen abends einen erkrankten Freund, den Schäfer Schunter in Runstedt. Als beide von dem Krankenbesuche heimkehrten, ging der Vater Linke mitten auf der Straße, der andere aber an der Seite; da sah der letztere, wie Linke mitten durch einen Leichenzug hindurchschritt, ohne etwas davon zu merken, und erst am andern Morgen bekannte er auf Befragen, es sei ihm „eisig" zu Mute gewesen. Das war Schunters Leichenzug, der war noch in der Nacht gestorben, als jene beiden ihn besucht. „Ein jeder wird aber noch vor seinem Tode nach dem Kirchhofe getragen."

Linke erzählte weiter: Ich habe einen Freund gehabt, der war Stellmachergesell und ein starker, aber übermütiger Mensch, der sich vor niemand fürchtete. Aber er glaubte nicht an Gott und die Gebote. Eines Abends ist er von Lucklum nach Veltheim a. d. Ohe gegangen; da hat er seinen eigenen Leichenzug gesehen. Von da an glaubte er wieder an Gott.

Die alte Mutter Brandes in Oberg war einst zum Kindtaufschmause

eingeladen; als ſie nachts 12 Uhr mit der Hebamme nach Hauſe geht und am Pfarrhauſe vorüberkam, faßte ſie die Hebamme plötzlich beim Arm und zog ſie zur Seite. Auf die Frage, weshalb dieſes geſchehen, antwortete die Hebamme: hast du denn nist eseien? de ôle pastor Bock lag midden up'n wä'e und wenn ik dik nich taur sîte trecket härre, werst'e ôwer'n fallen. Paſtor Bock war damals aber ſchon zehn Jahre tot.

Der Nachtwächter Lüddecke in Hötzum war in ausgezeichneter Weiſe mit dem Vorlat behaftet. Er ſah die Leichenzüge vorher zum Kirchhofe ziehen und kündigte den Tod eines jeden vorher an. Der Totengräber Holſte in Runſtedt, der in der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts lebte, wurde von jedem Todesfalle, welcher in der Gemeinde ſtattfand, durch ein Klappern ſeiner Grabſchaufeln benachrichtigt. Er eilte dann an den Eingang des Kirchhofs und erblickte dort, nur ihm ſichtbar, den einziehenden Leichenzug. Auch in Weddel hat ein Mann gelebt, welcher den nächſten, der ſterben mußte, vorausbezeichnen konnte, das war der alte Henckel. Gleichfalls in Weddel iſt ein alter Knecht, Ernſt, geweſen, der hatte auch das Vorlat. Als er abends mit einem gewiſſen Beeſe auf der Straße geht, ruft er dieſem zu, er ſolle ſeitwärts ausweichen. Aber Beeſe, der nichts ſieht, geht ruhig weiter — da fällt er der Länge nach über einen unſichtbaren Gegenſtand. Es war ein Leichenzug, den Ernſt vorausſah. In den nächſten Tagen ſtarb auch einer. Ernſt wollte das Vorlat gern los ſein; er mochte aber das Übel auf keinen anderen Menſchen übertragen; da ließ er ſich von einem Hunde über die Schulter ſehen, auf den ging die Sache über und der Hund mußte ſich zu Tode heulen. Allgemein iſt dieſer Glaube, daß man das Vorlat übertragen kann. Ein Mann in Groß-Denkte „that es einem Hunde an", der nun ſtets jämmerlich zu heulen begann; da machte er dem Dinge ein Ende und ſchoß den Hund tot[1]).

Vom Übertragen des Geiſterſehens oder des Vorlats auf andere Geſchöpfe ſind mir noch zwei Fälle bekannt geworden. Der alte Pape hatte als Großknecht auf einem Ackerhofe in Klein-Schöppenſtedt gedient. Der Beſitzer desſelben aber hatte einen Meineid geſchworen und fand keine Ruhe im Grabe. Er ging als Geiſt auf dem Futterboden um, wo ihn Pape ſehen konnte. Ein anderer Knecht, Namens Kreye, wollte den Geiſt auch einmal ſehen; da ließ ihn Pape ſich über die Schulter ſchauen und nun erblickte Kreye den Geiſt. Er war darüber ſo erſchrocken, daß er Pape bat, ihn von dem Anblick zu befreien; das geſchah dadurch, daß Kreye nun wieder umgekehrt über Papes Schulter ſchaute.

Auf dem Iſenbüttler Kirchhof ging ein großer Hund mit glühenden Augen um, den konnte aber nur ein Mädchen ſehen. Eine Freundin von ihr, die lahm war, wollte den Hund auch gern einmal erblicken und wurde zu dieſem Zwecke mit nach dem Kirchhofe genommen. Hier mußte die Lahme der anderen über die linke Schulter ſehen; nun hatte ſie das Geſicht, war aber ſo erſchrocken darüber, daß ſie ſofort ſtarb.

---

[1]) Voges, Sagen aus Braunſchweig, S. 147.

Niemals, so erläuterte man mir, ist das Vorlat angeboren; es wird nur absichtlich oder unabsichtlich erworben und ist übertragbar von dem einen auf den andern. Der Mensch ohne Vorlat ist glücklicher als einer, der diese Gabe besitzt [1]).

Geisterspuk. Mit dem Seelenglauben hängt eine Anzahl Geistererscheinungen zusammen, an welche unter dem Volke noch mehr oder minder geglaubt wird. Die körperlosen Seelen der Toten gehen nämlich in verschiedene andere Gestalten und Körper über, in denen sie ein neues Dasein beginnen und mit den Menschen in Berührung treten können. Daß die Seele dabei wieder Menschengestalt annimmt, ist oft der Fall, aber durchaus nicht nötig, denn auch in Tierform kann sie auftreten oder in ganz neuer wunderbarer Gestalt. Diese geisterhaften, umherschweifenden Seelen machen sich nun mit den Menschen, zu denen sie ehemals gehörten, zu schaffen und es entstehen zwischen beiden Teilen die mannigfachsten Beziehungen, bald feindlicher, bald freundlicher Art. Es soll nun von diesen Spukgeistern und Dämonen, den Gespenstern, Tückeboten, Marten, Werwölfen, Hexen und was dahin gehört, die Rede sein.

Gespenster. Altvater Brandes, gebürtig aus Oberg, später in Klein-Schöppenstedt, erzählte folgendes: Als mein Vater in Ölsburg (braunschweigische Enklave südlich von Peine) diente, starb dort der alte Rittmeier. Nun ging alle Nacht ein mächtiger Spektakel in dessen Hause los; es rumorte oben und unten, denn Rittmeier ging als Geist um. Um den Geist zu bannen, ließ man einen katholischen Pater [2]) kommen, denn ein lutherischer kann so was nicht. Nachdem der Geist gebannt war, mußte mein Vater ihn und den katholischen Pater fortfahren; er durfte sich dabei aber nicht umsehen, auch keine Frage an die hinter ihm Sitzenden richten. Als mein Vater nun mit seiner seltsamen Fracht über die Pisser gekommen war, erhielt er Weisung, im gestreckten Galopp wieder nach Hause zu fahren, sich aber nicht umzusehen, und so kam er in Schweiß gebadet wieder nach Ölsburg. Was aber aus dem gebannten Geiste geworden, erfuhr man später: Ein Mann aus Schmedenstedt war in Peine zum Markte gewesen und auf dem Rückwege kam er an den Pissergraben, da sieht er einen verlassenen großen Ochsen stehen, den er mitnehmen will: der aber stößt ihn in den Graben und ist verschwunden. Das war der alte Rittmeier.

Kopflose Geister. Der Glaube an sie ist ziemlich weit verbreitet bei uns gewesen und das stimmt mit dem allgemeinen deutschen Volksglauben überein, welcher namentlich die Verrücker der Grenzsteine nach dem Tode kopflos umgehen läßt.

---

[1]) Dieser Aberglaube ist weit bei europäischen Völkern verbreitet. There is in Sussex a strong persuasion that certain persons have a supernatural and mysteriously acquired foreknowledge. Folk-Lore Record I, p. 24 (1878). Weitere Beispiele vom Vorlat im Braunschw. Magazin 1899, S. 111.

[2]) Die katholischen Geistlichen und die Jesuiten besitzen nach dem Volksglauben weit mehr Macht in Dingen, wo es sich um übernatürliche Erscheinungen handelt, als ihre evangelischen Kollegen. Zumal verstehen sie es, Geister zu bannen.

Der Leineweber Pape in Klein-Schöppenstedt, der etwa um 1880 gestorben ist, ging nachts nicht durch den Wald oder überhaupt spät aus, seit er einem früheren Pastor des Dorfes begegnet war, der seinen Kopf unter dem Arme trug und ihm eine gewaltige Ohrfeige versetzt hatte.

Im Glüsigwalde zwischen Helmstedt und Harbke geht nachts der Jäger Schickedanz um. Er trägt seinen glühenden Kopf unter dem Arme und ruft oho!

Wenn man weiß, wie peinlich streng der Landmann auf seinen Besitz sieht und namentlich die Grenzen seiner Feldstücke eifersüchtig dem Nachbar gegenüber bewacht, dann begreift es sich auch, daß er alle, die sich hiergegen vergehen, als mit besonderen Strafen im Jenseits belegt betrachtet. Wer von einer Wanne etwas abpflügt, wer die Grenzsteine verrückt, so daß die Schnede oder snie (Schneide) unrichtig wird, muß als Spukgeist umgehen, findet keine Ruhe im Grabe und muß gebannt werden [1]). Gewöhnlich erscheinen die Missethäter kopflos und schleppen die versetzten Grenzsteine stöhnend und ächzend mit sich umher. Auf den Äckern bei Dettum geht nachts ein kopfloser Mann um, der dort Vermessungen anstellt. Das ist ein Landwirt, der bei Lebzeiten durch falsches Ausmessen seinem Hofe fremdes Eigentum zubrachte; nun muß er ohne Kopf so lange ruhelos umherirren, bis der unrechtmäßig erworbene Acker wieder an den rechten Eigentümer übergeht.

Man erklärt die kopflosen Geister der Grenzverrücker dadurch, daß ihnen zur Strafe für ihren Frevel der Kopf abgepflügt worden sei; Zingerle hat angenommen, daß das Fehlen des Kopfes, in dem Seele und Leben wohnen, sie einfach als Verstorbene bezeichnen soll [2]).

Eine an Goethes Erlkönig erinnernde Sage wird in Groß-Flöthe am Oderwald (bei Wolfenbüttel) erzählt. Ein Hirt aus Kramme ging dort spät abends mit seiner Tochter über eine Wiese, da sah das Kind im Nebel einen dort spukenden Geist, den aber der Vater nicht zu erkennen vermochte. Trotzdem floh er davor und schleppte das Kind so lange auf dem Arme mit, bis es ihm zu schwer wurde; dann setzte er es unter eine Kiepe und holte aus dem nächsten Orte Hülfe herbei. Als er zurückkehrte, war das Kind tot.

An spukenden Tieren fehlt es nicht. Der Welthund, welcher um die ganze Welt gelaufen ist und der in Engelbostel festgestellt ist [3]), läßt sich alle sieben Jahre mit klirrender Kette in Schwülper sehen; noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts hat er sich auf der Pferdeweide bei Grasleben gezeigt; er unterstützte den Hirten beim Hüten und begleitete Vorübergehende. Wenn jemand ihn schlug, dann verfolgte er den Beleidiger, blieb vor dessen Thür oder sprang ihm auf die Schulter. In Calbecht, Wahrstedt und Volkmarsdorf weiß man von dem dreibeinigen Hasen zu erzählen, der dem Viehe schadet und dann plötzlich verschwindet. In Warle geht nachts zwischen 11 und 12 Uhr ein

---

[1]) Vergl. Voges, Sagen aus Braunschweig, Nr. 90, 91, 94, 97, 98, 100, 115.
[2]) Zeitschrift für deutsche Mythologie IV, S. 151.
[3]) Kuhn und Schwartz, S. 255.

dreibeiniger Hund um, der die Wanderer anfällt, auf dem Olla im Elme verfolgt ein Hund mit glühenden Augen die Reisenden, in Dettum erscheint ein glûes Rind.

Tückeboten werden die Irrlichter genannt; auch sie hängen mit dem Seelenglauben zusammen. Sie sind häufiger, als der Städter glauben mag, der nicht leicht Gelegenheit findet, die in sumpfigen Gegenden vorkommenden kleinen, hüpfenden und leuchtenden Erscheinungen zu sehen, deren Wesen noch immer nicht aufgeklärt ist[1]). Die tückeboten werden als eine Art Geister betrachtet, die den Vorübergehenden „aufhocken" und sie matt machen; eine andere Vorstellung verknüpft mit ihnen die Seelen vor der Taufe verstorbener Kinder, welche umgehen und die vorüberziehenden Wanderer in Sümpfe locken[2]). Im Drömling äffen und erschrecken sie den nachts friedlich seines Weges Ziehenden. Wo ein Irrlicht sich sehen läßt, da ist Geld vergraben; kann man so nahe kommen, daß man genau die Stelle erkennt, über der es steht, so braucht man bloß zu roden und findet das Geld (Klein-Schöppenstedt)[3]). Auch bei Schöningen, Cremlingen, Wedtlenstedt sind Tückeboten gesehen worden, meist in sumpfigem Gelände, so erzählen die Einwohner. Wo sie hüpfen, da „brennt Gold"[4]).

Das Klageweib (klagewîf) scheint nur in den nördlicheren, der Heide zu gelegenen Dörfern bekannt zu sein. Es geht bei Klein-Schwülper nächtlicherweile in Sturm und Regen auf den Okerwiesen um, ist in Linnen gehüllt, so hoch wie ein Kirchturm und hat glûe Augen. Schwebt es mit klagender Stimme über ein Bauernhaus weg, so stirbt dort bald ein Insasse.

Die mârte, auch nachtmârte, nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Marder (wiewohl ein Zusammenhang bestehen mag), ist der Alp, der persönlich gedacht ist und, wie allgemein geglaubt wird, das Alpdrücken verursacht, indem er sich als rauhe Gestalt den Schlafenden auf die Brust legt, ihnen Qual verursacht, so daß sie ächzen, stöhnen und sich nicht bewegen können. Menschen, welchen die Augenbrauen zusammengewachsen sind, sind mârten oder können sich in solche verwandeln. Kennt man die mârte, so muß man versuchen, während des Schlafes ihren Namen zu rufen, dann verschwindet sie. Vor dem Schlafengehen soll man sich die Brust mit kaltem Wasser waschen und kreuzweise darüber hinstreichen, das hilft. Man soll das Schlüsselloch des Schlafzimmers verstopfen, damit die mârte nicht hereinkommen kann. Der Glaube an die mârte ist noch sehr verbreitet.

Der blaue Kater war ein Gespenst, das sich oft auf dem Rieseberge bei Scheppau sehen ließ; er hat de lûde vorfêrd (furchtsam gemacht)[5]).

---

[1]) Vergl. Steinworth, Beiträge zur Frage nach den Irrlichtern. Jahresberichte des naturwissenschaftlichen Vereins für Lüneburg XIII, S. 7 bis 84 (1895) und Horák im Globus, Band 69, S. 11.

[2]) Braunschw. Anz. 1760, S. 1393.

[3]) Kuhn und Schwartz, Nordd. Sagen, S. 143, nennen die Irrlichter, von denen sie zwei Mitteilungen aus Glentorf aufzeichnen, wohl verhört, dickepôten.

[4]) Braunschw. Magazin 1899, S. 111.

[5]) Joh. v. Scheppau, Drei Osterpredigten, Braunschweig 1846, S. 13.

Der Bölkhans scheint Groß-Sisbeck eigentümlich zu sein. Er sitzt dort „bölkend" in einer Linde und huckt den Vorübergehenden nachts auf, wobei er immer schwerer wird, so daß die Gepeinigten in Schweiß gebadet zu Hause anlangen. Andere sagen, es sei ein Meineidiger und Grenzverrücker, der dort rufe: hollaho! dat is de falsche snîe![1]).

Der Werwolf ist ein Mann (wer = vir), welcher Tiergestalt annehmen kann und in dieser Form blutgierig raubt. Die Verwandlung wird gewöhnlich durch das Überwerfen irgend eines Gürtels bewirkt. Der Werwolf ist universell; er erscheint in Europa, Afrika, Asien, Amerika, natürlich wechselt das Tier je nach dem Lande, aber die Sache bleibt[2]). Die alten Chaldäer haben ihn schon gekannt[3]); er ist in Niedersachsen sehr verbreitet und fehlt daher im braunschweigischen Lande nicht. Ich habe nur folgende Geschichten erzählen gehört: Zwei Knechte hatten bei Wedtlenstedt Roggen gemäht und dann unter Mittag geruht. Als der eine glaubte, sein Kamerad schliefe, legte er sich einen Gürtel aus Flachs um, wodurch er zum bärwulf wurde und lief so ins nahe Bruch, wo die Fohlen grasten. Eines habe er zerrissen und gefressen, dann sei er zurückgekehrt und wieder Mensch geworden. Der andere Knecht aber habe alles gesehen. Hier fehlen manche Züge und die Sage ist unvollständig[4]).

Der Glaube, daß ein Mensch sich in ein Tier verwandeln könne, ist auch noch anderweitig bei uns bestätigt. In Klein-Brunsrode lebte früher ein Bauer Namens Rennau, von dem allgemein geglaubt wurde, er könne sich in einen Hasen verwandeln und dasselbe vermochte auch eine Frau daselbst. Als diese einst bei der Feldarbeit mit anderen Arbeitern ausruht und vor einer Roggenstiege sitzt, kommt Rennau vorüber. Plötzlich sind beide verschwunden und laufen als Hasen von einer Roggenstiege zur andern. Als später die Frau wieder bei den Arbeitern erschien und diese sie fragten, wo sie gewesen, antwortete sie: das würden sie schon wissen[5]).

In Grasleben wird von einer Frau erzählt, die sich in eine Katze oder einen Hund verwandeln konnte; als sie einst in Katzengestalt einen Mann in die Beine beißen wollte, trat dieser sie mit dem benagelten Stiefel an den Kopf. Da erschien die Frau andern Tags mit verbundenem Gesichte[6]).

Die Hexen. Bei der Nähe des Brockens, der an hellen Tagen aus den meisten Ortschaften Braunschweigs klar und deutlich, wie eine Glocke sich am Horizonte abhebend, zu sehen ist, spielen die Hexenfahrten nach demselben eine große Rolle im Scherz und Ernst. Der Name „Brocken" kommt erst neuerdings

---

[1]) Voges, S. 108.
[2]) Andree, Ethnographische Parallelen. Stuttgart 1878, S. 62 bis 80.
[3]) Lenormant, Geheimwissenschaften Asiens. Jena 1878, S. 173.
[4]) Noch einige Werwolfgeschichten bei Voges, Sagen aus Braunschweig, S. 128.
[5]) Nach Prozeßakten im herzogl. Hauptarchive in Wolfenbüttel war in der Mitte des 17. Jahrhunderts Ludolf Barner, Küster in Fürstenau, als Werwolf bekannt. (A. Rhamm, Hexenglaube in Braunschw. Landen, S. 81.)
[6]) Braunschw. Magazin 1899, S. 111.

beim Landvolke mehr auf, das ihn „Blocksberg" nennt und, wie in ganz Niedersachsen, als Zusammenkunftsort der Hexen bezeichnet[1]).

„Na, biste ôk hüte nacht up'n Blocksbarge west?" ist eine Neckredensart, die man am 1. Mai früh den Weibern zuruft. Man verwünscht die Menschen und Dinge nicht nach dem Pfefferlande, sondern nach dem Blocksberge und die Kinder rufen den Knechten beim Anspannen den Spottvers zu:

Johann, spann an,
Drei katten voran,
Drei müse vorup,
Na'n Blocksbarge 'rup.

Um 12 Uhr nachts reiten die Hexen auf Mistforken und Grepen, auf Besenstielen, Braken, Schweinen oder Ziegen zu ihren Zusammenkünften mit dem Teufel, um dort ihre Feste zu feiern. Die bei uns erzählten Hexenfahrten decken sich mit den anderweitig schon erzählten[2]). Man kann die Hexen erkennen, wenn man an einem Kreuzwege in der Geisterstunde der Walpurgisnacht sich verbirgt und aufpaßt; da ziehen sie vorüber. Darunter versteht man entweder und gewöhnlich die Stunde von 11 bis 12 oder die von 12 bis 1 nach dem Spruche:

Von twelwen bet einen
Sind alle geister to beinen.

Ganz sicher aber erkennt man (Waggum) die Hexen, wenn man durch eine Egge schaut, deren Zähne nach auswärts gerichtet sein müssen, am besten eine ererbte Egge, wie denn ererbten Gegenständen eine besondere Kraft innewohnt, so dem Erbschlüssel, dem Erbgander. Ist es eine Hexe, welche Kühen die Milch verhext, so trägt sie einen Eimer, die Butterhexe führt ein Butterfaß bei sich. Die drei Kreuze, welche vor Hexen schützen, werden am besten am Wolpertstage (Walpurgis) über der Thür mit Kreide angebracht. Ein Arbeiter aus Klein-Schöppenstedt erzählte mir, er habe als Knabe öfter in der ersten Mainacht zur Mitternachtsstunde auf einem Kreuzwege auf die Hexen gewartet, ohne sie zu sehen. Dabei habe er zum Schutze gegen dieselben einen Kreis um sich gezogen. Wie alt dieser Aberglauben ist, erkennt man aus folgendem. Der dreizehnjährige Sohn des Opfermannes zu Geitelde, Hans Reinhart, wollte (1661) die Hexen

---

[1]) Über den Namen Brocken, Brochels-, Pruckels-, Blocks- oder Bocksberg giebt es eine recht umfangreiche Litteratur, die gesichtet und kritisch bearbeitet ist von Eduard Jacobs (Zeitschrift des Harzvereins III, S. 827), wo auch alles, was sich auf den Hexenglauben bezieht, der mit dem Brocken im Zusammenhange steht, mitgeteilt ist. Es ergiebt sich daraus, daß die Bezeichnung „Brocken" die ältere, an dem Berge selbst haftende und bei den Anwohnern desselben gebrauchte ist. Die Bezeichnung Blocksberg ist aber außerhalb des Harzgebietes (bis nach Ostpreußen hin) gebräuchlich und stets im Zusammenhange mit einem Berge der Verwünschung und als Versammlungsplatz von allerlei Unholden. Im allgemeinen erscheinen die Blocksberge ursprünglich als Stätten heidnischer Zusammenkünfte, welche durch das Christentum zu Orten finsterer nächtlicher Teufelsversammlungen gestempelt wurden.

[2]) Schambach und Müller, Niedersächsische Sagen und Märchen, Göttingen 1854, S. 177.

sehen und wendete, laut Bericht des Wolfenbütteler Amtmanns Wulfen, dazu folgendes Manöver an. „Habe sich in der Walpurgisnacht auf einen hölzernen dreibeinigen Schemel überärsch gesetzt, sei damit von seines Herrn Hofe in des Teufels Namen dreimal um und durch das Dorf und vor dasselbe auf einen Kreuzweg gerücket, habe mit der rechten Hand einen runden Kreis und über ihn in vier Ecken ein Kreuz gemacht und sich darein gesetzet. Nach anderthalb Stunden Wartens, als seine Genossen schon müde geworden und sich entfernt, sei ein grausamer Windsturm entstanden und sechs alte Weiber aus Geitelde um den Kreis gekommen, die hätten ihn herausziehen wollen, aber es, da er gebetet, nicht vermocht; er aber sei dabei so angst geworden, daß er weder hinter noch vor sich hätte sehen können." Er nannte dann sechs Frauen aus Geitelde, darunter die eigene Mutter, als Hexen, „worüber groß Geschrei in dem Orte entstanden". Hans kam mit einer Züchtigung davon [1]).

Die Hexen schaden besonders der Milch, verzaubern die Kühe, daß sie keine oder rote Milch geben. Das sind die molkentöverschen, von denen wiederholt die Rede ist. Geseke Albrechts, die 1501 in der Stadt Braunschweig wegen Zauberei mit dem Schwerte hingerichtet und deren Körper verbrannt wurde, hatte gestanden, daß sie namentlich mit der Milch Zauberei getrieben habe.

Eine Hexe ist leicht zu erkennen: sie vermag nicht über kreuzweise gelegte Gegenstände, z. B. Besen, zu gehen (allgemein). Die Hexe fängt an zu zittern, wenn man ihr ein Stück Kreuzdorn vorhält, denn aus Kreuzdorn bestand Christi Dornenkrone und darum kann ihn die Hexe nicht vertragen. Auch am grünen Donnerstag vermag man die Hexen zu erkennen, wenn man ein an diesem Tage vor Sonnenaufgang gelegtes Ei bei sich trägt. Man hat sich nur zu hüten, daß die Hexe das Ei nicht zerdrückt, da sonst dessen Besitzer stirbt. Ein junges Mädchen aus Schandelah erkannte auf diese Art eine Hexe; als sie heimwärts ging, folgte ihr die Hexe, zertrümmerte das Ei und das Mädchen stürzte tot nieder.

Eine besondere Art von Ei, das nâberei, schützt dagegen vor Hexen, wenn man es in die Ständer und Pfosten des Thores hineinbohrt, wie dieses im Vorsfeldischen noch geschieht. nâber ist ein Bohrer, nâberei also ein eingebohrtes Ei. Aber nicht jedes gewöhnliche Ei ist dazu geeignet, sondern nur die mißgestalteten, auffallend kleinen Hühnereier, die kaum größer wie Taubeneier sind. Der Brauch ist durch ganz Niedersachsen verbreitet [2]).

Baldrian ins Zimmer gehängt, schützt vor Hexen und läßt sie erkennen, tritt ein altes Weib ein und der Büschel Baldrian beginnt sich zu bewegen, so ist es eine Hexe. Ballerjân is hexenkrût. Außer diesem wirkt aber namentlich Dill, der zu vielen Dingen gut ist und in hohem Ansehen beim Landvolke steht, gegen Hexen, ebenso Dost (Origanum vulgare). Beide Pflanzen neutralisieren die Wirkungen der Hexen, daher der Spruch:

---

[1]) A. Rhamm, Hexenglaube in braunschw. Landen. Wolfenbüttel 1882, S. 94.
[2]) Zahlreiche Belege in der Zeitschrift „Niedersachsen". V. Jahrgang, S. 190, 240.

Dat is bedillt un bedost,
Dat hat de hexe nich ewusst.

In Ahlum trug ein Mann zum Schutze gegen eine Hexe ein Kissen mit Dill auf der Brust. Er pflegte zu sagen: ja, wann ik dat kissen drâge, sall se mik wol mit frêen lâten [1]).

Um eine Hexe zu werden, und die Fahrt nach dem Blocksberg mitmachen zu können, braucht die Betreffende bloß zu sagen:

Ik verswâre ûsen herrgott
Un glôwe an düssen pott.

Die Hexen vermögen Tiere anderen in den Leib zu zaubern, man soll daher von alten Weibern nichts eßbares, besonders keine Birnen und Äpfel, annehmen. Namentlich bringen sie gern lörke (Kröten) in den Leib anderer, wodurch Krankheiten entstehen. Macht man aber über das Losebrot oder den Apfel, welche die Hexe bietet, das Zeichen des Kreuzes, dann springt der lork heraus. (Schandelah.)

Folgendes erzählte man mir von der Frau Pape in Veltheim a. d. Ohe, die jetzt tot ist, und gut hexen konnte: Sie gab einem Knaben einen Apfel zu essen; da schwoll diesem nach dem Verzehren das Gesicht so an, daß ihm das eine Auge ganz aus dem Kopfe quoll. Einem Mädchen, dem die gleiche Hexe eine Pflaume zum Essen gegeben, schwoll die Brust an und es mußte infolgedessen sterben. Die Pape lieh von dem Mädchen im Kruge zu Veltheim ein Messer, um Salat zu schneiden; als sie das Messer zurückbrachte, wollte das Mädchen es nicht wieder annehmen, da es die Hexe fürchtete. Da warf die Pape das Messer zu Boden und sofort verschwand es in der Erde. Die Pape hat drei Jahre lang krank gelegen, ehe sie starb. Dabei war sie ganz zusammengezogen, die Fersen lagen ihr unter dem Gesäß.

Ein junger Pferdehirt, der des Abends seine Pferde auf die Weide gebracht hatte, nachdem sie ihre Arbeit gethan hatten, sah in der Nacht bei Dungelbeck (südöstlich von Peine) einen sonderbaren Zug sausend durch die Luft ziehen. Es waren die Hexen, welche auf den Blocksberg zogen. Sie ritten auf brâken (mit denen man den Flachs bricht), swingebrâen und futtermollen. Die letzte im Zuge war die Frau des Kaufmanns Altmann in Peine, die sich abmühte, den übrigen nachzufolgen. Da rief der Pferdehirte: hoho, de letste up'r futtermolle, de nich middekômen kann, de kenne ik. Da machte ihm die Hexe eine Faust und rief drohend: Wenn et nich all sau wit werre, dann wolle ik dik bikomen!

In Oberg bei Peine lebte auch einst eine Hexe, das war eine Bauerfrau, die mit ihrem Knechte in einem unerlaubten Verhältnisse stand. Da bat letzterer sie, daß sie ihn einmal in der Walpurgisnacht mit auf den Blocksberg nehmen möchte. Gut, sagte die Bauerfrau, mach es aber genau so wie ich. Da ging das Weib in den „Schewestall", schwang sich auf eine brâke, sprach: drup un dran, nergens an, und flog in die Lüfte. Der Knecht machte ihr das nach,

1) Voges, Sagen aus Braunschweig, S. 82.

stieg auch auf eine brâke, sagte aber aus Mißverständnis: drup un dran, allerwärts an. Als er nun auch in die Lüfte flog, stieß er überall an, an die Häuser, Bäume ꝛc., und fiel in den Graben. Das Weib aber brachte ihm eine Wurst von ihrer Fahrt mit; als der Knecht sie am anderen Tage verzehren wollte, fand er, daß es nur Hundekot war.

Wenn die Hexen auf dem Brocken sind, lassen sie sich aufspielen. Da war ein Schäfer in Runstedt (wie der Schmiedemeister Linke in Klein-Schöppenstedt berichtet), der konnte vortrefflich Klarinette blasen. Den nahmen die Hexen mit auf den Blocksberg, wo er eine neue Klarinette erhielt. Die gefiel ihm so, daß er bat, sie mit nach Hause nehmen zu dürfen, was ihm auch gestattet wurde. Als er zu Hause die neue Klarinette besah, da war es ein großer schwarzer toter Kater, dem er alle Haare vom Hintern weggeblasen hatte.

All dieser Glaube an Hexen und deren Brockenfahrt ist jedoch heute nur noch geschichtlicher Natur und wenige Beschränkte sind noch von der Wahrheit überzeugt, während sonst doch noch genug Aberglauben (namentlich auf dem Gebiete der Volksmedizin) felsenfesten Grund hat. Die Blocksbergfahrten werden aber gewöhnlich ins Scherzhafte gezogen. Das nachstehende, das ich aus dem Munde eines Beteiligten habe, ereignete sich in den vierziger Jahren in Salzdahlum und hatte ein gerichtliches Nachspiel mit Ehrenbeleidigungsklage.

Der Schuster Achilles [1]) beredete sich mit seinem guten Freunde Schrader, der Mutter Folling eins anzuhängen und sie in der Mainacht zur Hexe zu stempeln. Der Schuster machte aus seinem Leder Sattel und Zaum für die Ziege des Schrader zurecht, beschmutzte sie tüchtig und brachte sie in seinen eigenen Stall, wo sie nicht hingehörte. Als die Frau des Schrader am nächsten Morgen ihre Ziege füttern will, ist sie verschwunden, und mit dem Schrei, ûse zîcke is estôlen, alarmiert sie Salzdahlum. Ja, sagt Eulenspiegel Achilles, „mit der zîcke hat mik gistern abend de olle Follingsche begegnet". Unterdessen findet sich die gesattelte und beschmutzte Ziege im fremden Stalle und nun geht es nach dem Follingschen Hofe, wo die Bewohner noch nicht aufgestanden sind. Als Folling endlich zum Fenster herausschaut, ertönt an ihn die Frage: „Is jue mudder all wêer inne?" — „Dei lît hîr in bedde, wo solle se denn sîn?" — „Ik weit wol, se is düsse nacht mit ûser zîcke na'n Blocksbarge ewest, jü willt dat wol wetten, de zicke möt't jü mik betâlen; Achilles hat et esein, dat se hen eredden is."

Das Einpflöcken ist als eine besondere, den Hexen zugeschriebene Thätigkeit hier noch hervorzuheben. Geschieht es auch kaum heute noch, so ist das bekannte Einpflöcken von Krankheiten, seien sie an Menschen oder Tieren, doch noch in der Erinnerung, und es kommt vielfach in Erzählungen vor, daß es Leute gegeben habe, welche die Krankheiten teils in gebohrte Löcher, teils in natürliche Astlöcher eingepflöckt haben. Noch 1840 heilte der alte Kotsasse Sievers in Büddenstedt die Flechte, indem er sie in hohle Weidenbäume trug. Der süll

[1]) Sehr häufiger Name im Braunschweigischen.

(Schwelle), der dössel (Mittelbalken des großen Thores), die Ständer und Riegel des Baues sind geeignete Plätze, in welche mit bestimmten Sprüchen die Krankheiten eingepflöckt wurden.

Näher über den Vorgang werden wir unterrichtet in dem Prozesse gegen Tempelanneke (Anna Kagen aus Harxbüttel), die 1663 als Hexe zu Braunschweig mit dem Schwerte hingerichtet wurde[1]). Als fünfzehnte Frage heißt es in ihrem Prozesse: „Ob sie nicht einen Dieb in des bösen Feindes Namen in ein näberloch (näber = Bohrer) eingepflocket, so daß der Kerl darin gepiepet, wie ein Haufen Mäuse?" Nachdem sie anfangs geleugnet, gesteht sie auf wiederholtes Drängen zu: Sie habe ein leinenes plünneken (Läppchen) von einem alten Mannshemde genommen, um einen Stock gewickelt und beides in Gottes Namen auf ihres Sohnes Hof im Schweinestalle mit einem Steine in ein näberloch, welches in einem Querholze befindlich gewesen, eingeschlagen und dabei gesagt: „Da stickst du in Gottes Namen; du sollst piepen wie Mäuse Warum lassen solche Kerle ihr Stehlen nicht?" Nach drei Tagen habe sie den Zapfen wieder herausgezogen und den Plunnen auf dem Herde ins Feuer geworfen, da seien drei helle Funken aus dem Feuer in die Höhe geflogen, woraus sie erkannt, daß der Dieb ein Kerl sei und zwei Kinder habe.

Böser Blick. Der Schaden, welcher durch ihn angerichtet wird, gehört in das Gebiet der Hexerei. Der Ausdruck „böser Blick" ist bei uns nicht bekannt, aber die Sache ist vorhanden. Es giebt nach dem Volksglauben Leute, „de minschen und diren wat andauen künnt un ôk wecke, de wat vorhet". Schon unabsichtlich schadet der Blick von Menschen den Tieren, und wenn man Ferken beim Kaufe betrachtet, so muß man dabei sagen „Gottes Segen", dann gedeihen sie, sonst nicht. Es schadet der Entwickelung der Ferkel, wenn man sie durch die Ritzen des Schweinekobens beschaut; namentlich ist das Anschauen (ankîken) von Fremden ihnen schädlich. Sie gehen dann leicht ein. Desgleichen soll man das Gedeihen der Kinder nicht loben — überall haben abergläubische Mütter eine Furcht davor und geschieht es dennoch, so klopfen sie dreimal mit dem Fingerknöchel unter die Tischplatte und sagen dabei unberaupen!

Die Leichenwäscherin Frau Hotopp in Klein-Schöppenstedt erzählt: Als wir in Wasbüttel wohnten, wurde mir eine Tochter geboren. Da kam eine Nachbarin, die Niebuhr, zu mir und fragte: „Na, saugt denn die Kleine?" Als ich nun das Kind anlegen will, nimmt es die Brust nicht. „Das habe ich mir gleich gedacht", sagte darauf die Fricken, meine Wirtin, „daran ist die Niebuhr Schuld." Auch unsere Ziege gab keine Milch und nun ging mein Mann mit dem Wasser des Kindes und einem Büschel Haare von der Ziege zur weisen Frau nach Fallersleben. Die schüttelte den Kopf, gab meinem

[1]) Der Prozeß steht in Görges, Vaterländische Geschichten, Braunschweig 1844, S. 89. Nicht als letzte Hexe in Braunschweig, wie angenommen wird. Wahrscheinlich war die 1698 verbrannte Katharina Sommermeyer aus Beierstedt die letzte, die diesem Aberglauben verfiel. (A. Rhamm, Hexenglaube in braunschweigischen Landen. Wolfenbüttel 1882, S. 80.)

Manne ein Pulver für Kind und Ziege und sagte: „Wenn ihr zu Hause seid, wird bald eine Frau kommen und etwas borgen wollen; die hat das Unheil angestiftet, und wenn Ihr der was borgt, so hilft das Pulver nicht.“ Richtig die Niebuhr ist gekommen und wollte eine Axt borgen, die wir ihr aber nicht gaben. Das Kind und die Ziege sind aber von dem Pulver gesund geworden[1]).

Um das Jahr 1860 herum lebte in Klein-Schöppenstedt ein Mann Namens Ilenburg, der sich später erschoß und von dem allgemein im Dorfe geglaubt wurde, er könne dem Vieh „wat andaun“. Schon wenn sein Blick auf Vieh fiel, mußte dieses erkranken. Seinem Nachbar Franz Pape krepierten hintereinander Schweine und Kühe, so daß Ilenburg darüber selbst bestürzt wurde und seinem Nachbar weinend um den Hals fiel mit den Worten: „beste Franz, ik kann'r awer nich vor“. Als dem Halbspänner Ehlers daselbst mehrere Kühe erkrankten, wurde wieder Ilenburg als Ursache angesehen und Ehlers ging zum „Scharfrichter“ nach Königslutter, der das Vieh wieder gesund machen sollte. Dieser riet zunächst, den Übelthäter zu citieren, welcher das Vieh behext habe, und dazu solle Ehlers siebenerlei Holz von sieben Zäunen holen und um Mitternacht in einem Kessel Wasser kochen, das ließe dem Hexenmeister keine Ruhe, er müsse erscheinen und Abbitte thun. Ehlers sagte später: dat woll ik awer nich daun, ik wuste doch, dat et Ilenburg dân harre.

Auch Küchenthal in Weddel, der dort noch um 1870 lebte, konnte dem Vieh mit seinem Blicke schaden. Bekam er kein fremdes Vieh zu sehen, dem er schaden konnte, so mußte er seinem eigenen wat andaun. Als er einst von der schönen Stute und dem hübschen Füllen des Halbspänners Göe gesagt hatte: et is doch en gansen stât mit den diren, fraßen die Tiere sofort nicht mehr und Göe ging, um Abhülfe zu schaffen, nach Königslutter zum „Scharfrichter“ Uter. Doch auch der konnte nicht helfen und die Tiere krepierten.

Auch in Schandelah wurde von einem Manne erzählt, der dem Viehe etwas anthun konnte, so, dat es sik nich mêr âren wolle. Dafür aber hat er vor seinem Tode lange quînen (hinsiechen) müssen, denn er konnte die „Kunst“ nicht vor dem Sterben los werden. Die mit der Gabe, dem Vieh schaden zu können, Begabten versuchen es auf alle mögliche Weise, dieselbe los zu werden und auf andere zu übertragen. Vielleicht in der Art, wie oben S. 376 vom Übertragen des Vorlat die Rede war.

Das alte Ehepaar Brennecke in Weddel, das dort noch Anfang der siebziger Jahre lebte, stand allgemein in dem Geruche, Kindern wat andaun zu können. Die Schulkinder in Weddel hatten dagegen eine Schutzformel gefunden und riefen, wenn eines von den alten Leuten an ihnen vorüberging: kanst mik dreimal im ârse licken.

Letztere Schutzformel scheint kräftig zu wirken und auch das schädliche Lob, das man Tieren erteilt, zu paralysieren. Als um 1820 eine Frau von Schö-

[1]) Um die Ziegen gegen das Behexen (andaun) sicher zu stellen, findet man übrigens zuweilen Büschel von Brennesseln in deren Stalle aufgehängt.

ningen nach der Flachsmühle geht, begegnet ihr ein Weib mit jungen Gänsen und zu diesem sagt sie: Sei het ja ôk all gans schöne gösseln! Worauf die Antwort erfolgte: Lick se mik im ârse, dann weret se noch beter[1])!

Wie alt diese Vorstellungen vom Zuweisen der Krankheiten für Vieh und Menschen durch Einwirkung des bösen Blickes sind, erkennen wir aus den im Braunschweigischen geführten Hexenprozessen. So dem der Grete Hundertmark (1665), wo die Geschädigten sich um Hülfe an einen „weisen Kuhhirten" wenden; dem der Katharine Schulze in Velstove (1667) u. a. Das Dorf Lehre war förmlich als Hexendorf in damaliger Zeit verschrieen, so daß der dortige Pastor Penkelius (1663) aus Angst vor den Hexen um Versetzung bittet[2]).

Das Bannen wird gleichfalls auf die Thätigkeit der Hexen oder Zauberer zurückgeführt. Der Bauer Rennau in Klein-Brunsrode, der sich auch in einen Hasen verwandeln konnte (oben S. 380), vermochte zu bannen. Einst kommt er an einem Roggenfelde vorüber, wo der Herr mit zwei Knechten mäht und nur noch ein kleines Stück Roggen übrig war. „Da kommt Rennau", sagte der eine Knecht. „Sprich ja nicht mit dem", sagte der Herr, „sonst kriegen wir den Roggen nicht mehr ab." Da war aber Rennau schon da und sagte: „Die Ecke soll wohl noch auf Mittag ab?" Worauf der Knecht herausplatzte: „Gewiß, das bißchen wollen wir doch noch abkriegen." Von da ab aber konnten der Herr und seine zwei Knechte keinen Halm mehr mähen und der Bauer schalt den Knecht, daß er mit Rennau gesprochen.

Auch Tiere können durch Zaubersprüche gebannt werden, wie in Eitzum dieses ein Mann verstand. Er bannte einen Hirsch, so daß er fest stand und sich besehen lassen mußte. Dann gab er ihm durch das Hermurmeln einiger Worte wieder die Freiheit. Auf dem Wege von Seinstedt nach Groß-Denkte hat ein alter Mann einen Räuber, der ihm Geld nehmen wollte, festgebannt und erst später durch einen gemurmelten Spruch wieder gelöst[3]).

Im Ilkenbruche bei Schöningen ist auch einmal ein Wagen abends von einem Spukgeiste festgebannt worden, trotzdem die vorgespannten Pferde stark genug waren, um ihn gut ziehen zu können. Erst am andern Morgen konnte der Wagen wieder weiter[4]).

Entweichende Bienenschwärme kann man auch durch eine Formel bannen; sie müssen dann sich an einem Baume festsetzen und können eingefangen werden, wenn man (bei Gamsen) spricht:

Schwarm, ich gebiete dir,
Daß du dir setzest auf Zweig oder Gras
Und bringst Honig oder Wachs,
Den Honig für Menschenspeis,
Das Wachs zu Gottes Ehr und Preis.

---

1) Mitteilung des Herrn O. Schütte.

2) A. Rhamm, Hexenglaube und Hexenprozesse in den braunschweigischen Landen. Wolfenbüttel 1882, S. 37, 90, 93.

3) Voges, S. 92, 93.

4) Braunschweig. Magazin 1899, S. 119.

Die letzten Worte beziehen sich wohl auf die Wachskerzen für die Kirche und deuten darauf, daß der Spruch noch in die Zeit vor der Reformation zurückreicht.

Daß Feuersbrünste besprochen und gelöscht werden könnten durch einen Zauberspruch, darüber habe ich bei uns nichts mehr in Erfahrung gebracht, wiewohl nach Analogie anderer deutscher Landschaften auch bei uns dieses der Fall gewesen sein wird. Dagegen ist es O. Schütte gelungen, noch etwas vom „Feuerreiter" zu erkundigen [1]). Nach ihm gab es noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts Leute, die das Feuer besprechen konnten. War ein Feuer ausgebrochen, so bestieg der Feuerreiter ein Pferd, nahm einen Teller voll Salz in die Hand und ritt dreimal um das Feuer herum, indem er es mit den Worten besprach:

Feuer, du heiße Flamm',
Dir gebeut Jesus Christ, der wahre Mann,
Daß du sollst stille stehn
Und nicht weiter gehn.
Im Namen des Vaters ꝛc.

Beim letzten Worte warf er den Teller mit Salz in das Feuer und gab seinem Pferde die Sporen, denn das Feuer schlug hinter ihm her.

Es folgt nun eine Klasse von Geistererscheinungen und übernatürlicher Wesen, die mit dem Seelenglauben nur schwach oder gar nicht mehr in Verbindung stehen. Diese Geister verkehren auch weniger unmittelbar mit den Menschen, beleben aber die Natur, hausen in der Erde, in der Luft, in Bäumen, im Wasser, und können als persönliche Vertreter der Elemente aufgefaßt werden.

Der hâkemann oder nicker sitzt im Born oder sonst im Wasser und zieht die Kinder, die dem Born zu nahe kommen, mit einem Haken zu sich herab. Gewöhnlich ist aber der Born auf dem Lande mit im Viereck zusammengesetzten dicken Sandsteinplatten gut verwahrt. Die am Austritte der Oker aus der Stadt Braunschweig gelegene Straße, der Nickerkulk (so schon 1310, die heutige Schreibart Nickelnkulk ist weit jünger), hat vom Nicker ihren Namen, der dort in einem Kulk hauste [2]). In der Schöninger Gegend haust der Wassergeist nickelkêrl. Es gab dort ein Kinderspiel, wobei die über einen Graben springenden Kinder von einem darin stehenden, dem nickelkêrl, gefangen wurden. Dabei sangen die springenden:

Nickelkêrl, keitschenbôm (Sambucus nigra)
Ik sitt in dinen locke.
Fange mik doch.

Andere Wassergeister scheinen nicht bekannt zu sein.

---

[1]) Zeitschr. d. Ver. für Volkskunde 1899, S. 439.

[2]) Dürre, Geschichte der Stadt Braunschweig im Mittelalter, S. 715. Ludwig Hänselmann, unser gelehrter Stadtarchivar, hat diese Sage mit gewohnter Meisterschaft zu einer feinen Erzählung ausgestaltet in seinem Werkchen „Unterm Löwenstein" (Wolfenbüttel 1883).

Das Kornweib (kôrnwîf) heißt auch râlwîf. Es ist ein altes Weib, welches im wogenden Kornfelde sitzt und mit dem man die Kinder schreckt, wenn sie in die Getreidefelder gehen wollen, etwa um Kornblumen oder râlen (Agrostemma Githago) zu pflücken. Eine ähnliche Rolle spielt der bônebock im Bohnenfelde. Bei Vorsfelde geht im Felde der bôkerl um, vor dem man die Kinder warnt. Ob diese „Korndämonen" jemals mehr als Kinderpopanze waren?

Drâke oder fûerdrake nennt man die Feuererscheinungen am nächtlichen Himmel, zumal Meteore. Dieser Drache wird als eine Art belebtes Wesen gedacht, der in die Dachluken oder Schornsteine saust und Glück oder Unglück bringt. Gewöhnlich beschmutzt er aber mit seinem Kot, namentlich Ackergerät, wenn es zur Weihnachtszeit nicht unter Dach gebracht wird. Um sich vor ihm zu schützen, muß man halb im Freien, halb unter dem ösfall (Dachrand) stehen. Ruft man ihm zu „fûerdrâke half part!" so läßt er wohl auch einen Schinken oder eine Speckseite fallen. (Hattorf im Hasenwinkel.) Manche Leute sind durch ihn reich geworden.

Der drâke heißt auch glûstêrt, wegen der schwanzartigen Feuererscheinung, die hinter ihm herzieht. Er hat Geld bei sich, von dem er gelegentlich ein paar Groschen fallen läßt. „Speichel", der frühmorgens an den Pflanzen sitzt[1]), stammt von dem nachts vorüberziehenden glûstêrt (Hötzum). Vom Gluhschwanz in Velstove wird erzählt, daß er in ein Haus gebannt worden sei, dadurch, daß zwei Brüder ein Rad vom Wagen abzogen und es rasch wieder verkehrt ansteckten. Aber Gluhschwanz brannte sich aus dem Hause wieder heraus[2]). Fallen Sternschnuppen, so sagt man wohl: de drâke treckt. Der glûstêrt ist auch dienstbarer Geist; einer Frau in Wedtlenstedt hat er immer viel Schwarzmus (Gänseschwarzsauer) durch den Schornstein gebracht. Wird er dabei beobachtet, so verschwindet er. Ebenso ist der rote Junge ein hülfreicher Kobold, der den Leuten Reichtum bringt[3]).

Die Zwerge. Der allgemein übliche Ausdruck ist twarg oder twerg, bei Vorsfelde hört man auch nickerkerls und unnerêrsche. Sie wohnen in twarglöckern oder Bergen, von denen das Volk ausdrücklich bezeichnet den Ränzelsberg bei Lauingen, den Tönnekenberg bei Volkmarode, den Schwarzkuhlenberg bei Reislingen, die Löcher im Burgthale bei Schliestedt, die Zwerglöcher im Gipsbruche bei Thiede, den Wohlenberg in der Gifhorner Gegend. Unsere Zwergsagen haben die allgemeinen Züge, die überall in Niedersachsen und sonst in Deutschland dem kleinen Volke zukommen. Die Zwerge bestehlen die Felder, sie vertauschen die Kinder und lassen Wechselbälge zurück, sie erscheinen in Frösche verwandelt, wer sie dann schont und nicht tötet, den belohnen sie.

---

[1]) Sog. Kuckucksspeichel von der Schaumcicade (Aprophora spumaria).

[2]) Th. Voges, Sagen aus Braunschweig, S. 57; Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, S. 420; Kuhn, Märkische Sagen, S. 49.

[3]) Braunschw. Magazin 1899, S. 111.

Je nach der Art der Behandlung spielen sie den Menschen entweder einen Possen oder sie dienen ihnen, bringen ihnen Gaben, oft in Gestalt von Kot, Erde, Sand, der sich später als Gold erweist. Für die Küche liefern sie Fleisch, Kuchen, Getränke. Oft leihen sie Geräte von den Menschen, oder leihen diesen solche, welche aber stets rein gewaschen zurückgegeben werden müssen, sonst rächt sich der Zwerg.

Wo Oker und Aller zusammenfließen, da liegt in der fahlen Heide der Wohlenberg. In ihm haben vor Zeiten die Zwerge gehaust, wie sie aber von dort ausgezogen sind, berichtete mir der alte Dietrich Thöne aus Hillerse[1]).

„Die Zwerge haben früher im Wohlenberge gewohnt; wenn dann die Bauern dort in der Nähe gepflügt haben, sind die Frauensleute hinaus aufs Feld gekommen und haben ihnen das Essen, gewöhnlich Erbsen mit Speck, in Henkeltöpfen gebracht, die sie am Wohlenberge niedersetzten. Da lauerten die Zwerge darauf, verzehrten das Essen und besudelten noch obendrein häßlich die Töpfe, so daß die Bauern, wenn sie essen wollten, nur Kot fanden.

Das ist eine Zeitlang so gegangen. Da baute man in Leiferde eine Kirche, und als die Glocken an zu läuten fingen, konnten das die Zwerge nicht vertragen und sie sind schnell in die Gegend nach Volkse zu abgezogen. Dort aber ist keine Brücke über die Oker und so konnten sie nicht auf die andere Seite gelangen. Endlich fand sich ein Schiffer und den fragte der Zwergkönig, ob er ihn und seine Zwerge überführen und ob er kopfweise bezahlt oder einen Hut voll Zweipfennigstücke haben wolle? Einen Hut voll Zweipfennigstücke, sagte der Schiffer und am anderen Morgen sollte die Überfahrt stattfinden.

Da erschien auch der König und der Schiffer meinte, er sei allein, denn die Zwerge, die bei ihm waren, konnte er nicht sehen. Er hat sie aber übergesetzt und das dauerte vom Morgen bis zum späten Abend, wobei der Kahn immer so voll war, daß er bis zum Rande ins Wasser einsank. „Jetzt sind wir alle hinüber", sagte der Zwergkönig und fragte den Schiffer, ob er einmal sehen wolle, wieviel Zwerge er übergeführt hätte? Damit nahm er seinen Hut ab und setzte ihn dem Schiffer auf. Nun konnte der Schiffer sehen, wie auf dem anderen Okerufer tausende und tausende von Zwergen standen, die er alle übergesetzt hatte. Als dann der Zwergkönig seinen Hut wieder zurücknahm, konnte der Schiffer auch keine Zwerge mehr sehen. Die sind fortgezogen."

Diese Zwergsage enthält uralte Züge (wie die Tarnkappe) und ist verwandt mit anderen norddeutschen Sagen vom Auszuge der Zwerge[2]).

---

[1]) Zuerst von mir mitgeteilt in der Zeitschrift „Am Urquell" IV, S. 226 (1893).

[2]) Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, Nr. 291, Überfahrt über die Hunte und Aller, Nr. 323 über die Ems. Die Tarnkappe und das Verunreinigen der Eßgeschirre daselbst Nr. 291. Die sectio fabulosa von den Zwergen wird ganz ähnlich in einer Chronik der Stadt Hitzacker erzählt (Neues Vaterländ. Archiv des Königreichs Hannover II, S. 67, 1822), ferner aus Rügen vom Goldberge und der Gleiwitzer Fähre (Zeitschrift für deutsche Mythologie II, S. 144).

Als Gehülfen des Menschen und kleine Hausgeister, die man als Darbringer von Reichtümern betrachtet, erscheinen die Alraunen. Der Glaube an sie (Mandrágora, Galgenmännlein, Heckemännchen) scheint heute im Braunschweigischen völlig verschwunden zu sein. Die menschenförmlich gestaltete Wurzel, die im Altertume ihre Rolle spielte, wie jetzt noch im Morgenlande, und ihrem Besitzer Glück, Gesundheit und langes Leben, wie der Stein der Weisen, gewährt, hatte aber früher ihre Geltung bei uns so gut wie in anderen deutschen Landschaften. Im Jahre 1615 werden in der Stadt Braunschweig zwei alte arme Leute erwähnt, so sich des Bettels ernährt und bei denen ein Alruniken gefunden worden sei[1]).

Weiter schließen sich an diese übernatürlichen Erscheinungen die Dämonen an, bei welchen von einem Seelenglauben keine Rede mehr sein kann. Auch sie finden in der den Menschen umgebenden Natur ihren Ursprung, in den Elementen, denen gegenüber der Mensch sich ohnmächtig und klein fühlt. Dahin gehört ein Winddämon (der wilde Jäger), ferner das Geschlecht der Riesen, die reine Phantasiegebilde sind, Wesen, mit übermenschlicher Größe und Kraft ausgestattet, aber ohne Zusammenhang mit einer Naturerscheinung, endlich die jüngste Erscheinung, der durch das Christentum eingeführte Teufel.

Der wilde Jäger kommt unter dem Namen Hackelberg mit allen seinen Attributen durch das ganze Land in zahlreichen Sagen vor. Es läßt sich über ihn, der seit Grimm nicht ohne Widerspruch als ein Niederschlag Wotans angesehen wird, nichts Neues beibringen und da er vielfach erschöpfend behandelt ist, verweise ich einfach auf die Litteratur[2]), soweit sie Braunschweig betrifft. Die Ansicht, daß wir im wilden Jäger nicht Wotan, sondern eine Personifikation des Sturmwindes zu erkennen haben, daß er also ein Winddämon ist, bricht sich immer mehr und mehr Bahn.

Die Riesen. Etwa ein dutzendmal haftet an unseren Flurnamen die Bezeichnung Hünenberg, Hünenkamp, Hünengraben, Hünenburg, die stets auf ein mythisches Geschlecht der Hünen oder (hochdeutsch) Heunen deuten, womit das heutige Volk die Riesen bezeichnet. Fragt man nach den Eigenschaften, mit denen diese ausgestattet gewesen sein sollen, dann heißt es: sie waren groß und stark, denn wie hätten sie sonst die ungeheuren Wälle erbauen und die gewaltigen Steine herbeischaffen können? Auf diese beiden Thätigkeiten beschränkt sich auch wesentlich dasjenige, was man bei uns von Riesen berichtet.

An der Westseite der Hünenburg bei Watenstedt (Amt Schöningen) befand sich ein Stein, in welchem sich zwei Eindrücke, wie von großen menschlichen Füßen, zeigten, nebst einem Loche vor und hinter denselben. Dort hat ein Riese seine Bedürfnisse verrichtet, wodurch die beiden Fußspuren und die beiden Löcher

---

1) Rehtmeiers Kirchenhistorie V, S. 384.

2) Paul Zimmermann in der Zeitschrift des Harzvereins XII, S. 7. Kuhn und Schwartz, Nordd. Sagen, Nr. 182, 203, 265. Schambach und Müller, Nieders. Sagen, S. 70, 346, 421. Voges, Sagen aus Braunschweig, S. 4, 5 u. a. Für den Drömling: Ebeling, Blicke in vergessene Winkel II, S. 281.

entstanden sind[1]). Daß der schöne Ringwall, die Hünenburg, nur von Riesen erbaut sein konnte, glaubte man früher allgemein.

Einen anderen Anhalt boten die zahlreichen erratischen Blöcke, die als Riesenspielzeug galten, oder als drückendes Sandkorn im Schuhe des Riesen lagen und von ihm ausgeschüttelt wurden, wie dieses von solchen Blöcken bei Groß-Stöckheim, Sauingen und Groß-Steinum berichtet wird. Auch die beiden schönen Steinkammergräber auf dem Annen- oder Corneliusberge bei Helmstedt, die Lübbensteine, sind Steinchen, die ein Riese in seiner Tasche gesammelt hatte und dort verloren hat[2]). Und noch ein anderes, wie es scheint, vorgeschichtliches Denkmal unseres Landes, den prachtvollen „Hoch" genannten und mit einer uralten Linde gekrönten Tumulus in Evessen am Elme, bringt die Sage mit den Riesen in Verbindung. Ein Hüne war bei Regenwetter eine lange Strecke durch den Elm gegangen, wobei ihm von dem schweren Erdreich soviel am Stiefel sitzen blieb, daß er nicht weiter konnte. Da strich er den Lehm von der Sohle ab und das ist der Hügel in Evessen[3]) (Fig. 167).

Hierher gehört auch der berühmte Bickelstein (Fig. 168), etwa 7 km von der braunschweigischen Grenze, der sich in menschenleerer Einöde, fernab vom Verkehre auf einer Sanddüne 4 km nördlich von Ehra, $2\frac{1}{2}$ km südlich von Boitzenhagen in der Heide erhebt und den ich wiederholt besucht habe. Auch dieser Stein ist von den Riesen vom Kliebersberge bei Fallersleben nach seinem jetzigen Standpunkte geworfen worden, und die ganze Heide ringsum heißt nach ihm die Bickelsteiner Heide, ein Name, der schon 1697 in einem Lehnbriefe derer v. Bartensleben über das Boldecker Land vorkommt[4]). Es ist ein gewaltiger rötlicher, erratischer Granitblock, in der größten Länge 2,5 m messend und 1,20 m hoch. Die Hauptansicht ist von Osten her, von wo aus er die Gestalt eines plumpen Sofas oder eines großen Lehnsessels hat, mit einer Lehne von 0,55 m Höhe und einem Sitze von 0,65 m Breite. Das eigentümliche an ihm ist nicht seine Größe, denn es giebt noch größere in der Heide, die zur Eiszeit von Schweden hierher auf dem Rücken des großen nordischen Gletschers geschafft wurden, sondern die sieben Hufeisen und die sieben Kreuze, die künstlich in ihn eingehauen sind. Diese sind es auch, die ihm den niederdeutschen Namen verschafft haben; eine bicke ist eine spitze Steinhaue, inbicken = einhauen; die Form Bickenstein ist daher die richtige. Auf den Karten aber steht er als Bickel-

[1]) Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen, 1864, S. 362.

[2]) Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, S. 141. Grabowsky, Die Lübbensteine, Globus, Band 65, S. 374 und Beiträge zur Anthropologie Braunschweigs 1898, S. 39. Gleiche Sagen von den altmärkischen Steinkammergräbern, Kuhn, Märkische Sagen, S. 25.

[3]) Kuhn und Schwartz a. a. O., S. 141. Grabowsky, Die benagelte Linde auf dem Tumulus in Evessen. Globus, Band 67, S. 15. Mit Abbildung. — Ähnliche Sagen von Sandkörnern und Hügeln, die von schreitenden Riesen stammen (aus Banterode, vom Weißenstein bei Odagsen, von Salzderhelden, von Hildesheim und Escherode) bei Schambach und Müller, S. 146.

[4]) Bei Walter, Singularia Magdeburgica, VII.

stein. Weit ab von allem Verkehr in der Heide, wo nur die Lerche ihr Lied singt und die zahlreichen kleinen Bläulinge über dem Heidekraut flattern, zwischen den jung aufstrebenden Kiefern macht er mit den seit uralter Zeit in ihn eingehauenen Zeichen einen ergreifenden Eindruck und die Phantasie wie die Sage



Fig. 167. „Hoch" (Tumulus) mit benagelter Linde zu Evessen am Elm.

beschäftigen sich lebhaft mit ihm. Was Wunder, daß die Hufeisen mit Wodan in Verbindung gebracht wurden, die Kreuze mit dem Siege des Christentums über den heidnischen Glauben, daß seine Form ihn zum Opferstein stempelte, oder zu einem Gerichtssitze — wie all derlei Vermutungen mündlich oder schriftlich aufgestellt worden sind.

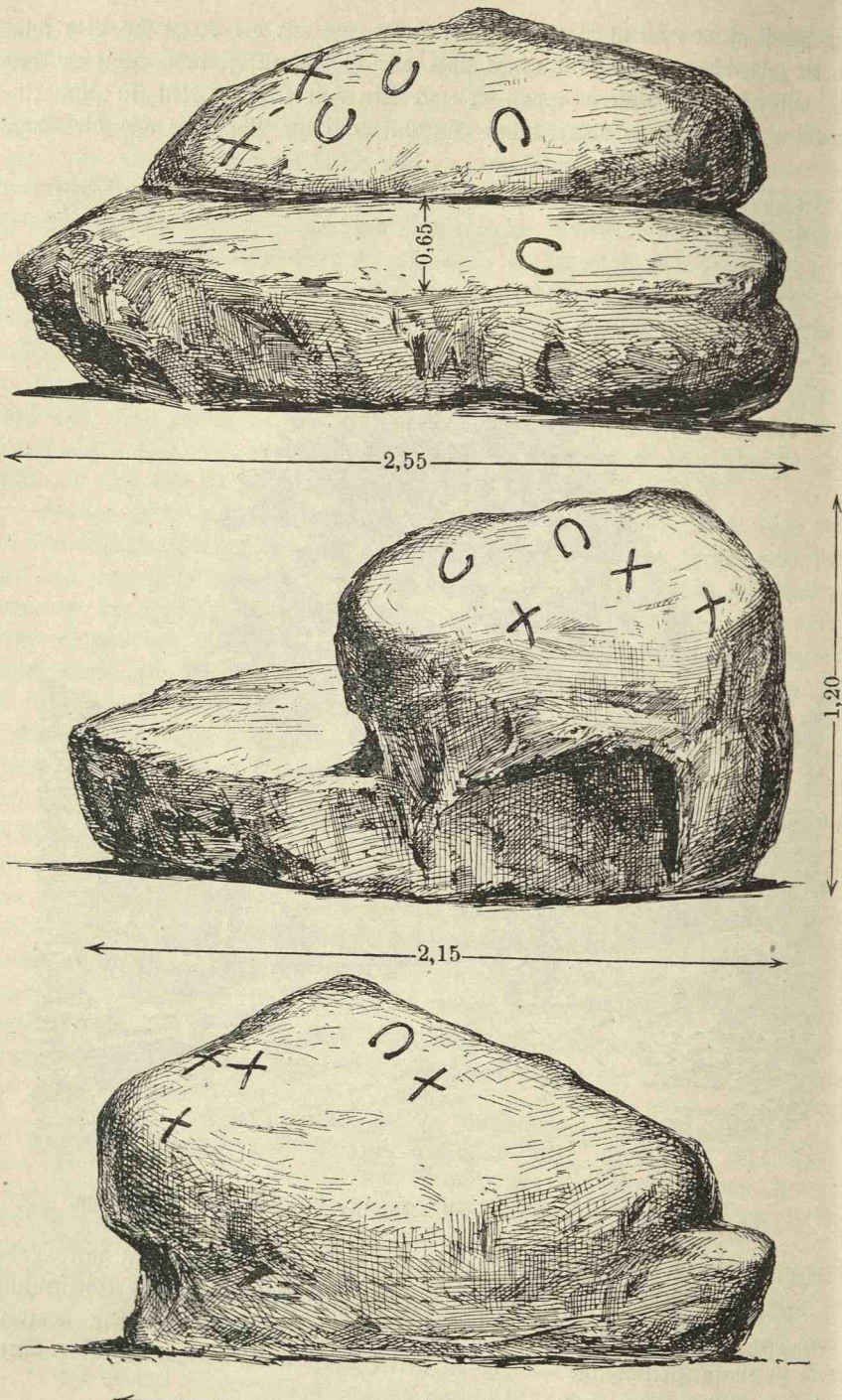


Fig. 168. Der Bickelstein zwischen Ehra und Boitzenhagen.

Ich gebe hier eine Abbildung des Steines [1]) von drei Seiten. Eine Photographie würde nicht gut das Ganze wiedergeben, da die Zeichen oft in Vertiefungen oder an Krümmungen des Steines liegen, über den sie ganz regellos zerstreut sind. Alle von einem Standpunkte aus zu übersehen, ist nicht möglich und das Skizzieren gelang mir erst dann, als ich weißen Heidesand in die Vertiefungen eingestreut hatte. Es ist bei den sieben, unregelmäßig über den Stein zerstreuten Hufeisen zu bemerken, daß sie in Größe und Form (etwa 10 cm lang und 10 cm breit) ganz modernen Hufeisen gleichen, nur weniger am offenen Ende zusammengezogen als diese und daher in der Form an ein lateinisches U mahnend. Alle sind mit sogenannten Stollen versehen, die wohl bei den ältesten Hufeisen noch nicht vorhanden waren. Eine einfache Roßtrappe, d. h. der Abdruck des unbeschlagenen Pferdehufes, sind sie nicht, was einer mythologischen Deutung, einer Hinweisung auf Wodan, im Wege steht. Zwischen und neben den Hufeisen erscheinen, ebenso unregelmäßig, die sieben einfachen, aber schlechter als jene eingehauenen Kreuze. Alle Figuren sind scharf, ungefähr 1 cm tief, in den Granit eingehauen; es sollen, da einige mit der Zeit flach und undeutlich geworden waren, Nachbesserungen stattgefunden haben, wie übereinstimmend mir in den benachbarten Dörfern erzählt wurde.

In Ehra und Boitzenhagen erzählt man die Sage vom Bickelstein folgendermaßen: Im Dreißigjährigen Kriege kam ein schwedisches Heer unter dem Könige Gustav Adolf nach der Bickelsteiner Heide; die von den Kaiserlichen verfolgten Schweden waren sehr ermüdet und glaubten sich hier in der Heide sicher, so daß ihr Feldherr sich beim Bickelstein zum Schlafen niederlegte, vorher aber den Befehl gab, daß bei Todesstrafe ihn niemand vor Ablauf von vier Stunden wecken dürfe. Als er kaum zwei Stunden geschlafen hatte, sah man den Feind in großen Haufen von Bockling (einem Walde in Südwesten) her anrücken; wiewohl nun die Gefahr mit jedem Augenblicke wuchs, wagte es doch niemand, den Führer zu wecken, bis endlich einer seinen Lieblingshund auf ihn warf. Davon erwachte er, erschlug aber den Hund und setzte sich, die drohende Gefahr überschauend, auf sein Roß. Nur der Weg nach dem Malloh (Wald im Nordwest) war noch frei, auf drei Seiten war er umzingelt. Da sank ihm der Mut und er rief aus: „So wenig, als mein Pferd in diesen Stein treten und ich mit meinem Schwert hineinhauen kann, so wenig werden wir noch siegen.“ Damit sprengte er auf den Stein. Alsbald wurden die Spuren der Hufeisen darin sichtbar und die Kreuzhiebe des Schwertes zeichneten sich so scharf darin ab, als wäre der Stein Butter gewesen. Das Wunderzeichen aber begeisterte die Krieger so, daß sie sich durchschlugen und die Hauptschlacht gewannen, die hinter dem Malloh am Scharfenberge geschlagen wurde [2]).

---

[1]) Zuerst von mir mitgeteilt in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1897, Tafel III.

[2]) Etwas abweichend bei Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, S. 268. Vergl. auch Kuhn, Märkische Sagen, S. 39. Älteste Mitteilung der Sage im Vaterländischen Archiv des Königreichs Hannover II, S. 16, Hannover 1820.

Eine andere Form der Sage lautet: Da, wo jetzt der Stein liegt, schloß der Sachse Wickel oder Bickel eine Schar feindlicher Franken ein. Dem Obersten der Franken bot Bickel die Freiheit an, wenn er den Stein umreiten und dabei sein Pferd ein Hufeisen gegen denselben schleudern werde. Das geschah und der Franke kam frei.

Offenbar sind die verschiedenen Lesearten der Sage erst entstanden, als das Volk die Hufeisen und Kreuze am Stein aufgefunden hatte und sie zu deuten suchte. Wie alt aber diese Zeichen sind, darüber fehlt alle Nachricht.

Der Teufel ist die jüngste, durch das Christentum bekannt gewordene, hier zu erwähnende übernatürliche Erscheinung. Er heißt gewöhnlich dûwel, woraus euphemistisch deiker und düker entstanden ist. Bei Vorsfelde, namentlich im Boldeckerlande, nennt man ihn „de lütje ôle". In der Vorstellung des Volkes giebt es neben dem eigentümlichen Teufel, der als Gegensatz zu Gott gedacht wird, noch mehrere Teufel, gleichsam Gesellen des Oberteufels, die hier und da auftreten und gebannt werden müssen, was schon daraus hervorgeht, daß es heißt, ein Teufel that dieses oder das. Sie fürchten das Kreuz, das sie nicht sehen können, oder frommen Gesang, sie werden, wie andere bösen Geister, vertrieben, wenn man aus der Bibel ein Kapitel rückwärts liest; der Teufel ist mit einem Pferdefuß ausgestattet und kann sich in Tiere verwandeln. In mancher spukhaften Erscheinung, von der man sich erzählt, sitzt der Teufel. Unerkannt mischt sich der Teufel gern unter Menschen, forscht sie aus, sieht, ob er Seelenbeute machen kann oder spielt ihnen einen Possen. So ist er einst in Kästorf in einen Kreis von Plumpsackspielern gekommen und hat, statt mit dem Plumpsack, ein Mädchen mit seinem Pferdefuß auf den Rücken geschlagen, daß dieses laut aufschrie. Die Menschen verschreiben dem Teufel ihre Seele und erhalten dafür Geld; manche, die plötzlich reich wurden, ohne daß man wußte, wie, haben so ihr Vermögen erlangt. Wenn die Frist abgelaufen, holt der Teufel den Betreffenden und dreht ihm den Kopf um, de nâse in'n nacken [1]). Nicht nur in den öfter als Flurname vorkommenden „Höllen" wohnt der Teufel, sondern auch in den Teufelslöchern (dûwelskûle bei Lelm) und der Teufelsküche am Reitling im Elme. Verschwunden ist heute die Teufelskuhle nördlich von der Stadt Braunschweig im Ärkeroder Felde. Das Sprichwort beschäftigt sich mit ihm und seiner Großmutter; von einem Reichen, der noch mehr bekommt, sagt man:

de dûwel schitt immer up'n dicksten hucken;

von einem Pockennarbigen:

up dem hat de dûwel arften edoschen.

Häufig hört man:

Wenn't râ'nt un de sunne schint, dann hat de dûwel hochtît. — Wenn einer 'n dûwel an de wand mâlt, is hei nich wît. — De dûwel is sau slecht nich, as 'e mâket ward. — Ik will dik wol kri'n ê dik de dûwel krigt (du sollst mir nicht

[1]) Teufelssagen bei Voges, S. 57.

entgehen). — Hei is 'n dûwel von ârse eschâwet (ein schlechter Kerl). — Wer geld hat kann 'n dûwel up'n dâke dansen seien. — Wer fritt und schitt den hâlt de dûwel nich emal, da denkete et is 'n swîn, Redensart, wenn jemand beim Essen sich unanständig beträgt. — Wenn 'n von 'n dûwel seggt, denn sitte up'r hâke. — Wo nist is, da is de dûwel; wo tovêl is, da is de düwel tweimal. — Wer in'n himmel will, mot'n dûwel taun vadder hebben. — Slâ gott 'n düwel dód, pacht ik de höll!

Der Teufel in eigener Person hat im 16. Jahrhundert auch in der Stadt Braunschweig Hochzeit gehalten, und zwar mit seiner Großmutter. Nächtlicherweile hat er von dem kaiserlichen Obersten daselbst, Meineke von Peine, sich dessen großen Saal ausgebeten und nach einigem Zögern von diesem auch erhalten. Dafür durfte auch zugeschaut, aber ja nichts von Unbeteiligten von den Teufelsspeisen genossen werden. Zwei Mägde Meinekes haben auch zugeschaut und folgendes berichtet: Nachts um die zwölfte Stunde sind viele Wagen vorgefahren und Reiter angelangt. Der ganze Saal war voll Teufel und Teufelinnen in Menschengestalt. Der oberste der Teufel erschien als junger, geschmückter Mann, aber mit zwei Hörnern auf dem Kopfe; seine Braut war häßlich wie die Nacht und sprang auf Krücken. Nachdem alle weidlich gegessen und getrunken, wurde getanzt und dann um 3 Uhr aufgebrochen. Der Saal war ganz rein geblieben und zum Danke hinterließen die Teufel einen kostbaren Teppich samt einem Ringe im Werte von 2000 Dukaten und dabei einen Zettel, auf dem stand, Meineke von Peine würde stets mit seinen Kindern im Wohlstande bleiben, wenn Teppich und Ring immer zusammenblieben [1]).

Den Gottesleugnern bricht der Teufel den Hals. Als ein solcher galt Lessing und als er am 15. Februar 1781 im Angottschen Hause in Braunschweig starb, erzählte sich das niedere Volk, der Teufel habe ihn geholt. Daher mag wohl auch ein Abzählreim stammen, den die Knaben in Braunschweig früher beim Spielen gebrauchten:

De dûwel kam emal up êren,
Un wull he gêrn en blanksmit wêren,
Doch harr he weder tinn noch messing,
Drum nam he den professor Lessing.

Mit dem Teufel erscheint der Rabe als sein Begleiter. Zur Zeit der Hennig Brabantschen Bewegungen umschwebte (1604) ein Rabe auf dem Ägidienkirchhofe unablässig Hennig Brabants Haupt und ließ sich krächzend auf dessen Haus nieder, woraus der Aberglaube jener Zeit und vor allem der Grobschmied Aschen Kamla einen Schluß auf Hennig Brabants Bündnis mit dem Teufel zog [2]).

---

[1]) Beste, Vorstellungen unserer Väter vom Teufel mit besonderer Rücksicht auf die Stadt Braunschweig. Braunschw. Magazin 1840, S. 251. Die Quelle für diese Geschichte ist Petri Goldschmids, Pastoris Sterupensis, höllischer Morpheus. Hamburg 1698. Daraus abgedruckt in Annalen der Haupt- und Residenzstadt Braunschweig, 2. April 1831.

[2]) Rehtmeiers Kirchengeschichte IV, S. 212. Ribbentrops Beschreibung der Stadt Braunschweig, S. CLVII.

In naher Beziehung zum Teufel stehen die Freimaurer. Eine ganz unglaubliche Anzahl Schauergeschichten erzählt das niedere Volk auf dem Lande von ihnen. Der Aberglaube ist da sehr rege und hat offenbar durch die mysteriösen Ceremonieen vieler Freimaurerlogen Nahrung erhalten.

Allgemein heißt es, die Freimaurer seien eine Teufelsgesellschaft. Auf der Leopoldstraße in Braunschweig, da haben sie ihr Haus, wo sie zusammenkommen, und im Versammlungssaale steht eine lange Tafel. Unter der liegt der Teufel in Gestalt eines großen schwarzen Hundes mit feurigen Augen. Ringsum an den Wänden da hängen die Bildnisse sämtlicher Freimaurer. Alle Jahre muß einer von ihnen sterben und wer das sein soll, darüber entscheidet das Los. Wenn die Todesstunde des Betreffenden gekommen ist, dann steht der Oberste der Freimaurer auf und sticht mit einer großen Nadel in das Bild des Todeskandidaten. In demselben Augenblicke stürzt dieser, gleichviel, wo er sich befinden mag, tot zusammen; gewöhnlich ist der Teufel dabei zugegen und dreit ne de näse in'n nacken. Jeder Freimaurer muß alljährlich einen Bau ausführen und sei er noch so klein, sonst holt ihn der Teufel.

Das Volk bezeichnet viele als Freimaurer oder als solche, die es einmal waren; zumal Leute, über deren Vermögensursprung oder Herkunft sie nichts näheres wissen, gelten als Freimaurer und ihnen dichtet man Geschichten an oder überträgt alte Fabeln auf sie. Eine Frau wußte, daß ihr Mann Freimaurer geworden war; sie wollte ihn aber aus der Teufelsgesellschaft befreien und ging nach Braunschweig ins Freimaurerhaus. Da hing schon ihres Mannes Bild zwischen den übrigen. „Du sollst ihn los haben", sagte der Oberste, gab der Frau eine große Nadel und ließ sie in ihres Mannes Bild stechen. Als sie nach Hause kam, war ihr Mann tot.

Ein Ziegeleibesitzer erzählte, in 14 Tagen würde eine Kutsche kommen und ihn abholen. Dann würde er lange Zeit nicht zu Hause sein. Die Kutsche kam auch; aber anderen Tages brachte sie den Mann tot zurück, de näse in'n nacken. Der war unter die Freimaurer gegangen gewesen und das Los hatte ihn gleich an seinem Eintrittstage getroffen.

Der Amtmann Franz in Salzdahlum ist auch Freimaurer gewesen. Eines Tages ist er auf der Wiese beim Heumachen; da sieht er auf die Uhr, erschrickt und ruft: „ich habe die Zeit verpaßt!" Wie rasend jagt er mit dem Pferde nach Hause, als er den Hof erreichte, stürzte er tot nieder. Das hing mit der Freimaurerei zusammen.

Daß auch die Imker mit dem Teufel im Bunde stehen, der ihnen reiche Honigernte zu teil werden lassen kann, erfuhr ich zu Gamsen bei Gifhorn; dort war der alte Heinrich Natje ein solcher Imker. Mit Hülfe des Teufels konnte er auch Diebe ausfindig machen. Kommt ein Weib zu ihm, dem Leinwand gestohlen ist und bittet um seine Hülfe. Unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit teilt er ihr ein Verfahren mit; das schwatzhafte Weib erzählt überall, sie sei bei Natje gewesen und wolle ihre Leinwand bald wieder haben. Das spricht sich weiter herum, der Dieb hört es, bekommt Angst und bringt

heimlich die Leinwand zurück. Natjes Bund mit dem Teufel steht aber seitdem fest.

Teufelsbeschwörungen ereignen sich noch heute. In der Nacht vom 18. auf den 19. Januar 1897 wurden auf der Polizei in Braunschweig der Hausdiener Gottlieb Kitzke und der Kutscher Fritz Krödel vorgeführt, weil sie sich um 2 Uhr in verdächtiger Weise auf der Wolfenbüttlerstraße (die nach Süden zu ins Freie führt) umhergetrieben hatten und dem Nachtwächter nur ausweichende Antworten gaben. Durch die Untersuchung wurde festgestellt, daß beide viel in einem sogenannten „Geisterbuche" gelesen und sich in der fraglichen Nacht vorgenommen hatten, den Teufel zu beschwören. Zu diesem Zwecke hatten sie sich einen Sack verschafft und dahinein Brennholz, mehrere Stearinlichter, eine Flasche Spiritus und eine Düte mit Salzkuchen gethan. Mit diesen Sachen begaben sie sich auf die Melveroder Feldmark, zündeten dort ein Feuer an, steckten die Lichter an und brachten ihre Spiritusmaschine in Gang, um auf derselben dem Teufel die Salzkuchen zu opfern, damit er erschiene. Beide haben dann eine Stunde lang gebetet. Als das Holz niedergebrannt und der Teufel nicht erschienen war, traten sie unter Verwünschungen den Rückweg an, auf dem sie verhaftet wurden.

Das ganz zerlesene „Geisterbuch" der beiden Teufelsbeschwörer war eine Sammlung verschiedener Schriften auf schlechtem Papier in kl. 8°, gedruckt Berlin O. bei E. Bartels, Blumenstraße 70. Die Titel lauten: Das siebenmal versiegelte Buch der größten Geheimnisse. — Geheime Kunstschule magischer Wunderkräfte. — Romanus-Büchlein. — Engelhülfe zu Schutz und Schirm in großen Nöten. — Das heilige Sales-Büchlein. — Der wahrhaftige feurige Drache. — Aus letzterem scheinen die Beschwörungsformeln entnommen zu sein; es enthielt ein Lesezeichen bei dem Kapitel, wo von Lucifers Beschwörung die Rede ist. (Nach Polizeiakten.)

Aberglauben, Wetterregeln und Volksmedizin.

Aberglauben.

Es besteht noch sehr viel Aberglauben in Stadt und Land, dem sich oft gebildete Leute nicht ganz entziehen, wenn sie auch von dem Thörichten ihres Beginnens überzeugt sind. Eine vollständige Sammlung mitzuteilen, auch wenn es in meiner Macht läge, erscheint zwecklos, denn es giebt genug Schriften, welche sich für Deutschland damit befaßt haben[1]). Wir sehen, abgesehen von den allgemein menschlichen (bei Kultur- wie Naturvölkern oft bis in die feinsten Einzelheiten identischen) abergläubischen Vorstellungen, die deutschen weit und breit im Vaterlande geltenden, speciell niederdeutschen Formen des Aberglaubens bei uns vertreten, die zuweilen lokale Färbung annehmen. Schon früh ist durch die Regierung dagegen geeifert worden, wie denn die landesherrliche Verordnung vom 8. September 1648 besagt: „Es soll sich jeder männiglich des abgöttischen Wahrsagens, Aberglaubens und Krystallsehens enthalten, niemand auch dasselbe begehren oder es sollen sowohl diejenigen, welche sich unternehmen, solcher gottlosen Leute Rat sich zu bedienen, als diejenigen, welche sich solcher abgöttischen Händel thätlich gebrauchen, zu ernster, willkürlicher Strafe gezogen und nach Gelegenheit an Leib und Leben gestraft werden." In der Marktordnung der Stadt Braunschweig vom 29. September 1763 wird der Verkauf von „Träumen und abergläubischen Büchern" verboten.

Was im nachstehenden verzeichnet ist, wurde unmittelbar dem Munde des Volkes entnommen und niedergeschrieben, wie ich es erfuhr. Mehr ist in den Abschnitten über die Spinnstuben (vom Flachs), Wetter, Geburt, Hochzeit, Tod ꝛc. nachzulesen, wo es besser zur Erläuterung dient als in einer allgemeinen Sammlung.

---

[1]) A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Dritte Auflage Berlin 1900. Viel in Grimms deutscher Mythologie. Vierte Auflage. Berlin 1878. Wichtig ist die kleine Schrift von W. Mannhardt, Die praktischen Folgen des Aberglaubens. Berlin 1878.

Tagewählerei. Der Ausdruck stammt von Luther, der ihn in der Bibelübersetzung[1]) gebraucht für diejenigen, welche an glückliche und unglückliche Tage glauben. Und das thut so ziemlich die ganze kultivierte und unkultivierte Menschheit.

Bismarck klagt einmal brieflich seiner Gemahlin, daß er in Letzlingen schlechte Jagd gehabt habe, weil es Freitag war. So ist auch der Freitag allgemein als Unglückstag angesehen, an dem man nicht gern etwas unternimmt.

Von besonderem Werte ist die Tagewählerei für die Knechte und Mägde auf dem Lande. Sie haben ganz bestimmte, genau eingehaltene Regeln, von denen sie durchaus nicht abweichen, zumal bezüglich des Anziehens bei einer Herrschaft. Es gelten folgende: der Montag „wird nicht wochenalt", an ihm soll man nichts Wichtiges beginnen, namentlich nicht anziehen, da man sonst schon im Laufe der Woche wieder abziehen wird. Dienstag ist gut; Mittwoch nicht gut; Donnerstag ist sehr gut; Freitag taugt gar nichts und der Sonnabend ist mittelmäßig. Ein ordentlicher, fleißiger Knecht zieht nur am Dienstag oder Donnerstag an.

Die Kuh, die gekalbt hat und zum ersten Male wieder den Stall verläßt, wird an der Schwelle über eine Axt geführt, sonst bleibt sie nicht gesund.

Neugeborene Kälber muß man mit Salz und Dill bestreuen, damit sie gut wachsen.

Wenn die Kuh oder die Ziege die eigene Nachgeburt (niederdeutsch hâmel) frißt (was beide gern thun), so geben sie wenig Milch.

Es ist glückverheißend, wenn Schafe zur Rechten begegnen.

Eine neugekaufte Katze gewöhnt sich ans Haus, wenn man sie dort in den Spiegel schauen läßt.

Putzt sich die Katze, dann kommen Gäste.

Dat witte wessel (Hermelin) saugt den Kühen die Milch aus, wobei titten un strêken (Euter und Zitzen) schwellen. Man heilt die Geschwulst durch Reiben mit Hermelinfell. Dieses Reiben ist auch gut, um das Buttern zu befördern; die Butter scheidet sich dadurch besser von der Buttermilch.

Wenn man in einem Hof einen Wolfsschwanz vergräbt, so wagt sich kein Wolf hinein, und wenn man solchen in einem Hause aufhängt, so kommen keine Fliegen dahin. (Kalender 1717.)

Ein Huhn, das kräht wie ein Hahn, deutet Unglück an. Man soll ihm den Hals umdrehen.

Wo die Schwalbe oder der Storch nisten, kehrt Glück im Hause ein. Beide dürfen nicht im Nisten gestört oder getötet werden.

In Groß-Dahlum sagt man: Man hat das ganze Jahr hindurch Glück, wenn man den ersten Storch im Fluge, den ersten Pflug im Zuge und den ersten Frosch auf dem Trocknen sieht.

Erblickt man im Frühling den ersten Frosch auf dem Trocknen, so muß man in dem Jahre viel weinen, denn de ütsche mot nat sin.

Sieht man den ersten Frosch im Jahre im Wasser, so hat man Unglück.

Tritt man einen Frosch tot, so giebt es Regenwetter.

Die Kröte (lork) ist ein Gegenstand des Abscheus und wird für giftig gehalten.

Läuse im Haar werden für ein Zeichen der Gesundheit des Besitzers desselben erachtet.

Sieht man im Frühling zuerst einen weißen Schmetterling, so muß man bald zu einer Leiche gehen; einen gelben, so folgt bald Einladung zu einer Taufe, und einen bunten, so muß man sich zu einer Hochzeit rüsten.

Wenn der Teig gesäuert ist, muß das Brot mit einem Kreuze versehen werden, sonst gerät es nicht.

[1]) 5. Mos. 18, 10.

Man darf das Brot nicht auf den Rücken legen, sonst hat man Unglück.

Das Brot muß stets mit dem Knuste vom Tische nach außen, mit der Schnittfläche nach innen liegen; sonst entsteht Zank.

Schneidet jemand Brot schief an, so ist dieses ein Zeichen, daß er am gleichen Tage gelogen hat — oder er darf noch nicht bald heiraten.

Beim Anschneiden des Brotes macht man mit dem Messer ein Zeichen des Kreuzes über dasselbe. Dann geht in der Haushaltung das Brot nie aus.

Wer schimmeliges Brot verzehrt, findet Geld.

Wer mit Brotstückchen wirft, kommt nicht in den Himmel oder der liebe Gott straft ihn.

Kranke, welche Krämpfe haben, dürfen nicht mit bloßen Händen, sondern müssen mit einer blauen Schürze angefaßt werden, sonst werden sie lahm.

Sprechen zwei gleichzeitig denselben Gedanken, Wunsch ꝛc. aus, so leben sie noch längere Zeit zusammen. Wenn wi dat ôwer't jâr noch dauet, lêwet wi noch, pflegt man dabei zu sagen.

Ist jemand von Hause fortgegangen und er bemerkt, daß er etwas vergessen hat, so darf er nicht umkehren, um das Vermißte zu holen; er hat sonst den Tag über kein Glück. Wohl aber darf er jemand aus dem Hause rufen, um ihm das Betreffende zu bringen.

Der Fund eines vierblätterigen Kleeblattes deutet auf Glück; ein fünfblätteriges auf Unglück. Dieser Aberglaube ist verhältnismäßig jung, denn der Anbau des Klees stammt erst aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Weiße Flecke auf den Nägeln deuten die Zahl der Jahre an, die man noch zu leben hat. Oder: sie deuten auf Glück [1]).

Niesen gilt als Zeichen, daß man die Wahrheit gesprochen hat; das ist auch der Sinn des Sprichwortes: dat kann en kind beprûsten.

Wer am Sonntage geboren ist, wird ein Glückskind; aber auch: Sonntagskinder werden nicht alt.

Von Läusen träumen bedeutet Glück.

Begegnet man früh morgens einem Hasen oder einem alten Weibe, so hat man tagsüber Unglück. Dagegen bringt das Begegnen eines jungen Mädchens Glück.

Wenn zwei Männer über Kreuz pissen, so stirbt ein Jude.

Gefundene Hufeisen bringen Glück. Man nagelt sie mit der offenen Seite nach unten an den Thürpfosten, die Schwelle oder das Scheunenthor [2]).

Man soll den rechten Schuh zuerst anziehen, nicht den linken. Umgekehrt bringt's Unglück [3]).

Es bedeutet Unglück oder Zank, wenn man das Salzgefäß bei Tisch umwirft [4]).

Auf das zuerst im Kartenspiel gewonnene Geld spuckt man, dann verliert man nicht [5]).

---

[1]) In England: A white spot on the nail presages a gift.

[2]) Ein weitverbreiteter Brauch, der wohl durch alle deutschen Lande geht. Seit alters schreibt man dem Rosseshuf und Hufeisen Zauberkraft zu. Der Hufschlag des Rosses des Gottes Balder eröffnete den Durstenden einen Quell; zahlreich sind die Hufeisensagen und in Felsen eingedrückte Hufspuren, die Roßtrappen. If you nail a horseshoe, that you have picked up, over your door it will prevent all witches and evil spirits crossing the threshold, glaubt man in England (Folklore-Record I, S. 24, 1878). Auch in Persien benutzt man die Hufeisen in gleicher Art. (O'Donovan, The Merv Oasis. London 1882, II, S. 14.)

[3]) To put on the left shoe before the right is a sign of evil to come. Folk-lore-Record I, p. 12 (1878).

[4]) Englisch: Spilling salt implies ill-luck.

[5]) Im Speichel sitzt besondere Kraft. Fishwomen and hucksters generally spit upon the handsel, the first money they receive. Henderson, Folk-lore of the Northern counties. 2. Aufl. London, 1879, S. 32.

Wer einen Ackerschachtelhalm (bei uns kannenkrût) mit der ganzen Wurzel herausziehen kann, findet darunter einen Goldklumpen.

Das heckemänneken, ein altes Geldstück, bewirkt, daß das Geld, bei dem es aufbewahrt wird, wächst und „nicht alle wird".

„Bullert" das Feuer im Ofen, so sagt man: Et füer schillt, et gift noch strît.

Hühnerfedern im Bette bringen Zank und Streit in die Familie.

Spitze oder schneidige Geräte soll man Freunden nicht schenken, das zerschneidet die Freundschaft, man läßt sich lieber einen Pfennig dafür zahlen [1]).

Wer en häunerstût (Hühnersteiß) vertêrt, kann 't mûl nich hôlen (nist verswîgen).

Die Vorstellung von der Unreinheit der Frau während ihrer menses, die bei so vielen Naturvölkern bis zur völligen Absperrung derselben vom Tische, ja von der ganzen Dorfgemeinschaft führt, hat sich in einzelnen Zügen bei uns erhalten. Eine Menstruierende darf nicht beim Schweineschlachten helfen, da sonst alles Fleisch, das sie etwa anfaßt, verderben würde. Es kommt vor, daß Leute das Schlachten abbestellen, wenn der Fall bei ihren Frauen eintritt. Auch das Anfassen von Früchten (zum Einmachen) ist während dieser Periode den Frauen untersagt.

Mädchen trinken nicht, wenn sie Sauerkohl gegessen haben. Sie fürchten sonst außerehelich schwanger zu werden.

Ein Mädchen, das auf einen eidop tritt, wird im gleichen Jahre schwanger.

Wem die Nase juckt, der erfährt bald eine Neuigkeit.

Abgeschnittene Haare dürfen nicht verbrannt werden, sonst bekommt man Kopfschmerzen.

Steigt man mit beiden Beinen zugleich aus dem Bette, so hat man tagsüber schlechte Laune.

Rotes Haar zeigt einen schlechten Charakter an, wie das auch im Sprichworte sich ausdrückt.

Wenn alle Schüsseln und Teller bei Tische rein ausgegessen sind, giebt's gutes Wetter.

Fällt ein spitzer eiserner Gegenstand (Messer, Gabel ꝛc.) so in den Stubenboden, daß er darin stecken bleibt, so kommen Gäste.

Man soll das Glück nicht rühmen (beraupen), sonst vergeht es. Thut man es dennoch, so muß man dazu sagen: unberufen.

Wer übel gelaunt ist, is verkêrt ût'n bedde komen.

Wer auf einen Kreuzweg pißt, bekommt ein Gerstenkorn ans Auge, das wegepisse heißt.

Haare soll man nur bei zunehmendem Monde beschneiden, sie fallen sonst aus.

Die Weiden sind darum hohl und platzen, weil der Verräter Judas sich an einer Weide erhängte.

Nach dem Regenbogen darf man nicht mit Fingern zeigen.

Fällt ein Stück Brot oder Kuchen in das Getränk (Bier, Kaffee), so darf man es nicht mit einem Messer herausholen, man bekommt sonst Leibschmerzen.

Sitzen 13 Personen bei Tische zusammen, so stirbt davon im Laufe des Jahres eine [2]).

---

[1]) Englisch: You must not give a knife to one whom you love or it will cut your love asunder. Folk-lore-Record I, p. 12 (1878).

[2]) Englisch: If 13 sit at table one will die before the year is out. Zu diesem allgemeinen Aberglauben, der darauf zurückgeführt wird, daß Jesus Christus bei seiner letzten Mahlzeit mit 12 Jüngern zusammen saß, will ich folgendes hier festnageln, damit es nicht verloren gehe. In der Stadtverordnetensitzung zu Frankfurt am Main vom 9. März 1893 kam es zur Sprache, daß in verschiedenen Straßen Frankfurts die Zahl 13 fehle; es stellte sich heraus, daß, den Wünschen der Hausbesitzer Rechnung tragend, vom

Man darf die Betten nie so stellen, daß die Füße des Schläfers nach der Thür hinweisen, sonst wird er bald hinausgetragen, d. h. stirbt.

Träumt man von Eiern oder Läusen, so stirbt bald jemand aus der Verwandtschaft.

Der nösel, die Schnuppe, die am Lichte sitzt, deutet auf Ankunft eines Briefes oder „es stirbt einer".

Träume, die man träumt, treffen ein, wenn man weißblühendes Heidekraut unter das Kopfkissen legt.

Wer tot gesagt wird, lebt dafür noch recht lange.

Tote, die zurückkehren und umgehen, darf man nicht anreden, sonst stirbt man bald.

Wo ein Selbstmörder gestorben, da spukt es und es gehen die Leute auch jetzt noch nicht gern bei Nacht an solche Stellen.

Weht ein starker Wind, so glaubt man, daß sich einer erhängt habe.

Sieht man eine Sternschnuppe fallen, so wird ein Wunsch, den man dann hegt, erfüllt.

Die Erscheinung eines Kometen am Himmel deutet auf Krieg, Unglück, Seuchen.

Man darf nicht über den Schmutz hinwegschreiten, der von Stiefeln oder Schuhen abgekratzt ist, sonst bekommt man Schnupfen. Der Schmutz wird deshalb so schnell wie möglich fortgebracht. Bei Leuten, die im Felde zu thun haben, fallen große Mengen davon ab.

Gedruckte Schutzbriefe, welche kugelfest machen, sind in den Jahren 1866 und 1870 bei uns, wie in andern deutschen Landschaften, aufgetaucht und unter den Soldaten, namentlich vom Lande, benutzt und mit in den Krieg genommen worden. Sie sollen sich in den Drömlingdörfern noch hier und da eingerahmt in den Stuben der Bauern finden [1]). Ein solcher lautet: „Ich gehe und stehe heute mit Gott, dem Herrn Jesu Christo. Sein heiliges Fleisch und Blut ist mein Harnisch und das Haupt, daß mich keine Waffe noch Degen schneidet, haut oder sticht und keine Kugel an Leib oder Leben verletzt. Sie sei von Gold, Silber oder Stahl, Messing oder Eisen, von Zinn oder Blei, so macht mich mein Herr Jesus von allen Sünden frei. Ich gehe aus mit Gott dem Herrn. Jesus Christus ist mein Gesell. Im Namen Gottes, des Sohnes, des heiligen Geistes." †††

Schlägt ein Kind seine Eltern, ein Mann seine Frau oder umgekehrt, so wachsen dem Schläger nach seinem Tode die Finger aus dem Grabe. In Gegenwart eines Fremden schlug Mutter H. in Bortfeld ihren Mann, und als der Fremde bemerkte, ihr würden die Finger aus dem Grabe wachsen, antwortete die H.: „Wenn dat wâr wärre, müsste ûse kerkhof wie en spergesfeld ûtsein."

Bei der Obsternte soll man ein paar Früchte am Baume sitzen lassen, sonst trägt der Baum im nächsten Jahre nicht.

Trägt der Obstbaum zum ersten Male, so muß man die kleine Ernte — und sei es auch nur eine Frucht — in einer großen Kiepe heimtragen. Thut man das nicht, so bringt der Baum immer nur wenig Früchte (Eitzum).

Frauenzimmer, welche eine „weiße Leber" haben, bringen ihre Männer bald ins Grab. Von einer Frau, die zum dritten Male heiratete, wurde gesagt: Düsse krigt öne ôk dôt, se hat ne witte lewere.

Die Farbe des Viehs (Pferde und Rinder) ist für gewisse Höfe glücklich oder unglücklich. In einem Hofe zu Volkmarode gediehen nur schwarze Pferde. Als der

---

Tiefbauamt das Übergehen der Nummer unter Zustimmung des Magistrats gebilligt worden war. Die braunschweigische Landeszeitung vom 1. Januar 1898 schreibt: „Auch hier in Braunschweig haben wir, wie ein Blick in das Adreßbuch zeigt, Straßen, in denen die Nr. 13 offenbar absichtlich vermieden ist, so z. B. in der Straße vor der Burg, Damm, Hamburgerstraße, Heitbergstraße, Hennebergstraße, Kasernenstraße und viele andere. Auch in den meisten unserer Hotels und Gasthöfe wird man das Zimmer Nr. 13 vermissen.

[1]) M. Ebeling, Blicke in vergessene Winkel. Leipzig 1889, II, S. 103.

Bauer D. in denselben heiratete, wollte er sich gern Braune anschaffen, diese gingen aber jedesmal sofort ein, so daß er bei schwarzen Pferden bleiben mußte. Man sagte daher allgemein: Schimmel un fösse hebbet dort kein dê (Gedeihen).

Zeigen sich die Blüten des Korns zuerst am oberen Ende der Ähre, statt am unteren, so wird das Korn teuer; umgekehrt wird es billig [1]).

Sticht sich eine Näherin beim Anfertigen eines für sie selbst bestimmten Hemdes in den Finger, so daß ein Blutfleck in dem Hemde entsteht, so erhält sie einen Kuß, wenn sie das Hemd trägt.

Brechen beim Kleidernähen viele Nadeln ab, so bekommt die Trägerin desselben viele Küsse.

Will man recht dicke Gurken erzielen, so muß man ein Paar abgetragene Schuhe oder alte Pantoffel (slarben) ins Gurkenbeet vergraben.

Bei Besuchen muß man sich setzen, sonst nimmt man den Besuchten die Ruhe. Set dik doch man dâl, süs künn we nich slâpen.

Ein Schutzmittel gegen üble Einflüsse ist die Sense. Ower de klucke mot ne seilse ehänget wer'n. Dann kriechen die bebrüteten Eier alle aus.

Es schützt vor Blitzschlag, wenn man, solange das Gewitter andauert, aus dem Gesangbuche laut liest.

Man soll Feuer auf dem Herde anzünden, wenn ein Gewitter naht. Anderwärts: Man muß das Feuer auslöschen, wenn es donnert und blitzt.

Rückwärts. Wenn man einen Schaden angerichtet hat, so kann derselbe wieder gut gemacht werden dadurch, daß man die betreffende Handlung rückwärts verrichtet. Es liegt in dem „rückwärts" eine besondere Kraft. Ein Geisterbeschwörer in Groß-Steinum, der Verstorbene citierte, ließ sie wieder verschwinden, indem er in seinem Zauberbuche rückwärts las [2]). Folgender Fall, bei dem es sich um das Zurückläuten von Glocken handelt, hat sich im Jahre 1866 in dem braunschweigischen Dorfe Dettum ereignet. Ich gebe den Aberglauben nach dem Braunschweiger Tageblatt, welches folgende Mitteilung damals brachte: „Ein hiesiger Hauswirt, achtbarer Mann, hatte einen unverheirateten Bruder, schon ziemlich in den Jahren, bei sich, der oft an Schwermut litt und sich in diesem Zustande erhängte. Der Hauswirt verschwieg die Todesart und erlangte ein anständiges Begräbnis mit Glockengeläute. Bald sprach sich aber die Sache doch aus. Als der Herr Pastor davon hörte, ließ er den Hauswirt zu sich kommen, machte ihm Vorwürfe, ein ehrliches Begräbnis für einen Selbstmörder erschlichen zu haben, und erklärte: die so verunehrten beiden Glocken dürften nie wieder für gute Christen geläutet werden und der Hauswirt sei verpflichtet, ein paar neue, ebenso große gute Glocken auf seine Kosten anzuschaffen. Dieser ließ sich aber darauf nicht ein. Indem nun so nicht durchzukommen war, verordnete der geistliche Herr, daß die mißbrauchten Glocken wieder ehrlich gemacht werden sollten, sie müßten zurückgeläutet werden. Der in der Glockenwelle steckende Schwengel, an welchem der Strick sitzt, wurde umgesteckt und so beide Glocken nun feierlich ein ebenso langes Schauer zurückgeläutet, was man hier landüblich „rügwas" nennt." Damals kam der Spruch auf:

O Detten, Detten
Bîna wär et vergetten
Dat du dettsch bist.

In einem gegen den im 18. Jahrhundert herrschenden Aberglauben gerichteten Artikel der Braunschweigischen Anzeigen vom 25. Oktober 1760 werden folgende abergläubige, in Braunschweig umlaufende Meinungen aufgezeichnet, die in der obigen Zusammenstellung nicht enthalten sind.

---

[1]) Beruht auf falscher Beobachtung, da alle Ähren von oben an nach unten blühen.
[2]) Voges, Sagen aus Braunschweig, S. 78.

Am Weihnachts-, Neujahrs- und heiligen drei Königs-Abend muß man Hering, der ein Rogner ist, essen, so hat man das ganze Jahr Geld.

Wirft man am Weihnachtsabend einen Schuh oder Pantoffel über den Kopf an die Stubenthür, und solcher steht verkehrt, so bedeutet das für den Eigentümer Krankheit.

Vergrabenes Geld rückt alle sieben Jahre weiter in der Erde abwärts.

Bei sich zeigenden unterirdischen Schätzen muß nichts gesprochen, sondern dieselben müssen in der Stille mit einem Stück Kleidung, worüber der Segen gesprochen, bedeckt werden.

Bei Abendzeit muß niemand eine Spinne tot machen.

Das Ohrenklingen bedeutet bald was Gutes, bald was Böses. Man sagt heute: recht ôr, slecht ôr; link ôr, klink ôr, also das rechte ist unglücklich, das linke glücklich. Klingen die Ohren, so muß man auf den Saum seines Kleidungsstückes beißen: denn bitt sik de drîwe (die Klatschbase) up de tunge.

In Krystall ist der Dieb einer gestohlenen Sache zu sehen.

Durch das Sieblaufen, wobei ein Sieb und eine Schere gebraucht werden, welche aber beides Erbstücke sein müssen, wird der Dieb einer gestohlenen Sache gleichfalls entdeckt. Gesehen habe ich dieses Verfahren nicht.

Fußtapfen. In das Gebiet des Sympathieaberglaubens gehört das trappen upnêmen. Man nahm die Erde auf, welche die Fußspur eines Diebes bildete und hing sie in einem Säckchen in den Rauch; dadurch ging der Dieb an der Auszehrung zu Grunde [1]).

In Ribbesbüttel verfährt man folgendermaßen: Man nimmt Pottasche, Quecksilber und die Erde, wo jemand hingetreten ist, thut es zusammen in einen neuen Topf und stellt es an einen trockenen Ort, dann muß der, dessen Fußtapfe aufgenommen ist, sterben [2]).

Wenn im Gifhornschen Bienenkörbe gestohlen werden, so nehmen alte Imker den an der Stelle des gestohlenen Bienenkorbes zurückbleibenden müll (Strohabfälle ꝛc.) und hängen ihn in einem Säckchen in den Herdrauch. Nun vergeht der Dieb an der Auszehrung. So noch 1895 in Gamsen. Die gleiche Vorstellung herrscht bei der Vernichtung von Ungeziefer. Im Sommer 1898 richteten die Raupen in Bodenburg arge Verwüstungen an. Um dem abzuhelfen, nahm ein dortiger Gärtner ein Säckchen voll Raupen und hing sie zum Verdorren in den Schornstein, damit die übrigen vergingen [3]).

Eine Zauberformel, um Diebe und Brandstifter zu entdecken, soll noch in Groß-Dahlum gebräuchlich sein, worüber folgendes berichtet wird [4]). Wenn Brandstiftung oder Diebstahl vorgekommen, wird ein von Vater oder Mutter ererbtes Buch genommen und zwischen die Blätter ein Schlüssel gesteckt, so daß er hervorragt. Dann bindet man das Buch zusammen. Alsdann faßt man mit beiden Mittelfingern den Schlüssel und spricht:

Arfbauk, ik frâ'e dik,
Arfbauk, ik klâ'e dik:
Du lüggst nich,
Du verswiggst nich,
Du seggst de warheit.

[1]) Nach Bericht aus Diddersе. Ganz so im Hannov. Wendlande (Hennings, Das hannov. Wendland. Lüchow 1862, S. 73). „Aufgenommene Menschentritte dienen Rache auszuüben", heißt es in den Braunschw. Anzeigen vom 25. Oktober 1760. Über die weite Verbreitung dieser sympathetischen Handlung bei den Naturvölkern vergl. Andree, Ethnogr. Parallelen, Neue Folge, Leipzig 1889, S. 8.

[2]) Fiesel, Geschichten aus dem Papenteich. Gifhorn 1897, S. 64.

[3]) Braunschw. Landeszeitung, 30. Sept. 1898.

[4]) Zeitschrift „Niedersachsen", 1. März 1899, S. 175.

Wer hat H. sînen hof anestôken?
Is't H. ewest?
Is't M. ewest? ꝛc.

Fängt das Buch mit dem Schlüssel sich an zu drehen, so ist derjenige der Thäter, dessen Name in dem Augenblick genannt wird.

Die Wünschelrute ist ein abergläubisches Zaubergerät von besonderer Kraft und muß hier erörtert werden. Dieser Aberglaube ist noch ungemein weit verbreitet in unserm Herzogtum. Begünstigt wird derselbe durch Wassermangel in manchen Gegenden, der namentlich bei der Wasserversorgung der Städte und bei der Verbreitung der Industrie über das flache Land sich fühlbar macht. Ihm abzuhelfen haben neuerdings „Quellensucher" vielfach ihr Wesen getrieben und dabei eiserne oder hölzerne Wünschelruten verwendet, Magistrate einiger Städte und Dorfgemeinden haben sich dieser Leute bedient. Schon in der berühmten von Diderot und d'Alembert herausgegebenen Encyclopédie ou dictionnaire raisonné des sciences etc. (Paris 1751 ff.) heißt es in dem Artikel abreuver, „von der Wünschelrute lassen sich übrigens nur Narren anführen und nur abergläubische Quellensucher oder Charlatane dürfen es wagen, sie anzuwenden". Trotz dieser in wissenschaftlichen Kreisen seit mehr als hundert Jahren verbreiteten Erkenntnis, trotz aller „Aufklärung" ist die Zahl jener noch sehr groß, die da glauben, einem gewöhnlichen Stücke Eisen oder einem abgeschnittenen Zweige wohne die Kraft inne, Wasser in der Tiefe des Erdbodens oder metallische Schätze nachzuweisen. Doch dürfen wir Braunschweiger uns damit trösten, daß der gleiche Aberglaube noch weit durch Deutschland verbreitet ist[1]) und daß die Engländer das Gerät als divining-rod[2]), die Franzosen als baguette divinatoire, die Italiener als verga lucente oder verga trepidante (lichtgebende oder zitternde Rute) auch heute noch verwenden. Es ist sehr alt, erreichte aber im 15. und 16. Jahrhundert seinen Höhepunkt, wo alle Bergleute, Schatzgräber, Brunnenmacher damit versehen waren. Ein größeres Lehrbuch in sieben Kapiteln von Basilius Valentinus erschien schon 1490 darüber[3]).

---

[1]) Vergl. Prof. F. Knapp, Die Anwendung der Wünschelrute beim Passauer Grubenbetriebe. Globus, Band 63, S. 328 (1893).

[2]) A few years ago a leading man and M. P. (Parlamentsmitglied) for the county Carlow used the divining-rod, but without success, looking for minerals on his property. Folk-lore-Journal, vol. III, p. 282 (1885).

[3]) Sonstige Litteratur: In den Braunschweiger Anzeigen von 1752, S. 148, fragt ein Ungenannter nach der Bedeutung der Wünschelrute, da es im Harze viele „Rutengänger" gäbe, die Goldadern suchten, worauf ihm Seite 1625 ausführliche Antwort mit vielen Nachweisen aus der älteren Litteratur erteilt wird. — Chr. v. Aretin, Die Litteraturgeschichte der Wünschelrute, München im Neuen litterarischen Anzeiger 1807, S. 305 bis 477. — Andreas Otto, Beschreibung von der Wünschelrute, Nürnberg 1694. — Jacob Grimm, Deutsche Mythologie[1], S. 545. Schon althochdeutsch heißt sie wunsciligerta (als Übertragung des zauberkräftigen caduceus Merkurs). — C. Sterne, Die Wahrsagungen aus den Bewegungen lebloser Körper unter dem Einflusse der menschlichen Hand. Weimar 1862. — Prof. Hippolyt Haas

Der Geologe Haas, welcher sich ausdrücklich dagegen verwahrt, daß „occulte Kräfte" in dem Zauberstabe liegen, und der alle übernatürlichen Eigenschaften der Wünschelrute von sich weist, auch den vielen Schwindel, der damit getrieben wird, „um den Dummen, die nie alle werden, Sand in die Augen zu streuen", bemerkt: „Es ist schwer, sich ein objektives und richtiges Urteil darüber zu bilden, ob alle die Leistungen, die mit der wasserschlagenden Rute ausgeführt werden, ins Reich der Fabel und der Mythe und in das Kapitel vom Betrug zu versetzen sind, oder nicht. Gerade hier sind so eigentümliche und bisweilen geradezu verblüffende Ergebnisse zu verzeichnen, daß man wohl kaum berechtigt sein dürfte, alle diese Fälle als Humbug anzusehen, ohne das Kind mit dem Bade auszuschütten." Freilich, daß die zitternde eiserne oder hölzerne Rute das Auffinden von Wasser zu stande gebracht habe, vertritt selbstverständlich Haas nicht.

Bei uns heißt das Gerät wickerraue von wicken, wahrsagen, vorhersagen (angelsächsisch viccian, fascinare, holländisch wikken, zu vergleichen das englische witch, Hexe), man sagt auch einfach raue (Rute); in den Dörfern im südlichen Teile des Herzogtums, nach dem Harze zu, spricht man wickelraue [1]). Das Ding, welches man mir zu Neindorf im Hasenwinkel zeigte, war eine gabelförmige Haselrute, etwa 40 cm lang und an einem Neumondstage geschnitten; es gehörte einem herumziehenden Quellenfinder und Karussellbesitzer. Der Suchende faßte es an den beiden Enden der Gabel, so daß der Stiel nach oben stand und ging so über das Land hin, wo er Wasser vermutete. Die Rute schlug mit der Stielspitze von selbst nieder, wo Wasser in der Tiefe ansteht. Auch Eisenstäbe sollen angewandt werden, doch ist mir darüber nichts Näheres bekannt geworden. In den Dörfern der Vorsfelder Gegend und im Drömling ist die Wünschelrute noch häufig im Gebrauche [2]).

Quellenkunde, Leipzig 1895, S. 184 ff. Prof. F. W. Barrett, On the so-called Divining-Rod or Virgula divina: a scientific and historical research as to the existence and practical value of a peculiar human faculty, unrecognized by science, locally known as dowsing (Proc. Soc. Psychical Researches, part 32, vol. XII. July 1897 (Reviewed in „Nature", 14. Oct. 1897). — Mythische Beziehungen der Wünschelrute recht subtiler Art, so daß ich nicht zu folgen vermag, erörtert W. Schwartz in der Zeitschrift d. Vereins für Volkskunde II, S. 67. Berlin 1891. Die Wünschelrute in der Schweiz, wo man die Quellensucher „Wasserschmecker" nennt, wird behandelt im Schweizer. Archiv für Volkskunde III, S. 173 und IV, S. 241 (1899 und 1900).

[1]) „Wollte man einen Brunnen graben lassen, dann wurde ein Wassersucher geholt, der eine Gerte (swucksche) von Salweide mitbrachte, eine wickelraue, die schlug an der Stelle, wo Quellwasser unter der Erde war, auf und nieder. Auch konnte man Geld damit finden, das in der Erde vergraben war." Muddersprake, Plattdeutsche Zeitschrift von Th. Reiche, Braunschweig 1888, Band I, S. 5.

[2]) Pastor Ebeling (Blicke in vergessene Winkel II, S. 275) sah den gabelförmigen Weidenzweig dort noch kürzlich zum Quellensuchen benutzen, freilich ohne Erfolg. Wie das Wünschelrutengeschäft betrieben wird, darüber belehrt uns auch eine Mitteilung der Braunschweigischen Anzeigen vom 22. April 1895. Sie lautet: „Bettingerode, 21. April. Die hiesige Molkerei-Genossenschaft ist genötigt, einen

Die Wetterregeln.

Wie überall sind auch bei unserm Volke eine große Anzahl von Wetterregeln und Prophezeiungen im Umlaufe, die nach ihrer Bedeutung und ihrem Werte sehr verschieden sind. Man glaubt mehr oder minder daran, doch ist „Professor" Falb mit diesen Wetterregeln neuerdings in Wettbewerb getreten, doch seine „kritischen Tage" haben kaum den Wert wie die Bauernregeln, denn bei den alten Bauernregeln über das Wetter sind manche aus einer Summe von Erfahrungen heraus entstanden, welche der stets mit der Natur und ihren Wechselerscheinungen im Zusammenhange lebende Landmann allmählich sammelte und in Formeln brachte. Ganz anders wie der Städter, der den Himmel zwischen hohen Häusern nur stückweise sieht, kann der Landmann den heben, den physischen Himmel, beobachten. Der Hirt, der die Nacht im Freien bei seiner Herde zubringt, entwickelt naturgemäß astrologische Neigungen und bringt das Wetter mit den Mondphasen und Sternen in Zusammenhang; andere Beobachtungen des Himmels, der Wolken, der mit der Witterung wechselnden Gewohnheiten der Tiere führen abermals zu anderen Regeln, die oft einen guten Kern enthalten, sich bewahrheiten und deshalb auch geglaubt werden, wenn auch ein Grund dafür nicht angegeben werden kann. Im allgemeinen heißt es: den kalenner mâket de minschen, dat wedder de leiwe herrgott. Diese Erkenntnis hat aber keineswegs verhindert, daß gerade eine Menge alter Kalenderaberglauben in Bezug auf das Wetter Eingang auf dem Lande gefunden hat. Dieser Kalenderaberglauben geht, soweit er die Wetterregeln betrifft, wieder weiter zurück auf das deutsche Wetterbüchlein, dessen erste Auflage 1505 erschien und einen gewissen Leonhard Reynmann zum Verfasser hat. Es ist außerordentlich oft aufgelegt und bringt selbst wieder uralte Regeln, die schon in den Schriften des Altertums (Theophrast, Aratus, Virgil, Plinius) zu finden, aber von Reynmann in derbe gereimte deutsche Verse gebracht wurden. Ungefähr gleichzeitig (1517) erschien die konkurrierende „Bauernpraktik" des Heyne von Uri, welche noch mehr Auflagen erlebte. Sie erfuhren manche Nachahmungen, bilden aber den Grundstock zu den noch heute umlaufenden Wetterregeln[1]). Einige fast wörtlich zu den heute gültigen Regeln unserer Landleute stimmende Angaben des Wetterbüchleins füge ich unten in Anmerkungen bei.

---

zweiten Brunnen zu graben, weil der erste nicht ausreichend ist. Um sicher zu sein, ergiebige Quellen zu finden, ließ die Genossenschaft den Quellensucher Milatz kommen. Dieser schritt mit seiner Weidenrute in der Hand die Gegend in der Nähe der Molkerei ab, die Rute bog sich bald stark zur Erde und M. versicherte, daß hier reichlich Wasser zu finden sei. Die sechs anwesenden Vorstandsmitglieder der Genossenschaft machten mit derselben Rute auch Versuche; nur bei einem Herrn neigte sich die Rute an der betr. Stelle, während sie bei den übrigen fünf ruhig blieb." Der hier angeführte „Quellensucher" ist ein Butterhändler in der Stadt Braunschweig.

[1]) G. Hellmann, Meteorologische Volksbücher. Berlin 1895. S. 21 bis 30.

Eine Hauptsache für den Landmann ist der Regen, und da giebt es denn eine Unzahl Wetterregeln, die sein Kommen oder Ausbleiben anzeigen. Im folgenden gebe ich eine Auswahl fast durchweg geltender:

Das Ausschlagen der Eschen und Eichen ist bedeutsam für nasse oder trockene Witterung des folgenden Sommers, je nachdem die Blätter des einen oder anderen Baumes eher erscheinen, was in Versen ausgedrückt wird:

Kummt de eike vor de esche,
Hält de himmel grôte wäsche.
Kummt de esche vor de eike,
Hält de himmel grôte bleike.

Wenn es am „Siebenschläfer", 27. Juni, regnet, so regnet es sieben Tage oder sieben Wochen lang hintereinander.

Sitzen die Tauben in einer Reihe hintereinander auf dem Dache, so giebt's bald Regen. — Viele Frösche auf dem Trockenen deuten auf baldigen Regen.

Fliegen die Hühner gegen ihre Gewohnheit hoch, so giebt's bald Regen.

Fliegen die Schwalben niedrig, so giebt's bald Regen.

Stehen während des Regens große Blasen auf den Pfützen, dann regnet es noch drei Tage hintereinander.

Ist der Blocksberg verschleiert, dann giebt's Regen.

Hat der Mond einen Hof, dann giebt's binnen drei Tagen Regen.

Wenn't dorch den heidrôk râ'ent, râ'ent et lange.

Sind die blinnen flei'n (Stechfliegen) sehr blutdürstig, so giebt's bald Regen[1]).

Schreit der Grünspecht viel, so giebt's bald Regen.

Kräht der Hahn früh auf dem Miste, so giebt's Regen. Einen Bauern in Harvesse, der an einem solchen Tage Heu einfahren wollte, ärgerte das so, daß er, 1897, mit den Worten: Toif, du sast mik dat wedder nich verdarben! dem Hahn den Hals umdrehte!

Wenn der Wald brûet (dampft), giebt es Regen.

Regnet es Karfreitag, so regnet es auf einen heißen Stein, d. h. wir bekommen einen heißen Sommer.

Wenn's am Johannistage unter Mittag regnet, werden die Bucheckern taub.

Wenn de sunne sau froi schînt, gift et râ'en.

Râ'nt et abends in'n râ'nbogen, sau râ'nt et annern dâges we'er.

Wenn sik de dûwen bâ'et, gift et râ'n.

Morgenregen sind Morgengäste, die bleiben nicht lange (Helmstedt).

Hat'n vor Johannig keinen râ'n, sau hat'n na Johannig.

Wenn de katten prûstet, gift et slecht wedder (râ'en).

Regnet's am St. Jakobstage (25. Juli) oder am dritten Freitage vor Jakobi, so verderben die Eicheln. (Braunschw. Kalender von 1685.)

Wenn de sunne in'n abendbrôtspot schînt, dann gift et den annern dag râ'en. Trecket abens de sunne wâter, sau râ'nt et en annern dag.

Selbst die Strümpfe sind von Einfluß auf den Regen. Läßt jemand sie herabhängen, so fängt es bald zu regnen an. De strümpe trecket wâter, heißt es da.

Fressen die Hunde Gras, so giebt's bald Regen[2]).

---

[1]) Wetterbüchlein von 1505: Wenn die roß seer beissen die mucken, Bedeut ein regen von freyen stucken.

[2]) Wetterbüchlein von 1505: Wenn den Hunden die bauch kurren, Vil gras essen, greinen und murren, So bleibt selten unterwegen, Es folgt bald darauf ein regen.

Schînt de sunne up't natte blatt,
Gift et balle wê'er wat.

Erhellt sich im Süden bei Frost der Horizont, so sagt man in Büddenstedt: De Halberstädtschen he de luchte ûtehänget; et will bêen (tauen).

Auch die Gewitter haben ihren eigenen Kreis von Regeln.

Zieht das erste Gewitter im Jahre über kahle, noch unbelaubte Bäume, so giebt's viele Gewitter.

Stets hundert Tage nach einem Herbstnebel erfolgt ein Gewitter.

Während des Gewitters darf man nichts essen, „denn den Schläfer laßt schlafen, den Fresser schlagt tot, sagt der liebe Gott" (Klein-Schöppenstedt).

Während eines Gewitters lösche man das Feuer auf dem Herde, damit es nicht einschlägt. (Andere zünden während des Gewitters Feuer an.)

Donnerkeile, die vorgeschichtlichen Steinbeile, schützen das Haus gegen Blitzschlag. Sie werden durch Gewitter auf die Erde geschleudert. Die gleiche Eigenschaft schreibt man auch (z. B. in Meerdorf) den vielfach vorkommenden Belemniten zu.

Das schöne Wetter hat auch seine Vorbedeutungen.

Wenn die Schwalben hoch fliegen, wird's schön Wetter.

Ist der Blocksberg klar zu sehen, giebt's gut Wetter.

Wenn de sunne dorch den heidrôk schînt, het we lange gut wedder.

Sind alle Schüsseln rein ausgegessen, so giebt's am nächsten Tage gut Wetter.

Abendrôt gut wedder bôt,
Morgenrôt dat wâter an'n tûne flôt.

Eine andere Lesart dieses Wetterspruchs ist:

Morgenrôt dat wâter up'r strâten flôt,
Abendrôt den annern dag gut wedder bôt[1]).

Eine Änderung der Witterung tritt ein, wenn't hellhörig is, d. h. wenn man auf große Entfernungen hin hören kann.

Stehen schwarze Wolken im Norden über der Heide, so sagt man in den an das Lüneburgische grenzenden Dörfern: „de heidjer brummt." Ist's dort hell und heiter: „de heidjer lacht", es giebt gutes Wetter. Allgemein heißt der Heidebewohner heidjer, paganus.

Frost, Eis und Schnee machen wieder ein besonderes Hauptstück in den Wetterregeln unserer Landleute aus.

De erste rîfen werd immer noch emal afespäult; es folgt immer noch einmal Regen auf den ersten Reif.

Wenn de martensgaus up'n îse steit,
Kristkinneken in'n drecke geit.

Groine wînachten, witte ostern.

Fanget de dâge sik an tau längen,
Fanget de külle sik an tau strengen.

Märzenschnee thut den Saaten weh.

Mamertus, Pankratius, Servatius (11. bis 13. Mai), die „gestrengen Herren", stehen in Achtung; man fürchtet bis dahin noch Frost.

Wenn't up Mattîs freist, sau freist et 40 nächte.

[1]) Wetterbüchlein von 1505: Ain morgenröt die leugt nit, Ain bauchete Magd taugt nit, Die röt bedeut ain regen oder wind, So ist die magd faißt oder tregt ain kind. — Wenn in der sonnen nidergeen Rot wolken an dem himmel steen, Der tag darnach würt gewonlich schön.

Mattîs brickt dat îs, finnet he keins, mâkt'e eins.
Lichtmissen hebbet wi winter wissen.

Wenn's am Tage Petri Stuhlfeier (22. Februar) friert, so wird es noch 14 Tage frieren. (Braunschw. Kalender von 1685.)

Soviel Reif oder Fröste vor Michaelis kommen, so viel sollen nach folgender Walpurgis kommen. (Daselbst.)

St. Gallen (16. Oktober)
Lät den snei fallen.

Allgemeine Regeln sind:

April warm, Mai kolt, Juni natt,
Füllt den bûren schûn und fatt.

Nehmen im Winter die Bäume und Steine eine dunklere Färbung an, so giebt's bald Tauwetter.

Am sünnabend mot gut wedder sîn — da dröget de pastor en kragen — bezieht sich auf die großen Halskrausen der Pastoren.

So, wie das Wetter am Freitag ist, wird es auch am folgenden Sonntage sein.

Is de woche wunderlich,
Is de frîdag absunderlich.

De wind steit mit'n häunern up un geit'r midde tau bedde. Der von morgens früh an wehende Wind stillt gewöhnlich gegen Abend ab.

Sau, as Vitusdag sik hält,
Is de ganse harwest bestellt.

Am 1. September (Ägidii) sagt man: Wenn de hirsch natt up de brunst geit, gift et natt wedder; geit hei dröge up de brunst, gift et dröget wedder.

Früh genug hat es aber schon Zweifler gegeben, welche mißtrauisch alle diese geglaubten Wetterregeln betrachteten. Daher stammen denn auch Spottregeln, die ganz in der Art der echten gehalten sind und mit sicherem Tone vorgetragen werden, so daß man sie vielfach als Weisheit ansieht. Dahin gehören:

Wenn der Hahn kräht auf dem Mist,
So ändert sich's Wetter, oder bleibt, wie es ist.

Guckt die Maus aus ihrem Loch,
So hat sie gefressen oder es hungert sie noch.

Es schließen sich den Wetterregeln an zahlreiche auf Erfahrung und Beobachtung beruhende Regeln, welche mit der Landwirtschaft und der Naturumgebung des Bauern im Zusammenhang stehen, zum Teil aber alten Kalendervorschriften entstammen.

Säet man, wenn die Sonne in den Zwillingen steht, so wird die Ernte gut.

Erbsen darf man nicht säen, wenn die Sonne im Krebse steht; sie werden sonst wurmstichig.

Kohl muß vor dem Vitustage (15. Juni) gepflanzt sein, sonst mißrät er, denn vîtkôl, schîtkôl.

Wenn Sonne und Mond gleichzeitig am Himmel stehen, darf kein Weizen gesäet werden, sonst kommt der Brand hinein.

Wenn et tweimal sewene sleit an dâge, dann fänget et gras an tau wassen, d. h. wenn die Tage so lang geworden sind, daß man 7 Uhr zweimal bei Tageshelle schlagen hört.

Bohnen sollen am 12. Mai gesäet sein; säet man sie im Zeichen des Krebses, so gelangen sie nicht zur Blüte. Gut ist für sie das Zeichen der Jungfrau.

Am 1. Mai muß sich die Krähe schon im Korne verstecken können, dann wird die Ernte gut.

Die Gerste muß in elf Wochen von der Banse herab und wieder hinauf, oder in einem Vierteljahre zweimal im Sacke sein, denn längere Zeit soll bei normalen Verhältnissen zwischen Aussaat und Ernte nicht vergehen.

Rüben behalten nur bis zum Anfang des neuen Jahres ihren guten Geschmack, denn

Hillige drei könige hochgebôren,
Hebbet de roiwen den smack verlôren.

Fabian Sebastian, let den sap in de böme gân.

Solange de ütschen vor ôlen maidâge (12. Mai) raupet, so lange möttet se na maidâge swîgen.

Auf St. Jürgen soll man die Kühe von den Wiesen „schürgen". Bis dahin (23. April) läßt man sie auf den Wiesen gehen; alsdann aber muß man sie entfernen, damit Heu und Grummet wachse. (Braunschw. Kalender von 1699.)

Die elfte Woche nach Weihnachten soll der Pflug auf dem Acker sein. (Braunschw. Kalender von 1685.)

Oktober mâket de pâre power — in diesem Monate müssen sie am meisten arbeiten.

Johannig dreit sik dat hâr up'r kau. Die Kühe werden dann rauh.

Am witten sundâge (nach Ostern) müssen die Schafe draußen auf der Weide sein.

Das Fleisch, das bei Neumond geschlachtet wird, verdirbt schnell.

Am Valentinstage (14. Februar) setze keine Henne an, denn die Jungen werden entweder blind oder lahm oder sterben sonst weg. (Braunschw. Kalender von 1685.)

Regnet es am St. Johannistage, so geraten die Nüsse übel; wenn es am Margaretentage regnet, fallen die Welschnüsse ab und die Haselnüsse werden wurmig. (Braunschw. Anzeigen 1760, S. 1393.)

Die Volksmedizin.

In der Volksmedizin, die teilweise in das Kapitel vom Aberglauben übergreift, finden wir sehr verschiedene Elemente, die zu ihrer Ausbildung beigetragen haben. In manchem Brauche mag noch ein Rest heidnischen Glaubens stecken, deutlich werden Erinnerungen aus der katholischen Zeit klar, wo Heilige und dergleichen im Spiele sind, auch sind wohl Niederschläge alter Klostermedizin vorhanden, hauptsächlich aber, so scheint mir, sind noch alte Kalendervorschriften maßgebend. Ich habe wenigstens handschriftlich noch heute umgehende und immer und immer wieder abgeschriebene Rezepte mit solchen sehr ähnlich gefunden, welche der seit dem 17. Jahrhundert bestehende Braunschweigische Kalender gebracht hat, der unter dem Volke sehr verbreitet war und noch ist[1]).

[1]) Hier einige Vorschriften: „Wenn einer das Laxieren kriegt, dann muß er brauchen: 2 Hände voll Eichenborke von Heistern (jungen Eichen), 2 Hände voll Borke von Bruchweiden, 2 Hände voll Kresse, das muß er in einem Kessel kochen und alle Tage drei- bis viermal ein Quartier voll einnehmen. — Ein Pulver zu heilen die Wunden: Für 4 Pfennige roten Bollos, für 4 Pfennige weißen Bollos, für 4 Pfennige Spießglas, für 4 Pfennige Teufelsdreck, für 4 Pfennige Finegretum, für 4 Pfennige Anissamen, für 4 Pfennige Safafras. — Für Fluß am Beine muß man brauchen: Für 4 Pfennige Bleiweiß, für 4 Pfennige Silberglätte, für 4 Pfennige Weinstein, für 4 Pfennige weißes Baumöl." (Eingetragen in ein Leinewebermusterbuch aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts.)

Herumziehende Quacksalber haben wohl auch Reste ihrer Thätigkeit hinterlassen; sie waren auf den Jahrmärkten eine gewöhnliche Erscheinung, wo sie aus ihren Medizinkästen und „Olitätenschachteln" Geheimmittel feilboten, was aber durch eine Verordnung von 1768 bei Wegnahme der Ware verboten wurde[1]).

Die Wunderdoktoren, die im Anfange des 19. Jahrhunderts in Braunschweig sich aufhielten, hat Dr. K. F. A. Scheller in seiner 1814 erschienenen Jeremiade S. 121 folgendermaßen gekennzeichnet:

Ein Schreiner heilt mit Sympathie
Geschwür und Wunden spat und früh.
Im Wasser schaut ein Kohlenbrenner
Vom Harz, ein großer Menschenkenner,
Im Magen gar ein Katzenhaar,
Das vor zehn Jahr'n verschlucket war.
Ein Vogelstopfer her aus Franken
Stopft auch hier aus gar manchen Kranken;
Im blauen Mantel Balsamträger
Aus Hungarn waren Krankenpfleger,
Kuhhirten, Schuster und Scharfrichter
Frei brauchten ihren Gesundheitstrichter;
Auch Pferd- und Schwein- und Hunddoktoren
Den Menschen kriegten bei den Ohren,
Und wöchentlich aus Wahle ein Bauer
Nach Braunschweig kam zur Krankenlauer.
Ein Jud den Bandwurm thut verscheuchen
Mit Zinkoxyd aus Menschenbäuchen.

Wunderdoktoren, weise Frauen und derlei Volk, das in langsamen Abstufungen in die Naturheilkünstler übergeht, sind noch heute auf dem Lande zu finden, haben Zulauf und gutes Auskommen. Noch sind mîgenkîker (Urinbeschauer) vorhanden, die alles nach dem Beschauen des Urins kurieren. Der aus dem Braunschweigischen stammende Schäfer Ast, dem 1894 der Prozeß als Wunderdoktor in Winsen an der Luhe gemacht wurde, gab an, erblich das Heilvermögen zu besitzen, seine Vorfahren hätten schon einen Herzog von Braunschweig kuriert. Er erkannte die Krankheiten der Menschen aus einigen Haaren, die den Betreffenden aus dem Nacken geschnitten waren, ein Verfahren, das ähnlich (wenigstens bei Viehkuren) mir auch bekannt geworden ist. Cremlingen und Königslutter haben heute (1895) ihre Wunderdoktoren bezw. Doktorinnen. Der jetzt verstorbene Kistner in Rautheim trieb Kurpfuscherei. Eines seiner Hauptmittel war die Nachgeburt, die er sich von Hebammen verschaffte, zu Asche verbrannte und deren Pulver er seinen Medizinen beimischte. Fehlte menschliche Nachgeburt, so nahm er hâmel, die tierische.

Großen Zulauf, auch aus den Städten Braunschweig, Celle, Peine, Hannover, hatte in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts ein Bauer in Duttenstedt,

[1]) Die Landleute warnend schreibt der Braunschw. Kalender von 1770: „Von der landesverderblichen Brut der Quacksalber giebt es zwo Gattungen. Einige schwärmen heimlich auf dem Lande herum und nehmen dem Landmann sein Geld für schlechte, schädliche Waren und büßet er oft Gesundheit und Leben ein. Die andere Gattung hält sich hier und da auf dem platten Lande auf. Diese rühmen sich oft, die Krankheiten bloß aus dem Ansehen des Urins zu beurteilen."

der ein ganz eigentümliches Verfahren anwandte, um die Krankheiten seiner Patienten zu erkennen. Er hatte eine Anzahl Abtritte mit Torfgruben nebeneinander errichtet, welche seine Kranken benutzen mußten. Nach dem Erfolge dieser Besuche und deren eingehender Betrachtung beurteilte er die Krankheit. Davon kam ein Spottvers auf, den ich früher öfter hörte:

Hei is en rechten swînehund,
Hei is von de reserve (?),
Hei kummt hiher na Duttenstedt
Un schitt up mîne törwe.

Die Massage war längst unter unseren Bauern bekannt, ehe sie in der wissenschaftlichen Medizin Eingang fand, wie ja auch viele Naturvölker (z. B. in der Südsee) mit Erfolg massieren. Man nannte das Verfahren striken. Berühmt durch gute Erfolge war z. B. die alte Blankesche in Groß-Sisbeck, die mit den Daumen strich und dabei Öl aus ihrem kleinen Krüsel verwendete.

Das Aderlassen ist nun wohl allmählich vom Lande verschwunden, aber es ist noch nicht lange her, daß es mit einer großen Regelmäßigkeit betrieben wurde. Die Weisheit der Ärzte und Quacksalber des 16. Jahrhunderts hatte aufgefunden, daß das Aderlassen im Frühling durchaus notwendig sei; ein jeder fürchtete Krankheit und Tod, wenn er nicht zur Ader ließ, wodurch die Bader reichliches „Laßgeld" einstrichen. Die Bauern standen reihenweise vor deren Buden und die Soldaten mußten auf Regimentsbefehl „lassen". In einem im 17. Jahrhundert viel verbreiteten Buche[1]) lesen wir, daß, wer am 17. Januar zur Ader läßt, blind wird, am 23. Februar Krämpfe bekommt, am 25. Juli das Gedächtnis verliert. Um solchem Unheil vorzubeugen, brachte daher der Braunschweigische Kalender ganz genaue Vorschriften für das Aderlassen; die durch den größten Teil des 18. Jahrhunderts sich hindurchziehenden Aderlaßtafeln waren stets von dem gleichen Holzschnitte begleitet und mit der Erklärung versehen, man brauche sich dabei vor keinem bestimmten Tage zu fürchten, wie denn Abergläubige besonders den 25. März scheuten. „Wenn aber keine treibende Not vorhanden, ist es im Frühling und Sommer auf der rechten, im Herbst und Winter auf der linken Seite am besten Aderlassen, wobei noch der Mondeslauf, die Stelle im Tierkreise nebst anderen Aspekten der Planeten zu beachten. Für allen Dingen ist zu merken, daß man nicht leichtlich Aderlasse im Eintritt des neuen und vollen Lichtes und wenn der Mond oder die Sonne bei dem Saturn und Mars oder in ihren Gevierten oder Gegenschein stehen; zwischen dem ersten und letzten Viertel des Mondes ist es am besten, daneben kann man sehen auf die Zeichen des Zodiaci, darinnen der Mond gehet nach Anweisung des Laßmännleins und daß man an keinem Glied Ader lasse in eben dem Zeichen des Mondes, so das Glied regieret. Man muß auch einen Unterschied derer Temperamente und Leibeskonstitution beim Aderlassen in acht nehmen. Die Phlegmatici können Ader lassen, wenn der Mond

[1]) Des abenteuerlichen Simplicissimi ewigwährender Kalender. Nürnberg 1670. S. 218.

im Widder und Schützen, die Cholerici im Krebs und Fischen, die Melancholici aber in der Wage und Wassermann, wobei man die adspectus contrarios consideriert und den Respekt der Zeichen auf die Glieder halte, weil der Widder das Haupt regiert, den Hals der Stier, die Schulter, Arm und Hände die Zwillinge, die Lunge, Magen und Milz der Krebs, das Herz und Rücken der Löwe, den Bauch und Eingeweide die Jungfrau, Blase und Nieren die Wage, die Scham der Skorpion, die Hüfte der Schütz, die Kniee der Steinbock, die Schienbeine der Wassermann, die Füße die Fische." (Fig. 169.)



Fig. 169. Aderlaßmännchen.
Aus dem Braunschweiger Kalender von 1707.

Gegen die Segen- und Zaubersprüche, welche in der Volksmedizin eine große Rolle spielen, hatte sich schon ein landesfürstliches Edikt vom 8. Juli 1648 vergeblich gewendet. Sprüche gelten heute aber noch und thun noch ihre angebliche Wirkung, wenn sie auch jetzt meist sehr einfacher Art sind. Aus früherer Zeit besitzen wir weit ausführlichere und eigenartigere, wie den der Adelheid Neddermeyer aus Engelnstedt bei Salder, welche 1663 der Hexerei angeklagt war. Der Spruch, mit welchem sie ihren Verwandten, Kurt Neddermeyer, vor Schaden behütet haben will, lautet[1]):

Unsere liebe Frau und Sanct Johannes
Die gingen zu Hauf über einen Barg,
Da mötten (d. h. begegneten) ihnen da ein Zwarg und ein Arg,
Ein Arg und Zwarg, ein Zwarg und ein Arg.
Da sprach sich unsere liebe Frauen:
Wo wollt ihr hin, ihr Zwargen und ihr Argen,
Ihr Argen und ihr Zwargen, ihr Zwargen und ihr Argen?
Da sprachen die Zwargen und die Argen,
Die Argen und die Zwargen, die Zwargen und die Argen:
„Wir wollen hinziehen zu Kurt Neddermeyer und
wollen ihm benehmen sein Gehend und sein
Stehend, sein Liegend und sein Sitzend, sein
Wachend und sein Schlafend, sein Essend und
Sein Drinkend und all seine Wohlfahrt. Sein
Fleisch wollen wir essen und sein Blot wollen wir drinken."
Da sprach sich unsre liebe Frau:
„Ich verbiete Dir bei dem Wachse und bei dem Flachse
Bei der Taufe und bei dem heiligen Weihwort,
Daß Du Kurt Neddermeyers Fleisch nicht essest
Und sein Blot nicht drinkest,
Und weseſt heimlich und stille

[1]) A. Rhamm, Hexenglaube in Braunschw. Landen, S. 98.

Als unsern lieben Frauen ihr Atem in ihrem Munde,
So lange, daß Marie einen lieben Sohn gewinne.
Das hab Dir der Wind angeweyet
Oder Regen angespreyet
Oder ein gud Wichte angeleyet:
Das thun Dir ein Winnemus und ein Spinnemus:
Das heiße Dir Gott und der heilige Christ,
Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.
Amen."

Bäuten, bäute daun (von altsächsisch buota, bôta, Hülfe), d. h. das Besprechen, ist wohl das am meisten verbreitete und heute noch täglich angewendete Heilmittel, bei dem heidnischer Aberglaube und christliche Formeln sich mischen. Die dabei angewendeten Besprechungsformeln kommen in doppelter Gestalt vor; entweder sind sie kurze Befehle, welche das Aufhören der Krankheit, des Blutens 2c. durch einen bloßen Zuruf bewirken sollen, oder sie werden in Form einer kleinen epischen Erzählung gegeben; diese berichtet meistens von Krankheitserscheinungen ähnlicher Art, die in Form und Farbe äußerlich dem zu besprechenden Übel gleichen; similia similibus ist ein die ganze Volksmedizin durchziehender Grundsatz. Noch immer, trotzdem bald 400 Jahre seit der Reformation vergangen sind, spielen die katholischen Heiligen beim bäuten eine Rolle. Die Formeln werden leise gesprochen und die Zahl 3 ist dabei auch wichtig. Dreimal wird dabei ein Kreuz über die kranke Stelle gemacht, dreimal ausgespuckt 2c. Das Besprechen ist eine Kunst, die erblich ist, aber nur wenn ein Mann sie einer Frau oder eine Frau einem Manne mitteilt, auf andere übertragen werden kann. Gewöhnlich sind es alte Frauen, die sich damit beschäftigen. Viel ist nicht dahinter, höchstens sagen sie, daß vor Sonnenaufgang, oder bei Neumond, oder an einem Freitag das bäuten vorgenommen werden müsse. Man bespricht Vieh und Menschen, deren Krankheiten, offene Wunden, Blutfluß der Frauen, Warzen, Flechten, Grind dadurch vergehen sollen. In Waggum sagte man mir: Der Spruch dabei ist Geheimnis. Anderwärts (Klein-Schöppenstedt) wurde mitgeteilt, daß man „Im Namen des Vaters, des Sohnes und heiligen Geistes" sage und das Zeichen des Kreuzes über die kranke Stelle mache, auch Strohhalme derselben kreuzweise auflege. Wenn der Arzt nicht hilft, dann muß noch ein altes Weib bäuten. Den Herzspann, d. h. ein Beklemmungsgefühl in der Herz- oder Magengrube, bäute man, indem man leise sagt:

Herzspann, ik fâte dik,
Mudderherz, dat jaget dik.

Eine andere Formel, um den Herzspann zu bäuten, ist folgende:

Wat ik hîr finne,
Dat verswinne
Wi de winne.

Dabei sind die Finger kreuzweise über die Magengegend zu halten.

Manchmal, so kommt es mir bei Unterredungen mit alten Leuten vor, denkt sich das Volk die Krankheiten als persönliche Wesen, als kleine Kobolde oder dergl., die im Menschen hausen und ihn quälen, wie etwa der Drehwurm

im Kopfe der Schafe, und durch das Besprechen vertrieben werden müssen. Freilich sind die Vorstellungen darüber unklar und ich habe nicht mit Sicherheit Krankheitsdämonen feststellen können. Bei der Anwendung des Bäutens und der Besprechungsformeln ist übrigens der Glaube an die Heilkraft derselben die Hauptsache, wer nicht an die Formel glaubt, dem hilft auch das Bäuten nicht. Viele, die nicht daran glauben und doch sich besprechen lassen, trösten sich mit dem Spruche: Bât et nich, so schâd et nich.

Will man den kalten Brand zum Stillstand bringen, so muß man sagen:

Unser Herr Jesus ging über Land,
Er hatte eine schneeweiße Hand,
Die war gut für den heißen und kalten Brand.

In Hötzum und Klein-Schöppenstedt ist folgende hochdeutsche Blutbesprechung bekannt:

Jesus ging durch das Land,
Hatte drei Rosen in seiner Hand.
Die erste heißt Wehmut,
Die zweite heißt Demut
Und die dritte heißt: Vergiß nicht dein Blut.
Im Namen des Vaters ꝛc.

Ebenso wird „anschöt" gebäutet. Man versteht darunter die Rose, plötzlich auftretende Anschwellungen, kurz alles, was ohne vorherige Krankheit „anschießt". Hierbei hat der Besprecher oft Glück. Es ist bekannt, daß die Rose am siebenten Tage abnimmt, bespricht er also am sechsten, so hat's geholfen. Eine Bäuteformel lautet:

Anschöt, ik will dik bespråken,
Du sast dik bråken.
Du sast nich mêr huckern
Un sast nich mêr puckern.

Eine andere Formel aus Büddenstedt:

Rause, ik will dik bespråken,
Du sast nich küllen un sast nich stâken,
Bet de jungfrau Maria êren öllesten sôn wedderfind't,
Den se leiwer hat as ûsen herrn Jesus Christus.

Gegen Flechten:

De swâlke un de flechte,
De trecken owern barg,
De swâlke, de kam wê'er,
De flechte de blif ûte.

Sympathetische Heilmittel. Weit zahlreicher sind die Zauber- und sympathetischen Mittel, welche auch bei den Abergläubigen in noch höherem Ansehen stehen als die Hausmittel. Ganz besonders beliebt und sehr mannigfaltiger Art sind sie bei der Behandlung der Warzen. Wo das Blut einer Warze hinkommt, wächst wieder eine Warze. — Wer die Warzen eines anderen zählt, zählt sie sich zu und jenem weg. — Findet man auf dem Felde den Knoten eines Strohseils, so bestreicht man damit stillschweigend die Warzen; sie vergehen und derjenige, welcher den Knoten knüpfte, erhält sie. — Man macht so viele Knoten in einen Bindfaden, als man Warzen hat, und vergräbt diesen

unter der Dachtraufe (ôsfall) oder wirft ihn über den Zaun des Nachbars, dem so die Warzen zu teil werden. — Besonders heilkräftig zur Vertreibung der Warzen (und auch der likdôren, Hühneraugen) ist der Saft der swarten oder gâlen sniggen (Arion empiricorum), den man darauf streicht. Die Schnecke wird alsdann auf einen Dorn aufgespießt; sowie sie dort vertrocknet, vergehen auch allmählich die Warzen (Klein-Schöppenstedt)[1]). — Man nimmt eine Speckschwarte, streicht damit dreimal kreuzweise über jede Warze und rodet sie dann unter der Dachtraufe ein; so, wie die Speckschwarte dort vergeht, vergehen die Warzen. — Wer Warzen hat, esse an einem Freitag Wurst und bestreiche die Warzen mit der slûe, Schale. Diese gebe man einem Hunde zu fressen. — Man mache so viele Knoten in einen Bindfaden, als man Warzen hat, und werfe diesen hinterrücks einem Toten ins Grab nach oder gebe den Bindfaden diesem mit in den Sarg. — Streicht man mit der Warzenhand einem Toten durchs Gesicht, so nimmt dieser die Warzen mit ins Grab. — Man drücke dreimal mit einer Messerklinge auf die Warzen, spreche dabei „im Namen des Vaters ꝛc." und bäute dann die Worte:

Bliwet nicht stân,
Jü möttet vergân!

Dabei achte man auf den Mondstand, denn nach der Meinung vieler ist abnehmender Mond dabei von Bedeutung.

In diesen sympathetischen Mitteln zur Vertreibung der Warzen zeigt sich wiederholt die häßliche Absicht, die eigene Krankheit auf andere zu übertragen, ein Verfahren, das bei sehr vielen Völkern, auch außerhalb Europas, bekannt ist. Damköhler teilt aus unserem Lande folgende zwei Fälle mit: Vor Bevenrode wollte ein Kind einen an der Landstraße liegenden Schuh aufnehmen; die Mutter verbot es dem Kinde, „weil es damit eine Krankheit aufnehmen könne". In Helmstedt strich ein Mädchen eine kranke Körperstelle mit einem Stück Brot und gab dieses einer eingesargten Leiche in die Hand[2]).

Gegen das Fieber werden zahlreiche Mittel angewendet, zunächst die bekannte Abrakadabraformel, die im Dreieck auf Papier geschrieben wird, das, zu Pulver verbrannt, dem Kranken eingegeben wird. — Ein anderes Mittel: Man streiche für einen Gutengroschen Petersalbe auf eine Binde, die dreimal um den Arm reicht, wickele sie um diesen und werfe sie dann, früh vor Sonnenauf- oder abends nach Sonnenuntergang, in ein fließendes Wasser. Das nimmt das Fieber mit sich fort.

Eine besondere Erwähnung verdient das Einpflöcken und Einnageln

---

[1]) Daß dieses Mittel schon vor 1400 Jahren mit den Angelsachsen nach England ausgewandert ist, ergiebt sich aus der bis in die feinsten Einzelheiten gehenden Übereinstimmung des heute in gleicher Weise bei dem Volke in England angewandten Verfahrens. Take a black snail or slug, rub the warts with it and then suspend it on a thorn; as the snail melts away, so will the warts. Aus einem längeren Artikel über die Warzen im Folk-lore-Record, I, S. 216 bis 228 (1878).

[2]) Braunschw. Magazin 1899, S. 27.

der Krankheiten. Von einem Manne aus Frellstedt wird berichtet[1]), daß er bei Viehkrankungen ein Loch in einen Ständer gemacht, eine Zauberformel gesprochen und das Loch zugepflöckt habe. Ein ähnliches Verfahren gilt beim Einpflöcken der Teufel und Diebe, wie es die Hexenprozesse ausweisen. Parallel mit dem Einpflöcken geht das Einnageln. Mit einem Nagel werden symbolisch die Krankheiten oder Schmerzen, namentlich Zahnschmerzen, in einen Baum, eine Wand eingeschlagen und auf diese übertragen. Hier berührt sich der Brauch mit dem bekannten „Stock im Eisen" zu Wien, in den Handwerksburschen Nägel einschlugen, wie dieses anderweitig auch bekannt ist, ein beinahe universeller Brauch. Für unser Land ist die uralte Linde auf dem Tumulus in Evessen am Elm (S. 393) als ein ganz vorzüglicher benagelter Baum hervorzuheben. In den Stamm derselben sind Unmassen Nägel verschiedenster Form, bis herab zum modernen Drahtnagel, eingeschlagen[2]) und zwar, wie man mir sagte, um dadurch die Zahnschmerzen (tânepîn) loszuwerden. Eine andere alte Linde dicht bei der Kirche in demselben Dorfe ist gleichfalls benagelt[3]).

Gegen Frostschaden: Man streiche Krähengehirn auf oder reibe die Frostbeule mit heißen Thran, in welchem ein mailork (Kröte im Mai gefangen) aufgesotten ist.

Hundebiß heilt man durch Auflegen von Hundehaaren.

Gegen Bettnässen der Kinder hilft, wenn man ihnen kahle junge Mäuse in einem Eierkuchen gebacken zu essen giebt. Oder man lasse sie drei Tage lang morgens ihren eigenen Urin trinken. (Kl.-Schöppenstedt.)

Rheumatismus (reilsmatis) vergeht, wenn man einen Lappen auflegt und diesen dann in den Rauchfang hängt. Weit häufiger aber wendet man drei Roßkastanien an, die alljährlich frisch gesammelt und in der linken Hosentasche getragen werden. Wenn ich zu meinem Freunde Geh. Rat N., der Professor an der technischen Hochschule ist, sage: „Zeigen Sie mir Ihre Kastanien", dann holt er sie lächelnd aus der Hosentasche und sagt dabei: „Es schadet ja nichts; seit ich sie trage, habe ich nie wieder Rheumatismus gehabt."

Gegen Unfruchtbarkeit der Frauen. Bleibt ein Ehepaar kinderlos, so geht es gemeinschaftlich, um diesem Mangel abzuhelfen, in die Apotheke und verlangt dort „Hochvater" und eine „Hochmutter". Das sind die Deckelschalen von Turboschnecken, die noch jetzt geführt und verlangt werden. Der Mann

[1]) Voges, Sagen aus dem Lande Braunschweig, S. 73.

[2]) F. Grabowsky, Die benagelte Linde auf dem Tumulus in Evessen. Globus, Band 67, S. 15. In der Mark nagelt man so die Zahnschmerzen in Eichen. Kuhn, Märkische Sagen, S. 384.

[3]) Wer im Sommer 1894 das dem Bahnhofe von Scharzfeld am Harz gegenüberliegende Hotel Schuster besuchte, konnte dort im Wirtszimmer zwei große Nägel, die durch zusammengewickelte Papiere gingen, eingeschlagen sehen. Das waren die Kopfschmerzen der beiden afrikanischen Reichskommissare Dr. Karl Peters und Major v. Wißmann, die von Lauterberg aus mit schmerzenden Köpfen in jenem Hotel eingekehrt waren, wo der hülfreiche Wirt ihnen Papier auf die Stirn legte und dieses samt den Schmerzen nach landesüblichem Brauche einnagelte.

trägt nun eine solche mit einer Erhöhung, die Frau mit einer Vertiefung fortwährend bei sich.

Gegen Gicht wird in Ribbesbüttel noch jetzt folgender Spruch gesprochen: „Spinnebock, Sonnenkind und Qualster, die drei bauten ein Haus, da kam Maria und zerbrach das Haus[1])."

Im Sommer 1898 ging Frau Roggenbach in der Stadt Braunschweig vor Sonnenaufgang zu einem Fliederbaum, umfaßte ihn und sprach:

Lieber Fliederbaum, ich bete dich an,
Ich habe die Gicht — und du nicht.
Nimm mir das Leiden ab!
Im Namen des Vaters ꝛc.

Dann ging sie stillschweigend nach Hause und sprach mit niemand. „Es hat mich aber die Symparti nich genützt", sagte sie dann.

Das ôwerbein oder knîrkamm (Überbein), hervortretender Knöchel an Hand oder Fuß, vergeht, wenn ein anderer unversehens mit en sleiwe (großer Holzlöffel) darauf schlägt. Oder man stiehlt vom Nachbar einen Lederriemen und bindet diesen drei Nächte um — dann vergeht es.

Eine verstauchte Hand wird geheilt, wenn man darum das Band oder den Bindfaden wickelt, die zum Heben der Thürriegel (von außen) dienen.

Nasenbluten vergeht, wenn man stillschweigend zwei Strohhalme kreuzweise hinlegt und das Blut darauf tropfen läßt. Oder man nehme ein Stück Kreide in den Mund.

Den Krampf (ramm) im Beine heilt man, wenn man mit dem eigenen Speichel drei Kreuze im Kniegelenke macht.

Erkältung vergeht, wenn man dreimal stillschweigend in seinen Schuh riecht oder ein Schaf hineinriechen läßt.

Gerstenkörner am Auge (wegepisse genannt, weil sie entstehen, wenn man an einem Kreuzwege uriniert) verschwinden, wenn man die denselben benachbarten Wimpern ausreißt.

Gegen Bleichsucht: Man werfe zwei Zwiebeln heimlich in den stumptrog (den Trog, in welchem die Kartoffeln für die Schweine gestampft werden) und bete dabei ein Vaterunser. Sowie die Zwiebeln durch das Stampfen vergehen, vergeht auch die Bleichsucht.

Halsweh heilt man durch das Umbinden des Strumpfes, den man tagsüber am linken Fuß getragen. Der Hacken muß unmittelbar auf dem Kehlkopfe liegen. Auch bindet man ein Stück Speck oder einen Hering um den Hals.

Haben Kinder das schûerken (Krämpfe), so verbrenne man ein Stück von einer blauen Leinenschürze und gebe dem Kinde die Asche ein. Das erkrankte Kind darf auch nicht mit bloßen Händen angefaßt werden, sondern nur mit der blauen Schürze, sonst wird es lahm.

Ist das Zäpfchen angeschwollen (wenn de huck dâleschôten is), ziehe

---

[1]) Fiesel a. a. O.

man dem Leidenden drei Haare aus dem Scheitel des Kopfes und lasse ihn dabei dreimal trocken schlucken.

Gegen Zahnschmerz: Man nehme ein Stückchen Holz von einem Baume, in den der Blitz eingeschlagen, und bohre damit so lange an dem kranken Zahn, bis er an zu bluten fängt, worauf man das Holzstückchen sorgfältig aufbewahrt. Verliert man es, so treten die Schmerzen wieder auf. Auch hergottshäuneken (Siebenpunkt, Coccinella), zerquetscht und auf den kranken Zahn gelegt, hilft.

Beulen, durch Stoß erhalten, vergehen, wenn man eine Messerklinge darauf drückt.

Wird der Herzspann nicht gebäutet, wie oben (S. 417) angegeben ist, so hilft auch, daß die befallenen Kinder dreimal aus einem Fingerhute trinken. In Eitzum zieht man das an Herzspann leidende Kind dreimal um ein Tischbein herum, oder durch die Sprossen einer Leiter. Zu Mühlberg am Solling heilte man den Herzspann, indem man die Kinder stillschweigend durch einen der Länge nach aufgespaltenen jungen Heister (junge Eiche, Buche) zog. Zusammengeschnürt und mit Lehm bestrichen, wuchs dieser, der so die Krankheit erhalten hatte, weiter[1]).

Frostbeulen an Händen und Füßen vertreibt man, indem man sie in dem Wasser badet, in welchem ein geschlachtetes Schwein abgebrüht (afebrennet) ist.

Um rote (entzündete) Augen zu vertreiben, stehle man vom Nachbar einen Löffel und esse dreimal mit demselben. Dann bringt man heimlich den Löffel zurück. Das hilft.

Grind vergeht, wenn der Schäfer darauf spuckt (Eischott).

Der schuck (Aufschlucken) vergeht, wenn man darauf sich besinnt, wo man den letzten Schimmel gesehen hat. Von einem, der den „Schuck" hat, sagt man: he hat'n bäcker ne semmel estôlen.

Gegen Sodbrennen hilft, wenn man ein Stückchen Kreide, eine Brotrinde oder eine Kaffeebohne verzehrt.

Der Schwindsüchtige wird geheilt wenn er einen Hund verzehrt oder wenigstens Hundeschmalz ißt. In Runstedt legte man „getrocknete Fuchslunge" auf den Rücken des Kranken; in Büddenstedt gilt das Dachsfett auf Brot gestrichen als Mittel gegen Schwindsucht.

Ein Pflaster, das von einer wunden Stelle abgenommen wird, darf nicht ins Feuer geworfen werden, weil sonst die Wunde sich entzündet.

Eine Krankheit kann man auch dem Kranken nehmen, indem man das Hemd, welches er gerade trägt, in die Erde vergräbt. Ein Wunderdoktor in Achim pflegte, wenn er dieses Verfahren vorschlug, zu behaupten, es helfe bloß dann, wenn er heimlich ein neues Hemd mit vergraben könne, das er aber wohlweislich für sich behalten haben wird.

Epilepsie (dat unglücke) kann mit dem Blute Hingerichteter geheilt werden. Als im Beginne der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts der Mörder

[1]) Mitteilung des Herrn Forstmeisters a. D. Ziegenmeyer.

Dombrowski in Wolfenbüttel hingerichtet wurde, haben Leute ihre Taschentücher in dessen Blut getaucht; die so getränkten Tücher wurden Epileptischen zum Beisichtragen übergeben. Von einem Scharfrichter Uter in Königslutter, der als Hexenbanner eine Rolle spielte, sagte man, er heile mit plunnen (Lumpen), die in das Blut Hingerichteter eingetaucht seien. — Liegt ein Kind im „Jammer" (Epilepsie), so muß man ihm vom Blute des eigenen Vaters eingeben, auch ist es ein sicheres Mittel gegen diese Krankheit, wenn man ihm Metall, abgeschabt von einem Kirchenkelche oder von den goldenen Ringen der Gevattern, eingiebt. (Braunschw. Anzeigen 1760, S. 1391.)

Ohrschmerzen heilt man durch das Einstecken einer wântrânswortel in das kranke Ohr; das ist die Wurzel vom Wegerich, Plantago (wântrânswortel = Wagengeleisewurzel), Bortfeld.

Gegen Schwindsucht und Lungenleiden wendet man an Thee aus Schafgarbe, Brennesseln oder von den im März erscheinenden gelben Blumen des Tussilago farfara (laddeken, hoikenblad).

Gegen Fieber wendet man den Saft von dickkoppskrût, Senecio vulgaris, an.

Um Blut zu stillen: Nimm Quittenkern und Attichkraut, mache es zu Pulver und streue dieses in die Wunde (Braunschw. Kalender von 1699). Auch wendet man beistbotter an, d. h. Butter aus der Milch einer Kuh, die zum ersten Male gekalbt hat. Oft kam es vor, daß fleißige Spinnerinnen sich die Fingerhaut durchgriffen und Blutung entstand. Um diese zu verhindern, verbrannte das Mädchen einen wollenen Flicken auf einer Axt (bâre) und wischte den auf derselben entstandenen Anflug in die wunde Stelle, was man sik wat up'n finger brennen nannte.

Verschwind, ein Ausschlag im Gesichte, wird durch Aufstreichen des „Fensterschweißes" vertrieben.

Gegen Gift hilft eine Latwerge aus keileken, Beeren von Sambucus nigra. „Das ist der armen Leute Theriak." (Braunschw. Kalender von 1699.)

Um Würmer zu vertreiben, nehme man bei abnehmendem Monde sewernsât ein (Zitwersamen).

Gegen Durchfall benutzt man einen Aufguß von stoppârs (Trifolium arvense) und Heideckerwurzeln (Tormentilla) in Branntwein.

Brandwunden heilt man durch Auflegen der wolligen Samen der Pumpkeulen (Typha).

Gegen offene Wunden war Glockenschmiere viel begehrt. Die Glockenschmiere der großen Glocke des Blasiusdomes in Braunschweig wurde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vom Domküster zu diesem Zwecke verkauft.

Gegen Epilepsie wendet man, abgesehen von Sympathiemitteln, getrocknete und zu Pulver gestoßene Maikäfer an; noch besser sollen Schafläuse wirken, die auch ein vortreffliches Mittel gegen Gelbsucht (gâle sîke) sind.

Entzündete Augen bestreicht man mit dem Wasser, welches sich am Grunde der Blätter der Kardendistel sammelt.

Flechten kurierte der alte Kronemeier in Wendessen (vor 50 Jahren nach Aussage des Altvaters Kurland in Hötzum) stets erfolgreich mit den Flechten, die an den Pappeln wuchsen, er kochte sie zusammen mit Milch und goldwort (Chelidonium majus). „Selbst", so erzählte Kurland, „Professor Dr. in Braunschweig holte sich das Rezept und hat damit manchem geholfen."

Volkstümliche Bezeichnungen der Arzneien. In das Kapitel von der Volksmedizin gehören auch die Ausdrücke, mit denen das Landvolk und der kleine Mann in den Städten die Arzneimittel verlangt. Sie sind oft alt und beziehen sich manchmal auf völlig aus dem Arzneischatz verschwundene Heilmittel, noch öfter sind sie volksetymologische Umdeutungen der lateinischen Arzneibenennungen, zuweilen auch ganz unabhängige Bildungen der Volkssprache. Es giebt derselben eine große Anzahl; die folgende Zusammenstellung der am häufigsten in unserer Gegend gebrauchten verdanke ich der Güte des Herrn Apothekers Dr. Gerhard in Wolfenbüttel.

1. Selbständige Volksausdrücke entstanden nach der Ähnlichkeit der betreffenden Arzneimittel mit anderen Gegenständen oder nach der Wirkung.

Bärendreck = Lakritzen, succus liquiritiae, nach der angeblichen Ähnlichkeit mit Bärenkot.

Jungfernleder = Altheepaste.

Teufelsdreck = Asa foetida, deren Geruch den Namen bedingt.

Stoppârs = das stopfend wirkende Kraut des Ackerklees, Trifolium arvense.

Pech- und Treckôl, ein beim Ziehen und Reißen der Glieder zum Einreiben verwendetes Öl.

Packan oder fât in't wamms, ein Zuckersaft, der auf die Brustwarzen gestrichen wird, um die Säuglinge zu veranlassen, daß sie die Brust nehmen.

Ôlen schâden-plaster, früher Mutterpflaster genannt.

Hurtig und geschwind = Salmiakgeist.

Männekensât oder Stumpenstoff, ein Pulver, das gegen Ungeziefer, Läuse, Wanzen (= männeken) angewendet wird.

Grauedelpulver, ein Pulver gegen Epilepsie.

Hans, wat geit's dik an oder Hans frage nist danâ, auch: Schad mich nichts, Thu mich nichts; Bezeichnungen für eine Salbe gegen die Krätze.

2. Zu den Umänderungen der lateinischen Namen, oft mit volksetymologischer Deutung, gehören die nachstehenden:

Unguentum, Salbe, wird im Volksmunde zu „umgewendet" und danach werden die verschiedenen Salben folgendermaßen in den Apotheken verlangt:

Ung. neapolitanum = umgewandten Napolium, auch wohl blauer Umwand.
Ung. mercuriale = umgewandten Merkurius.
Ung. nutritum = umgewandten Trittum.
Ung. ägyptiacum = umgewandten Jips-Jakob.
Ung. digestivum = umgewandten Dickstief.
Ung. nervinum = umgewandten Nerum.
Ung. basilicum = Brunsiliensalbe.
Emplastrum oxycroceum = brûnen ossenplaster.
Empl. diachylon molle = Drijakel Mollenplaster.
Balsamum sulfuris = Silberbalsam.

Präcipitat = Prinzdivetat.
Foenum grăcum = fine Greite.
Stincus marinus = Stanz Marie.
Oleum petrae = Ollen Peteröl.
Zinkvitriol = kopprrôk = Kupferrauch.
Eau d'Arquebusade, ein Wundwasser = Arkeposade.
Succus liquiritiae = Karitschenlack.

3. Für längst aus den Apotheken verschwundene und dort nicht mehr bereitete Arzneimittel, die nun durch andere ersetzt sind, hat das Volk noch die alten Ausdrücke bewahrt und verlangt sie; der Apotheker giebt dann, um die Leute zufrieden zu stellen, ein dem verlangten ähnliches Mittel. Dahin gehören:

Fuchslungensaft = Süßholzsaft. Früher wurden Fuchslungen verwendet.
Froschlaichpflaster = Bleiweißpflaster. Auch der Froschlaich war in alter Zeit offizinell.
Skorpionöl, Regenwurmöl, Maiwürmer, Bärenfett, Hirschtalg, Hasenfett, Dachsfett, Schnepfensaft, weißer Enzian (= Hundekot), gebranntes Elfenbein, Hirschhorngeist (= Salmiakgeist) werden verlangt und gegeben, wiewohl selbstverständlich die geforderten Dinge meistens nicht existieren.

Behandlung der Viehkrankheiten. Dem Landmann ist das Vieh seine beste Habe, und wie hoch er es stellt, ist aus vielen Äußerungen bekannt, welche die Kuh neben der Frau nennen. Bei Viehkrankheiten und Viehseuchen wird daher ähnlich wie bei den Menschen zu allerlei Zaubermitteln gegriffen, wenn natürlich auch medizinische Mittel nicht fehlen. Im großen Ansehen steht z. B. das wundkrût (Solidago virgaurea), von dem ein Aufguß dem verwundeten Vieh gegeben wird und das auch bei Verstopfung angewendet wird.

Auch auf dem Gebiete des Viehheilens sind noch Pfuscher und Quacksalber thätig, wiewohl immer mehr der Tierarzt berufen wird, der aber eine verhältnismäßig neue Erscheinung ist; früher besorgten alte Weiber das Geschäft. Als 1662 eine Seuche unter den Schafen in Wenden war, wurde die heilkundige Anna Kagen (genannt Tempelanneke, 1663 als Hexe in Braunschweig enthauptet) herbeigerufen, welche den Schafen eine Arznei eingab, die aus Eberwurzel, schwarzer Christwurzel, Feldhopfen, Lungenwort, Bornkresse und wildem Salbei bestand. Dazu hatte sie vom Kreuzdorn „oben die Kullen abgeschrapet" und alles mit Wasser gekocht. Zudem habe sie von einem gestorbenen Kalbe ein Hintervierte zu Pulver gebrannt, mit Kräutern gemischt und das Ganze in Jesu Namen dreimal täglich dem Vieh eingegeben. Habe geholfen, denn kein Schaf sei mehr gestorben [1]).

Hier liegt also eine Verwendung unschädlicher Mittel vor, was der Unglücklichen trotzdem in ihrem Prozesse als Zauberei gedeutet wurde. Heute beschäftigt sich „die weise Frau" in Königslutter mit Viehkuren. Dem Halbspänner R—g in Sch. waren 1895 seine Pferde erkrankt. Natürlich war denselben wat

1) Prozeß der Tempelanneke bei Görges, Vaterländische Geschichten. Braunschweig, 1844, II, S. 88.

anedân, was die um Rat befragte „weise Frau" bestätigte. Um die Pferde zu heilen, besah sie sich nicht diese selbst, sondern ließ sich Haare derselben nach Königslutter bringen, gerade so wie der oben erwähnte Schäfer Ast es mit den Haaren erkrankter Menschen machte.

Wenn ein Pferd verschlagen hat: Nimm drei Haare und thue sie in ein Brot und gieb's dem Pferde ein, reite es darauf, daß es warm wird, das ist ein gewisses Sekretum. — Daß ein Pferd sich nicht übersaufen kann: Nimmt man eine Schlangenzunge, die aus einer lebendigen Schlange gerissen ist, flicht solche um einen Griffel; solange man solche über dem Pferde schweben läßt, so lange übersäuft es sich nicht (Braunschweigischer Kalender von 1739).

Gegen Verzauberung des Viehs: Man nimmt Knoblauch, Dill, Tosten oder Wohlgemut, wohl durcheinander gestoßen und mit Salz vermischt und dem Vieh täglich davon gegeben, präservieret das Vieh vor aller Zauberei (Braunschw. Kalender 1739).

Eigentümlich ist ein Mittel gegen Pferdekolik, das ich 1899 erkundete. Im Dorfe Gannerwinkel bei Wittingen (Kreis Isenhagen) wußte, in den sechziger Jahren, der Bauer Alpers, daß ein neugeborenes Kind durch eine besondere Handlung die Kraft erlangen könne, Pferdekolik zu heilen. Als seine Frau in den Geburtswehen lag, wurde ein Pferd in die Stube geführt und das neugeborene Kind, ein Mädchen, sofort rittlings auf das Pferd gesetzt. Es erhielt so die Heilkraft. Von nun an wurden kolikkranke Pferde nach Gannerwinkel geführt, das Mädchen jedesmal entkleidet und auf das kranke Pferd gesetzt, wofür Zahlung erfolgte[1]). Das Verfahren ist auch in Grasleben (Braunschweig) bekannt gewesen und wurde in Mecklenburg[2]) angewendet.

Bei Wittingen bespricht man auch die Pferdekolik mit folgender Formel, wobei dem Pferde der Bauch langsam gestrichen wird:

Bûkgrimmen hat dit perd ekregen,
De livling Johannes hat vor dik ebê'en,
Petrus hat vor dik estridden,
Un Judas vor dik elidden.

Es ist gut für die Gesundheit einer Kuh, die eben gekalbt hat, wenn man ihr Wasser zu saufen giebt, in welchem Dost (Origanum vulgare) abgekocht ist. Dann kann ihr niemand wat andaun.

Haben Kühe oder Ziegen rote Milch, so lege man Sicheln oder ein großes Messer kreuzweise über den Melkeimer, dann geben sie wieder weiße Milch.

Treten viel Viehkrankheiten auf einem Hofe auf, dann bringt man einen Ziegenbock in den Stall, dessen Geruch die Krankheit vertreibt.

Als Heilmittel gegen die Druse der Pferde wird reinefart = Tanacetum vulgare häufig benutzt. Es heißt daher auch draustkrût.

Kranken Schweinen durchbohre man ein Ohr und stecke eine kristwortel hindurch, das ist die Wurzel von Helleborus niger[3]).

---

[1]) Von mir mitgeteilt in der Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde 1899, S. 335.

[2]) Bartsch, Sagen ꝛc. aus Mecklenburg II, S. 41.

[3]) Petzold, Volkstümliche Pflanzennamen aus dem nördl. Braunschweig in Leimbachs deutscher botanischer Monatsschrift. VIII, Nr. 3 (1894).

Ein Heilzauber für wurmkranke Pferde und den Biß toller Hunde, wie er um das Jahr 1500 angewendet wurde, hat sich handschriftlich in einem Mischbande der Braunschweiger Stadtbibliothek erhalten [1]). Er lautet folgendermaßen:

Item wanne de perde de worme hebben, so binth ene duhlse nageschrewen worde umme den halls unde lat lse lso langhe sythen, lso lange lse de worme ghehath hebben. Transon, Conebron, Et sentes, Et Jacob et Trayson, Terelsnea, Solentes et Sentes.

Item dut nagheschreven ys vore dene bete des dullen hundes unde mach me in botter kleyven. Hoc contra signum nullum stat periculum. Pax, max, ymax, Deus, Jhesus, Maria, Johannes, Sancta Anna sulff drudde.

Von ganz besonderer Wirksamkeit bei Viehseuchen war nach dem Volksglauben bis vor nicht langer Zeit dat wille füer oder Notfeuer, das gerade im Braunschweigischen lange eine Rolle gespielt hat. Das Ansehen, welches es genoß, mag als ein Nachhall seiner ursprünglichen Bedeutung als sühnendes Opferfeuer angesehen werden. Das wilde Feuer wurde nach alter Art durch Reibung zweier Hölzer erzeugt, damit wurden Scheiter- oder Reisighaufen entzündet und durch dieses Feuer trieb man von Seuchen befallenes Vieh, um es so zu heilen.

Für Deutschland läßt sich dieses Feuer schon im Jahre 742 nachweisen, denn damals gebot eine unter dem Vorsitze des Bonifacius als Erzbischofs von Mainz abgehaltene Synode den Bischöfen und Grafen, alle heidnischen Gebräuche (paganias) sorgsam zu verhindern: Totenopfer, Tieropfer „sive illos sacrilegos ignes, quos niedfyr vocant, sive omnes quaecunque sunt paganorum observationes“ [2]) und die Synode zu Listines in den Niederlanden ein Jahr später handelte in dem Indiculus superstitionum et paganiarum „de igne fricato de ligno id est Nodfyr“ [3]). Die erste Erwähnung in unserem Lande, die mir bekannt geworden ist, befindet sich in den Akten der Geistlichkeit vom Jahre 1613 [4]). Dort heißt es: „Die Bauern zu Timmerlage machten ein Nohtfeuer wie sie es nennen, wird das Vieh darüber getrieben, daß es fürder von den Hexen nicht beschädiget werde.“

Trotz aller geistlichen und weltlichen Verbote hat sich das wilde Feuer bei uns zwölfhundert Jahre erhalten; es ist erst dem Zuge der Neuzeit erlegen, aber noch leben in unserem Lande Leute, die sich erinnern, daß es in ihrer

---

1) Mitgeteilt von L. Hänselmann im Jahrbuch f. niederd. Sprachforschung, 1890, S. 76.

2) „Oder jene gotteslästerlichen Feuer, die sie ‚niedfyr‘ nennen, sowie alle Gebräuche der Heiden jeglicher Art.“

3) Pertz, Mon. Germ. I, 17, 20. In dem Verzeichnisse von Aberglauben und heidnischen Bräuchen über das Feuer, das vom Holze gerieben wird, nämlich dem „Nodfyr“. Den Namen erklärt Grimm D. M.[1] 344 aus nôt, necessitas, sei es, weil das Feuer gleichsam genötigt wird zu erscheinen, oder das Vieh die Glut zu betreten oder seine Bereitung in Zeiten der Not, der Seuche, erfolgt.

4) Städtisches Archiv, Codex C. 96, Fol. I, p. 809.

Jugend zur Anwendung gelangte und zwar genau in der Weise, wie es ein Landsmann, der Wolfenbüttler Schulrektor Joh. Reiskius, vor zweihundert Jahren schilderte[1]): „Wenn nun sich etwan unter dem großen und kleinen Viehe eine böse Seuche hat herfürgethan und die Heerde dadurch bereit großen Schaden erlitten, werden die Bauren schlüssig, ein Nothfüer oder Nothfeuer anzumachen. Auf bestimmten Tag muß in keinem Hause noch auf dem Heerde sich eine einzige Flamme finden; aus jedem Hause muß etwas von Wasen und Stroh und Buschholz herzugebracht werden; darauf wird ein starker Eichenpfahl in die Erde festgeschlagen und ein Loch durch diesen gebohret, in dasselbe wird eine hölzerne Winde eingestecket, mit Wagenpech und Theer wohl geschmieret, auch so lange umgedrehet, bis es aus heftiger Hitze und Nothzwang Flammen geben kann. Solche wird sofort mit Materialen aufgefasset, durch Stroh, Heide und Buschholz gemehret, bis es zu einem vollen Nothfeuer ausschlägt; dieses aber muß in die Länge zwischen Wänden oder Zäunen sich etwas ausbreiten und das Vieh nebst den Pferden mit Stecken und Peitschen drei- oder zweimal hindurchgejagt werden. Andere schlagen anderswo zwey durchbohrte Pfähle, stecken in die Löcher eine Welle oder Winde nebst alten Fettbeschmiereten Lumpen; Andere gebrauchten einen härnen oder gemeinen dichten Strick, suchen neunerley Holtz zusammen und halten so lange mit gewaltsamer Bewegung an, bis Feuer herab falle. Vielleicht mögen noch mehr Arten bei dieses Feuers Generation oder Anzündung sich finden, alle dennoch werden bloß auf die Kur des Viehs eingerichtet. Nach drei- oder zweimaligem Durchgange wird das Vieh zu Stalle oder ins Feld getrieben, und der zusammengebrachte Holzhaufe wieder zerstört, jedoch solchergestalt an etlichen Orten, daß jedweder Hausvater einen Brand mit sich tragen, in der Wäsch- oder Spültonne ablöschen und solchen in die Krippe, worin das Vieh gefüttert wird, auf einige Zeit beilegen lasse."

Ich will nun die für die Gegenwart gültigen Zeugnisse, die auf unser Land Bezug haben, anführen. Schambach[2]) verzeichnet das wilde Feuer unter nâdfüer, das noch „vor wenigen Jahren" (vor 1858) entzündet wurde. Nach ihm erzeugte man es durch starke Reibung eines Holzes auf der Drehbank. In das brennende Stroh wurden Getreidekörner geworfen, welche nachher die durch das Feuer gejagten Schweine fressen mußten. Ein glimmender Brand des Notfeuers wurde von jedem Hofbesitzer mit nach Hause genommen, in Wasser gelöscht und dieses Wasser den Schweinen zum Saufen gegeben.

Für die Dörfer im Drömling besitzen wir den Bericht von Pastor Ebeling[3]). Alle Burschen, die beim Entzünden des wilden Feuers beteiligt waren, mußten gleiche Vornamen haben, sonst gelang das Werk nicht. Das Feuer wurde durch

[1]) Joh. Reiskius, Untersuchung des Notfeuers. Frankfurt und Leipzig 1696, Seite 51.

[2]) Wörterbuch der niederdeutschen Mundart der Fürstentümer Göttingen und Grubenhagen, 1858.

[3]) Blicke in vergessene Winkel, II, 274. Leipzig 1889.

Reibung mit einem Seile, das um Thorbalken geschlungen war, erzeugt und damit ein Scheiterhaufen entzündet, in dem auch alte Stiefel, Brot und Korn lagen. Dann trieb man die kranken Schweine hindurch.

Wohl auf die Gegend von Adersheim bei Wolfenbüttel bezieht sich die Schilderung, die Th. Reiche[1]) giebt; sie enthält den abweichenden Zug, daß der Schmied das wilde Feuer aus dem kalten Amboß klopfen mußte, dem der zündende Funke entsprang. Auf der Dorfstraße wurde zu beiden Seiten Dornwasen (Reisig) hingelegt, zu denen alle Einwohner Beiträge liefern mußten. Diese wurden mit dem wilden Feuer entzündet und nun das Vieh, zuerst Pferde, dann Rinder, dann Schweine ꝛc. hindurchgetrieben. War das Feuer niedergebrannt, so nahm sich jeder ein paar Kohlen von dem Brande mit nach Hause, die man dem Vieh in das Trinkwasser legte.

Herr v. Koch in Braunschweig bezeugt, daß er in seiner Jugend in Schladen (in den vierziger Jahren) von alten Männern gehört habe, wie bei Viehseuchen das wilde Feuer entzündet und das kranke Vieh durch dasselbe hindurchgejagt worden sei.

Der verstorbene Registrator Sack behauptet, in seiner Jugend, etwa 1802, ein Notfeuer in Seesen gesehen zu haben; 1828 sei ein solches im hannoverschen Dorfe Eddesse angezündet worden[2]). Das Dorf liegt nördlich von Peine.

In Gandersheim ist das wilde Feuer bis zum Beginne der westfälischen Zeit, also bis 1807, als Mittel gegen die Halsbräune der Schweine noch mitunter angewendet worden. Trat die Krankheit dort auf, so wurden die Nachbarschaften (Bezirke) des Städtchens durch ihre Schäffer (Vorsteher) zusammengerufen und die Ausführung beschlossen. Dazu wurde der Weg vor dem Neudorferthore bestimmt, welcher auf einer Seite durch die Mauer des Abteigartens, auf der anderen durch eine dichte Hecke begrenzt war. An dieser Hecke stand der Feuerpfahl, mannshoch, $^1/_2$ Fuß dick und mit einem Querloche versehen; ihm gegenüber wurde durch die Schäffer ein zweiter ganz gleicher errichtet und beide Pfähle dann durch eine in den Querlöchern gehende Welle verbunden. Zur weiteren Ausführung gehörte ein neuer Strick, der womöglich mit Fäden eines schon gebrauchten Galgenstrickes durchflochten war. Allen Einwohnern, die Schweine besaßen, wurde von Schäfferei wegen durch den Hirten angesagt, sie möchten in einer bestimmten Nacht auf das Tuten und Peitschenknallen des Schweinehirten ihr Borstenvieh aus den Ställen lassen. Dies fand gegen Morgen statt und jung und alt strömte mit den herausgetriebenen Schweinen nach dem Neudorferthore. Auf dem Wege vor demselben waren aus Stroh und Holz drei Scheiterhaufen errichtet und diese galt es zu entzünden. Zu diesem Zwecke wurde die Welle zwischen den beiden Feuerpfählen durch den erwähnten Strick in Drehung gebracht und dieses Drehen so lange fortgesetzt, bis durch Reibung Feuer entstand. An welcher Stelle des Feuerreibapparates dieses

---

[1]) Muddersprake, Plattdeutsche Zeitschrift, Braunschweig 1888, I, S. 5.
[2]) Zeitschrift des Harzvereins II. Viertes Heft, S. 167.

geschah, ist aus dem vorliegenden Berichte nicht zu ersehen. Es mißlang zuweilen dieses Vorhaben oder gelang erst nach bedeutender Anstrengung; dann hieß es: „Da hat ne hexe all vor ösch füer anebott", wodurch das Werk gehindert wurde. Es mußte nämlich während der Entfachung des wilden Feuers auf allen Herden Gandersheims das Feuer ausgelöscht sein. Nun folgte Haussuchung in der Stadt und fand man ein Feuer, so wurde es ausgelöscht. War die Herstellung des wilden Feuers gelungen, so entzündete man mit demselben die Scheiterhaufen, ließ sie ziemlich niederbrennen und trieb nun die kranken Schweine dreimal durch die glühenden Reste, worauf man sie in ihre Ställe zurückkehren ließ [1]).

In einem nicht näher bezeichneten braunschweigischen Dorfe soll noch im Frühjahr 1855 bei einer Seuche das Notfeuer durch den Schweinehirten entzündet worden sein. Das Reibungsfeuer war vom Ortsvorsteher (wie?) zubereitet und auf einen Ölkrüsel übertragen worden, mit dem es zur Stätte, wo das Brennmaterial lag, hingeschafft wurde [2]).

Von allen indogermanischen heidnischen Bräuchen hat sich wohl das wilde Feuer am zähesten erhalten. In slavischen Gegenden wird es ganz so, wie oben beschrieben und zu gleichem Zwecke noch jetzt gelegentlich entfacht, wie die Berichte aus Slawonien, Bulgarien, Masuren, Polen und Rußland, die bis in die achtziger Jahre reichen, beweisen [3]).

Im Norden von England ist das needfire bei Seuchen unter dem Rindvieh noch 1843 ganz in gleicher Weise wie in unseren braunschweigischen Dörfern und zu demselben Zwecke entzündet worden [4]).

Zu den allgemeinen Zeugnissen über das Not- oder wilde Feuer in germanischen oder slavischen Ländern gesellen sich also hier sechs aus braunschweigischem Lande. Nach ihnen mag angenommen werden, daß noch um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts der Gebrauch bei uns lebendig war [5]). Betrachten wir die angewendeten Methoden der Feuererzeugung, wie sie berichtet werden, so ist der alte Reiskius wohl der klarste, da auf die von ihm geschilderte

[1]) G. Brackebusch nach den Berichten älterer Gandersheimer Bürger. Wochenblatt des Kreises Gandersheim. 30. Juni 1849, Nr. 50.

[2]) Nach Gustav Vogel (Braunschw. Landeszeitung, 15. Januar 1891), welcher als Augenzeuge berichtet.

[3]) F. S. Krauß, Altslavische Feuergewinnung. Globus, Band 59, S. 140 und 317 nebst Abbildung. — Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und Herzegowina, Band III, S. 574, Wien 1895, geben Abbildungen und Beschreibung der heute noch dort üblichen Feuergewinnung durch Holzreiben.

[4]) Nach W. Henderson, Folk-lore of the Northern Counties of England and the Borders. 2. Auflage, London 1879, S. 156.

[5]) Auch andere deutsche Landschaften haben es natürlich gekannt. Am 10. Juli 1792 wurde auf Veranlassung des Magistrats der mecklenburgischen Stadt Sternberg gelegentlich einer Viehseuche ein Notfeuer entzündet und das Vieh hindurch getrieben. (Bartsch, Mecklenburgische Sagen, II, S. 149.) Nach Danneil (Altmärkisches Wörterbuch, S. 269) war 1859 in der Altmark das Notfeuer „noch nicht ganz ausgestorben". Vergl. auch Kuhn, Märkische Sagen, S. 369.

Art wohl Reibungsfeuer zu erhalten ist. Gar nicht verständlich ist die von Pastor Ebeling aus dem Drömling bezeugte Art, durch Reibung mit einem um die Thorbalken gewundenen Seil. Im Göttingenschen ist schon die Drehbank (nach Schambach) zur Reibung verwendet, auch der Bericht aus Gandersheim gestattet keinen genauen Einblick in die Methode. Wie endlich ein vom Amboß geschlagener Funke (Bericht Reiches, wohl nach Überlieferung) sich zu einer Feuerflamme entwickelt, ist aus der Schilderung nicht zu ersehen. Sicher aber geht aus allen Berichten hervor, daß es sich um Reibungsfeuer, die älteste und urtümlichste Art, Feuer darzustellen, handelt, um ein Feuer, dem eben wegen seines Alters und der Reinheit der Darstellung Heiligkeit anhaftete.

Solche „Überlebsel", wie sie ethnographisch bezeichnet werden, sind oft mit heiliger Scheu betrachtet und erhalten sich selbst im Kultus sehr lange.

Die Indier kennen seit langer Zeit Stahl und Feuerstein zur Erzeugung des Feuers für gewöhnliche Zwecke, handelt es sich aber um die Herstellung des heiligen Feuers für das tägliche Opfer, so wird jetzt noch das alte Reibverfahren angewendet, weil dieses „reines und heiliges" Feuer liefert [1]).

Die Herstellung des Feuers durch Reibung ist sicher die älteste Art der Herstellung, älter als die übrigen Methoden, wie z. B. das Schlagen mittels Stein und Stahl, denn der letztere ist an und für sich schon eine späte Erfindung. Wir kennen die Reibungsverfahren, deren es verschiedene giebt, sehr genau, da ihr Vorkommen bei den Naturvölkern bis auf den heutigen Tag uns das Studium erleichtert hat [2]). Erst jetzt, wo das wilde Feuer nicht mehr entzündet wird, ist bei uns die urtümlichste Art der Feuererzeugung verschwunden, während sie in den slavischen Ländern Europas noch heute vereinzelt vorkommt und allmählich auch in Asien, der Südsee, Amerika und Afrika bei den dahinschwindenden Naturvölkern durch die „schwedischen Zündhölzer" verdrängt wird.

---

[1]) E. B. Tylor, Einleitung in das Studium der Anthropologie, S. 20.

[2]) Man unterscheidet einfaches Quirlen, Sägen (malaiische Art) und Pflügen (polynesisch). Walter Hough, Fire making Apparatus in the U. S. National Museum. Report of the U. S. Nat. Museum 1887 bis 1888, S. 531, mit Tafeln und derselbe: The Methods of Fire Making, Smithsonian Report for 1890, S. 395. Erst ganz kürzlich hat Flinders Petrie durch Funde in der alten Stadt Illahun nachgewiesen, daß auch die alten Ägypter durch das Reibverfahren ihr Feuer entzündeten; er entdeckte den vollständigen Reibapparat mit den angekohlten Reiblöchern. (Flinders Petrie, Ten years' diggings in Egypt. London 1892, S. 117).

Volksdichtung und Spiele.

1. Das Kinderlied.

„Volkspoesie und Kinderpoesie gehören eng zusammen. Beide wurzeln in dem Boden des wirklichen Lebens, sie tragen den gleichen Stempel, den der Naturwüchsigkeit; bei ihnen ist nichts Gemachtes, keine Berechnung, sondern es liegt ein gewisser Naturdrang zu Grunde, der von selbst zur Gestaltung treibt; beide sind die unbewußten Verkörperungen der dem Volke wie dem Kinde innewohnenden poetischen Begabung[1])." Mit diesen kennzeichnenden Worten will ich auch die nachfolgenden in unserer Heimat gesammelten Kinderlieder einleiten. Auch sie leiden unter der neuen Zeit und werden seltener und seltener, da eine neue Art Kinderlieder an Stelle der alten, durch Volksüberlieferung seit alter Zeit von Mund zu Mund fortgepflanzten tritt und zwar eine weit minderwertigere Art, die oft geschmacklosen und unnatürlichen Fröbelschen Kindergartenlieder; wieviel da gesündigt wird, ist von berufener Seite ausführlich dargelegt worden[2]).

Die Kinderlieder zerfallen in verschiedene Abteilungen, welche sich allerdings nicht streng sondern lassen, vielmehr oft ineinander übergehen oder gemischter Art sind. Zunächst die Wiegenlieder, welche die Mütter den Kindern beim Einschlafen vorsingen, alsdann die Koselieder, die als der erste Unterricht aufgefaßt werden können und bei deren Vortrag von seiten der Erwachsenen das Kind gewöhnlich schon auf deren Knieen sitzt oder auf deren Armen getragen wird. Wird das Kind selbständiger und entwickelter, so tritt es in den Verkehr mit der Natur, es bekümmert sich um Tiere und Pflanzen, die in den Kinderliedern eine Rolle zu spielen beginnen. Es folgen die Kindergebetchen, zu denen die Mütter den Kleinen die Händchen falten. Dann allerlei scherzhafte Nachahmungen und Allitterationen.

---

[1]) Dunger, Kinderlieder aus dem Vogtlande, S. 2.

[2]) Götze, Die Volkspoesie und das Kind. Jahrbuch d. Vereins für wissenschaftl. Pädagogik, IV, S. 172 ff.

Slâp, kinneken, sau soite,
Ik wêge dick mit 'n pâr fäute,
Ik wêge dick mit 'n pâr bunten schau,
Slâp in un dau dîne ôgelken tau[1]).

Slâp, kinneken, slâp,
In holte löppt en schâp,
Et stötte sik an en steineken,
Da dâ'ne wei sîn beineken.
Slâp, kinneken, slâp!

Slâp, kinneken, slâp,
In holte löppt en schâp,
Et stötte sik an en stûkelken,
Da dâ'ne sau wei sîn bûkelken.
Slâp, kinneken, slâp.

Slâp, kinneken, slâp,
Dar buten stât twei schâp,
En swartet un en wittet,
Un wenn dat kind nich slâpen will,
So kumt dat swarte un bitt et.

Eia popeia, wat will ik dik singen?
Appel un bêren, dei will ik dik bringen,
Appel un bêren un mandelkêren,
De itt use lütje junge gêren.

Blâ, lämmeken, blâ,
Dat schâpken leip in 't holt,
Stötte sik an en stöckelken,
Da dâ'ne wei sîn köppelken,
Da reip dat lämmeken blâ.

Blâ, lämmeken, blâ,
Dat schâpken leip in 't holt,
Da stött et sik an'n dôreken (Dörnchen),
Da dâ'ne wei sîn ôreken,
Da reip dat lämmeken blâ.

Blâ, lämmeken, blâ,
Dat schâpken leip in 't holt,
Stötte sik an en steineken,
Da dâ'ne wei sîn beineken,
Da reip dat lämmeken blâ.

Sûse, leiwe Sûse,
Slâg 't kükelken dôt.
Wat süll we ermidde mâken,
Se sind ja nich grôt?
Willt'er dem kinne en kissen van mâken,
Da sall ûse kinneken sau säute up slâpen.

Eia popeia, slâg't kükelken dôt,
Stick et in't pöttken, dann fritt et kein brot,
Dau'er en half pund botter an,
Dat't ûse lütje kind êten kann.

---

[1]) Ganz ähnlich in Bremen. A. H. Post in „Am Urquell" V, 153.

Slâp, kinneken slâp,
Vorn dôre geit en schâp,
Dat schâpken hat witte wulle,
Sîne melk, dei löppt sau strulle.
Slâp, kinneken, slâp.

Bälämmeken, bock!
Verköp mik dînen rock,
Sall ik mînen rock verkôpen
Un den winter nackig lôpen?
Bälämmeken, bock!

Sûse mûsekättche leip ôver den wall,
Harre en grîsegrau röckelken an.
Sûse mûsekättche, wo wut du denn hen?
Ik will na grôtevâ'ers hûse gân.
Wat wut du denn da mâken?
Da slachtet se en swîn, da drinket se wîn,
Da will wî lustig und frölich sîn.

Damm, damm, dîdelmann,
Wat haste in dînen sack?
Pümpelbêren, rosînenstêl,
Dicke, fette grütt. (Parſau.)

Sû, sû, sinne,
Gistern wärn we nich inne,
Morgen willt' we wedder ûtgân,
Sall de popeia (Wiege) wedder stille stân.

Lämmeken in't holte (Holz hier = Wiege),
De wind dei weiht so kôlde,
Weih' de wind so kôlde nich,
Sleip ûse lämmeken in'n holte nich.

Backe, backe, backe,
Mêl ût'n sacke,
Botter ût'r tunne,
Dat mag ûse junge.

Arm, darm, wâter, warm,
Swîneken stâken, wöstken mâken,
Dat sall seggen: quîk, quîk, quîk!

Dabei fährt man dem Kinde mit der Hand kitzelnd am Leibe empor.

Zuck, zuck, reitjen
Wutte met na Streitjen?
Wutte met na Pommerland,
Wo de brûne kôle stand?
Wo die grossen Bauern waren,
Die die schönen Töchter haben.
Kommen denn die frauen
Mit den grossen mauen (Hemdsärmeln),
Kommen denn die Jünferken,
Mit den bunten Tüffelken (Pantoffeln),
Und denn kommt der Ackersmann
Spannt sein Pferd von hinten an
Und reitet damit jehurrt, jehurrt. (Boitzenhagen.)

Hîr hast'e en dâler
Gâ na'n marchte.
Hâl dik ne kau,
Kälweken datau.

Kälweken hat'n swänschen,
Dill, dill, denschen.

Rûrû rasselbok, wer geit im gâren up un af?
Fritt üsch alle rabüntjen af?
Hup, hup, hup.

Backe, backe kauken,
De bäcker hat eraupen,
Wer will gaue kauken backen,
De mot hebben seben sâken:
Eier un solt,
Botter un smolt,
Melk un mêl,
Saffran mâkt den kauken gâl.

Mukau [1]) von Halberstadt,
Bring ûsen lütjen sône wat.
Wat sall ik êm denn bringen?
Pâr rôe schau mit ringen,
Pâr rôe schau mit gold beslân,
Darmede sall hei dansen gân.

A, B, C, de katte leip in'n snê,
Asse wedder rûter kam,
Harre'se witte strümpe an.
Oder: Harre'se ne smärige hose an.

Mukau von Halle,
Wat steit in ûsem stalle?
Ne dicke fette kau
De kummet ûsen kinneken tau.

Heia in sûse,
Us kättjen, de will mûsen.
Us hündje, de will hâsen jagen,
Us kindje, dat will slâpen gân.

Eia popeste,
Eddelmann hat fremme gäste,
Eddelmann hat en häuneken eslacht
Un hat de kaldûnen nich reine emacht.
I du smäriger matzpumpe,
Kaldüneken, de smecket sau stumpe. (Büddenstedt.)

Heierdit, dat kind, dat schitt,
Kannste dat wol fâten?
Nimm et in de linke hand
Drag et na'n afkâten. (Büddenstedt.)

Mûkau, mû,
Wovon bist du sau rû?
Ik bin sau rû, un bin so matt,
Ik krîge mîn lêwe dat futter nich satt,
Mûkau, mû.

Öldchen, söltchen, smöltchen,
Stipp in, klapp in —
Kriwwelliweliwe. (Dabei wird das Kind gekitzelt.)

---

[1]) Entstellt aus Buko, dem Bischofe von Halberstadt im 11. Jahrhundert, welcher der Sage nach ein großer Kinderfreund gewesen sein soll.

Will sich das Kind nicht waschen lassen, so schreckt man es mit dem stôwermann und singt dazu:

Gu'n dag, gu'n dag, herr stôwermann
Wat het ji in juen sacke?
Lütje jungens, swarte mâkens,
Will't se in't water smîten. (Salzdahlum.)

Die Finger werden dem Kinde folgendermaßen erklärt:

Lütje finger,
Goldinger,
Goldâmer (Kastenkramer),
Potlicker,
Lûseknicker.

Oder: Dat is de dûmen,
De schüddelt de plûmen,
De nimmt se up,
De drägt se na hûse,
Un de lütje de fritt se allêne.

Vadder Jakob, vadder Jakob,
Mâk mik en pâr schau!
Du, du dickop, du dickkop,
Du dögst'er nich tau.

Mimau katergrau,
Kunterbunt.
Use lütje hund is bunt.

Ru, ru, reutje,
De schâper hat ne floitje,
De swên, de hat en dudelsack,
Dudelt alle kinner wat.

Zucke, zucke, homann,
Dau'n pâre en tôm an,
Rût int feld, hâl en bû'el vull geld.
Dat is noch nich etellt.
Hâl en bû'el vull sültebêrn [1]),
De mag ûse sônke gêrn.
Hâl en bû'el vull steine,
Smit'n en hundche an de beine.

Hochdeutsche Lieder werden folgende gesungen. Das Kind wird dabei als Reiter aufs Knie gesetzt.

Zuck, zuck, Reiterlein,
Wenn die Kinder kleine sein,
So reiten sie auf Stöckerlein,
Und wenn sie größer werden,
So reiten sie auf Pferden,
Dann geht das Pferd den Tripp, den Trapp
Und wirft den kleinen Reiter ab
In 'n Dreck!
Dabei macht man die Bewegung des Abwerfens.

Trip, trap, trip, trap!
So reitet der Reiter den Berg hinab.

---

[1]) In der Schale und mit Senfkörnern gekochte Birnen, die kalt gegessen werden.

Nu en lüttjen zuckeldraff.
So reiten die Studenten: hop, hop, hop.
So reiten die Kosaken: hopp hoppr lop pop.

Suse, liebe Suse, was raschelt im Stroh,
's sind die lieben Gänse, die haben keine Schuh,
Der Schuster hat Leder, keine Leisten dazu,
Drum gehn die lieben Gänse und haben keine Schuh.

Oder:

Drum rascheln die Gänslein barfuß im Stroh.

Wi, wi, ich wiege dich,
Wärst du groß, so schlüg ich dich;
Aber du bist noch zu klein,
Mußt noch ein Jahr gewieget sein.

Beim Strafen des Kindes mit der „Fitzelrute" sagt man in den hildesheimschen Dörfern, wo katholischer Einfluß vorhanden:

Ficke, facke, Domine,
Thut die ganze Woche weh.

Jetzo, mein Püppelein,
Sing' ich dich ein, ein, ein.
Jetzo, mein Püppelein,
Sing' ich dich ein.
Draußen, da ist es kalt,
Ist beschneit Feld und Wald,
In unserm weichen Bett
Liegt es sich nett.

Eia popeia, schlagt 's Küchelchen tot,
Es legt mir keine Eier und frißt mir das Brot,
Dann rupfe ich ihm die Federchen aus,
Und mache dem Kindchen ein Bettchen daraus.

Eia popeia, das ist eine Not,
Wer giebt mir 'nen Dreier für Zucker und Brot?
Dann lauf' ich geschwinde zum Krämer hinan,
Damit ich dem Kindchen 'ne Supp' kochen kann.

Mit dem schon heranwachsenden Kinde führt die Mutter oder Wärterin folgendes Singspielchen auf:

Ach, was liegt vor meinen Füßen,
Daß ich solches sehen muß.
(Das Kind steht auf.)
Jetzt steh ich auf dem Platz,
„Komm, mein lieber Herzensschatz".
(Beide tanzen im Kreise umher.)
Rund, bunt, Kleider bunt,
Bunt will ich mich tragen.
Stolz ist mein Mut,
Stolz ist der Junggeselle,
Wenn er bescheiden thut.
„Ei so geh nun weg von mir,
Ich begehre dich nicht mehr.
Im Sommer, im Sommer, zur schönen Sommerzeit,
Da laßt uns alle fröhlich sein,
Ihr lieben jungen Leut."
(Anderbeck; Büddenstedt.)

2. Spiele.

Die Abzählreime bei den Spielen der Kinder sind sehr verbreitet; bei ihnen kommt es weniger auf den Inhalt an, die Hauptsache sind Rhythmus und Reim. Es werden dabei willkürliche Wortbildungen zu stande gebracht, die keinen Sinn haben, aber sich reimen müssen und in das Ohr fallen. Wollen die Kinder zeitweilig sich vom Spiele zurückziehen, so rufen sie frifolê oder prifalê. Es ist dieses eine Entstellung von frî, forlöf! (frei, Urlaub! [Braunschweig]). Beim Abschiede von dem Spiele und Auseinandergehen geben sich die Kinder gern einen letzten Schlag, dabei sagen sie (Volkmarsdorf):

Nachtletschen kann ik doch verdragen,
Bî dînen brâddigam haste doch eslâpen.

1. Enne, denne, dit un dat,
Mâken, gif den kûken wat.
Lât de häuner sûpen.
Ne mudder, dau ik nich,
Krischan sleit den ossen nich.
Smôkst'e ôk all rôktobak
As en ôlen dudelsack.

2. Enne, denne, denken,
Du must senken.
Ik oder du
Müllers kuh,
Müllers essel,
Dat bist du.

3. Ene, mêne, mine mei,
Pastor, lône, bône, strei.
Ere frûe Herkeberke
Ri, ra, ru, weg.

4. Ellere, bellere,
Sak vull tellere,
Knippele, knappele, bauz.

5. Eins, zwei, drei
Lietschelaschelei,
Lietschelasche,
Plaudertasche.
Eins, zwei, drei
Lirich, larich, lum
Swarte kâter, kumm,
Du most kri'en.

6. Eine, tweie, dreie, veire, fiwe.
Twintig is ne stîge,
Sestig is en schock.
Wer noch nich ruter is, de mot,
Un wer sik noch nich verstoken hat,
De krûp bî'n hunne in't lock.

7. Ene, dene, dintenfat,
Mâken, gif de küken wat,
Lât de duwen drinken,
Lât de junggesellen stân,
Dat sin lûsefinken.

8. Entel, tentel, toss,
Du bist en voss,
Entel, tentel, tabe,
Du bist abe,
Entel, tentel, tanne,
Du bist anne.

9. Plücke, plücke arften,
Wenn de pänner keime,
Krigt mik bî de beine,
Hu, so woll ik lôpen.
Ik gae jetzt na hûs
Un brâe mik ne mûs,
Legge se up'n tappen.
Bum bam bälamm,
Wer et erste wort seggt,
De sall se snappen [1]).

10. Ellern, bellern, disch vull tellern.
Ting, tarig, tumm,
Swarte kater kumm,
Lôp um ûse hûs herum. (Büddenstedt.)

11. Enneke, denneke, doss,
Gigle du den voss,
Gigle du den gîgeljäger,
Du sollst unser Krieger werden. (Büddenstedt.)

12. Eddelmann, beddelmann, doktor, pastor,
Krüger, kramer, herzog, major.

13. Auf dem Berge Sinai
Wohnt der Schuster Kikeriki.
Seine Frau die alte Grete
Saß auf dem Balkon und nähte.
Sie fiel herab.
Und ihr linkes Bein war ab.
Da kam der Doktor Kunkelmann
Und heilt das Bein mit Spucke an. (Hötzum.)

Damit sind die Abzählreime lange nicht erschöpft; die vorstehenden mögen als Proben genügen und die Übereinstimmung derselben nicht nur mit den niederdeutschen, sondern mit den deutschen, englischen, schwedischen erweisen. In dem enne, denne hat man französisch un, deux finden wollen, und vielleicht führt jemand den Doktor Kunkelmann von Hötzum, der das Bein mit Spucke anheilte, auf die Merseburger Zaubersprüche zurück.

Beim Ringeltanz der Mädchen, der namentlich im Frühjahr stattfindet, habe ich folgende Lieder gehört:

Ringelringelrausenkrans,
Mâk en dans.
Set dick up ne wîe,
Spinn ne lütje sie,
As en hâr
As en snâr.
Jumfer Greitje, set dik dâl.
Kikeriki!

[1]) 5 bis 9 nach O. Schütte im Braunschw. Magazin 1898, S. 64.

Ruppe, ruppe grâseken,
In'n pannemann sîn gâreken.
Wenn't eine sleit,
Wenn't twei sleit,
Denn kummet et bônenwîf
Mit ne slippe vull steine,
Un smit üsch an de beine
Da lôpen wî hen na Peine.
Is denn da kein timmermann,
De mîn bein wê'er heilen kann?

Wat ik weit, wat ik weit,
Wat in ûsen gâren steit!
Zuppenkrût, zuppenkrût,
Et kummet ût, et kûmmet ût:
Jumfer Lieschen is de brût.
Geit an, geit an,
Ûse Krischan is de mann.

Spinne, Spinne, Regen,
Morgen giebt es Regen,
Übermorgen Waſſertragen,
Daß die Jungfern waſchen können.
Alte Wäſche, große Wäſche,
Bums — da liegt die ganze Wäſche. (Klein-Schöppenſtedt.)

Müller, müller, mâler,
De jungens kost't en dâler,
De mâkens kost't en dûwenschett,
Fleiet alle jâre weg.

Bei dem Spiele „den Dritten abſchlagen" wird (in Büddenſtedt) geſungen:

Ik slâ, ik slâ en dridden af,
Ik wet wol, wat ik slâ'en sall,
Einen mit'n en bunten rocke,
Einen mit'n swarten arslocke.

Bömeken spielen. Die Kinder ſtellten ſich im Grasgarten an beſtimmte Bäume, welche ſie hüten. Ein umhergehendes Kind ſucht ſich einen der frei werdenden Bäume zu erobern, wobei es ſingt:

Isermänneken, hat kein stänneken,
Kann kein stänneken finnen.

Oder:

Isermänneken in îsen,
Ik kann kein îsen finnen.

Unterdeſſen tauſchen die an den Bäumen ſtehenden Kinder mit ihren Plätzen, von denen das umhergehende einen zu erhaſchen ſtrebt.

Lütche funke lêwet noch! Ein glimmender Span oder Fidibus wandert im Kreiſe der Geſellſchaft von Hand zu Hand, wobei ein jeder obige Worte ſchnell zu ſprechen hat. Derjenige, in deſſen Hand der Span völlig erliſcht, giebt ein Pfand.

Hâseken, hâseken, verstick dik!
Wenn de hund kummt, de bit dik!
Wenn de jäger kummt, de schit dik!

Wird beim Häſeken- oder Jagdſpiel der Kinder gerufen, wo eines den Jäger, eines den verfolgten Haſen, die übrigen die Hunde vorſtellen.

Plumpſack, ein uraltes, ſchon im Mittelalter getriebenes Spiel[1]). Bei uns wird ein derber Knoten in ein Taſchentuch gemacht, das iſt der Plumpſack. Mit dieſem zieht außerhalb des Kreiſes der Spielenden und in deren Rücken einer umher, welcher fortwährend ruft:

Sû dik nich um,
De plumpsack geit um.

Heimlich legt er einem der Mitſpieler den Plumpſack in die Hände, der damit auf ſeinen Nachbar ſchlägt.

Pinkepank,
De smet is krank,
Li't up siner fülen bank.
Wo solle wônen,
Unnen oder bôwen?

Dabei hat das ſingende Kind in einer Hand einen Stein, eine Münze, Bohne oder dergl., hält beide Hände zu Fäuſten geballt übereinander und läßt nun ein anderes Kind erraten, in welcher Hand ſich der Gegenſtand befindet.

Bei einem ähnlichen Spiele muß der Finger der geballten Fauſt erraten werden, unter dem eine Bohne verborgen liegt. Man hält dabei die Hände auf den Rücken und ſpricht dabei:

Under eiken, under bäuken,
Under wecken wut se seuken?
Under eschen, under linnen,
Under wecken wut se finnen?

Die vier Baumnamen bezeichnen die vier Finger. Der Daumen kommt nicht in Betracht[2]).

Wanderthaler[3]). Ein Geldſtück, kleiner Schlüſſel oder dergl. wandert von Hand zu Hand im Kreiſe der umherſitzenden Kinder; ein im Kreiſe ſtehendes Kind muß erraten, wo das Stück ſich befindet, es thut dieſes, indem es das Kind, bei dem es den Gegenſtand vermutet, auf den Kopf ſchlägt und ſagt:

Hir slâ ik up un da kummt fûer 'rût.

Beim Blindekuhſpielen[4]) werden folgende Worte gebraucht:

[1]) In den Reichenauer Gloſſen: Circulatorius ludus est puerorum in circulo sedentium, post quorum tergum discurrit puer unus portans aliquid in manu, quod ponit retro aliquem sedentium ignorantem, vulgariter dicitur: Gurtulli, trag ich dich. Jg. v. Zingerle, das Deutſche Kinderſpiel im Mittelalter, S. 151.

[2]) Das ſind uralte Spiele. Fiſchart (16. Jahrhundert) kennt ſchon das Spiel „Steinverbergen". Es lebt auch im Aargau als „Steinli—gä", in der Wetterau als „Blink blank, in welcher Hand?" (Zingerle, Deutſches Kinderſpiel im Mittelalter[2] S. 44.)

[3]) Dieſes gehört zu den allgemeinen europäiſchen Spielen. Als l'aneddu iſt es in Sicilien bekannt. Pitrè, Giuochi fanciuleschi Siciliani. Palermo 1883.

[4]) Schon bei den Griechen bekannt (Becker, Charikles I, 33). Im Mittelalter „blinde Maus" (Fiſchart; Geiler von Kayſersberg).

Blinnekau, ik fûre dik.
Wohen?
Na grôtevâ'rs hûse.
Wat sall ik da mâken?
Bottermelk slawwern. —
Ik hebbe keinen leppel. —
Gâ hen un soik dik einen!
Oder: Unner de treppe da li't ein.

Die Kinder graben (Büddenstedt) runde Löcher in den Rasen und sprechen dabei:

Stip, stap, kesenapp,
Wer wat hat, de hat wa .
Wer awer nist hat,
Dem schitt de ôle hund wat.

Tûnen (Zaunen) wurde so gespielt, daß ein kräftiger Knabe eine Reihe von Kindern, „die sich verkehrt eingeklinkt hatten" (d. h. abwechselnd mit dem Rücken nach einer, mit dem Gesichte nach der andern Seite eingehängt), durch die an den Wegen in Reihen stehenden Bäume hindurchzog, wobei diese abwechselnd umgangen wurden. Es war die Nachahmung des Zaunflechtens, daher der Name.

Buckin oder Schinkenkloppen, ein nicht feines Spiel auf den Dörfern. Einer kniet nieder und legt seinen Kopf in den Schoß eines Sitzenden (buckt den kopp in). Die übrigen hauen ihn der Reihe nach derb auf die Posteriora. Der Knieende hat zu erraten, wer ihn geschlagen; errät er ihn, so kommt dieser an die Reihe. Oder die Mitspieler legen sich der Reihe nach auf die Erde und werden von den Genossen mit der flachen Hand auf das Gesäß geschlagen, wobei man mit singender Stimme spricht:

Britze, britze, brelle,
Ik slâ dik up de kapelle.
Wer nich midde tausleit,
Den et grade sau geit.
Wo vêl salle hebben?
Stücker fiwe, fofteine
Maket jue nester reine.
Ein, twei u. s. w. bis fofteine.

Bei diesen Spielen kommt es darauf an, ohne Schmerzensäußerung möglichst viele Schläge erdulden zu können.

Penniken, das Werfen mit Pfennigen gegen eine Wand, wobei der Knabe gewinnt, welcher seinen Pfennig ganz nahe, oder bis auf Spannweite, neben einen früher geworfenen Pfennig der Kameraden zu werfen weiß.

Wo keine Pfennige vorhanden sind, da werden sie durch Eisenblechscheiben „anputjisen" ersetzt, die kaum 3 cm im Geviert messen. Das Spiel heißt dann „anputjen".

Gewandtheit gehört zum duksern oder steineken, das mit fünf Steinen gespielt wird, welche die Kinder sich durch Zuschleifen aus Ziegelbruchstücken herstellen und die annähernd eine Kugelgestalt haben. Neuerdings werden auch

Glaskugeln dazu genommen. Der Spieler wirft einen Stein in die Höhe und indem er schnell einen andern vom Boden aufnimmt, sucht er auch den aufgeworfenen Stein mit derselben Hand aufzufangen. Dies wird mit allen vier auf dem Boden liegenden Steinen versucht. Dann werden, wenn wieder ein Stein aufgeworfen ist, zwei Steine vom Boden aufgenommen und der dritte dazu aufgefangen, was sich mit den beiden anderen noch am Boden liegenden Steinen wiederholt. Und so fort werden weiter drei, vier Steine aufgenommen und einer dazu gefangen. Jedes Kind bleibt so lange am Spiele, bis es einen Fehler macht, d. h. den aufgeworfenen Stein nicht auffängt oder die vorgeschriebene Zahl Steine an der Erde in der Eile nicht zu erfassen vermag. Das Erfassen der Steine heißt grapschen. Bei Wittingen (Kreis Isenhagen) wird dieses weit verbreitete Spiel karnulen genannt, was wohl auf Karneol zurückgeht, aus dem ursprünglich die Steinchen (Klicker) bestanden, mit denen man spielte, wie das „Marmeln" oder „Murmeln" von Marmor seine Bezeichnung führt. Nach Oschersleben zu nennt man dieses Spiel wispeln. Es wird namentlich von Mädchen nach ganz bestimmten Regeln mit fünf Kugeln gespielt und erfordert großes Geschick. Die verschiedenen Touren haben folgende Bezeichnungen: Eine setten, twei setten, drei setten, veire setten. Ersten hanspel. Mi'en (mingere). Schîten. Spitz. Dubbelt. Düwelspoik. Kleien (kratzen). Tweite hanspel. Innerhand. Umwesseln. Koppafhacken [1]).

Besondere Spiele, welche auf die Entwickelung von Kraft und Gewandtheit hinzielten, waren bei den Hirtenjungen (oben S. 214) im Gebrauche und unter diesen waren Stempeln und Zickwerfen am beliebtesten. Diese Spiele sind bis zur Verkoppelung, die den Untergang des Hirtenstandes bedingte, in den Dörfern nördlich von Vorsfelde im Gange gewesen, wie ich aus den Berichten alter Leute weiß. Die Einzelheiten konnten mir aber erst in dem benachbarten, zum Kreise Isenhagen gehörigen Dorfe Ehra mitgeteilt werden, wo diese Spiele sich länger erhalten haben [2]).

Der Stempel war eine beim Ochsenhüten benutzte Keule, die alte Waffe der Hirten, die von einem der Jungen so oft auf den Boden geworfen wurde, bis sie hoch sprang und sich einigemale überschlug. Die übrigen dabei stehenden Jungen suchten mit ihren Keulen die des Stemplers im Fluge zu treffen und weiter zu schleudern; so der Reihe nach alle. Das Spiel übte Hand und Auge und es gab Ochsenjungen, die eine große Geschicklichkeit mit dem Werfen der Keule erlangt hatten.

Das Zickwerfen fand gleichfalls mit der Keule statt, erforderte aber einige Vorbereitungen. Ein fester Eichen- oder Buchenstamm von 2 m Höhe, der „Zickbaum", an dem noch einige Aststacken saßen, wurde in den Boden gerammelt und an jeden Zacken wurde ein fußlanger hölzerner Haken, die zicke, Ziege,

[1]) Es ist eines der ältesten Kinderspiele, schon den Griechen bekannt. (Zingerle, Deutsches Kinderspiel im Mittelalter, hat darüber mehrere Belege.)

[2]) Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1896, S. 363.

gehängt. Dieser mußte aus einer Entfernung von etwa zehn Schritten von den Jungen mit der geworfenen Keule herabgeschleudert werden. Ohne ein Wort sprechen zu dürfen, standen die übrigen Spielteilnehmer rings um den Zickbaum umher auf besonderen „Malen". Wurde geworfen, so erschallte der Ruf „zickbi". Derjenige, welcher die abgeworfenen Haken wieder herbeizuholen hatte, hieß „zickmutter". Es hat noch einige Regeln bei diesem eingegangenen Spiele gegeben, die sich auf das reihenweise Besetzen der Male beziehen, mir aber nicht klar geworden sind.

Breitmaul. Völlig an Jongleurkunststücke erinnert das jetzt gleichfalls entschlafene Spiel breitmûl oder brêtmûl, bei dem mit großer Geschicklichkeit ein aufgeklapptes Taschenmesser so geworfen werden mußte, daß es mit der Spitze im Erdboden feststaß, und zwar mußte der Wurf im Bogen, der in der Richtung des Körpers des Werfenden schloß, erfolgen. Es handelte sich dabei um fünf verschiedene Würfe: 1. innerhand, wobei das Messer von der flachen Handfläche aus geworfen wurde. 2. uppehand, das geöffnete Messer liegt auf dem Handrücken und wird von da aus geworfen. 3. breitmûl, das geöffnete Messer wird zwischen die Zähne genommen, das Heft steht aus dem Munde hervor und erhält mit der rechten Hand den fortschleudernden Schlag. 4. bebbern (zittern), die Messerspitze wird mit den Zähnen gehalten und von da aus erfolgt die Abschwenkung.

Kluntjebûk. Hierbei handelt es sich darum, auf einem Beine hinkend oder hüpfend einen Spieler mit einem geknoteten Taschentuche abzuschlagen ohne dâltausetten. Wer getroffen ist muß mit ins Mal. Vertritt sich aber der kluntjebûk, so wird er von sämtlichen Mitspielern mit dem geknoteten Taschentuche geschlagen, bis er das schützende Mal erreicht hat. In Schöningen heißt das Spiel hinkeschett. O. Schütte nimmt nicht ohne guten Grund an, daß die Bezeichnung kluntjebûk, Klunzbauch, entstanden ist aus kluntjebûr, Klunzbauer, dem schwerfüßig hinter dem Pfluge hergehenden Bauer[1]).

Der Neuzeit angehörig scheint ein Spiel zu sein, bei dem die Kinder mit den Fingern einen Verkaufsladen darstellen und dazu sagen:

Müller un Schulze stünnen vorn lâden,
Wolln vorn dreier knapwost halen,
Vorn dreier gift et nich.
Müller un Schulze knüppeln sik.

Beim Pfänderspiel knieen die ledigen Mädchen vor dem Ofen und sprechen:

Leiwer ôwe, ik bêe dik an,
Beschêre mik en güen mann.
Gifst de mik keinen güen man,
So bêe ik dik nich wê'er an.

Oder ein Mädchen trat auf als Frau Häkebäke, die öfter in den Volksliedern vorkommt, und sagte: Ik bin de frû Häkebäke. Het se mîn lütjet

[1]) Braunschweigisches Magazin 1899, S. 103.

swineken nich esei'n? 't harre swarte vorderfäute, groine hinderfäute un en gansen langen, langen swans. Wer lachte, mußte ein Pfand geben. Beim Auslösen der Pfänderspiele kam es gewöhnlich auf einen Kuß an; derjenige, welcher die Pfänder zurückgab, sagte:

Wer sin pand will we'er hebben,
De mot daun, wat ik will hebben.

Gänsespiel[1]). Wird in zwei Parteien gespielt, die eine Hälfte stellt die Gänse vor, die andere sucht diese zu sich herüberzulocken, wobei folgender Zwiegesang:

Pilegäuseken, kummt na hûs!
„Wi dôr't nich."
Warum denn nich?
„Vorn wulwe!"
Wo sitte?
„Im dôrenbusch."
Wat mâkt hei da?
„Leggt eier."

Das durch Deutschland ungewöhnlich weit verbreitete Kinder-Singspiel „Es kommt ein Herr aus Ninive", scheint im Braunschweigischen wenig bekannt zu sein. Aus den Drömlingsdörfern ist es bezeugt; hier lauten die Worte[2]):

Ich bin der Herr von Nordenfels
Und aus der Fiselade.
Er holt sich eine Nonne.
Das ist das Töchterlein von Madame N.
Die Dame aus Ninive
Sucht wide, witt, witt, bom, bom
Sich eine neue Köchin.

Nun, das ist eine sehr entstellte Lesart, immerhin sind darin noch die „Nonnen" der ältesten Fassung vorhanden. Ninive ist aus „Herr Domine" entstanden[3]).

Ein altes, jetzt eingegangenes Spiel war das Pilekenspiel, das früher selbst in fürstlichen Kreisen beliebt war. Es kommt noch in einigen Dorfwirtshäusern der Umgegend von Helmstedt vor, wo es auf einer langen hölzernen

---

[1]) Zu diesem namentlich in den Drömlingsdörfern verbreiteten Spiel will ich eine englische Singspielparallele (nach Folk-lore-Record, V, S. 86, 1882) hersetzen:

Sheep, sheep, come home!
We are afraid,
What are you afraid of?
The wolf!
The wolf has gone to Devonshire
And won't be home for seven years.
Sheep, sheep, come home!

Verschiedene deutsche Fassungen bei W. Mannhard, Roggenwolf und Roggenhund, Danzig 1865, S. 33, wo ein tiefer mythologischer Sinn hineingelegt wird. Müllenhoff, Sagen aus Schleswig-Holstein 1845, S. 487.

[2]) Ebeling, II, S. 252.

[3]) J. Bolte, Das Kinderlied vom Herrn v. Ninive. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, IV, S. 180. Vergl. Böhme, Deutsches Kinderlied, S. 517.

Tafel, der „Pilekentafel", mit eisernen viereckigen „Pilekensteinen" oder scheibenförmigen Steinen gespielt wird. Es ist durch das Billard verdrängt worden [1]).

Hexenspiel. Unsere Kinder auf dem Lande verstehen darunter das Fadenspiel, auch Auf- und Abnehmen genannt, bei dem ein Faden in verschiedenartigen Verknüpfungen über beide einander entgegengehaltene Hände gezogen und durch Durchstechen zu immer neuen Figuren gestaltet wird, in denen, die Phantasie einen orgelstaul, bôm, gaffele 2c. erblickt [2]).

Krûsedullen nennt man die lockigen Haare oder eine faltige Halskrause. Die Kinder bezeichnen aber damit auch ein Spiel, bei dem sie die hohlen Stengel des kälwerkropps (Chaerophyllum) in Stückchen zerschneiden, auf verschiedene Weise einkerben und ins Wasser legen. Die einzelnen Teile krümmen sich und bilden hübsche Figuren, welche krûsedullen genannt werden.

Brenneſſel und Diſtel. So werden zwei Kinder genannt, welche ein Thor bilden, wobei sie sich mit den hochgehaltenen Händen anfassen; dann ziehen die übrigen Kinder der Reihe nach durch dieses Thor, während die beiden ersteren singen:

Fahr' durch, fahr' durch,
Jetzt kommt ein großer Wagen.
Wer sitzt darin, wer sitzt darin?
Ein Mann mit großem Kragen.
Was will er denn, was will er denn?
Er will den „Hermann" holen.
Was hat er gethan, was hat er gethan?
Er hat gestohlen.

Das letzte Kind wird dann festgehalten und gefragt, ob es hinter Brennessel oder Distel treten will, und muß darauf den gewählten Platz einnehmen. Dies wiederholt sich so lange, bis alle Kinder hinter der Brennessel und der Distel stehen. Dann wird mitgeteilt, auf welcher Seite die Engel und auf welcher die Teufel sind, und diejenigen Kinder, welche auf der Seite der Engel stehen, werden von Brennessel und Distel nacheinander auf den Armen gewiegt, wobei gesungen wird:

Wir wiegen den Engel in Abrahams Schoß.

Zuletzt jagen die Engel die Teufel in die Flucht.

Mönch und Nonne war ein noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts

[1]) Koldewey im Wolfenbüttler Programm 1879, S. 6 und 26. — Damköhler, Korrespondenzblatt für niederd. Sprachforschung, VIII, S. 46. — Mittelniederdeutsches Wörterbuch, III, S. 325. Ausführliches: Treichel, Altpreußische Monatsschrift, XXXIV, S. 517.

[2]) Dieses Spiel ist wegen seiner Verbreitung ethnographisch von Belang. Es kommt vor bei den Eskimos, Australiern, auf den ostasiatischen und Südseeinseln und ist neuerdings (von Ehrenreich) bei den Indianern im Innern Brasiliens entdeckt worden. (Andree, Ethnographische Parallelen. Neue Folge, S. 96.)

in der Stadt Braunschweig gespieltes Spiel, wobei aus geknoteten Taschentüchern zwei Figuren gebildet wurden, die man folgendes Zwiegespräch halten ließ:

Nonne: Guten Tag, Herr Pater!
Mönch: Schön' Dank, Frau Nonne, was willst du denn?
Nonne: Ich wollte gern beichten: Ich ging mal aufs Marcht und kaufte mich en Fisch; da kam die Katze und holte den Fisch, da sagte ich: du, du böse Katze!
Mönch: Große Sünde, du mußt Buße thun!
Nonne: Was muß ich denn thun?
Mönch: Du mußt mich hundert Küsse geben.

Nun küssen sich die geknoteten Taschentücher unter entsprechendem Schnalzen der Lippen.

Unter „Spiele" gehört auch die Beschäftigung der Kinder mit den so beliebten bunten Bildern. Besonders vor Ostern ist der Schluß der Schule ein ereignisreicher Tag für die Kleinen, da dann die Konfirmanden den in der Schule zurückbleibenden Genossen bunte Bilder zu schenken pflegen, wie um damit anzudeuten, daß sie sich nun von der Spielerei der Kindheit trennen wollen. Leider ist die Ware, welche von Neu-Ruppin heute den Kindern auf den Dörfern in die Hände kommt, geradezu schauderhaft. In der Sammlung des Herrn Basel befindet sich noch eine Anzahl Bilder aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts, die einen besseren Geschmack bekunden. Sehr beliebt unter den Kindern sind Bilder von „hôrn", ausgeschnittene Bilder, Bilder mit Heiligen (offenbar aus katholischen Gegenden) und Ausziehbilder, deren Verse mit Andacht gelesen werden. Das Herz spielt eine große Rolle darin. Jetzt sammelt man Briefmarken, Ansichtspostkarten, Liebigbilder.

Alle die vorstehend mitgeteilten Spiele und dazu gehörigen Lieder und Sprüche zeigen vorherrschend niederdeutschen Charakter und dürfen zum alten Besitztum unseres Volkes gerechnet werden. Sie werden aber neuerdings mehr und mehr durch hochdeutsche Spiele und Reime verdrängt, die mit der immer größeren Ausbreitung der Schriftsprache aufkommen. Das ist natürlich mehr in den städtischem Wesen zuneigenden südlicheren Dörfern als in den nördlicheren der Fall, wo z. B. die nachfolgend mitgeteilten Ringelreigen kaum bekannt sind. Ich verdanke dieselben Herrn Pastor Schattenberg, der sie in dem Dorfe Eitzum bei Schöppenstedt sammelte. Viele zeigen ganz oberdeutschen Charakter.

Die Anna saß auf einem Stein, einem Stein, einem Stein,
Sie kämmte sich ihr goldnes Haar,
Und als sie damit fertig war,
Da fing sie an zu weinen,
Da kam der gute Karl herein:
Ach Anna, warum weinest du?
Ach weil ich heut noch sterben muß!
Da kam der böse Fendrian, Fendriel,
Da zog er aus der Tasche
Ein großes langes Messer raus
Und stach die Anna in den Rücken.
Da kam der gute Karl herein,

Ach Anna, warum blutest du?
Ach weil sie mir ein Täubchen schlachten!
Da kam die Eltern all zu Haus.
Wo ist denn unsre Anna?
Sie ist schon längst begraben.
Wo ist sie denn begraben?
Hier unter diesem Leichenstein.
Da stand die Anna wieder auf.
Die Anna ist ein Engelkind,
Der Karl der ist ein Bengelkind,
Der Fendrich ist ein Teufelskind,
Die Eltern sind zwei Engelein.

Die Kinder fassen sich zum Ringeltanz, ein Kind im Kreise stellt Anna vor, eins Karl, eins den Fähnrich, zwei die Eltern. Es folgt nun die Handlung, wie sie in dem Liede (nach der Melodie: Das ist das Lied vom Rulala) vorgeschrieben ist, und zuletzt tanzen alle im Kreise herum.

Wir woll'n die weiße Frau mal fragen,
Ob sie schöne Töchter habe,
Nehmen Sie, nehmen Sie, welche woll'n Sie haben?
Diese, diese mag ich nicht, diese, diese will ich nicht,
Diese will ich haben, mit dem weißen Kragen.
Hänschen sperrt die Hühner ein,
Daß sie all beisammen sein,
Kikeriki, kikerika, sind die Hühner alle da?
Rote Kirschen eß ich gern, schwarze noch viel lieber,
Junge Herren küß ich gern, alte stoß ich nieder.
Ich setz mich auf die Extrapost, fahre bis nach Halle,
Wenn's mir tausend Thaler kost't, die vergeß ich balle.
Tausend Thaler ist kein Geld, wenn mir nur mein Schatz gefällt,
Schätzchen hin, Schätzchen her, Schätzchen ist ein Bummelbär.

Ein Bauer fuhr ins Holz,
Ein Bauer fuhr ins Kirmesholz,
Heißa Kirmesholz, ein Bauer fuhr ins Holz.

Da nahm er sich ein Weib,
Da nahm er sich ein Kirmesweib,
Heißa Kirmesweib, da nahm er sich ein Weib.

Das Weib nahm sich ein Kind,
Das Weib nahm sich ein Kirmeskind,
Heißa Kirmeskind, das Weib nahm sich ein Kind.

Das Kind nahm sich 'ne Muhme,
Das Kind nahm sich 'ne Kirmesmuhme,
Heißa Kirmesmuhme, das Kind nahm sich 'ne Muhme.

Die Muhme nahm sich 'nen Knecht,
Die Muhme nahm sich 'nen Kirmesknecht,
Heißa Kirmesknecht, die Muhme nahm sich 'nen Knecht.

Der Knecht der ward ein Bauer,
Der Knecht der ward ein Kirmesbauer,
Heißa, Kirmesbauer, der Knecht der ward ein Bauer.

Die Kinder schließen einen Kreis, in welchen eines, das den Bauern vorstellt, hineintritt. Es nimmt sich aus dem Kreise ein Weib, das Weib nimmt ein Kind, dieses eine Muhme und die Muhme einen Knecht, der im Kreise bleibt und den neuen Kirmesbauer bei der Wiederholung des Spieles darstellt.

Es war einmal ein Mann,
Es war einmal ein li la leder Mann.

Da nahm er sich ein Weib,
Da nahm er sich ein li la leder Weib.

Das Weib nahm sich ein' Sohn,
Das Weib nahm sich ein' li la leder Sohn.

Der Sohn muß in die Schule,
Der Sohn muß in die lie la leder Schule.

Da lernt er 's A-B-C,
Da lernt er 's li la leder A-B-C.

Da kam er wieder heim,
Da kam er wieder li la leder heim.

Da mußt er in den Krieg,
Da mußt er in den li la leder Krieg.

Da schossen sie ihn tot,
Da schossen sie ihn li la ledern tot.

Da brachten sie ihn heim,
Da brachten sie ihn li la ledern heim.

Da kam der Herr Pastor,
Da kam der li la ledern Herr Pastor.

Der schrieb ihm auf sein Grab,
Der schrieb ihm auf sein li la ledern Grab:

„Hier ruht der liebe Sohn,
Hier ruht der liebe li la leder Sohn."

Da stand er wieder auf,
Da stand er wieder li la ledern auf.

Da waren sie alle froh,
Da waren sie alle li la ledern froh.

Die Kinder treten zum Ringeltanz an, der Leder-Mann steht im Kreise, nimmt sich dann ein Weib, einen Sohn aus dem Kreise. Der Sohn geht in die Schule (aus dem Kreise), kommt wieder in den Kreis. Zieht in den Krieg, wird totgeschossen und von mehreren aus dem Kreise fortgetragen. Ein Kind aus dem Kreise stellt den Pastor dar, nachdem steht der Leder-Sohn wieder auf und alle tanzen im Kreise herum.

Es war einmal ein Mann,
Es war einmal ein mi ma mause Mann.

Der hatte eine Maus,
Der hatte eine mi ma mause Maus.

Der zog er ab das Fell,
Der zog er ab das mi ma mause Fell.

Da näht er sich ein' Sack,
Da näht er sich ein' mi ma mause Sack.

Da thut er rein sein Geld,
Da thut er rein sein mi ma mause Geld.

Da kauft er sich ein Pferd,
Da kauft er sich ein mi ma mause Pferd.

Da reit't er in den Krieg,
Da reit't er in den mi ma mause Krieg.

Da schießt er alle tot,
Da schießt er alle mi ma mause tot.

Die Kinder treten zum Ringeltanz an, ein Kind geht in den Kreis, das die Worte vorspricht und der ganze Kreis wiederholt dieselben.

Morgen woll'n wir Hafer mähen,
Wer will helfen binden?
Wer will mein fein's Liebchen sein?
Das wird sich schon finden.
Heirassa, hopsasa, morgen ist die Kirmeszeit.

Ein Kind steht in dem Kreise der übrigen, wählt sich ein anderes und tanzt mit ihm herum.

Hab' verloren, hab' verloren, hab' verloren meinen Ring,
Will mal sehen, will mal sehen, ob ich finde meinen Ring.
Hab' gefunden, hab' gefunden, hab' gefunden meinen Ring,
Will mal sehen, will mal sehen, wem ich schenke meinen Ring.
Hab' verschenket, hab' verschenket, hab' verschenket meinen Ring.

Die Kinder stehen im Kreise, eins kommt hinein, nimmt einen Ring oder einen Stein, legt ihn unter seinen Fuß und singt: „Hab' verloren" 2c. Wenn nun das Kind den Stein unter dem Fuß wegnimmt, d. h. findet, hebt es denselben in die Höhe, geht auf ein anderes Kind zu und schenkt ihm den Stein oder Ring. Dasselbe kommt nun in den Kreis und das Spiel fängt von neuem an.

Wir treten auf die Glocke, bis daß die Glocke klinget,
Die Glocke klinget sieben Jahr, sieben Jahr sind umme,
Die Anna dreht sich umme.
Anna hat sich umgedreht, hat ihrem Bräut'gam den Kranz beschert.

Dann fängt das Spiel wieder von vorn an, und der nächstfolgende Name ist der Name des Kindes, das links vom erstgenannten Kinde steht.

Als ich einmal reiste, reist' ich ins Tirolerland,
Da war ich die Kleinste, allen wohlbekannt.
Herren und Damen standen da vor meiner Thür,
Wollten mich beschauen, schönes Murmeltier.
Murmeltier kann tanzen, 1 2 3 und 4,
Wollten mich beschauen, schönes Murmeltier.

Ein Kind steht als Murmeltier im Kreise und muß nach dem Singen und Händeklatschen der übrigen tanzen.

Grünes Gras, grünes Gras, unter meinen Füßen,
Hab' verloren meinen Schatz, den ich suchen müßte,
Dreh dich um, dreh dich um, bist du's oder bist du's nicht?
Nein, nein, er ist es nicht.

Ein Kind steht im Kreise; die umhertanzenden singen die obige Strophe dreimal; beim viertenmal heißt es dann: Ja, ja, er ist es! Dann folgt Ablösung des im Kreise stehenden durch ein anderes Kind.

Ein Jäger wollte früh aufstehn,
Dreiviertelstund vor Sonnaufgehn,
Er nahm sein Liebchen bei der Hand
Und fuhr sie durch das ganze Land.
Ade, Ade, mein liebes Kind,
Nun müssen wir uns scheiden,
Und in dem letzten Augenblick,
Vergessen wir das Küssen nicht.
Marie, hast du das Bett gemacht?
„Nein, nein, ich hab's vergessen."
Was, hast du denn den ganzen Tag
Bei deinem Schatz gesessen?
Und wenn du willst den Jäger hab'n,
So mußt du grüne Schuhe tragen,
Grüne Schuh mit Silberschnallen,
Das wird dem Jäger wohlgefallen.

Während des Singens bilden die Kinder einen Kreis, zwei von ihnen fassen sich an den Händen, eins im Kreis, das andere außerhalb. Wenn das Singen aufhört, lassen die beiden die Arme fallen und die zwei so getroffenen Kinder müssen nun herumgehen. Der Name wird jedesmal geändert nach dem Kinde.

3. Bastlösereime.

Wie nicht anders zu erwarten ist, reihen sich die braunschweigischen Bastlösereime den übrigen niederdeutschen eng an. Sie sind ungemein verbreitet und im Frühjahre, wenn der Saft in die Weiden gezogen ist, sieht man die Knaben bei allen Dörfern an den Bächen und Holzrändern sitzen und „floitjen kloppen". Man klopft unter Hersagen der Verse den frisch geschnittenen Weidenstab mit dem Messerhefte so lange, bis der Bast sich löst und die Rinde als Röhre sich abziehen läßt. Aus dieser wird die floitje mit eingekerbtem Mundstücke hergestellt [1]).

---

[1]) Zur Litteratur vergleiche: Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung I, 85; II, 52 und 89, wo die ähnlichen Reime aus Holland mitgeteilt sind. Müllenhoff, Sagen 2c. aus Schleswig-Holstein, S. 510. — Rochholz, Allemannisches Kinderlied, S. 182. — Aus der Elberfelder Gegend: Schall in „Am Urquell" III, 203 (1892). — Aus Schlesien: Wolf, Zeitschr. für deutsche Mythologie I, 473, 474. — Aus der Gegend von Stade „beim Huppenmachen", Krause in Zeitschrift f. deutsche Mythologie III, 178. Aus der Ruppiner Gegend: Haase in Zeitschrift der Gesellschaft für Volkskunde IV, 74. — Aus Westfalen: Woeste in Zeitschr. für deutsche Mythologie III, 52. — Aus Meiningen: „Am Urquell" V, 193. — Aus der Provinz Sachsen, darunter auch niederdeutsche, Zeitschrift der Gesellschaft für Volkskunde 1898, S. 62.

Plock, plock, plike,
Up'n Âlendîke (Ahlumer Teiche)
Sit ne ôle hexe
Mit'n stumpen meste,
Snat en kätche hâr af, bein af,
Alles wat'r anne sat.
Biff, buff, baff,
Nu går mal von af.

Plockfloitje wut'e gân
Ik will dik in de dôren slân,
Dôren süllt dik stâken,
De râwen süllt dik frâten.
Kam ne ôle hexe,
Mit en langen meste,
Snat hâr af, snat hût af,
Alles wat'r anne sat,
Smet't in't wâter.
Plunsch, plunsch, plunsch.

Balle, balle, Bastian,
Lât bast afgân,
Lat nich klôben (ſpalten),
Willt wol glôwen.
Up'n spitzen dîke
Sat ne ôle hexe,
Mit'n stumpen meste.
Snit af, snit af
Alles wat'r anne sat.
Oder: Snat en kempen en bû'el af.

Biller, baller, Bastian,
Lât balle afgân,
Lât nich klôben,
Will't gêren glôwen.
Kam de ôle hexe
Mit'n stumpen meste,
Snîe 'n jungen hâr af,
Bein af, kopp af.
Snat 'n jungen alles af.
Strîk af, strîk af,
Balle geit et af.

Plock, plock, plîtje
Up 'en môlendîke,
Satt ne ôle hexe
Mit'n stumpen meste.
Woll'n juden 't hâr afsnîden
Rutsch af, rutsch af
Rutsch vor'n hinnersten af. (Bansleben.)

Plock, plock, pîpe!
Up'n môlendîke
Satt Hans Wöstchen
Mit'n blanken mestchen
Kam de ôle hexe
Mit'n blanken meste.
Snit af, kop af, bein af,
Allet wat'r man anne satt.

Bulle, bulle, Bastian,
Lat et bas afgân,

Lat nich klôben,
Denn will'k dik vorlômen,
Biff, buff, baff
Da gâe du von af.

Pîp, pîp, pâke,
Kam ne ôle drâke,
Mit'n witten lâken,
Wolle de ganse welt bedecken,
Konn' nich ôwer de Elwe recken.
Du must af.

Biller, biller, baller,
Bâtje hat'n haller,
Hallert sîne frû.
Eine stunne rû,
Eine stunne glatt.
Bitze, batze af!

Kam de lûtje môre
Mit'r gol'nen krône,
Kam dat lütje jümferken
Mit'n gol'nen tüffelken.
Kam de snîder mit'r elle,
Slaug êr vor de purtcheprelle.
Sâ dat kättche mimau,
Katergrau,
Kunterbunt,
Ûse lütje hund is bunt,
Piff, paff, af,
De dûwel fell in't graf.
Un we da nich von frâten mag
De schêre davon af.

---

4. Spott- und Neckreime.

Ludewig sit up'n twîg
Un brikt de twîg,
Dann fallt de leiwe Ludewig.

Ludchen, Ludchen, Lewwerwost,
Lêwet dîne frû noch?
Ja, ja, se lêwet noch,
Se lî't in bedde un kriwwelt noch.

Johann pîpendeckel
Stickt de wost in'n kettel,
Krigt se wedder 'rût,
Gift se sîne brût.

Heinrich, peinrich, plock in ârse,
Hat en stîwen plock in ârse,
Kann 'ne nich wedder rût krîen,
Mot ne stîwe brût frîen.

Heinrich, peinrich, pumpermûs,
Kam vonnacht in ûse hûs
Mit en witten lâken,
Woll üsch bange mâken,
Mit en witten swewelsticken,
Kann mik mâl in ârse licken.

Heinrich, pûpeinrich,
Schawinter mateinrich,
Schâwup, schâwab,
Scheifbeinige Heinrich.

Christoffel, Pumpstoffel.
Drei nâgel, sess kegel,
Christoffel pump,
Schitt in'n strump.

August!
Gust mit der leddernen brust,
Hat sik in de hôse schetten,
Hat et nich ewusst.

Krischan Snabel
Is kumpabel,
Prickt sîne mudder
Up de gawel.

Krischan,
Lat de botter stân.
Smêr kêse up,
Smêr aber nich tau dicke up.

Fritze!
Schitt in de mütse,
Drägt et in winkel,
Dat et nich stinket.

Fritze! Stiglitze!
Slâgt mûseken nich dot,
Lât't leben, lât't weben,
Et fritt ja kein brot.

Fritze! Stiglitze;
Kartuffelzalat,
In de panne ebrâ't.
Stipp in, stipp ût,
Dat smecket gut.

Kunrat, allunderlat,
Schitt en hucken int vêrfat.

Otte!
Fritt et fleisch ût'n potte.

Uldrich, bultdrich, käkebein,
Lett sik vor twei pennig sein.

Prost, seggt Jost.

Edeward, de zicke blarrt,
Gif se wat tau sûpen,
Da kann se gut na pûpen.

Hennig! Tweipennig,
Kartuffelzalat.

Mariechen, marâke,
Fäll ôwer de brâke,
Hat hundert zoldaten,
Kann et lachen nich laten.

Christine, Christane,
Wat mâket dîn hâne?
Hei sitt up'n messe
Un ropt: klocke sesse.

Oder:

Hei sitt up'n wîme
Un mâket korîne.

Hanneken lag up hâwerstrô,
Ach wat was dat mâken frô.
Hanneken up den schosteinbodden
Leit sik sine nâse schoppen.

Hannichen, bidewannichen,
Bidewittkopp, badannichen.
Bidebumbat, katumbat.
Katholisches Hannichen.

Trûderitchen!
Krig dat mâken bi de fittjen.

Lisebetchen,
Kammerkättjen!

Anneken, panneken, rûpennest,
Is in mînen gâren ewest.
Hat mik appel un bêren estôlen.
Toif! dik sall de düwel hôlen.

Emmeken, pemmeken,
Bist mîn lämmeken,
Bliwst mîn lämmeken,
Emmeken, pemmeken[1]).

A. sagt zu B.: Segge mal, hinnern ôwen steit en korw full krût; er setzt dann, falls B. die Worte wiederholt, hinzu: du bist en düwel sîne brût. In ähnlicher Weise wird bei den folgenden Neckereien verfahren.

Lange de leddere ôwert hûs. —
Stick dîne nâse in't schîthûs.

Wat is hüte vorn dag?
„Middewochen!"
Kannst en bullen an bû'l tocken.

„Frîdag!"
Bit en bullen en bû'l af.

Segge mal: lange, lange kerkenslöttel.
„Du hast et mûl full zickenköttel."

A. Wat magst de leiwer: Judenpâr oder Christenpâr. —
B. Christenpâr. —
A. haut B. und ruft: Kri'st en pâr! Sagt B. Judenpâr, so faßt A. B. in die Haare und ruft zopp in't hâr.

---

1) Die vorstehenden sind nur eine Auswahl aus den immer neu entstehenden Neckreimen. Eine Anzahl hat auch O. Schütte gesammelt: Braunschw. Magazin 1897, S. 205.

Bist'e bôse? krûp in'n kêse.
Bist'e wedder gut? krûp'r wedder 'rût.

Kleinen Kindern, die mit dem Hemde bekleidet umherlaufen, ruft man zu

Nakedei, ritt't himme entwei,
Schitt in't fûle gauseei.

Fein sind diese Kinderneckereien selten. So rufen sich auch die Kinder bei Vornamen, die häufig mit den Pferdenamen übereinstimmen. Antwortet nun ein Kind auf den Anruf, so bemerkt ihm der Rufer: ik meine dik nich, ik meine ûsen wallacken, de schitt dik wat in de kinnebacken oder ik meine ûsen brûnen, de schitt dik wat in de kaldûnen.

Dorfneckereien. Ganz so, wie die einzelnen sich untereinander necken, so geschieht dieses auch unter Städten und Dörfern. Der Spötter überhebt sich gegenüber dem Verspotteten, dem er Beschränktheit oder Plumpheit nachsagt und dem gewöhnlich vieles angedichtet wird, was bei Lichte besehen sich als grundlos herausstellt. Es ist dieses aber ein durch die ganze Welt gehender Zug, der sich selbst bei Naturvölkern nachweisen läßt und seit den Tagen des Altertums, wo Abdera den Spott der Völker auf sich zog, auch in allen europäischen Ländern bekannt ist. Braunschweig fehlt da nicht und unser weltbekanntes Abdera ist Schöppenstedt, auf das nur mit seinen „Streichen" hingewiesen zu werden braucht und von dem man noch sagt: De dummen wêrt nich alle; in Scheppenstidde het se allwedder en morgen esaiet. Auch singt man wohl das Verschen:

In Schöppenstê is kein kümmelakefit,
In Bönstê (Büddenstedt) het de mâkens efrît.

Auch einzelne Dörfer necken sich untereinander. In Rautheim, Cremlingen und Nachbarschaft kann man hören, daß die Einwohner von Weddel nichts zu beißen hätten, man müsse sich dort mit Schlehen und Hagebutten behelfen, was im Verse folgendermaßen ausgedrückt ist:

Härrn't nich slênen un hapütjen mik edân,
Dann härr'k mösten hungrig ût Wâ'le gân.

Den Frauen von Räbke wird, sicher nur böswilligerweise, nachgesagt, daß sie zänkisch seien und laut schrieen. Daher:

Wer ne frû ût Räbke hat,
De brûket keinen hund.
(Un wenn de frû nich bellen deit,
Denn is se nich gesund.)

Wozu der Zusatz gemacht wird, der die Frauen aus Lelm lobt:

Un wer ne frû ût Lelm hat,
De kôket guen klump.

Die Bewohner von Hedeper gelten — natürlich mit Unrecht — als protzig und großmäulig, daher redet man von Heperschen grôtsnûten.

Die Esbecker wurden früher von den Büddenstedtern mauskempen genannt, nach dem häufig dort gegessenen Zwetschenmuse.

Barmcke bei Helmstedt heißt Botterbarmke, weil dort vortreffliche Butter hergestellt wurde; das benachbarte Groß-Steinum dagegen heißt groten smêrkêse, da dort die Milch mehr Quark als Butter liefern soll.

Die Rotenkämper heißen Langhaarige, die Graslebener bessenbinner, Ingeleben wird „England" und Wolsdorf „Moskau" genannt.

Die Kneitlinger am Elme werden mit ihrem Landsmanne Till Eulenspiegel geneckt. Nach diesem freundlichen Dorfe verlegt das bekannte Volksbuch[1]) die Geburt des Schalksnarren und läßt ihn in dem benachbarten Ampleben taufen. Schon seit alten Zeiten haftete in Kneitlingen der Name Eulenspiegels an einem der ansehnlichsten Höfe des Dorfes und in einem Zinsregister des Stifts St. Blasii zu Braunschweig von 1673 wird der Hof als „Eulenspiegelhof" bezeichnet[2]). Früher waren Kneitlingens Bewohner ergrimmt auf alle, die sie mit dem Schalksnarren neckten oder nur nach seinem Geburtshause fragten; heute aber weiß dessen Besitzer historischen Ruhm zu schätzen und zeigt gern den stattlichen Hof, der allerdings nach dem Brande von 1821 fast ganz neu dasteht.

Die Kotsassen von Süpplingen sollen sunnenkîker heißen; das kommt daher, weil sie auf dem Gute in Süpplingenburg dienen mußten, aber nur bei schönem heiterm Sonnenschein, nicht wie andere Bauern ohne Rücksicht auf das Wetter[3]).

Emmerstedt bei Helmstedt neckt man mit der „blaume", weil dort ein Krüger den Bauern „fein durch die Blume" zu verstehen geben wollte, sie sollten die Kegelbahn verlassen, damit Helmstedter Studenten dort kegeln könnten, wobei er die Worte gebrauchte, bengels, schêrt jich herut.

Auch für Scheppau hat man eine Redensart: Et geit up de rê'e (rîge) as in Scheppau et gausemelken, womit etwas Unmögliches bezeichnet werden soll.

---

[1]) Älteste Ausgabe von 1515, herausgegeben von Hermann Knust. Halle 1884. Ausführliche Abhandlung über Eulenspiegel in dem grundlegenden Werke von Lappenberg, Dr. Thomas Murners Ulenspiegel, Leipzig 1854. Das Buch ist ursprünglich niedersächsisch geschrieben gewesen und nur durch Murner ins Hochdeutsche übertragen und erweitert worden. Alles weist da auf Braunschweig als Heimat hin, von dessen Städten, Dörfern und örtlichen Verhältnissen der Verfasser eine genaue Kenntnis besaß. Vergl. Walther, Zur Geschichte des Volksbuchs vom Eulenspiegel, Jahrbuch f. niederd. Sprachforschung, XIX, S. 1. Wie Ernst Jeep nachwies, ist der Name des Schalksnarren imperativischer Natur; mit „Eule" und „Spiegel" hat er nichts zu thun. Ul den speigel (verte podicem) von ndd. ûlen, abkehren, abwischen und speigel in der übertragenen Bedeutung, wie sie noch beim Wilde (Rehen) vorkommt. (Mitt. d. deutschen Sprachvereins Berlin. 1895, Nr. 8.)

[2]) Sack, Eulenspiegel und sein Geburtsort Kneitlingen. Braunschweiger Kalender für 1867.

[3]) Nach Hassel und Bege. Es giebt eine Schrift von J. F. Eisenhardt, Über die vier Fröhner der Commenthurey zu Süpplingenburg, welche Sonnenkieker heißen, in seinen „Erzählungen von besonderen Rechtshändeln". Zweite Auflage, Halle 1783. Teil I, S. 553. Es ist mir nicht gelungen, diese Schrift aufzutreiben.

BIBLIOTECA CENTRALĂ
UNIVERSITARĂ
BUCUREȘTI

Den Hötzumern sagt man nach, bei ihnen könne sich kein Pastor lange halten, und erzählt dafür zur Begründung folgendes: Als der erste Christenapostel ins Braunschweigische kam, hatte er überall gutes Fortkommen und Erfolg. Nach Hötzum gelangt, fand er das Dorf aber von einer so dichten Dornenhecke umgeben, daß er zwei volle Jahre brauchte, ehe er sich durchgearbeitet hatte. So nach großer Mühe ins Dorf gekommen, wollte er sein Glaubenswerk beginnen: aber schon vor dem ersten Hause blieb er im tiefsten Schmutze stecken und wandte nun, darüber ärgerlich geworden, dem Dorfe den Rücken. Es folgte ein zweiter Glaubensbote, doch ehe dieser sein Werk beginnen konnte, starb er in Hötzum. Das wurde vorbildlich und — „lange bleibt dort kein Pastor".

Von den Broitzemern wird berichtet, sie hielten es mit der Reinlichkeit nicht genau, und wenn bei ihnen ein Gast erschiene, rufe die Hausfrau: Mâken, hâle en bessen un fege en disch af!

Von den Eitzumern sagt man: In Eitzen het se tîd. Der Gemeindevorsteher daselbst ließ ein Schreiben der Kreisdirektion unbeantwortet. Er erhielt ein Mahnschreiben und darauf stand cito. Er las das Fremdwort tîd und ließ das Schreiben abermals liegen. Man erzählt auch von den Eitzumern, daß sie früher alle schnarrten, „weil der Taufstein einen Sprung hatte". Seit ein neuer Taufstein vorhanden, hat das Schnarren dort aufgehört.

Wer na Lelm geit, kummt in'n gang, heißt es in Königslutter und Umgegend. In Lelm soll früher eine gute Gastwirtschaft gewesen sein, in welcher die Königslutterschen gern einkehrten und viel zechten. Dabei kamen sie in'n gang.

Wenn man ein in bunten Kleidern aufgeputztes Mädchen sieht, so sagt man am Elm von ihm mit Beziehung auf das weithin sichtbare Schliestedt: Et schînt in't land as Slîstidde.

Und von Sambleben, wo es keinen Ackerhof giebt, hat man die Redensart: Wer in Zampleve en ackermann öwern hof löppt, dei is frî von'n zoldaten.

Die Donaufürstentümer nennt man die Dörfer Ochsendorf, Klein-Steimke, Glentorf und Boimstorf „wegen der Schunterüberschwemmungen im Frühjahr".

Zu den im vorstehenden gesammelten Dorfneckereien konnte O. Schütte[1]) einige weitere sammeln, die ich hier benutze. Die Stadt Schöningen heißt allgemein Dreckscheinig, Querenhorst heißt Puterquerenhorst, weil dort viel Puter (Truthähne) gezüchtet werden. Für die nachstehenden vier Dörfer hat man einen ungünstigen und einen (antwortenden) günstigen Vers.

Wahle un Cramme,
Lesse un Lamme,
Dat sin de ruchlosesten dörper
Im brunswikschen lanne.

[1]) Braunschw. Magazin 1898, S. 94 ff.

Wahle un Cramme,
Lesse un Lamme,
Dat sin de veir hauptdörper
Im brunswikschen lanne.

Neckt man das eine Dorf, so erwidert das andere schlagfertig darauf und so entstanden folgende Verse:

In Thune
Sin se dûne (betrunken).

In Wenden
Het se dicke lenden.

De Mackendörpschen swîneköppe
Slât de Saalsdörpschen zickenböcke.

De Saalsdörpschen grüle
Frät't ut de Mackendörpschen trûle (Tröge).

Eine ganze Reihe Ortschaften unseres Gebietes werden in folgendem Verse verspottet:

Hornburg, du lumpenstadt,
In Achen sin de mâkens glatt,
In Börsen sin se keck,
In Bornen steckt se in dreck,
In Kissenbrück steckt se in'n wâter,
In Neindorp rit't se up'n kâter.

Man spottet weiter:

In Schandeln (Schandelah)
Is nist tau handeln.

In Lesse,
Da sin der schelme sesse.

Scheppau,
Löppt kein hund up tau.

In Drütte
Da frät't se vel grütte.

In Vechela
Da is de weg tau smâl.

In Wendeburg,
Da sin de mâkens snurr'g.

In de Wendezelle,
Da sit de halwe hölle.

In Denstorp
Da backet se guen torp.

In Wedtlenstedt,
Da sin de mâkens nett[1]).

Die Nachbarreime. Zu den Volksreimen gehören in hervorragender Weise auch die Bauernspottverse, Bauernreihereime oder Nachbarreime, auf welche ich zuerst in den nördlich an unser Land anstoßenden hannöverschen Kreisen

[1]) Diese Spottverse nach O. Schütte, Braunschw. Magazin 1898, S. 103 und 1900, S. 126, wo noch mehr derlei aufgeführt werden. Sie richten sich alle nach der Regel „reim dich oder ich freß dich" und verraten nicht viel Geist und Witz.

Gifhorn und Isenhagen aufmerksam wurde. Dort sind sie in jedem Dorfe bekannt und haften an dem Namen des Hofes, selbst wenn er auf neue, anders heißende Besitzer übergeht. Jeder Einwohner kann dort die durch Überlieferung fortgepflanzten Spottverse hersagen. Einzelne Teile derselben, und gewöhnlich die derbsten, wiederholen sich in den verschiedenen Dörfern. Ursprünglich mögen sie charakteristische Eigenschaften der Hofbesitzer gekennzeichnet haben, sie werden auch fortgesetzt, neue für neue Anbauer, Handwerker und Ankömmlinge im Dorfe werden hinzugefügt und laufen dann mit der alten Ware gleichzeitig um [1]).

Mir scheint, daß solche Spottverse sehr alt sind, jedenfalls ist es der Gebrauch derselben, denn schon im Mittelalter zeigte sich Ähnliches in der Stadt Braunschweig. Im Stadtgesetze von 1349 werden solche ausdrücklich untersagt [2]). Es ist möglich, daß man in diesen Reimen und Spottversen die mittelalterlichen schanfernölleken [3]) zu suchen hat. Ähnliche Verse kommen auch auf die Bürger der Stadt Braunschweig vor, z. B. in der dat schichtspeel genannten Reimchronik von 1492 [4]).

Nachdem ich in den lüneburgischen Dörfern Eutzen, Hankensbüttel, Knesebeck, Boitzenhagen, Radebeck, Vorhop, Ehra 2c. diese Spottverse gefunden hatte, entdeckte ich sie auch bald innerhalb der Grenzen unseres Herzogtums [5]) und zwar zunächst in den Städten, dann auch in mehreren Dörfern und ich zweifle nicht daran, daß sie einst in allen Dörfern zu finden waren. Jedenfalls hatten sie eine sehr weite Verbreitung, auch über Niederdeutschland hinaus [6]).

In den Städten mit zahlreicher Einwohnerschaft konnten diese Verse sich natürlich nicht über sämtliche Bewohner, beziehungsweise Hausbesitzer erstrecken. Sie beschränkten sich daher auf die Nachbarn einer Straße und so liegt für die Stadt Braunschweig die Nachbarreihe für die südliche Wilhelmsstraße und einen angrenzenden Teil des Steinweges vor. Die Verse gingen noch 1840 um.

Wilhelmsstraße:
Daubert, de lêrt,
Glindemann, de smêrt,
Stockmann kikt an de wand,
Schwartz is in de ganse welt bekannt,
Graf Schulenburg wônt in de midde,
Schreiber hat ne gue stidde,
Kuhlemann, de de Anzeigen dräggt,

---

[1]) Andree, Volkskundliches aus dem Boldecker und Knesebecker Lande. Zeitschr. d. Ver. für Volkskunde 1896, S. 367.

[2]) In reyen vnde in spele scal nement snode word noch nenerhande rime spreken de iemende in sine ere gan; we des bedragen wert, deme wel it de rad also keren dat eme nicht euene kumpt. Urkundenbuch der Stadt Braunschweig von Ludwig Hänselmann, I, S. 47.

[3]) Schiller-Lübben IV, S. 44.

[4]) Die Chroniken der niedersächsischen Städte. Braunschweig II, S. 126.

[5]) Braunschw. Magazin 1897, Nr. 1, S. 5.

[6]) Sie reichen selbst in die Niederlausitz, wo sie aus Niemaschkleba, Kreis Guben, teilweise in identischer Form wie bei uns, mitgeteilt werden. (Niederlausitzer Mitteilungen, Band V, S. 379. Guben 1898.) In Schlesien mit dem Reim „Kalb und halb" (Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde 1899, S. 446).

Michel, de dat dach besläggt,
[Winter?] de hat fülen kese,
Meyer is darum böse.
Hecht, de vele kinner hat,
Gemmeke fritt sik nimmer satt.

Steinweg:

Mattenklôt wônt an enne,
Zenker hat ne scheiwe lenne,
Wehage hat verfûltet holt,
Wichmann hat verschimmelt gold.

Wolfenbüttel. Südseite des Kornmarktes (aus den 50er Jahren).

Eisfeldt wônt an enne,
Borchers hat ne scheiwe lenne,
Ludwig backt verschimmelt brôt,
Dralle sleit den ossen dôt,
Dosse is en tütchendreier,
Langelüddecke spêlt verwalter up Monpleseier.
Böttchers witwe verkoft kôren,
Röber kricht de swine bî de ôren.

Helmstedt um 1840, mitgeteilt durch Forstmeister a. D. Ziegenmeyer:

Ik armer elenner, seggt Seeländer,
Et is ûte, seggt Trute,
Et geit all wedder an, seggt Wegmann.
Meiners is in Kassel ewest,
Koch, de is en Timmermest (er).
Gothe — is dote.
Wittschiebe — is dicke von lîwe.

Gleichfalls aus Helmstedt auf einen trunksüchtigen, einen sehr dicken und einen einarmigen Polizeidiener gemünzt, Anfang der siebziger Jahre:

Fricke is besôpen,
Kremling kann nich lôpen,
Bethe hat man einen arm,
Is dat nich tau'n Gott erbarm?

Ferner aus Helmstedt:

Mester Timme
Danst mit sîne fru in himme.
Da kam Rehbein,
Woll dat ôk mal sein.
Etsch, etsch, sä Zwetsch.
Wat is dabië, sä Miehe.
Da kam Munkel,
Da ward't dunkel.
Da kam de Hofrat Fein,
Da konn 'n nist mêr sein.

Büddenstedt:

Lehrmanns slacht't en kalf,
Nickels krigt et half,
Ewers krigt de strüdde,
Schütte is nist nütte.

Hötzum. Die dort umgehenden oder vielmehr früher allgemein bekannten Reiheverse gleichen jenen, die ich im Lüneburgischen fand, außerordentlich und manche Reime, die dort regelmäßig zu finden sind, wie enne und lenne, kehren auch hier wieder. Einiges, als allzu derb, muß ich hier unterdrücken:

Wedler hat de schâperië,
Gerke schitt en sack vull klië,
Stoffel Wastens wônt an enne,
De Meinsche hat ne dicke lenne.

Meine mit'r snufftabacksdose
Zacharis Smitt mit'r swullerhose[1]).
Swinge wônt up'n sunnenbarge,
Pape hat ne bleckerne arskarwe.
Henneken Kurland rôkt ne lange pîpe,
Grôte Kurland kann nich rower kiken,
Midden Kurland wônt an'n wâter.
De Woltersche is ne tûnâpe.
Bartels, de is oppermann,
Stoffel Brandes geit voran,
Decker, de is grôt un slank,
Hogrefe futtert 'n bullen blank,
In Grenners gâren wasst lupinen,
De Käuersche mâkt famoste minen,
Ehlers hat'n groinen wâ'n,
Da kann de Haberlandsche up in himmel gân.

Eiſchott.

Lehnert hat dat grote dôr,
Schulten schitt de hund wat vor.
Pratje slacht't en kalf,
Wiemann krigt et half,
Lütje krigt de hinnerbêne,
— — — — — —,
De schaper krigt en panzen,
Un mut'r uppe dansen.

Warmenau.

Zelken — rotsnaur,
Schulten — allemannshauer,
Haunsmann — stippker,
Brünn — knippker,
Schrein — dicke tunne,
Jahns — Peiter snurre.
Güsel kräuger slacht't en kalf,
Mölder krigt et half.
De schâper krigt en kopp,
Hennig fritt 'ne op.
Flohr hängt dat botterfatt up de hâke,
Beinhorn kam un woll't stâken,
Kröschen saget latten,
Wolters jaget katten,
Lehms, dei wônt vor'n hagen,
Meier, dei will vertagen.

Außer dem Schäfer und den drei Altbauern Hennig, Flohr und Beinhorn sind die zwölf Bauernhöfe des Dorfes in dem Reihenverse aufgezählt.

5. Die Tiere in den Volksreimen.

Weit mehr als der Städter steht der Landmann mit den Tieren und der freien Natur in Berührung; es ist daher erklärlich, daß er sie auch oft in seine Volksreime einbezieht und ihnen Kennzeichnendes nachzusagen weiß oder Abergläubisches an sie anknüpft.

Die Kuh:

Ûse witkopp, ûse witkopp is melk,
Hat en kaukalf, hat en kaukalf,
Ward ôk noch mâl melk.

Wenn die Wälder dampfen, sagt man, de fösse brûet, und wenn die Abendnebel aus den Wiesen oder Brüchen aufsteigen, heißt es, de hâse brûet.

[1]) swullerhose, Pumphose. Zu swellen und swullern, sich aufbauschen, aufblähen.

Haſenbrot iſt Zuckerwerk, das man den Kindern von einer Reiſe oder einem Gange mitbringt und das man dem Haſen abgenommen hat. Der Haſe legt die Oſtereier.

Maus. De mûs seggt: wut'e nich fräten, wat ik bîte, sau most'e fräten, wat ik schîte. An das verſchloſſene Brot kann die Maus nicht gelangen, ſie macht ſich an die freiſtehenden Mehlſäcke und verunreinigt das Mehl.

Das Huhn.

Tick, häuneken, tick,
Wovon bistu sau prick?
„Ik hebbe tau vêlen gasten fräten,
Dei mik nich was tauemäten,
Davon bin ik sau prick."
Tick, häuneken, tick.

Tuk, tuk, tuk mîn häuneken,
Wat deistu in ûsen hof?
Du plückst mik alle bläumeken,
Du mâkst et gâr tau grof.
Mama will mit dik kîwen,
Papa dei will dik slân,
Tuk, tuk, tuk mîn häuneken,
Wo ward et dik noch gân?

(Stadt Braunſchweig, Anfang des 19. Jahrhunderts.)

Der Kuckuck wird als Frühlingsvogel mit weithin hörbarem, kennzeichnendem Rufe beſonders beachtet, im Winter verwandelt er ſich in einen Sperber, ein Glaube, der daher ſtammt, daß das Federkleid beider Vögel einander ſehr ähnlich iſt. Nach dem Volksglauben iſt der 24. April der Tag, an welchem er zu rufen beginnt; thut er das nicht, so mot hei basten (berſten). Er verträgt ſich mit den sêbenstêren, den Plejaden, nicht. Denn wenn er zu rufen beginnt, verſchwinden dieſe; ſie ſind aber wieder da, wenn er aufhört. Dieſes drückt der Volksreim folgendermaßen aus:

De kukuk un de sêbenstêren
Seit sik ennaner in wege nich gêren.

Wenn der Kuckuck ſeinen Ruf erſchallen läßt, dann kann man die hanschen zu Hauſe laſſen, süs schitte herin. Man hängt die Handſchuhe aber wieder an die Seite des Rockes oder an das Pferdeſiel, wenn der Wind über die Haferſtoppel weht[1]). Die Orchis maculata mit handförmigen Wurzeln (die abgetrocknete dûwelshand, die friſche „Gotteshand") nennt man Kuckucksblumen[2]). Das Wieſenſchaumkraut (Cardamine palustris), an dem oft ein ſpeichelartiger Schaum ſitzt, heißt kukuksspîje[3]). Das Anſchneiden des Specks ſoll im Frühjahr beginnen, wenn der Kuckuck ruft, denn, wenn de kukuk röpt, sau is de speck rîpe. Darum rufen die Kinder, wenn ſie den Kuckuck hören:

---

[1]) Der Kuckuck ſteht überall mit den Handſchuhen auf geſpannten Fuße. In Schonen (Schweden) ſagt man: „Sieht der Kuckuck die Leute in wollenen Handſchuhen, ſo zieht er fort." (E. Vigström in Meddelanden från samfundet för Nordiska museets främjande.)

[2]) Im Engliſchen cuckoo-flower. Vergl. dazu Zeitſchr. für deutſche Mythol. II, 261.

[3]) Engliſch cuckoo-spittle, in der Schweiz guggerspeu.

Kukuk,
Snît speck up.

Eine unbestrittene Thatsache spricht das Verschen aus:

De kukuk up'n tûne sat,
Un rä'nt et, sau ward he nat.

Am liebsten aber wird sein Ruf als Orakel benutzt:

Kukuk up'r wîen,
Wannêr sal ik frîen?

oder auch:

Kukuk in'r hanebäuken
Wannêr wird mik min schatz beseuken?

fragen die Mädchen und antwortet er, dann steht im laufenden Jahre die Hochzeit bevor. Noch mehr aber wird er gefragt:

Kukuk von heben (Himmel),
Wo lange sal ik lewen [1])?

In Parsau und Umgegend hörte ich folgende auf den Kuckuck bezügliche Verse:

De kukuk un de tündelmêsk
De spêlen beid in't lôw.
De kukuk nam en stêwen stêl
Un stött de mesk in't ôg.
Heidi, heidu, heidallala
Min ögelken is ût.

Das Schwalbenlied gehört zu den am weitesten verbreiteten in deutschen Gauen und Rückert hat es in seinem herrlichen Gedichte „Aus der Jugendzeit" mit glücklicher Anlehnung an den Volkston benutzt [2]). Ich habe im Braunschweigischen drei abweichende Versionen gehört:

To jâr as ik fortgung,
Wâren alle schûnen vull.
Nau, as ik wê'erkam,
Is alles verquickelt, verquackelt,
Verhêrt un vertêrt. (Vorsfelde.)

As ik weggung, as ik weggung,
Was dit fak vull, was dat fak vull,
As ik wê'erkam, as ik wê'erkam,
Was alles verslickert, verslüert. (Lichtenberg.)

[1]) In the west of Scotland it is believed the cuckoo, the first time you hear it in spring, cries for every year you have yet to live. (James Hardy, Popular history of the cuckoo. In Folk-lore-Record II, S. 87, 1879.) Außer dieser umfangreichen, auch außereuropäische Völker in ihren Beziehungen zum Kuckuck berücksichtigenden Abhandlung besitzen wir noch die eingehende Monographie über diesen Vogel in der Volkskunde von Mannhardt in der Zeitschrift für deutsche Mythol. III, S. 209 bis 309.

[2]) Klaus Harms (Lebensbeschreibung, S. 11) teilt es aus Ditmarschen mit; Masius (Naturstudien, Leipzig 1852, S. 143) hörte es bei Salzwedel; Firmenich (Germaniens Völkerstämme I, S. 348) giebt es aus Soest in Westfalen; aus der Wetterau steht es Zeitschr. für deutsche Mythologie I, S. 239. Vergl. dazu Reinhold Köhler, das. II, S. 114. Aus Oldenburg teilt es Strackerjan (Aberglaube aus Oldenburg II, S. 100) mit. Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, S. 453.

Bin verreist gewesen,
Hab mein Kleid zerrissen,
Wollt's wieder flicken,
Hatte keinen Zwirn, Zwirn, Zwirn. (Büddenstedt.)

An- und Abzug der Schwalben wird genau beobachtet. Es heißt: Gertrud (18. März) let de swälken ût.

Der Weihe ruft man in Volkmarsdorf (nach O. Schütte) zu:

Wî, wî, witte,
Lât de gösseln sitten,
Toif bet op't annere jâr,
Schast en grôten gander hâlen.

Der Bachstelze (ackermänneken oder wippstêrt) sagt man:

Ackermann, Wackermann,
Putz dik en bart
Up dreierlei art.

Der Kiebitz, so erzählt man in Klein-Schöppenstedt, ist der einzige Republikaner unter den Vögeln; er war nicht einverstanden damit, daß sie sich einen König wählten, und flog daher einsam hinaus auf die Wiesen, wo er, wenn verfolgt, schreit:

Kiwit, wo bliw ik?
In'n brumberenbusch,
Da sing ik, da spring ik,
Da hebb'k mîne lust.

Das Verschen ist auch aus Rügen, Mecklenburg, Oldenburg, Schleswig-Holstein und anderen niedersächsischen Gegenden aufgezeichnet, scheint mir aber nicht recht volkstümlich, denn entgegen der feinen Naturbeobachtung des Volkes ist fast alles unrichtig. Nie setzt sich ein Kiebitz in einen Busch; das Volk nennt seinen Ruf niemals „Gesang", und daß dieser Vogel springe, hat auch noch keiner gesehen.

Ein kleiner, jetzt bei uns selten gewordener, früher aber recht häufiger, „den Regen verkündender" Vogel ist der Regenpfeifer oder schallnachahmend Tüt genannt (Charadrius pluvialis). Wenn er sich hören läßt, rufen die Kinder:

Tût, tût,
Wat vor'n wedder gift et hüt?

Der Storch. Der bei uns gebräuchliche Name des Storches, heilebart, geht vom Lüneburgischen an durch Hannover und Braunschweig bis ins Hessische und schließt sich den übrigen niederdeutschen Formen Adebar, Eber ꝛc. eng an[1]).

---

[1]) Krause (Korrespondenzblatt für niederdeutsche Sprachforschung V, S. 55) hat die Ansicht ausgesprochen, daß die im hannoverschen Wendlande übliche Form „Heidelbart" eine „wendische" sei, entstanden aus Adebar mit der falschen wendischen Aspiration. (Man sagt dort z. B. Hamtmann für Amtmann.) Gewiß mit Unrecht, denn wie kam diese „wendische" Form nach Braunschweig, Hannover, Hessen? Was die Deutung des Namens angeht, so sind die alten Formen Otebero, Atebar ꝛc. von v. Buchwald auf ot, Glück, felicitas, und bero, Träger, zurückgeführt worden, so daß der Storch der „Glückbringer" ist. (Atebar und Uhu im germanischen Elementargedanken, Globus, Band 69, S. 255.)

Wenn der Storch im April nach seiner Winterreise zurückkehrt, dann ist überall die Freude bei alt und jung groß; um diese Zeit fällt auch der letzte, großflockige Schnee und den nennt man Heilebartsschnee. Es erschallt der Ruf: de heilebart is wê'er da! Ein jeder beschäftigt sich mit dem paarweise einziehenden Vogel, der das alte Nest auf der Giebelspitze des Hauses oder auf dem Schornsteine aufsucht, als dessen Grundlage zuweilen ein altes dorthin gelegtes Rad dient. Glück und Segen zieht mit dem Storche ein, er verheißt Fruchtbarkeit in der Ehe und holt die Kinder aus Sümpfen, Teichen, Quellen, für die Stadt Braunschweig aus dem Jugend- oder Gödebrunnen, für das Dorf Waggum aus dem Papendieke[1]). Wo ein Storchnest auf dem Hause steht, schlägt der Blitz nicht ein oder bricht kein Feuer aus. Klappert der Heilebart im Frühjahr viel, so steht ein heißer, trockener Sommer bevor. Für die gute Behandlung, die der Bauer dem Storche zu teil werden läßt, wirft er immer etwas als Gegengabe aus dem Neste, eine Feder oder ein Ei. Dem Jäger gilt er übrigens als schädlicher Geselle, der unter den jungen Rebhühnern und Hasen aufräumt, und durch Richterspruch ist bei uns entschieden worden, daß er geschossen werden darf.

Die Kinder singen den Storch mit folgenden, in ähnlicher Art durch ganz Niedersachsen verbreiteten Versen an:

Heilebart in neste,
Bring mik ne lütje swester.
Heilebart in maure,
Bring mik en lütjen brauder.

Heilebart, du langbein,
Wonêr wutte wegflein?
Wenn de rogge rîpet,
Wenn de mûse pîpet,
Wenn de plaug stille steit,
Wenn de wâge jû geit.

Heilebart: Gu'en morgen, junfer blanke dêren.
Ütsche: Ei der deuker, dat hör ik gêren.
Heilebart: Kumm, lât üsch en beten slappslîren gân!
Ütsche: Ne, du wut mik wol in dînen hals slappslîren gân?

Von den niederen Tieren sind es nur noch wenige, welche die Aufmerksamkeit des Volkes erregen. Wollen die Kinder einen Schmetterling fangen, so rufen sie ihm wohl zu:

Bottervogel, sett dik,
Nâse un mûl blöt dik.

Nehmen sie den Marienkäfer oder Siebenpunkt (Coccinella septempunctata) auf den Finger, dann sprechen sie:

---

[1]) Die Kinderbrunnen, aus denen der Storch fischt, sind weit verbreitet und viele deutsche Orte weisen sie auf. In Niedersachsen kennt man sie allgemein. Aus dem Braunschweigischen führen Schambach und Müller (Niedersächsische Sagen, S. 81) folgende an: der Luhborn bei Greene, der Mühlenbrunnen bei Brunsen, der Tünneckenborn bei Bartshausen, der Vogelborn bei Eimen.

Herrgottswörmeken, fleig in'n himmel,
Bring mik ne kringel.

Herrgottshäuneken, flig up,
Flig tau ûsen herrgott,
Segg dat't morgen gut wedder ward.

Der kleine Käfer heißt auch sunnenhäuneken oder mûschâpken.

Der Maikäfer. Allgemein wird von den Kindern gesungen:

Maikäfer, flieg,
Dein Vater ist im Krieg,
Deine Mutter ist in Pommerland,
Pommerland ist abgebrannt.

Mehr Aufmerksamkeit bringt man den Schnecken entgegen, die man, wie überall[1]), unter Drohungen zum Kriechen auffordert:

Slingenhûs, kum in mîn hûs,
Sticke dîne veir, fîf hören herut,
Süst slag'k dîn hûs mit steinen kaput.

Sniggenhûs, krûp herût!
Wenne dat nich daun wut,
Will'k dîn hûs mit steinen smîten.
Dîn ôlet hûs, dîn nîet hûs,
O du ôlet sniggenhûs.

Oder:

Smît ik dik in grâben,
Fräten dik de raben.

Unser Landmann ist ein guter Beobachter der Tierstimmen; er unterscheidet und kennt sie genau und legt vielen von ihnen Worte unter. Hier einige Beispiele, die sich teilweise mit den aus anderen niedersächsischen Gauen bekannten decken:

Die Kuh brüllt bei der Hochzeit: is de hochtît noch nich balle ûte?

Der Hund bellt, wenn ein Bettler auf den Hof kommt: Sast nist hebben, hebben, hebben.

Die Wachtel ruft: flick de büx oder zum Bauern: bück den rügg', bück den rügg'.

Der Täuberich girrt: kumm frûe, kumm frûe. Dem gekämmten Kinde ruft er zu: glattköppken, glattköppken!, dem ungekämmten aber: rû-rûköppken.

Kommt der Finke im Frühjahr, wenn der Speck angeschnitten wird, so ruft er: schink un speck, schink un speck, oder im Sommer: Sin de kirschen balle rîpe?

[1]) Im Aargau heißt der gleiche Schneckenspruch nach Rochholz:

Schnegge, schnegg im hüsli,
Zeig mer dine düsli,
Zeig mer dine vieri horn,
Oder i steck di an en dorn.

Und in Cornwallis (Folk-lore-Journal V, S. 193, 1887):

Snail, snail! come out of your hole,
Or I will beat you black as a coal.

Fink: Dat frûenstûch, dat frûenstûch
Dat is saun schöne tü-ü-ü-ü —

Schwalbe: Härrst du se sein as ik se sach,
Du härrest dik davor verfêrt (erschreckt).

Die im Stalle nistende Schwalbe sieht die früh mit der Laterne zum Melken erscheinende Frau ungewaschen und ungekämmt; der Fink aber sieht sie blank geputzt am Tage.

Der Hahn kräht: Christus is hî,
Mâket minschen un vî (vei)
Hillig un dûer.

Ist der Hahn bei der Henne gewesen, so ruft er dieser zu: Hat't dik ehâ-â-âget?

Hat das Huhn ein Ei gelegt, so ruft es:

Ticke, tacke, tâk — mîn ei lît in't fâk,
Mîn ei lît in'n neste, et is ok et beste.

Bettelnd fleht die Goldammer, gâlartsche, im Herbste: Bûr, bûr, lât mik in dîne schûn. Im Frühjahr aber, wenn sie keine Not mehr leidet, tönt ihr Ruf: Bûr, bûr, lick mik in'n stît!

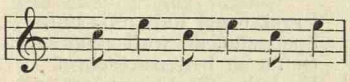
Die Kohlmeise, welche im Winter sich in den Dorfgärten aufhält, ruft dann: spinn dicke, spinn dicke! Im Frühjahr zieht sie wieder in Wälder und Felder und dann ruft sie hochmütig: Ik schît in't dorp, ik schît in't dorp.

Das Lamm fragt die Schafmutter, wann es auf die Weide hinauskomme. Die Mutter antwortet: „Im Mai." Das Lamm fragt nun mit feiner Stimme: Wannêr kummet de mai-i-i-i? Das Schaf (auf das Lämmerschlachten anspielend): Warst et nich erlä-lä-äben. In Schlanstedt an der Grenze (Kreis Oschersleben) wird das Blöken der Lämmer, wenn sie zur Mutter gelassen werden, nachgeahmt: Bâ — haste mîne mudder nich esein? Nä! und in Helmstedt neckten in den dreißiger Jahren die Straßenjungen den Barbier Zwätz durch die nachgeahmte Lämmerstimme: Lämmeken, wer hat dik balbiert? Zwä-ä-ä-ätz!

Verkehrt der Bauer mit seinen Tieren, so hat er für jede Art besondere Zurufe und Locktöne, die gut verstanden und stets gleichartig angewendet werden. Von den angespannten Pferden heißt das zur linken Hand sâ'lpârd (Sattelpferd), das zur rechten handepârd. Im Viergespann heißt das linke Vorderpferd vorinpârd, das rechte voruppârd. In Bezug auf den Pferdezuruf kommen niemals die vor dem Wagen gehenden Pferde in Betracht, die an den leiten (Lederzügeln) gehen und durch diese regiert werden, sondern nur die Pferde vor dem Pfluge. Am Pfluge werden die Pferde durch eine einfache linige (Leine) geleitet, die an dem toggel, Zügel, befestigt ist. Sollen die Tiere nun anziehen, so ruft der Pflügende jöe; sollen sie links gehen, wird die Leine angezogen und hüe gerufen; sollen sie rechts gehen wird ehottet, d. h. mehrmals mit der Leine gezuckt, wobei man hott ruft; sollen sie stille stehen,

ſo lautet der Zuruf burr oder brr. Das gilt für Pferde wie für Ochſen. Sollen die Pferde ſtallen (mingere), ſo wird langſam gepfiffen.

Der Lockruf für Schweine iſt: kumm kuf, kuf, kuf, oder tss, tss, tss. Für Schafe: kumm zuk, zuk, zuk, oder auch brrr (im Fiſtelton). Den Schäferhund ruft man mit bi mik! zu ſich heran. Für Hühner: tuk, tuk, tuk; für Enten: nat, nat, nat; für Gänſe: pîle, pîle, pîle; daher pîlegaus. Der Zuruf für Katzen iſt entweder piwischt, piwischt, oder piswt, piswt. Auch lockt man ſie (Gegend von Schladen) durch Pfeifen in einer Terz:



Überall in den hier geſammelten Belegen tritt das Tier redend und unmittelbar mit dem Menſchen verkehrend auf; es iſt mit Stimme und Rede begabt wie der Menſch, was auf den alten, längſt entſchwundenen Glauben deutet, daß Menſchen in Tiere verwandelt wurden oder daß deren Seelen in den Tieren weiter fortlebten; ſie ſind aber auch mit weisſagender Kraft verſehen, daher der viele Aberglauben, der ſich noch an die Tierſtimmen heftet.

6. Volksreime.

Hänschen sat in'n schostein [1])
Un flicke sîne schau.
Da kam sau'n wacker mâken her
Un sach sau nîpe tau.

Mâken, wenn du frîen wut,
Denn frîe du den schâper.
Einen schâper mag ik nich,
Fingerfloitjen kan ik nich.
Witt papîr, swart papîr,
Einen schönen grenadier.

Der zweite Vers lautet auch:

Hänschen wenn du frîen wut,
So frîe du man mik,
Ik hebbe en blanken dâler,
Den will ik gêwen dik.

Dann mit veränderter Stimme:

Hans, nimm se nich, Hans, nimm se nich,
Se hat en scheiwen faut.
Smâr salwe up, smâr salwe up,
Dann ward et wedder gaut.

oder:

Mâken, wenn du frîen wut,
Dann frîe du den pâpen,
Denn kanste lange slapen. (Wedtlenſtedt.)

Sat ne dûwe up'r dôr,
Lûse êren hinderpôl.

[1]) Der „Schornſtein" giebt hier keinen Sinn. Ich hörte einmal erläutern: In früherer Zeit ſtand auf der Flur der Häuſer ein „Scharrſtein", auf dem allerhand Geräte geſchliffen wurden. Iſt das Wort belegt, ſo wäre es für Schornſtein zu ſetzen. Varianten von der Inſel Rügen, aus der Soeſter Börde, aus dem Mindenſchen, Hamburg, Schleswig ꝛc. mitgeteilt von Koppmann im Korreſpondenzbl. f. Niederd. Sprachforſchung III, 72.

Kam en mann ût Zâr (?)
De stot'r an't hâr.
Pû! kan'k nich in frê'en sitten
Un lûse minen hinderpôl?

Hans un Greitjen
Flô'n ôwer et feld,
Woll'n betâlen un harr'n kein geld.
Hans dei flog, Greitjen dat stow,
Dat er dat enne vom rüggen wegflog!

Die früher häufigen Orgelspieler verhöhnte man mit folgendem Verse:

Orgel, orgel nut, nut, nut,
Spelmann, de wull starwen.
Geft'n en betjen kêsebrot
Un lat't ne nich verdarwen.

De förster un de kanter,
De släugen sik selfander.
Se släugen sik um en butterbrot,
De förster slaug den kanter dod. (Königslutter.)

Âleke von dörpe, wat kostet jue gaus?
„Narr ût'r stadt, lick en bûern et gat!" (Helmstedt.)

De gander un de gaus
De betten sik um ne maus.
De gaus, de bet duller,
Bet den gander in'n snulder. (Thune.)

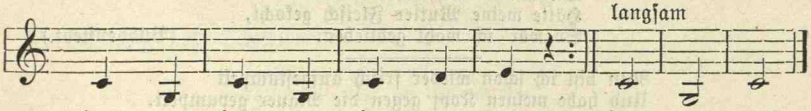
Predigt. Höret mik an ji hêren,
Äppel sin neine beren,
Beren sin neine äppel,
De wost, de hat twei sneppel,
Twei sneppel hat de wost,
De bûer hat grôten dost.
Grôten dost hat de bûer,
Dat lêwen ward em suer,
Suer ward em dat lêwen.
De wînstock, de hat reben,
Reben hat de wînstock,
En kalf is nein zickenbock.
De zickenbock is nein kalf,
Nu is de preddigt half.
Half is mîne preddigt,
Dat brotschap, dat is leddig,
Leddig is mîn brotschap,
Nu gâ ik von'r kanzel af. (Aus Danndorf.)

De wind, de weit,
De hân, de kreit.
De fos sit up'n tûne,
Hei plücket gâle plûmen.
Ik säe hei soll mik eine gêw'n,
Hei säe hei woll mik steine gêw'n.
Steine will'k en mûrker gêw'n,
Mûrker sall mik êre gêw'n.
Êre will'k en bûern gêw'n,
Bûer sall mik strô gêw'n.
Strô will'k'r mûkau gêw'n,
Mûkau sall mik melk gêw'n.
Melk will'k en bäcker gêw'n,
Bäcker sall mik kauken backen.

Kauken will'k en brâddigam gêw'n.
Brâddigam sall mik strûfz gêw'n,
Strûfz will'k'r brût gêw'n.
Brût sall mik dâler gêw'n,
Dâler will'k'r mudder gêw'n.
Mudder sall mik titjen gêw'n,
Titjen will'k'r katten gêw'n.
Katte sall mik mûse fangen,
Mûse will'k in'n rôk hangen.

Et was emal en mann,
Dei harre keinen kamm,
Da ging he nâ'n marchte
Un kofte sik einen.
Da harre einen.
Da ging he nâ'r Elwe,
Da fund he ganse twelwe,
Da flog he ôwern kerktôrn
Un harre alle twelwe verlôren.
Et was emal en mann,
Dei harre ne kau,
Dei kau harre en kalf
Nu is't vertellen half.
Dat kalf harre ne snûte
Nu is't vertellen ûte.

Dimm, damm, dittjen
Ik wet en vogelnest,
Dei ôlen sin verflagen,
Dei jungen schît't in't nest.



nirrt, narrt, nirrt, narrt, nirrt, narrt, nut :,: nirrt, narrt, nut!

(Bergfeld.)

Nun ruhen alle Wälder,
De Hâksche sitt in'n kelder,
Un kôkt sik appelmaus.
Dat fûr fangt an tau brennen,
De Hâksche an tau rennen
Dat êre ôle lâtsche in'n kelder blift.

Kater Müschen heidenstrick,
Tein katten betten sik
Up n'r dustern kâmer,
Slâuen sik mit'n hâmer.
De eine kreg en harren slag,
Dat se vor der dôre lag.

Bim bam bâlamm,
De aur sleit de klocke an.
Bim bam bâlamm,
Buer, bind 'n hund an,
Dat e mik nich bîten kann.
Bit e mik, verklag ik dik,
Dûsend dâler kost't et dik.
Bim bam bâlamm,
De klockenmann is dôte,

Ligget in de rôte,
Wi willt ne belûen,
Hei sall üsch nich mêr brûen.
Wi willt ne begrawen
Mit schüffeln un mit spagen.

Hulderdebulder de wâge feurt weg.
De pârekens sin verdrunken
Twischen Lehre un Brunsewîk
In den deipen sumpe.
Ach, wat wêne de rüterknecht!
Ach, wat flauke de junker! (Vorsfelde.)

Als mein Vater Schnittger war,
Schnitt er mir ne Pfeife.
Pfiff ich alle Morgen,
Ging das wie ne Orgel.
Zog mein Vater Stiefeln an,
Ging damit nach Amsterdam.
Von Amsterdam nach Rotterdam,
Von Rotterdam nach Kus,
Von Kus wedder na hûs. (Büddenstedt.)

Jigel, jigel, jung, jung,
Straddel sîne frû is jung,
Se kôkt'ne wat tau âten,
Dat mag de dûwel frâten. (Büddenstedt.)

Sauerkohl und Rüben,
Die haben mich vertrieben.
Hätte meine Mutter Fleisch gekocht,
So wär' ich wohl geblieben. (Büddenstedt.)

Nun bin ich schon wieder frisch aufgestumpelt
Und habe meinen Kopf gegen die Mauer gepumpelt.
Alsdann so geht's, juchheißa, juchhe!
Nach Hamersleben steht mein Sinn. (Büddenstedt.)

Nein, in den Krieg, da geh ich nicht,
Da schießen sie mich tot.
Ich bleib in meines Vaters Haus,
Da hab ich keine Not. (Büddenstedt.)

Hulderdebulder de wâge will weg,
De pâre sind alle verdrunken.
Wanne! wat wêne de rûterknecht,
Potzdusend, wat flauke de junker:
I du gottlose Matz Pumper,
Dine klümpkens de smecket sau stumper,
Kaldûnekens de smeckt gar nicht gut,
Du bist en schelm in diner hût. (Braunschweig.)

Mîne mudder hat eseggt,
Nimm dik neinen bûrenknecht;
Nimm dik einen ût'r stadt,
Dei vel geld in'n bûdel hat.

Meine Mutter hat gesagt,
Nimm dich keine Bauernmagd;
Nimm dich eine aus der Stadt,
Die ne lange Taille hat. (Eitzum.)

Gespräch: „Gu'n dag, wônt hir Kruse?“
De wônt in'n annern hûse.
„Gu'n dag, wônt hir Kruse?“
Min mann is nich to hûse.
„Ik kri'e noch geld von em,
Wann willt ji mik dat gêwen?“
Ja, dat willt ji wol nich erlêwen! (Wendschott.)

Der Böttcher. Dat böddekerwîf, dat böddekerwîf (börrkerwif)
Dat frit den sûren kôl in't lîf.
Un will se keinen kafee mâken
Dann kummt se an'n swînehâken.

Den Schall der Hämmer beim Faßbinden nachahmend. Swînehâke, der Haken, an dem die geschlachteten Schweine aufgehängt werden.

Böddeker, böddeker, bum, bum, bum.
Sleit sîne frû in'n tubben herum,
Sleit sîne frûe en bend um't lîf.
O, wo schreit dat böddekerwîf.

Schosteinfeger, hôsendräger,
Bessenbinner, strâtenschinner,
Flicke sîne schau.

Dem Bäcker ruft man zu:

De bäcker wull backen,
Da krêg he dat kacken.
He harre keinen slöttel
He harre man köttel.

Verspottung des Schneiders:

Snider, snider, wippup,
Sett mik mal en flicken up,
Hir einen, da einen,
Vor en marse ôk noch einen.

Vor der Schmiede verspottend gesungen:

De smit, de smit,
He sit in't schap un schitt.
Härr'k en nich herûteretten,
Härr' et ganse schap vull schetten.

Lütjet mäken von'n dörpe
Du bist ja sau glatt,
Du wutt wol nâ'r kerke
Oder wutte nâ'r stadt? —
Ne, ik will nich nâ'r kerke,
Ne, ik will nich nâ'r stadt.
Ik will nâ mîne tante,
Drum bin ik sau glatt.

Heiderlind, dat kind will kacken,
Hat all dreimal pûp eseggt. (Alversdorf.)

Heiderlind, dat kind dat schitt,
Kannste dat wol fâten?
Nimm et in de rechte hand
Un drag et na'n afkaten. (Alversdorf.)

Heidîdeldum, mîn bein is krumm,
Krischan lag in wochen,
Krûsekopp söll vadder stân,
Harr' sîn geld versopen.

Anrufung eines vorübergehenden Liebespaares:

Dat du mein schätschen (schät-schen) bist,
Dat ik wol weit.
Kumm hüte amend, kumm hüte amend,
Segg mik bescheid.

Mädchen bekommt ein Geschwür an der Nase:

Du grôter Gott, wat fang ik an
Ik krî'e er noch ne lütje an!
Snie ik se af, dann deit et wei,
Lat ik se sitten, dann hebb' ik twei.

Ach Elseken, ach Elseken
Kîk du na mîne swîne,
Du wesst se sin noch nich betâlt,
Se sin ja noch nich mîne.

Brût, brût un bräddigam
Slâpt in einen kaustall.
Kaustall fallt umme, fallt in de asche,
Brût mot wedder waschen.

Kop kôlt, fäute warm,
Füll nich den darm,
Kumm Greitje nich to nâ,
Dann bliwt de gesundheit da.

Oder auch:

Kop kôlt, fäute warm,
Makt dokter un apteker arm.

Hulder de buller
De dûwel is dull.
Hei plant't de hölle
Mit bônen vull.
Hei plant't se vull'r roiwen,
Se wüllt ne im ârse nich toiwen.

Johann, spann an, drei katten voran,
Drei müse vorup, dann desch'r wat up.

Oder:

Na'n Blocksbarg herup.

Militärsignale:

Biste nich mîn wîweken,
Slöppste nich bî mik?
In'r wochen sêbenmal
De söndag is vor sik.
Kartuffelnzupp, kartuffelnzupp,
De ganse woch kartuffelnzupp
Et söndags gift et brâe.

Reveille:

Die Preußen haben den Sieg gewonnen,
Bald werden bessere Zeiten kommen,
Geduld, Geduld, Geduld.

Zapfenstreich:

Geht nach Haus und laßt euch wischen! (Braunschweig 1845.)

Begräbnis:

Sall de zoldat wol sälig wêren?
Et is slump, et is slump. (Braunschweig 1845.)

Glockenſtimmen. Auch dem Geläute der Glocken werden Worte unterlegt, die von O. Schütte geſammelt worden ſind[1]). So heißt es von Volzum:

Bim, bam, bälam,
In Volzen is en mann dôt,
De heit Spârbrot,
Slaug sîne frû mit der kûle dot.

In Rümmer tönen die Glocken pemperlempem; in Klein-Dahlum heult die kleine Glocke link bein, die große lâm bein; in Lelm ſpricht die große Glocke mîn dûm, die mittlere mîn ellbogen, die kleine mîn knî; in Wolfenbüttel bimmelt eine kleine Glocke lütje finger und die kleine Glocke in Offleben fängt an mit man mauren, worauf die große mit ik will klump! einſetzt. Die Glocke von Warberg ruft: mareik, rindfleisch, jene von Denstorf: Heute mir, morgen dir[2]).

Beim Zutrinken.
A. Ik seie dik.
B. Dat freit mik.
A. Ik drinke dik tau.
B. Dat dau.
A. Ik hebbe dik tauesôpen.
B. Hast'n rechten drôpen.

Grußformeln. Beim Begegnen: Guden dag, help Gott un (begegne) kein ôld wîf, wat hexen kann!
Beim Abſchiednehmen außer dem allgemeinen üblichen adje! ſagt man: blîf kurrig!

Sprechübungen.

Hîr jücket et mik,
Hîr sticket et mik,
Hîr deit et mik wei.

Segge mâl negen mâl metwost.

Ûse kau fritt knuttenkâf,
Knuttenkâf fritt ûse kau.
(Dreimal hintereinander zu ſagen.)

De dicke dûwe draug den dicken döbber dor den dicken dammdreck; da danke de dicke döbber de dicke dûwe, dat de dicke dûwe den dicken döbber dor den dicken dammdreck draug.

De ûl satt up'r böwern dôr
Un plitt un platt un plûstre sik.
Da kam de plîren-plâren-plintensläger
Un slaug se up êren plîren-plâren-plattfaut.
Ô, seggt se, kann ik denn nich sitten
Un mik lûsen mîne fittjen un klumpfûsen?

Wortverſetzung.
Guen Jürgen mester morgen!
Ik wolle en pâr sôlen to bestellen bringen
Und ob jî se morgen noch maken können,
Dat ik se hüte noch wedder kreie?
Und vor't sorgen brûket jî nich to betâlen
Un wenn mîn vâder mal vorkeime
Dann woll'e dorchleipen. (Riddagshauſen.)

---

[1]) Zeitſchr. d. Ver. f. Volkskunde 1899, S. 440.

[2]) Das Deuten der Glockenſtimmen iſt weit verbreitet. In der bekannten Geſchichte von Richard Whittington rufen die Glocken von London: Turn again, Whittington, Lord Mayor of London. Für Flandern hat A. de Cock (Tijdſchrift „Volkskunde" XII, S. 184) die Glockenſtimmen geſammelt.

Gûen dag vadder snîer!
Ik bringe jüch en kamisol.
Morgen woll'k et bringen
Hûte wedder weghâlen.

Beim Kartenſpiel. Ausruf: Potz deuker (Teufel) un der daus (Aß)! Der erſte Gewinn iſt Katzengewinn. — Wenn einer rot anſpielen ſoll: rôt sä Kuers, da blöt'ne de bart. — Zu einem, der beim Kartenſpiele zuſieht: du most mit'r rechten hand et linke ei drücken. Beruht auf dem Aberglauben, daß das Angreifen eines Teſtikels demjenigen Glück im Spiele bringt, dem man in die Karten ſchaut. — Hei hat mit en tâtern ehauert, ſagt man zu einem, der andauernd gewinnt, oder auch hei hat en taternglücke. — Pik vorlîrt glîk, Ausruf beim Piqueanſpielen. — Krûz met schippen, wer nich dansen kann, mot hüppen. — Rôt? dat is mîn dôd. — Pîk, dat dacht ik mik glîk. — Beim Anſpielen von Carreau ſagt man: Karûtschen mit maibotter. — Beim Anſpielen von Grün (pique): groine peterzilje und koppzalat. — Beim Anſpielen von Eckern (treffle): krüz! jammer un elenne! — Ut jeden dorpe en hund, un ût Semmenstêe en têben ſagt man in Ühre beim Kartenſpiel, wenn einer eine recht bunte Karte erhält [1]).

Die Bewegung und die dadurch verurſachten Geräuſche bei den Handwerkern werden durch folgende Worte nachgeahmt.

Schuſter (den pêkedrât ausziehend): Botter un brôt is vor mek gâr nist, gar nist.

Schneider (den Faden hochziehend): Wenn ek et man härre, wenn ek et man härre.

Tiſchler (hobelnd): Da hast et, da hast et.

Es giebt eine große Anzahl plattdeutſcher Redensarten in Allitteration, Aſſonanz und Endreimen, welche bei uns umlaufen und wohl hier Erwähnung verdienen, da ſie in gewiſſem Sinne Volksreime ſind. Die nachſtehenden hat Herr A. Vaſel in Beierſtedt geſammelt und mir gütig zur Verfügung geſtellt.

Allitteration: buk un bak — bîten un brâken — blitzen und blänkern — backebeeren — bangebüsse — dideldum — ritſch ratſch — in allen ecken un en'n — fix und fertig — gail un gâre (der untergepflügte Dünger) — Gift und Gaben (Abgabe) — grasgroin — griesgram — hus un hof — mit hût un hâr — hickhack (Streit) — nich half un nich heil — weder Hund noch Hahn. — knitterkolt — krüz un quer — kirsch un kümmel — hei wet von kiks un kâks nist (iſt unwiſſend) — klipp un klar — Knitterknatter — Krimskrams — pinkepank — plaken un pla'en — Ringelringel Roſenkranz — hei rüppelt un rô'et sik nich — schimp un schanne — stippstöreken (Anekdoten) — nich te stê'e un te staule kômen (zu Stelle und Stuhle kommen) — schinnen un schâben — ticktack — wind und wä'er — Wehr und Wunder — he wiket un wanket nich — waddeke un weidage — buffbaff — busch un brâken — dit un dat — dau, wat du deist — kopp un kragen — fitzenfei — kikelkâkel — heil un deil — kümmel un karweil — Lulei — nich half un nich heil — schimp un schanne — schitterlittschitt — stripp, strapp, strull — kort un klein (slâ'n) — rupprenzel — hütentût — firlefanz — klipp un klar.

Aſſonanz: kridewitt — funterbunt — ratzenkahl — platschenatt — tîd un wîle — swerebrett — datt ritt un briket nich (das hört nicht auf) — etepetete (geziert) — Schrot und Korn — in Lohn und Brot — putchehup — holterdepolter — klappörtjen — kinkerlitzchen — krânewâken — larrefarre — pinnekenputjer — um un dumm fallen — ritensplit.

Endreime: wi dust un must (dicht, voll) — wat giste wat haste (Hals über Kopf) — hülle un fülle — rusigemusige (Wirrwar) — hack un mack — weder lack noch smack — holderdebolder — heil un deil — knall un fall — kribbeln un wibbeln — kuddelmuddel — küttjebüttje (Tauſch) — nich rö'en un bö'en (nicht rühren und biegen) — sack un pack — stein un bein — nich scheit un dreit — meier un kleier (Mäher und Kratzer = Hintermann, râper bei der Ernte) — noll un boll — ût rand un band — nein kind un nein rind — von'n enne taur wenne.

[1]) Weitere Redensarten beim Kartenſpiel vergl. Braunſchw. Magazin 1898, S. 39.

7. Volkslieder.

Fast alle eigentlichen Volkslieder, die entweder einzeln oder im Chor gesungen werden, sind hochdeutsch und scheinen eingewandert, wenn sie auch hier und da örtliche Färbung angenommen haben. „Im 15., auch noch im 16. Jahrhundert ist dieses Volkslied, besonders das historische, noch fast rein niederdeutsch; im 17. überwiegt schon das hochdeutsche, im 18. und 19. ist dies fast Alleinherrscher. Es ist natürlich, daß bei dieser Entwickelung die niederdeutschen Volkslieder leichter der Vergessenheit anheimfallen und Neubildungen immer spärlicher werden, ebenso, daß die letzteren sich mehr und mehr dem Charakter der dialektischen Kunstpoesie anpassen. Da nun diese von Lauremberg bis zu Klaus Groth vorwiegend humoristisch ist, so beschränken sich auch die betreffenden Volkslieder im wesentlichen auf das humoristische Genre[1])." Heute singt man sie gewöhnlich mit Ziehharmonikabegleitung, die von den Knechten mehr oder minder gut gehandhabt wird. Versteht der betreffende Musikant seine Sache nicht gut, so wird er verspottet mit dem Verschen:

Swîne in gâr'en,
Farken sitt' in kôle,
Jag se rût, jag se rût!
Willt se nich behôlen.

Auch die Pausen zwischen den einzelnen Liedern werden zu Bemerkungen benutzt. So z. B.:

Dit un dat is ûte,
Lât't üsch mal na Greitchen gân,
Dat mâkt ne dicke snûte,
Da lât't üsch mal upslân.

Die Tanzlieder, die jedoch nur in Resten vorhanden sind, werden niederdeutsch gesungen. Es sind gewöhnlich nur einzelne Verse. Alte Tänze, die bei Hochzeiten und sonstigen Festlichkeiten auf der Däle oder im Kruge getanzt wurden, waren der Zweitritt und Dreitritt, über die ich indessen nichts Näheres mehr erfahren konnte; in Groß-Sisbeck tanzte man einen besonderen Tanz, zu dem ein Lied mit dem Kehrreime Anton stick den degen in gesungen wurde. Manche der Tanzliedchen haben sich erhalten und werden, wenn auch selten zum Tanze, doch noch gelegentlich gesungen.

In Ölper is musîke,
Da danset scheiwe Hinnerk mit sîner stîwen Fîke.

Mit den fäuten trapp, trapp, trapp,
Mit'n hännen klapp, klapp, klapp,
Passe mal up, passe mal up,
Wat du noch slâ'e kri'en wut.

Hans hat en dicken knop up'n stock,
Greitchen hat ne rûe mütse up'n kopp.

---

[1]) Hassebrauk, Volkslieder des braunschweigischen Landes. Braunschw. Magazin 1897, Nr. 9 ff. Fast nur hochdeutsche Lieder, meistens vom Harz und aus der Wesergegend.

Greitche, wenn ik floitje,
Denn kumm.
Kummste dissen âwend nich,
Kri'ste minen stummel nich.

Tanz mit mir, tanz mit mir,
Habe 'ne feine Schürze für.
Mit mik ôk, mit mik ôk,
Mîne is von kammerdôk (Cambrayleinen).

Dansbodden hat'n lock,
Timmermann hat'n plock.
Wi willt na'n timmermann schicken,
De sall ûsen dansbodden flicken.

Snurzlock will dansen,
Hat nist in'n pansen.

Lott' is dôd, Lott' is dôd,
Jule lî't in kelder,
Hat en lütjen jungen krê'n
Op en hölten teller. (Büddenstedt).

Kumm, Hänschen, kumm!
Wat bewêrst de dik
Bestännig mit den hâmeln?
Kumm, lât 'sch en betjen dâmeln. (Büddenstedt).

Jetzt danst Hampelmann,
Jetzt danst Bars
Mit siner leiwen frû madam
Mit eren dicken ârs. (Helmstedt).

Use katte, de hat lütje.
Dat hat nâwers kâter dân.
Toif'! dik will'k en bû'el afsnittjen,
Sast'r nich wê'er anegân.
Fât't den kâter,
Smît't in't wâter,
Dat hei nich mêr kâtern kann.

War wohl ursprünglich auch Tanzliedchen und kommt beim Tanze „Sieben Sprünge" in den dreißiger Jahren in Mecklenburg fast genau so vor[1]). Dieser Tanz „Sieben Sprünge" wurde noch am Anfange des 19. Jahrhunderts bei Hochzeiten, Erntefesten 2c. getanzt und erforderte einige Leibesübung. „Nach dem Takte der Musik wanderte der Tänzer mehrere Male um seine Tänzerin herum, dann hatte er sieben Bewegungeu auszuführen: zwei mit den Füßen, zwei mit den Knieen, indem er sich erst auf das eine, dann auf das andere niederläßt, zwei mit den Ellenbogen, die nacheinander auf die Erde gestoßen werden müssen und endlich mit dem Kopfe, mit dem er auf den Boden stoßen muß. Und das alles wieder rückwärts." Dabei wurde gesungen und das Mädchen tanzte um den sich abmühenden Siebenspringer herum.

Dat mîne frû nich dansen kann,
Dat mâkt dat lâme bein,
Un wenn se mit mik dansen sall,
Dann fangt se an tau wein'n.

---

[1]) Korrespondenzblatt für niederd. Sprachforschung XIII, 39.

Et ward all wê'er, et ward all wê'er,
Et ward all wê'er gân,
Da danst dat minsche, da danst dat minsche,
Up êren lâmen bein.

Ringelreigen, bei denen Tanzlieder gesungen wurden, fanden zu Pfingsten, auch schon Ostern, auf dem Pfingstanger und nach dem Ballschlagen am zweiten Ostertage statt. Die Burschen und Mädchen traten zu einem Kreise zusammen, in dessen Mitte ein Mädchen stand. Dann wurde, die in der Mitte stehende dabei umkreisend, im Chor gesungen:

Morgen will't wi hâwern döschen
We will üsch den binnen?
Unner dissen hâwerstiô werd sik einer finnen.
Wutt du nich min schätschen sin, ja?
Se segget alle ja, se segget alle ja!
Gâ du man hen, gâ du man hen,
Du bist de rechte nich.

Bei dem Verse wutt du nich min schätschen sîn, trat einer der Burschen vor das im Kreise stehende Mädchen fragend hin. Mochte sie ihn nicht, so sang sie gâ du man hen! Kam aber der dem Mädchen zusagende Bursche, dann lautete der Vers des Mädchens:

Blif du man hir, blif du man hir,
Du bist de rechte ja.

Der Barbiertanz wird von Knechten aufgeführt. Einer sitzt mitten im Saale, wird scheinbar eingeseift und mit einem großen Holzstück barbiert; andere sammeln die abrasierten Haare in der Kiepe; die Menge tanzt um den Barbierten herum, der schließlich über einen Stuhl gezogen und geschlagen wird. Dabei singt man:

Wî wellt den juden den bart afsnîen,
He schrîet, he roppet un wellt nich lîen.
Wî wellt'n ôvern schemel ziehen,
Un wellt'n jetzt den bart afsnien.

Das Lied vom pastor sîner kau kommt in verschiedenen Lesarten vor, die durch Hinzudichtungen einzelner Verse sich auszeichnen. Nachstehende ist in Eitzum aufgezeichnet:

Kennt jî all dat nîe lîd, nîe lîd, nîe lîd,
Wat in'n dörpe is passirt, is passirt, is passirt,
Von pastor sîne kau?
Rulala, rulala, von pastor sîne kau,
Rulala, rulala, von pastor sîne kau, jau, jau!

Gistern was se rund un prall,
Hûte lî't se dôd in'n stall,
Den pastor sîne kau etc.

Krischan hat dat gêrn ehört,
Denn sei ward däglich ebber esmârt,
Den pastor sîne kau etc.

Un de deinstmagd Frîda Keuke,
Krigt de mûl- und klauenseuke,
Von pastor sîne kau etc.

Un de deinstmagd Emma Schuppe,
Kôket sik ne oxtêlsuppe (!)
Von pastor sîne kau etc.

De melkemâken stredden sek,
Wol um dat betten plückefett,
Von pastor sîne kau etc.

De swînehêre Sagebiel,
Krigt en nîen tabacksbû'l,
Von pastor sîne kau etc.

Irvinianer Bärenbecker,
Krigt en nîen overtrecker,
Von pastor sîne kau etc.

Un de nîe landgendarm,
Krigt en gefüllten achterdarm,
Von pastor sîne kau etc.

Un de deinstmagd Emma Smit,
Krigt dat ganze bîsewîsewitt,
Von pastor sîne kau etc.

De katte kîkt wol ebber de dôr,
Ob nich noch wat ebbrig wör,
Von pastor sîne kau etc.

Fîken tritt mit êren hacken,
In en grôten dunnerkacken,
Von pastor sîne kau etc.

In der Schlacht bei Marathon
Gab es einen dumpfen Ton,
Von pastor sîne kau etc.

In der Schlacht bei Austerlitz,
Hat's gedonnert und geblitzt,
Von pastor sîne kau etc.

In der Schlacht bei Waterloo,
Hatte Blücher einen Floh,
Von pastor sîne kau etc.

Napoljon kêk de truppen an,
Hei hat en pâr nîe stewweln an,
Von pastor sîne kau etc.

Abweichende Verse hat die folgende aus Klein-Schöppenstedt stammende Lesart. Beide zusammen geben wohl noch nicht den vollständigen Text:

Düt is dat lîd von triala,
Von pastor sîne kau.
Triala, triala, von pastor sîne kau, ja, ja.

Pastor sîn knecht was dick un fett,
Frât dat ganse plückefett,
Von pastor sîne kau.
Triala etc.

Kantor hôrt mit lûen up,
Krigt den grôten kopp in'n pott,
Von pastor sîne kau.
Triala etc.

Nawers knecht was ôk nich fûl,
Frât dat ganse undermûl,
Von pastor sîne kau.
Triala etc.

Jude kam wol ôwern grâben,
Harr de gansen darm in'n arm,
Von pastor sîne kau.
Triala etc.

Jude kam wol ôwer de brügg,
Harr et ganse fett up'n rügg,
Von pastor sîne kau.
Triala etc.

Ein anderes Lied ist halb hoch- halb niederdeutsch. Ich habe es aus Resten zusammengestellt, die aus Anderbeck (Kreis Oschersleben, an der Grenze) und aus Büddenstedt stammen und sich ergänzen:

Grün ist der Wald, braun ist die Heide,
Kam ein alter Schmied daher:
„Jungfer, will sie meine sein?" —
„Nein, Schmied, ach nein,
Er kann mein Mann nicht sein.
Sau 'nen ôlen pinkepank
Is ja alle dâge krank.
Nein, Schmied, ach nein,
Er kann mein Mann nicht sein."

Grün ist der Wald, braun ist die Heide.
Wohnt ein Schneider auch dabei:
„Jungfer, will sie meine sein?"
Sau 'nen ôlen snittjesnat,
Snitt von allen ecken wat,
Nein, Schneider, nein."

Grün ist der Wald, braun ist die Heide.
Wohnt ein Schuster auch dabei ꝛc.
Sau 'nen ôlen pêkedrât
Mâkt sau manche scheiwe nât etc.

Grün ist der Wald, braun ist die Heide.
Wohnt ein Bäcker auch dabei ꝛc.
Sau 'nen ôlen kîkinôwen
Hat de näse mit asche versnôben etc.

Grün ist der Wald, braun ist die Heide.
Wohnt ein Kuhhirt auch dabei ꝛc.
Sau 'nen ôlen tûtinthôren
Mut de lûe ut'n bedde bören etc.

Grün ist der Wald, braun ist die Heide.
Kam ein junger Schäfer her:
„Jungfer, will sie meine sein?"
„Ja, schâper, ja, wi beiden sin en pâr!
Sau 'nen schönen schâperhâken
Kann mik balle en jungen mâken,
Ja, schâper, ja, wi beiden sin en pâr.

Ik weit en leid,
Dat keiner weit,
Dat lêr mik mester Jürgen.
De gue mann,
De spêlen kann,
De sätte sik up'n blanken
Un foire hen na Franken.
Un ar e wedder kamm,
Da satt de kattje up en swînestall
Un mâke gäle bötterke.
De hund, de licke 't schöttelken,
De frû, de kêr et hûs ût,
De pâpe draug en dreck herût
Un draug en na der brügge,
De brügge fenge an tau knacken,
De pâpe bekacke sik de hacken.
(Grasleben. Mitgeteilt von O. Schütte.)

Piddewiddewitt mîn man is kômen,
Piddewiddewitt wat hat hei bracht?
Piddewiddewitt en sack vull kôren,
Piddewiddewitt von weme denn?
Piddewiddewitt von grôten Schröders.
Piddewiddewitt wat mot hei nu?
Piddewiddewitt mot hege tocken (Hede zupfen)
Piddewiddewitt dat hat hei nu. (Schöningen.)

Un wenn nu de pott en lock hat, leiwe Heinrich?
„Stoppe strô in, leiwe Lîschen."
Un wenn nu et strô tau lang is, leiwe Heinrich?
„Snît af, leiwe Lîschen."
Wo midde sale'k't afsnîen, leiwe Heinrich?
„Mit'n meste, leiwe Lîschen."
Un wenn't mest tau stump is?
„Lat et sleipen, leiwe Lîschen".
Und so fort ins Unendliche. (Barmke.)

Ein anderes niederdeutsches Lied, das ich nach Bruchstücken aus Büddenstedt und Eitzum hier gebe, war noch in den zwanziger und dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts sehr verbreitet. Es handelt von der Aussteuer eines heiratsbedürftigen Mädchens.

Die Heiratslustige.

1. Bin ik nich de lütje dûker?
Use Hans will Greitjen frî'n.
Dacht ik doch de ôle slîker
Wörre all sau gut as mîn.

2. Kunne hei nich sau frünlich kören?
As hei mik dat jârmarcht gaf,
Nu loppet hei na annern dêren
Sik de beine balle af.

3. Mîne wâsche sä verleden (früher)
Michel hat en ôg up dik,
Ach, wat hilpet all dat kören
Kummet hei doch nich na mik.

4. En pâr käu un en pâr swîne
Hat mîn vâder mik vermâket,
Un dat flas hört alle mîne,
Wat mîne mudder swingt un brâket.

5. Lennewand hebb ik ôk tein stîge
Un de bedden sin all fix,
Un wat fêlt denn mînen tüge?
Awer et passirt man nix.

6. Hans, mîn vâder un mîne moime
Sä'n, ik wärre noch vel tau jung,
Wärr en mâken von achtein jâren,
Alles geit in fleigen furt.

7. Wenn man erst efriët hat,
Denn sau is man nich mêr glatt,
Dann vergât de rô'en backen,
Alles geit in fleigen furt.

8. Sall dat ding noch lange dûern,
Gâ ik sülwest up de frît,
Lachet denn ôk alle bûern,
Endlich wörret doch wol tîd[1]).

---

[1]) Unvollständig bei Hassebrauk a. a. O.

Damit ist meine Kenntnis niederdeutscher Volkslieder in unserem Lande erschöpft. Das wenige, was vorhanden, wie das Lied von der Kuh des Pastors, zeigt derb humoristische Färbung, ganz im Gegensatze zu den hochdeutschen Liedern, die meist einen sentimentalen Zug haben. Die hier mitgeteilten werden viel gesungen; ich bitte sie mehr als Proben anzusehen, denn eine größere Vollständigkeit zu erzielen, war nicht meine Absicht, zumal diese eingewanderten Lieder wohl schon in Volksliedersammlungen gedruckt sein dürften.

Gestern Abend auf der Bleiche,
Was mußt' ich da sehn?
Da tanzte mein Schätzchen
Und ließ mich da stehn.
Es gedacht mir zu trotzen,
Ich macht mir nichts draus,
Ich nahm mir en andern,
Der bracht mir nach Haus.

Spinne, spinne, mein liebe Lieschen[1]),
Ich geb' dich en neuen Rock,
Ach ja, meine liebe Mutter,
Die hab' ich zehn Schock.
Ich kann ja nicht spinnen,
Mir schwört[2]) ja mein Finger,
Und thut mir so weh.

Spinne, spinne, mein liebe Lieschen,
Ich geb' dich en neuen Tuch,
Ach ja, meine liebe Mutter,
Die hab ich genug.
Ich kann ja nicht spinnen,
Mir schwört ja mein Finger,
Und thut mir so weh.

Spinne, spinne, mein liebe Lieschen,
Ich geb' dich en Bräutigam,
Ach ja, meine liebe Mutter,
Der steht mir wohl an.
Ich kann wahrlich nun spinnen,
Mir schwört ja kein Finger,
Und thut mir nicht weh.

(Von einer alten Spinnerin in Eitzum.)

Ich bin so manches mal gegangen,
Wohl um Dein Herze zu erlangen,
Ich aber hab' es nicht gekriegt,
Weil es so tief verborgen ist.

Ich weiß schon längst, was dich verdrossen,
Daß ich die Thür hab' zugeschlossen,
Und daß du konntest nicht herein,
Das wird wohl meist dein Ärger sein.

Und wärest du allein gekommen,
So hätt' ich dich herein genommen,
So aber zwei — das war zu viel,
Nur du allein, du warst mein Ziel.

Und kommst du in ein ander Städtchen,
So liebst du gleich ein ander Mädchen,
So wünsch ich dir viel Glück dazu
Bis hin zu deines Grabes Ruh.

---

[1]) Es ist zu lesen: Lie—schen, nicht Lies—chen.
[2]) „Schwören", ein Geschwür bekommen.

Die Thränen, die ich hab vergossen,
Die sind dir auf dein Herz geflossen,
Die Thränen, die ich hab geweint,
Du aber hast es falsch gemeint.

Das Denkmal, das ich von dir habe,
Das bleibt verschwiegen bis zum Grabe;
Das Denkmal geb ich ehr nicht ab,
Bis daß ich komm ins stille Grab.

In des Gartens dunkler Laube
Saßen beide Hand in Hand:
Ritter Eduard mit seiner Lina,
Knüpften beid' ein festes Band.

Liebe Lina, sprach er tröstend,
Lina, laß dein Weinen sein,
Eh' die Rosen wieder blühen,
Lina, bin ich wieder dein.

Und so zog er aus zum Kampfe,
Fürs geliebte Vaterland,
Er gedacht an seine Lina,
Wenn der Mond am Himmel stand.

Es war kaum ein Jahr verflossen,
Als die zarte Knospe brach,
Schlich er wieder in den Garten,
Wo er sie zum letzten sprach.

Und was fand er in dem Garten?
Eines Grabes Leichenstein,
Und auf Marmor stand geschrieben:
Liebe Lina ist nicht mehr dein.

So stand er betrübt und traurig,
Legte Schwert und Panzer ab,
Es war kaum ein Jahr verflossen,
Gruben Mönche ihm sein Grab.

So lange hab ich gutes Mädchen
Dich zärtlich insgeheim geliebt,
Und manche, manche stille Thräne
Hat oft mein Auge schon getrübt.

In meinem Innern fühlt' ich Wonne,
Als ich zum ersten dich erblickt,
Es strahlt' nur eine Frühlingssonne,
Und immer wird mein Herz entzückt.

Ja, würd'st du Treue mir geloben,
Wie froh, wie glücklich wär' ich da,
Dann tauscht ich nicht mit tausend Kronen,
Nicht mit dem mächtigsten Sultan.

Gestern abend um neune
Saß mein Hannchen ganz alleine,
Sie darf ja nicht sprechen und spricht sie nur ein Wort —
Ei! so geh' ich gleich fort.

Und so du denn gehst, wann kommst du denn wieder?
Den Montag oder Dienstag, den Mittwoch oder Donnerstag,
Den Freitag ganz gewiß,
Wenn das Wetter schön ist.

Und so du denn wieder kommst,
Kannst du mich nicht gleich finden.
Die Hinterthür laß ich offenstehn.
Kommst du wieder, kannst du reingehn,
Kannst dich legen in mein Bett,
Ei! da schläft sich's so nett.

Lebe wohl, du schönes Mädchen,
Von dem jetzt ich scheiden muß,
Lebe wohl, du meine Liebe,
Mein Vergnügen, meine Lust.
Du liegst mir in meinem Herzen,
Du liegst mir in meinem Sinn,
Du machst mir so tiefe Schmerzen,
Weil ich dir gewogen bin.
Du brauchst mich nicht zu versuchen,
Ewig bleibe ich dir treu,
Ewig will ich dich ja lieben,
Bis mich deckt der Leichenstein.
Wenn ich aber unterdessen,
Schlief im Kämmerlein schon ein,
Dann pflanzt du auf meinem Grabe
Blümelein: Vergiß nicht mein.

Es wollt ein Mädchen früh aufstehn,
Dreiviertel Stund' vor Tag,
Wollt in den Wald spazieren gehn,
Ei, ei, spazieren gehn,
Wollt Brommelbeeren pflücken allein.

Und als sie in den Wald nein kam
Begegnet ihr des Jägers Knecht.
„Wackres Mädchen, schere dich aus dem Walde,
Ei, ei, aus dem Walde,
Sonst brauch' ich meines Herren Recht."

Und als sie ein wenig weiter kam,
Da begegnet ihr des Jägers Sohn:
„Wackres Mädchen, setze dich nieder,
Ei, ei, ja nieder
Und pflücke dein Körbchen voll."

„Einen ganzen Korb voll brauch' ich nicht,
Eine Handvoll ist genug,
Denn in meines Vaters Garten,
Ei, ei, ja Garten,
Stehn Brommelbeeren genug."

Er nahm sie sanft in seinen Arm
Und drückte sie unter den Busch,
Es dauerte kaum dreiviertel Jahr,
Ei, ei dreiviertel Jahr,
Da hat sie 'nen Knaben aufn Schoß.

Den sah das Mädchen verwundert an
Und sprach: Ei, was ist das?
Sollten denn das die Brommelbeeren sein,
Die der Jäger gepflücket hat?

Ein Schäfer führt morgens mit Sorgen schon früh
Seine Schafe zur Weide, hat niemals keine Ruh.
Des Abends spät schlafen, des Morgens früh auf,
Die Sorgen am Morgen, die wecken ihn auf.
Keine Rose, keine Nelke kann blühen so schön,
Als wenn zwei Verliebte beisammen thun stehn.
Keine Distel, keine Dorne kann stechen so sehr,
Als wenn zwei Verliebte voneinander thun gehn.
Setz' du dir 'nen Spiegel ins Herz tief hinein,
Dann kannst du ja sehen, wie gut ich es mein.

Schätzchen, so du mich heiraten willst,
So warte noch ein Jahr,
Bis daß der Birnbaum Kirschen trägt,
Ja, ja, Kirschen trägt,
Dann nehm ich dich fürwahr.

Der Birnbaum trägt keine Kirschen mehr,
Auf Dornen wächst kein Klee,
So kriegen wir uns beide
Ja, ja uns beide,
Ja nun und nimmermehr.

Du glaubst, ich hätte es nicht gesehn,
Daß du bei einem andern stehst?
Sollte mich denn das nicht kränken,
Ja, ja nicht kränken?
Habe dich so treu geliebt.

---

1. Wer so ein faules Gretchen hat,
Kann der wohl lustig sein?
Sie schläft ja alle morgen, morgen,
Bis daß die Sonne scheint, bis daß die Sonne scheint.

2. Der Vater aus dem Walde kam;
Das Gretchen das schlief noch.
Schlaf du zu tausend Teufeln, Teufeln,
Der Hirt ist schon im Wald, unsre Kuh ist noch im Stall.

3. Das Gretchen aus dem Bette sprang
Den Rock in ihrer Hand,
Sie thät die Kühe melken, melken
Mit der ungewaschnen Hand, ist das nicht eine Schand?

4. Und als sie nun gemolken hat,
Da goß sie Wasser zu.
Sie zeigt das ihrem Vater, Vater,
So viel Milch hat unsre Kuh, das macht die lange Ruh.

5. Das Gretchen lief und eilte sich
Und trieb die Kühe aus.
Sie thät die Kühe jagen, jagen
Bis in den grünen Wald, wo sie den Hirten fand.

6. Ach Hirt, ach Hirt, ach lieber Hirt,
Was hab ich dir gethan?
Daß du nicht alle morgen, morgen,
Bläsest vor meiner Thür: „Faul Gretchen, komm herfür."

7. „So gieb du mir die Buttermilch,
Wie andre Weiber thun,
Dann will ich alle morgen, morgen
Pfeifen, blasen vor der Thür: Schnell Gretchen, komm herfür."

(Büddenstedt.)

---

1. Es sprach der Herr zu seinem Knecht:
Sattle mir und dir ein Pferd.
Wir wollen diese Nacht ausreiten,
Diese Nacht ist reitenswert.

2. Und als sie vor das Kloster kamen,
Das große Nonnenhaus:
Ist hier kein Nönnchen drinnen,
Kommt keines denn heraus?

3. Hier sind viel Nönnchen drinnen,
Doch keines kommt heraus.
Ei, so wollen wir das Kloster anzünden,
So sollen sie kommen heraus.

4. Und will der Herr das Kloster anzünden,
Das große Nonnenhaus,
Ehr wollen wir das Kloster aufschließen,
So soll sie kommen heraus.

5. Da kam das Nönnchen geschritten
In seinem weißen Kleid;
Ihr Haar war abgeschnitten,
Zur Nonne war sie geweiht.

6. In ihren weißen Händen
Trug sie ein römisch Glas,
Draus gab sie ihm zu trinken:
Feins Lieb, ich bring dir das.

7. Und als er es getrunken,
Da ward er müd und blaß,
Er ist vom Roß gesunken,
Er starb im grünen Gras.

8. Mit ihren schlanken Armen
Zog sie den Glockenstrang,
Mit ihren roten Lippen
Sang sie den Grabgesang.

(1842 von einem Mädchen in Harbke gesungen. Mitgeteilt von Herrn Forstmeister a. D. Ziegenmeyer.)

---

1. Wenn ich den letzten Abend noch gedenke,
Da ich Abschied von dir nahm;
Denn die Sonne scheint nicht mehr,
Ich muß scheiden von dir,
Doch mein Herz bleibt stets bei dir.

2. Meine Mutter hat gesagt, ich sollte eine Reiche nehmen,
Die da hätt' viel Silber und viel Gold,
Doch viel lieber will ich in der Armut leben,
Eh ich dich verlassen sollt.

---

1. Blau, blau, blau sind alle meine Farben,
Blau, blau, blau liebt jedermann.
Drum lieb ich, was blau ist,
Weil mein Schatz ein Färber ist.

2. Grün, grün, grün sind alle meine Farben,
Grün, grün, grün liebt jedermann.
Drum lieb ich, was grün ist,
Weil mein Schatz ein Jäger ist.

(Schöningen.)

Und wer gut leben will, Julu te, Julu te,
Der geh zu meiner Jula hin, Jula hin,
Jula te, Jula te, Jula te la te.

Des Sonntags giebt es dicken Reis, Jula te ꝛc.
Der ist mir in dem Leib zu heiß, Jula te ꝛc.
Jula te ꝛc.

Des Montags giebt es Balsternacken, Jula te ꝛc.
Daß einem die Rippen im Leibe knacken, Jula te ꝛc.
Jula te ꝛc.

Unvollständig, da alle Wochentage mit einer besonderen Speise aufgeführt wurden. Balsternacken = Pastinaca.

Soldatenlied.

Frisch auf, Soldatenblut, faß immer neuen Mut.
Kanonen und Knallbüchsen, die müssen uns beschützen.
Sonst leiden wir Gefahr, bei dieser großen Schar.
Die Schlacht, die war so groß, daß es viel Menschen kost',
Hier liegt ein Fuß, ein Arm — des mag sich Gott erbarm.
Der Vater sprach: Gotthelf, die Uhr blieb stehn auf elf;
Die Tochter schrie zur Mutter: ach Gott, wo ist mein Bruder?
„Wo ist mein Kamerad?" spricht so mancher brave Soldat.
Den sie so treu geliebet, ist in der Schlacht geblieben,
Sein Lauf ist nun vollbracht, schönster Jüngling, „Gute Nacht".

Morgen früh, dann reis' ich fort
Von hier aus diesem schönen Ort,
Und als ich an die Grenze kam,
Sieh, da hielten mich die Jäger wohl an:
Ob ich auch Urlaub hätt?

Und frugen mich wohl hin und her,
Ob ich ein preußscher Deserteur wohl wär?
Und sie führten mich vorn Hauptmann sein Haus,
O, wie wird es nun wohl fallen aus?
Und mit mir ist es aus.

Ihr lieben Herren all insgemein,
Ich will euch allen unterthänig sein,
Aber laßt mir eine Bitte gewähren,
Aber laßt mir eine Bitte gewähren,
Daß ich nicht zu sterben brauch!

Deine Bitte können wir dir nicht gewähren,
Darum mache dich bereit zu sterben,
Oder hast du noch ein Liebchen allhier,
Oder hast du noch ein Liebchen allhier,
So nimm Abschied von ihr.

Und als ich zu der Allerliebsten wohl kam,
Fing sie so bitterlich zu weinen an.
Schönster Engel, weine nicht so sehr,
Sonst betrübet sich mein Herze noch vielmehr,
Weine nicht so sehr.

Und wenn ich nun gestorben bin
Und ein Kind des Todes muß ich sein,
Dann krieg ich ein Grab von Marmelstein
Und ein weißes Kreuz von Elfenbein
Und darunter schlaf ich ein.

Ich bin erst achtzehn Jahr
Und älter noch kein Jahr.
Ist das nicht bedauernswert, bedauernswert,
Daß ich schon muß unter die Erd?

Adje, ihr Jungfern all,
Bedauert meinen Fall,
Bedauert meiner nicht so sehr, nicht so sehr,
Weil ich komme zu euch nicht mehr.

Hier liegt mein Mantelsack,
Mein Pfeifchen und Tabak,
Wer nun will mein Bruder sein, Bruder sein,
Der stopfe mir ein Pfeifchen ein.

Ich habe den Frühling gesehen,
Und habe die Blumen begrüßt,
Und der Nachtigall Lieder belauschet,
Und ein himmlisches Mädchen geküßt.
Da hört man die Glocken,
Sie läuten zu der Ruh,
Sie läuten zu der süßesten Ruh.

Der freundliche Lenz ist verschwunden,
Und die Blumen sind alle verblüht,
In das Grab ist mein Liebchen gesunken,
Und verstummt ist der Nachtigall Lied.
Da hört man die Glocken ꝛc.

Hier liegt sie mit Rasen bedecket,
Und Blumen blühn auf ihrem Grab,
Ach könnt' ich sie einmal erwecken,
Sie, die himmlische Freuden mir gab.
Da hört man die Glocken ꝛc.

Ach Vater, im Himmel dort oben,
Du hast mir mein Liebchen geraubt,
Es giebt zwar der Mädchen sehr viele,
Aber für mich ist keine dabei.
Da hört man die Glocken ꝛc.

Schäfer und Edelmann[1]).

Es trieb ein Schäfer seine Lämmelein wohl aus,
Er trieb sie wohl vor dem Edelmann sein Haus.
Litzidei und Litzidom.

Der Edelmann der schaute zum Fenster heraus
Und bot dem Schäfer einen guten Morgen heraus.
Litzidei ꝛc.

Schäfer: Was bietest du mir einen guten Morgen heraus,
Ich bin ja nur ein armer Schäfersohn,
Litzidei ꝛc.

Edelmann: Bist du ein armer Schäfersohn
Und gehst so ganz in Samt und Seide herum?
Litzidei ꝛc.

Schäfer: Wat geit dat sau'n eddelmann an,
Wenn't man mîn vâder betâlen kann.
Litzidei ꝛc.

Der Edelmann geriet darüber in Zorn
Und ließ den Schäfer gleich stecken in'n Turm.
Litzidei ꝛc.

Schäfer: Herr Edelmann, Herr Edelmann, ich bitte um mein Leben,
Ich will Euch hundert Schafe geben.
Litzidei ꝛc.

Edelmann: Hundert Schafe ist für einen Edelmann kein Wert,
Du Schäfer mußt sterben bei meinem Schwert.
Litzidei ꝛc.

Schäfer: Herr Edelmann, Herr Edelmann, ich bitte um mein Leben,
Ich will Euch meine ganze Herde geben.
Litzidei ꝛc.

Edelmann: Willst du mir deine ganze Herde geben,
Dann will ich dir auch meine Tochter zum Weibe geben.
Litzidei ꝛc.

Schäfer: Dîne dochter taun wîwe, de mag ik nich,
Denn et is ne haure, dat wett de eddelmann noch nich.
Litzidei ꝛc.

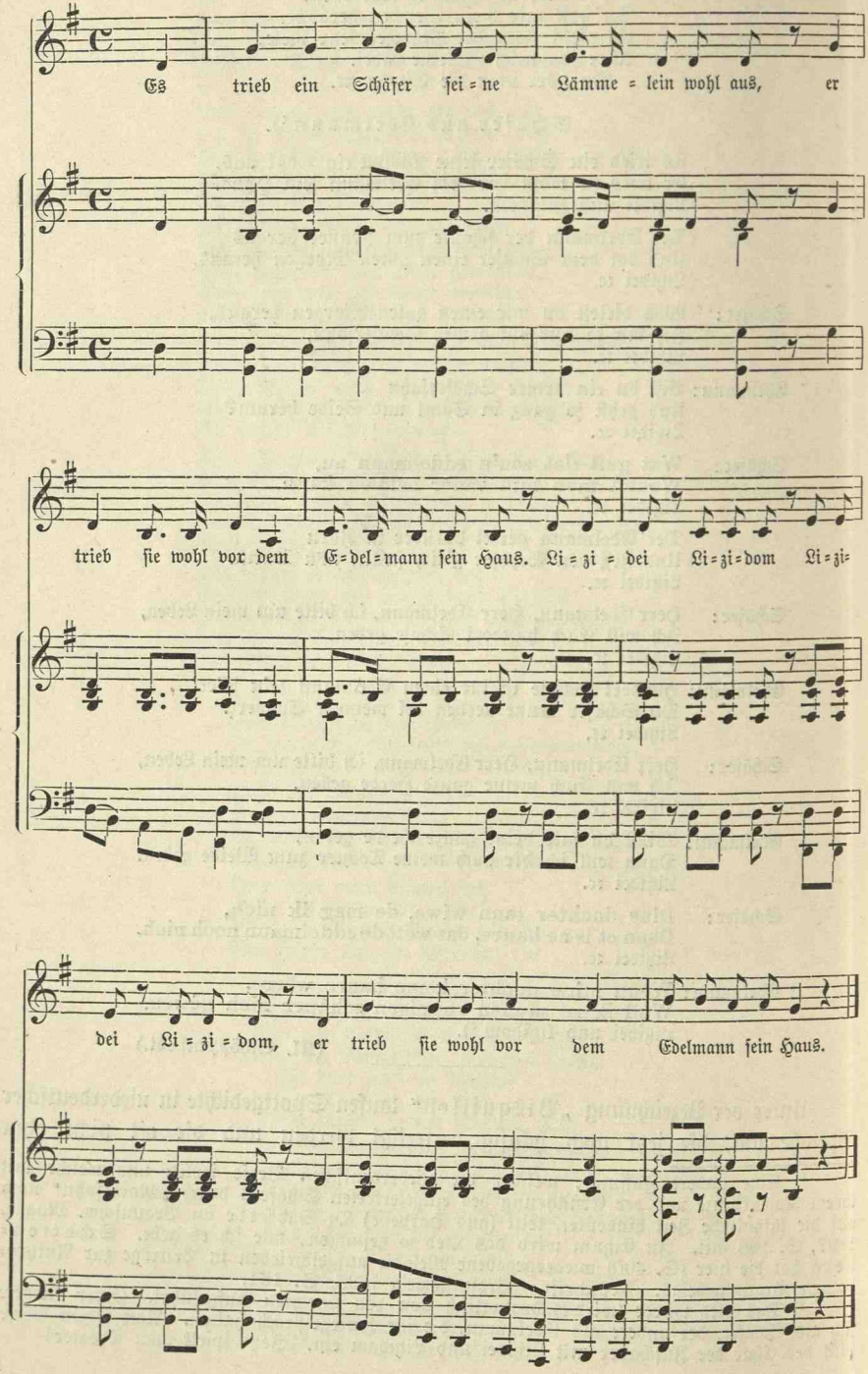
Edelmann: Wenn mîne dochter keine haure wärre,
Woll ik se saunen ruppigen schâper nich gêwen.
Litzidei und litzidom[2]).

(Kl. Schöppenstedt.)

Unter der Bezeichnung „Bisquillen" laufen Spottgedichte in niederdeutscher Sprache um, die jetzt noch häufig verfertigt werden und die oft nicht ohne

[1]) Eine andere Fassung, welcher die niederdeutschen Verse fehlen und welche mit ihrem Rosenkranze und der Ernährung des eingekerkerten Schäfers durch „Mariasohn" noch auf die katholische Zeit hindeutet, teilt (aus Harvesse) O. Schütte im Braunschw. Magaz. 1897, S. 198 mit. In Eitzum wird das Lied so gesungen, wie ich es gebe. Schattenberg hat die hier (S. 490) wiedergegebene Melodie aufgeschrieben in Beiträge zur Anthropologie Braunschweigs. Festschrift. Braunschweig 1898, S. 161.

[2]) Das Lied wurde (wird?) dramatisch von den Knechten aufgeführt. Einer kleidete sich als Schäfer, der andere als Edelmann, die ihr Zwiegespräch halten. Nach jedem Verse fällt der Chor der Zuschauer mit Litzidei und Litzidom ein. Jetzt spielt man Theater!


Es trieb ein Schäfer sei = ne Lämme = lein wohl aus, er
trieb sie wohl vor dem E = del = mann sein Haus. Li = zi = dei Li = zi = dom Li = zi =
dei Li = zi = dom, er trieb sie wohl vor dem Edelmann sein Haus.

Humor sind. Das nachstehende, wohl schon über dreißig Jahre alte, bezieht sich auf einen Ball der Zuckerfabrikaktionäre in Salzdahlum.

Dat is forwâr taun dûwelhâlen,
Härr' ik doch dit eir ewusst,
Mit den balle in Soltdâlen,
Et was ne ganse bârenlust.
Den gansen dag sach man dat putzen,
Stewwel smâren, hâre stutzen,
Nich ward efräten, nich esopen,
Von ein'n hûse na'n annern elôpen.
Da höre man: „Hannchen, Dortchen un Christine,
Krît mal her de krinoline.
Sind de bänner ok festeneit,
Dat se nich verloren geit?"
„Alles, frûe, dat is gut,
Man de unnerrock is kaput."
„Na, sau genaue schitt kein hund,
Hei is doch schöne rank un bunt."
Ach düt was ne lust vor alle,
Wi dat ging nâ'n maskenballe,
Denn se hôren ja mann vor mann
Der zuckerfawerîke an.
De bûere mit rock un stock
In'r hôse noch en lock —
Denn taun flicken was neine tîd —
Kikt na'r ûr: na 't is sau wît.
Vorn'n dreier grade ût
Geit et nu taun hûse rût.
Un sîne frûe ôk nich minner
Loppet wi saun bessenbinner.
Glûe ringe an'n hännen,
Uperâpet bet an de lennen
Geit et vorwärts in'n sâl.
Wi se wären anekômen,
Wort erst düchtig ein enômen.
Fawrikanten, nich efackelt,
Sûpet, dat de heide wackelt,
Kêrt jich nich an disse welt,
Wî krî't ja noch rummelgeld.
Musekanten, akschenäre,
Bessenbinner, beddelâre,
Alles dat blift sik hir glîk,
Wer man hört taur fawerîk.
Un de bûern sä'en alle:
Kuntze fêlt up dissen balle!
Doch der Amtmann Kuntze spricht:
Das ziemet meinem Stande nicht,
Mich mit den Bauern zu rallieren
Und an ihnen vollzuschmieren.
Und er wählet sich das Beste,
Reiset fort von diesem Neste;
Um Mitternacht erst kehrt er wieder,
Hört er noch der Bauern Lieder
Und er denkt für sich allein:
Die Kerle, die müssen besoffen sein.
Um das Geld, das sie versaufen,
Da sollten sie sich Lausesalbe für kaufen,
Und womit sie groß drum prahlen,
Da sollten sie ihre Schuld bezahlen,
Denn bei manchem thut es not,
Hat morgen kaum das liebe Brot.

Gleichfalls in Salzdahlum lief unter den Arbeitern folgender von ihnen auf zwei dortige Einwohner verfaßte Spottvers um:

Da bowen unnern dâke,
Da wônt de rentner Nake
Un de collecteur Fäse
Mit siner langen nâse.
De het nich lust tau'n arbein,
Drum dauet se üsch wat tausein.

8. Rätsel. (Eine Auswahl.)

Hinner ûsen hûse steit en bôm,
Hir en bôm un da en bôm.
In dem bôme ligt en nest,
Hir en nest un da en nest.
In dem neste ligt en ei,
Hir en ei un da en ei.
An den eie sitt en plack,
Hir en plack un da en plack,
Râe't mal tau wat is dat?
(Stangenbohnen.)

Et kam en mann von himmeln
Mit'n witten schimmeln,
Wolle de ganse welt bedecken
Konne nich ower't wâter recken.
(Schnee.)

Hinner ûsen hûse
Steit ne krickelkrûse,
Je doller as de wind weit,
Sik ûse krickelkrûse dreit.
(Brauner Kohl.)

Hinner ûsen hûse
Hängt en rô'en swippswapp,
Wo gêrn härr 'k en leif hat.
(Kirsche.)

Am dâk von ûsen hûse,
Hängt ne perlapûse
Wenn de leiwe sunne scheint,
Use perlapûse weint.
(Eiszapfen.)

Hinner ûsen hûse,
Da steit ne krickelkrackelkrûse.
Se mîjet herin,
Se schîtet herin.
Un wî stippet ûse brot herin.
(Bienenkorb.)

Hinner ûsen hûse
Ploiget vadder Krûse
Ône plaug un ône rad.
Râe mal tau wat is dat?
(Maulwurf.)

Hinner ûsen hûse up'n felle
Steit en lütjer witter junggeselle.
Hei sâe: ik will dik lêren,
Du sast de ôgen in'n koppe verkêren.
(Meerrettich.)

Se snîet mek en kopp af
Un trecket mek de sêle ût'n liwe 'rût
Un denn gewet se mek wat to sûpen
Un denn lât't se mek lôpen.
(Gänſefiel zum Schreiben.)

Rûe, rûe, rîpe,
Gâl is de pîpe,
Swart is de sack,
Wo de gâle pîpe inne stack[1]).
(Gelbe Rübe.)

Hummelke Trummelke lag up'r bank,
Hummelke Trummelke fell von'r bank,
Et was kein doktor in'n gansen land,
De Hummelke Trummelke we'er mâken kann.
(Das Ei. Statt Hummelke Trummelke ſagt man auch Runzeldepunzel[2]).)

Groin steit et up, blau blift et stân, witt geit et tau bedde.
(Der Flachs.)

De bûr foirt mit tweien,
De eddelmann mit veiren,
De könig, de spannt sesse an,
Nu segg wer foirt mit seben? (sêwen)
(Der Siebmacher.)

De et mâket, de will et nich,
De et dreggt, behält et nich,
De et kofft, de brûkt et nich,
Un de et brûkt, de weit et nich.
(Der Sarg.)

Gink en mann ôwer't land,
De harre 'ne grêpe up'n nacken,
An der grêpe satten drei tacken,
An jeden tacken hängen drei kîpen,
In jeder kîpe satten drei ôle katten mit seben junken.
Wo vêl beine dräuen dat? (Zwei.)

Ik harr en lütjen hund, un de was bunt.
Râ'et wat hünneken sîn nâme was?
Hünneken sîn nâme was noch nich vergetten,
Ik hebbet all dreimal eseggt un sast et doch nich wetten?
(Des Hündchens Name war „was".)

„Lanke krummumme, wo wutte hen?"
Korte vorschorne, wo frägste nâ,
Kann mînen weg bî dâge un bî nacht finnen.
(Geſpräch zwiſchen dem Gras und dem durchfließenden Bach.)

---

[1]) Im Aargau heißt dasſelbe Rätſel nach Rochholz:
Ri-ra-ripfel,
Gel isch der zipfel,
Schwarz isch das loch,
Wo me der ripfel het ufse broch.

[2]) Dieſes Rätſel vom Ei geht durch alle germaniſchen Stämme. In Weſtfalen wird der Ausdruck hüppelpüppelken gebraucht; in Oldenburg humpelken-pumpelken (Strackerjan II, S. 97); in Schwaben (E. Meier, Schwäbiſche Kinderreime Nr. 310) wirgelewargele; im Aargau (nach Rochholz) annebadadeli, in Pommern ente potente und in England lautet der Spruch (Halliwell's Nursery Rhymes No. 135):
Humpty Dumpty sate on a wall,
Humpty Dumpty had a great fall.
Three score men and three score more
Cannot place Humpty Dumpty as he was before.

Use hölten grotevâ'er
Kummt sau hoch von himmel her,
Hat en hölten plock in ârse.
Râ'e mal tau wat is dat?
(Die Brunnenwippe mit dem das Gegengewicht haltenden Holzklotz am unteren Ende.)

Eine Frau sollte hingerichtet werden, aber begnadigt werden, wenn sie ein Rätsel aufgiebt, welches keiner lösen kann. Da sieht sie über sich zwei Krähen, welche eine Maus tragen, und giebt nun folgendes zu raten:

Sorge sat up'n wâ'en,
Sach twei den dridden dragen:
Drei köppe un acht bein,
Sorge harre sin lêwe saun ding nich esein.

Eine Frau will der Hinrichtung ihres Mannes in einem Baume sitzend beiwohnen; da es regnet, hat sie einen plaggen über den Kopf gedeckt; ihr Mann soll frei werden, wenn sie ein unauflösbares Rätsel aufgiebt. Da sagt sie:

Hoch in'n bôme sat ik,
Unner êre was ik.
Könnt ji hêren dat wol râ'en,
Sollt ji mînen man jik brâ'en.

Hanget twei pullen an de wand,
Is nein könig von Engelland,
De er nich ût edrunken hat.
(Mutterbrust.)

In Langenhagen sitt en vogel,
Hat kopp as katsch (Katze),
Seggt immer: kawitsch, kawatsch.
(Eule, Bergfeld.)

Ich ging mal übers Feld,
Da mir Gott helf.
Da fand ich ein klein Meisterstück,
War wie mein kleiner Finger dick.
Draus konnt ich schneiden:
Zwei Backtröge, zwei Speckseiten
Und eine kleine Timpelmütze.
(Die Eichel. Büddenstedt.)

Rûe, rûe, relle
Veir rûe felle,
Snurtjebü'l un klappsack,
Râe mal tau wat is dat?
(Knecht mit vier Pferden[1].)

Up'n dâke helle,
Vorn hûse belle,
In'r stûwe biff, baff,
In'r kôke kriz, kraz.
(Mond, Hund, Bank, Besen.)

Ik wône up'n barge, ik hebbe fäute un gâe nich,
Ik hebbe fitjen un fleie nich.
(Die Windmühle.)

An dâe geit et de dâle up un dâl, et abends mot et in'r ecke stân.
(Der Dreschflegel.)

[1]) Fast ganz so in Oldenburg, Lauenburg, am Main und in Schwaben. Zeitschrift für deutsche Mythologie II, S. 3.

Ik will, wat mîne frûe will,
Un mîne frûe will, wat ik will,
Ik will awer nich, dat mîne frûe dat will, wat ik will.
(Nämlich die Herrschaft führen.)

Et giwt drei sorten frûnslûe:
De swîneart, 'ne gauseart un 'ne häunerart.
Weckt is de beste?
(Die Gänse schnattern, die Hühner kratzen auseinander, aber die Schweine wühlen zusammen — also die Schweineart.)

In sommer kîk ik dik nich an,
In winter biste mîn beste man.
(Der Ofen.)

Wer hat et meiste recht in'r kerke?
(Die Fliege, die setzt sich dem Pastor auf die Nase.)

Wer hat en dicksten in'r kerke?
(Die Glocke hat den dicksten Klöppel.)

Wat geit vorn holte spazeren,
Rotmaderen, (?)
Wer dat râ'et sall bi mik slâpen.
(Der Storch.)

Wat schrîet in holte un is im dorpe?
(Das Kind in der Wiege; holt, hier gleich Wald und Holz[1].)

Wat hänget an'r wand un hat'n kop dor en ârs etrecket?
(Das Lop Garn. Lop, das vom Haspel abgenommene und zusammengewundene Garn.)

Wat geit um't holt un breiet teller ût?
(Die Magd, die Teller auf den Tisch setzt.)

Wat fligt öwert hûs un hat nich lîf noch sêl?
(Das Laubblatt.)

Krimmel, wrimmel dör den tûn,
Is sau rû un hat kein hâr.
(Das Küken. Bergfeld.)

Ging en männeken owern hof, dat sä'e:
Kêrt mik juen hân mal af!
Jue hund bitt mik nich.
(pîlworm, Regenwurm. Boitzenhagen.)

Wannêr hat de hase de meisten löcker unner'n lîwe?
(Wenn er über die Stoppeln läuft.)

Wecke finke sleit winter un sommer?
(Der Bullenfinke, das getrocknete Glied des Stiers, das zum Prügeln benutzt wurde.)

---

[1]) Im Aargau nach Rochholz:
Es schreit öppis im holz,
Un isch doch deheim.

Veir gegangen, veir gehangen, twei wegwîser un ein nadrîwer.
(Vier Beine, vier Zitzen, zwei Hörner und der Schwanz der Kuh.)

Vor en hûse helle,
Up de dâle ritze, ratze,
In de stube bitze, batze,
Râ'e mal wat is dat?
(Hahn, Besen, Wiege.)

Dick is de mudder,
Krumm is de vâ'er.
Brûn is de sône,
Witt is de dochter.
(Faß, Bierhahn, Bier, Schaum.)

Wer hat'n ôge un kann nich sein?
(Die Nähnadel.)

Worum hebbet de frûnslûe keinen bart ekrê'n?
(Weil sie nicht so lange still halten können, um barbiert zu werden.)

Wecke knecht is nich jung ewest?
(Der Stiefelknecht.)

Wecken schau hat noch keiner intwei gân?
(Der Handschuh.)

Fîf löcker in ein lock. Wat is dat?
(Der Handschuh.)

Ik weit en veireckig ding, da kan eine âpe de annere in sein.
(Der Spiegel.)

Wer hat neinen stock un kann doch slân,
Wer hat neine fäute un kann doch gân?
(Die Uhr.)

Wo sitt't de hanschen am wärmsten?
(Beim Ofen.)

Wer hat vel ôgen un kann nich kîken?
(Die Kartoffel.)

Wer geit up'n koppe nâ'r kerke?
(Die Schuhzwecke.)

Wat geit immer tau un kann doch nich in't dorp komen?
(Die Windmühle.)

Warum mâkt de hân bî't kreient de ôgen tau?
(Weil er seinen Gesang auswendig weiß.)

Wat geit in'n holte un lî't in dorpe?
(Der Teig im Troge.)

Wat geit slap 'rin un kummt stîf herût?
(Milch und Butter im Butterfaß.)

Wat krî't de jäger wenn hei schütt?
(Ein leeres Loch.)

In wecken monat itt de minsche am wenigsten?
(Im Februar, der hat nur 28 Tage.)

Hinnen rû un vorn rû,
Un twei ellen in ârs noch rû.
(Fuder Heu.)

Weck't is't stärkste dîr?
(Die Schnecke, ſie trägt ein ganzes Haus.)

Wo lî't de hâse am wärmsten?
(In der Bratpfanne.)

Wo hat Adam den ersten nägel hin eslâ'en?
(Auf den Kopf.)

Hinnen fleisch un vorne fleisch un in de midde holt.
(Der pflügende Bauer mit Pflug und Pferd.)

Wer snurrt und beddelt doch nich?
(Die Katze.)

Wer fritt un suppt un pisset doch nich?
(Das Huhn.)

Wer hat spôren un kann nich rî'en?
(Der Hahn.)

Wat seggt de hân taun worm, wenn 'ne in snâwel hat?
(Nichts.)

Wer hat de swârste kopparbeit?
(Der Ochſe.)

Wat hat de schimmel vor hâre?
(Pferdehaare.

Wan nêr saiet de bûre flas?
(Niemals; er ſäet Lein.)

Ropt de kukuk vor Johannig oder derna?
(Er ruft kuckuck.)

Wannêr fanget de jungen ânten an tau swimmen?
(Wenn ſie ins Waſſer kommen.)

Wenn negen sparlinge up'n bôme sitten un du schüsst drei runner, wôvel bliwet sitten?
(Keiner.)

Wat is swârer, en pund îsen oder en pund feddern?
(Sie ſind beide gleich ſchwer.)

Worum frâtet de witten schâpe mêr as de swarten?
(Weil es mehr weiße als ſchwarze giebt.)

Wat geit vortwêr in de kerke?
(Der Täufling.)

Wat hört tau einen fertigen stewwel?
(Der andere.)

Wat krûpet in't lock un let de pôte butten?
(Der Schlüſſel.)

Et is mîn eigen, awer annere lûe brûket et mêr as ik.
(Der Name.)

Wo vel kattenswänse ehôrt datau en mân an de êre tau binnen?
(Einer, er muß aber lang genug sein.)

Ik kann höcher springen as de kerktôrn, glöwest du dat?
(Der Kirchturm kann gar nicht springen.)

Ik hebbe mêr geld in mînen bû'l as de kaiser.
(Der Kaiser hat nichts in meinem Beutel.)

Jeder wellt wêren un keiner wellt sîn.
(Alt.)

Wenn se kômet, dann kômet se nich,
Un kômet se nich, dann kômet se.
(Wenn die Feldtauben kommen, gehen gesäete Erbsen nicht auf; bleiben jene weg, dann kommen die Erbsen.)

Wecke haut hat de meisten löcker?
(Der Fingerhut.)

Wannêr möt de roiwe sai't wêren?
(Gar nicht. Man säet keine Rüben, sondern deren Samen.)

Wo mâkt man dat, wenn'n keine floie hebben will?
(Man faßt beim Fangen daneben.)

Weck't is't trûeste dîr?
(Die Laus.)

Wer springt bî tein grâd külle in himme rum?
(Der Floh.)

Wat brennet länger, en wasslicht oder en talglicht?
(Keines, beide brennen kürzer.)

Wat geit in't holt pîpen,
Un kummt 'rût schîten?
(Die Säge.)

Hinnen fritt et,
Vorne schitt et.
(Die Häckselschneide.)

Worum is't froijâr de slimmste jârstîd?
Weil de zalat schütt un de bôme ûtslâ't.

Eine große Anzahl umlaufender und namentlich in den Spinnstuben aufgegebener Rätsel wiederzugeben, muß ich mir hier versagen. Ihr Hauptreiz liegt in der derben Zweideutigkeit, die Auflösung ist stets eine harmlose und unter dem Deckmantel dieser Harmlosigkeit wird die Zote öffentlich vorgetragen. Solche Rätsel sind nicht nur bei uns, sondern durch ganz Deutschland verbreitet[1]).

[1]) Vergl. z. B. die vielfach mit den unsrigen sich deckenden aus Pommern, die Brunk, „Am Urquell" IV, 197, mitteilt.

9. Sprichwörter und Redensarten.

In den Sprichwörtern offenbart sich die scharfe Auffassung und das tiefste Denken unseres Volkes, hier kommen der Verstand und die praktische Lebenserfahrung desselben schlagend und knapp zur Äußerung. Dabei nennt der gemeine Mann die Dinge beim rechten Namen, er gebraucht keine Umschreibungen und Verschleierungen, denn Zimperlichkeit liegt ihm schon deshalb fern, weil er bei seinesgleichen keinen Anstoß mit seinen Ausdrücken erregt. Wiewohl viele Sprichwörter ein sehr hohes Alter zeigen und mit gleichem Sinne, in gleich schlagender Kürze schon im klassischen Altertum vorhanden waren, laufen sie trotzdem noch jugendfrisch von Mund zu Munde. Wer einigermaßen die Sammlungen von Sprichwörtern übersieht, die zu einem eigenen Litteraturzweige angewachsen sind, erkennt schnell die Übereinstimmung sehr vieler unserer Sprichwörter mit denen anderer europäischer Völker; denn Sprichwörter und Redensarten sind Wandergut, das übersetzt leicht beim Nachbar Eingang findet und allgemein Geltung erlangt. Namentlich mit den hochdeutschen Sprichwörtern hat im niederdeutschen Sprachgebiet ein reger Tausch herüber und hinüber stattgefunden; doch ist, bei gereimten Sprichwörtern wenigstens, da oft leicht zu erkennen, auf welcher Seite der ursprüngliche Besitz ist.

Ich verzichte hier auf die Wiedergabe der zahlreichen von mir gesammelten Sprichwörter; vollständig sind sie ohnehin nicht und wohl meistens anderweitig schon gedruckt. Sie berühren sich eng oder sind übereinstimmend mit dem, was in anderen Sammlungen schon vorliegt [1]).

[1]) Schambach, Die plattdeutschen Sprichwörter der Fürstentümer Göttingen und Grubenhagen. Göttingen 1851. Zweite Sammlung 1863, und R. Eckardt, Niederdeutsche Sprichwörter, Braunschweig 1893.

Die Spuren der Wenden.

Die deutschen Stämme, welche im Osten der Elbe bis zur Oder und Weichsel gewohnt hatten, verließen in den Stürmen der Völkerwanderung ihre alten Wohnsitze, um nach Westen und Süden abzuziehen. Man nimmt an, das von ihnen verlassene Land sei frei gewesen und in die aufgegebenen Landschaften seien nachdrängend die von Osten herkommenden Slaven eingerückt, deren Westgrenze zur Zeit Karls des Großen längs des Böhmerwaldes, der Saale und Elbe bis zur Kieler Bucht verlief. Ja, die Slaven, von den Deutschen als „Wenden" bezeichnet, griffen noch über die Elbe und Saale auf deren linke Ufer über und setzten sich im Lüneburgischen, in der Altmark und in Teilen Thüringens fest. Doch schon mit Karl dem Großen beginnt die mit der Christianisierung verbundene Rückströmung der Deutschen; in einer Reihe blutiger Kämpfe, die bis in das 12. Jahrhundert reichen, erliegt das Slaventum zwischen Elbe und Oder wieder und in unabläßiger Kolonisationsarbeit, unter dem Zuströmen deutscher Adliger, Bürger und Bauern, wird der Osten des heutigen Deutschen Reiches wieder deutsch.

Nur mit ihren alleräußersten Ausläufern hat die slavische Flut des Mittelalters auch unser Land berührt und von diesen wendischen Vorposten soll hier die Rede sein. Politisch sind diese Wenden niemals hervorgetreten und von Kämpfen gegen die Deutschen hören wir nichts, was vielleicht darin seinen Grund haben mag, daß sie sehr bald das Christentum angenommen und sich dadurch vor der deutschen Verfolgung befreit haben werden.

Soweit wir zurückzuschauen vermögen, ist die Bevölkerung des heutigen Herzogtums Braunschweig eine deutsche, vorwiegend dem Sachsenstamme zugehörige gewesen und nur einige Ortschaften am Südfuße des Harzes sind heute dem thüringischen Stamme zuzurechnen. Nur an der äußersten Nordostecke wurde im Mittelalter unser Gebiet von der Westgrenze der Slaven gestreift, die hier am Drömling und darüber hinaus wohnten. Es waren dieses Ausläufer der Wenden in der Altmark, deren slavische Bewohner im 8. und 9. Jahrhundert bezeugt sind. Besonders vom Drömling, der 938 schon mit dem deutschen Namen Thrimining vorkommt, wissen wir durch den Corveyschen Annalisten, daß dort im 10. Jahrhundert ein Slave die eindringenden Ungarn in die Sümpfe verlockte, wo sie von herbeieilenden Sachsen niedergemacht

wurden. Die braunschweigische, hier im Westen des Drömlings gelegene Landschaft gehörte zum Nordthüringgau, der, wie der Name schon anzeigt, deutsch war und in welchem nur vereinzelt die Slaven wohnten, deren Germanisierung oder Verdrängung auch sehr frühzeitig erfolgt sein muß. Heute gehören die wenigen ehemals wendischen Dörfer zum Amte Vorsfelde; sie blieben als solche fast unbeachtet, bis ich die Aufmerksamkeit darauf lenkte [1]).

Vorsfelde wurde im Jahre 1364 vom Herzog Wilhelm von Lüneburg an den Rat der Stadt Braunschweig verpfändet, welcher den Besitz durch seine Beamten verwalten ließ. Auch das zugehörige Land ging in den Besitz der Stadt über, namentlich der Werder, d. h. der von der Aller und kleinen Aller im Süden, Westen und Norden umflossene und im Osten vom sumpfigen Drömling begrenzte, somit inselartig gestaltete Landstrich. Dort werden im Jahre 1366 sieben von Wenden bewohnte Dörfer aufgeführt, welche dem Braunschweiger Rat zinspflichtig waren. Leider sind die einzelnen Namen der Dörfer in der Urkunde nicht genannt [2]). Hier im Werder haben wir also nach den Spuren der Wenden zu suchen, und wenn wir aufmerksam forschen, so finden wir sie auch, selbst noch darüber hinaus.

In Vorsfelde, wo die Leute aus dem Norden und Süden des Amtes zusammenströmen, vermag man recht gut die Menschen, die südlich oder nördlich von der Aller wohnen, zu unterscheiden; man hört dialektische Unterschiede, man weiß die Eindrücke zu fassen, welche der ärmere, der Heide zugewandte, konservativere und in der Landwirtschaft weniger vorgeschrittene Norden gegenüber dem reicheren, schon Zuckerrübenbau treibenden, landwirtschaftlich höher entwickelten Süden zeigt; doch die Unterschiede sind weit mehr kultureller als anthro-

---

[1]) Die Wendendörfer im Werder bei Vorsfelde. Globus, Band 66, Nr. 7 (1894).

[2]) Gedenkbuch im Archiv der Stadt, I. Fol. 18[1] zum Jahr 1366. Ok gheuet de wende vt deme werdere XXIX vett schap. der dorp sint VII. der ghift jowelk I vetten bok to paschen. Noch älter ist eine Urkunde, welche auf die Wenden von Brechtorf und die beiden wüst gewordenen Dörfer Badekoten und Honrode im Werder hinweist. In dem um 1160 aufgesetzten Güterverzeichnis des Klosters St. Ludgeri in Helmstedt werden auch die Abgaben jener drei Dörfer genannt und da heißt es, daß sie alljährlich cum melle fasciculum lini, qui slavice dicitur „tob" zu liefern hatten. (P. J. Meier, Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Helmstedt, S. 15.) Was hier als „tob" bezeichnet wird, ist die Zinsabgabe der Slaven an Früchten, welche in den auf die Altmark bezüglichen Urkunden osep, wozop heißt. Die alte Bedeutung ist Abschutt, Abgeschüttetes (Brückner, Slav. Ansiedelungen in der Altmark, S. 17). — Daß die Wenden bis in die Helmstedter Gegend vorgedrungen waren, ist gleichfalls urkundlich belegt. Dem benachbarten Kloster Marienberg schenkte 1224 der Pfalzgraf Heinrich das wüste Dorf Bemestorf villam quondam desertam Bemesdorp nomina juxta Helmstadt in nemore sitam quondam a Slavis inhabitatam cum silva, pratis et agris attinentibus. Bei den Slaven soll der Ort pluhd (witz) geheißen haben, worauf der „Pluderbusch" unweit des Helmstedter Gesundbrunnens deutet. Es ist eine sumpfige Gegend (slav. blato, Sumpf, Kot). (Behrens, Neuhaldenslebensche Kreischronik II, S. 464, 499. Derselbe, Jahresber. d. Altmärk. Ver. f. Geschichte V, S. 56. Brückner, Slav. Ansiedelungen in der Altmark, S. 25.)

pologischer Art. Mag die Aller in dieser Gegend vielleicht auch eine ethnographische Grenze bilden, eine anthropologische zeigt sie nicht, denn nach der Aufnahme über die Farbe der Haare, Haut und Augen der Schulkinder Deutschlands liegt das Amt Vorsfelde gleich allen nördlich, südlich, östlich und westlich gelegenen Bezirken in der Zone der Blonden und Blauäugigen.

Es ist nicht leicht zu unterscheiden, ob wir in den „wendischen" Dörfern bei Vorsfelde heute bloß germanisierte Slaven oder Sachsen oder Mischlinge aus beiden vor uns haben. Wahrscheinlich ist, daß die heutigen Bewohner vornehmlich Sachsen sind, welche die ehemaligen wendischen Einwohner verdrängten und nur teilweise sich mit diesen vermischten. Für das Vorherrschen des sächsischen Elementes spricht zunächst die Bauart der Häuser, welche durchweg die sächsische ist. Noch ist trotz der Brände und der zahlreichen Neubauten eine stattliche Anzahl der alten Häuser mit tief herabreichenden Strohdächern und dem Schmucke der Pferdeköpfe am Giebel erhalten, die, umgeben von alten Bäumen, einen malerischen Anblick gewähren. Alle Ausdrücke in Haus und Hof sind nur deutsch und die Mundart hat nur ein paar Ausdrücke, die auf Abkömmlinge der Wenden hinweisen.

Was die Familiennamen der Bauern im Werder betrifft, so sind sie zu mindestens 98 vom Hundert deutsch. Ich benutzte zu deren Feststellung die Kontrollisten der Volkszählung vom Jahre 1870 (im herzogl. statist. Bureau), und zwar diese, weil sie kurz nach der Einführung der Freizügigkeit aufgeschrieben wurden, somit kaum von dieser beeinflußt sind. Viele Dörfer zeigen gar keine slavischen Familiennamen, wobei aber zu bemerken ist, daß die slavischen Namen im deutschen Munde oft so umgeändert worden sind, daß die Grundform nicht mehr zu erkennen ist. Ein sicherer Schluß auf die slavische oder deutsche Abkunft läßt sich aus den Familiennamen auch darum nicht immer ziehen, weil schon früh die slavischen Namen germanisiert oder der deutschen Zunge gemäß zugestutzt wurden [1]).

Mit dem vorsfeldischen Werder ist aber die westliche Ausdehnung der Wenden in unserer Gegend keineswegs erschöpft. Wie spätere Nachforschungen mir gezeigt haben, ist die Westgrenze der Slaven bis an die Ise, einen rechten, bei Gifhorn mündenden Zufluß der Aller, dann bis nahe an Fallersleben und die braunschweigischen Städte Königslutter und Helmstedt vorgerückt gewesen. Auch urkundlich sind die Wenden hier nachweisbar. Von Wahrenholz (urkundlich Wirinholt) an der mittleren Ise heißt es, daß es von Bischof Konrad von Hildesheim (1221 bis 1246)) als eigenes Kirchspiel von Hankensbüttel abgegrenzt wurde. Drei zu Wahrenholz gehörige, noch rechts der Ise gelegene Dörfer, Betzhorn, Westerholz und Wesendorf, werden bei dieser Gelegenheit „slavische Völker" genannt [2]).

[1]) Slavische Familiennamen sind z. B. Kremeike, Jahneck, Pretz in Parsau; Camin in Brackstedt ꝛc.

[2]) Fiesel, Aus achtzehn Jahrhunderten. Geschichten aus dem Papenteich. Gifhorn 1897, S. 16, wo Grupen, Origines Germ. II, 253 als Quelle angegeben wird.



Westgrenze des Gebietes der Rundlinge.

(Im Süden des Drömlings zwischen Aller und Ohre fehlen die Beläge.)

Die Verfolgung der Rundlingbauten, auf die ich noch näher eingehe, und die vereinzelt vorkommenden wendischen Flurnamen bestätigten die Ausdehnung der Wenden bis an die Ise. In dem Winkel, welchen Ise und Aller bilden, können heute noch folgende Dörfer als Rundlinge sicher erkannt werden, wobei ich in der Aufzählung südlich von der Stadt Wittingen beginne: Kakerbeck, Eutzen, Vorhop, Lessien, Ehra, Jemke, Bockensdorf, Tappenbeck, Stüde, Westerbeck, Dannenbüttel östlich Gifhorn an der Aller. Dann südlich der Aller die vorzüglich erhaltenen Rundlinge Weyhausen und Sandkamp dicht bei Fallersleben. Von hier ab greift, den gifhornschen Hasenwinkel einschließend, die alte Wendengrenze bis in den braunschweigischen Kreis Helmstedt hinein, denn Boimstorf, Scheppau, Rothenkamp und Rieseberg nördlich von Königslutter sind noch Rundlinge, desgleichen östlich von diesen Gr. Steinum und Barmke bei Helmstedt. Es gesellt sich dazu die einsam bei Rieseberg, nördlich von Königslutter gelegene Puritzmühle. Der Name kommt in der Dorfbeschreibung von 1755 nicht vor, wiewohl dort die Mühle genau geschildert ist. Hassel und Bege nennen sie zu Anfang des Jahrhunderts „Poritzmühle", woraus sich ungezwungen die slavische Deutung po-řeka, am Fluß, ergiebt; zu vergleichen Poříc, der Stadtteil Prags an der Moldau. Freilich die Mühlenbeek, welche in die Schunter geht, ist ein armes Bächlein; es führt aber über dasselbe hier der „Wendensteg", von dem die Sage geht, an ihm seien die Wenden getauft worden. Alles, was nördlich und östlich von den hier genannten Rundlingen liegt, war ehemals Wendengebiet, wenn dieses auch mit Deutschen gemischt gewesen sein wird, denn deutsche Dorfanlagen finden sich zwischen den wendischen zerstreut. An der Völkergrenze wird es im Mittelalter nicht weniger gemischt ausgesehen haben wie heutzutage, wo in Posen oder Böhmen die deutschen und slavischen Siedlungen ineinander eingreifen und sich mischen.

Bestätigend für den wendischen Ursprung der aufgeführten westlichsten Rundlinge treten die Flurnamen hinzu. Diejenigen auf dem Gebiete Braunschweigs folgen unten vollständig; was die lüneburgischen hier eben angeführten wendischen Grenzdörfer betrifft, so habe ich folgende slavische Flurnamen erkundigt: Auf Ehraer Flur: Politz, Koleitze, Brisein, Malkeneitz, Bruneitz, Bileitz. Auf Barwedler Flur: Kubeleitsche, Langeneitsche, Breitsche, Lootsche. Auf Jemker Flur: Labzeitsche, Trineitz. Auf Westerbecker Flur: Zileitsche, Kolox. Auf Dannenbüttler Flur: Kohleische und Brodje [1]).

Das Kärtchen, das nach diesen Erkundigungen gezeichnet ist, stellt somit einen kleinen Teil der äußersten Westgrenze dar, welche die Slaven im Mittelalter erreicht hatten (Tafel XII). Südöstlich vom Drömling kenne ich die Dorfanlagen nicht; dieses Gebiet habe ich daher in der Karte ohne Bezeichnung gelassen. Westlich von dieser Grenze haben wir altsächsische, südlich davon thüringische Bevölkerung anzunehmen, denn südlich von Königslutter und Helm-

1) Vergl. auch meine Ausführungen in der Zeitschr. d. Ver. für Volkskunde 1896, S. 357.

stedt beginnt der mitteldeutsche Hausbau und folgen die Ortsnamen auf —leben (S. 73).

Jedenfalls erfolgte die Germanisierung der Wenden im Werder und im benachbarten Kreise Gifhorn schon sehr frühzeitig, Jahrhunderte vor jener im hannoverschen Wendlande. Es giebt ein sicheres Zeichen dafür, ob die Germanisierung der Wenden in Nordostdeutschland schon vor langer Zeit oder erst kürzlich erfolgte, und dieses ist die Anwendung der Aspiration in der Volkssprache. Der hannoversche Wende, dessen alte Sprache vor 100 Jahren einging, spricht heute die mit h beginnenden Wörter ohne Aspiration aus, setzt das h dagegen bei jedem Worte, welches mit einem Vokale anfängt. „Err Hamtmann his ier" = Herr Amtmann ist hier. Und ebenso bei den germanisierten Wenden der Lausitz und in der Mark Brandenburg [1]). Im Vorsfelder Werder ist hiervon keine Spur zu merken, jedenfalls ein Zeichen, daß die Germanisierung dort sehr früh erfolgte oder auch die ursprünglich wendische Bevölkerung durch deutsche ersetzt wurde. Es sind in der niederdeutschen Mundart übrigens einzelne slavische Wörter vorhanden, welche sich jedoch auch weit über die Grenzen des Werders hinaus im Braunschweigischen, Hannoverschen und in der Altmark allgemein finden. So artsche für Hänfling (im Holsteinischen Jiritz, tschechisch jiřice); dörnse, dönze für die Bauernstube (oben S. 189); grabschen, hastig zugreifen (polnisch grabić, wegraffen); glûpen, anglotzen, glûpôgen, Glotzaugen, glûpscher kerl, heimtückischer Mensch (tschechisch hloupy, dumm, tölpelhaft); pracher, Bettler (tschechisch prositi, bitten; kleinrussisch prochati). Dieses sind jedoch alles allgemeinere in die deutsche Sprache übergegangene slavische Wörter. Als echten wendischen Nachlaß entdeckte ich aber zwei rein slavische Bezeichnungen in Ehra (Kreis Isenhagen), die auch in dem benachbarten braunschweigischen Dorfe Bergfeld (Amt Vorsfelde) vorkommen. Man nennt hier die Heidelbeere zerneitsche (vom slav. černy, schwarz) und die Himbeere moleitje (slav. molina, daher in der Mark Brandenburg noch Malineke). Gerade Beerennamen, die aus dem Slavischen stammen, haben sich im Deutschen zäh erhalten (Preißelbeere, brusnica).

Ebenso belangreich wie diese von mir entdeckten beiden slavischen Wörter in der niedersächsischen Mundart unserer Gegend ist aber der Nachweis des slavischen Ochsenjoches im Kreise Isenhagen. Daß der Form des Ochsenjoches ethnographische Bedeutung zukommt, hat der Münchener Professor R. Braungart nachgewiesen [2]). Er unterscheidet germanische, romanische und slavische Doppeljoche und zeigt deren Verbreitungsbezirke: Das slavische Doppeljoch geht nur durch Ost- und Südosteuropa, es ist heute noch in Mecklenburg wie in Slavonien im Gebrauche und sehr wesentlich vom deutschen in der Form und Anspannungsart verschieden. Im Braunschweigischen sind die Ochsenjoche längst verschwunden und die Bespannung der Zugochsen ist ähnlich wie bei den Pferden.

[1]) Hennings, Hannov. Wendland, S. 48, R. Andree, Wendische Wanderstudien, Stuttgart 1874, S. 86. Haushalter, Die Grenze zwischen dem Hochdeutschen und Niederdeutschen östlich der Elbe. Halle a. S. 1886, S. 3 und 12.

[2]) Archiv für Anthropologie, XXVI, S. 1013.

Ein deutſches Ochſenjoch, wie es Süddeutſchland noch kennt, habe ich nicht mehr auffinden können und ſelbſt ganz alte Bauern hatten vom Ochſenjoche eine nur dunkle Vorſtellung. Dagegen fand ich zu Teſchendorf, Kreis Iſenhagen, das im Bereiche der wendiſchen Rundlinge liegt, das hier (Fig. 170) abgebildete ſlaviſche Doppeljoch.

Die anthropologiſchen Verhältniſſe, der Bau der Häuſer, die Familiennamen und die Sprache deuten alſo auf Deutſche, auf Sachſen, und würden

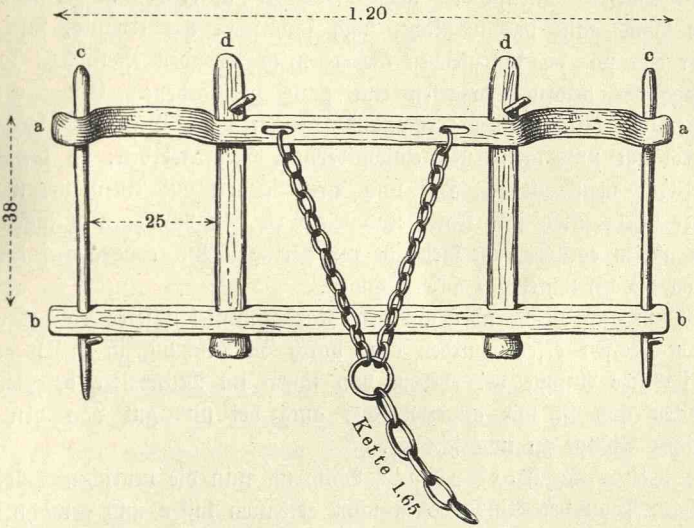


Fig. 170. Wendiſches Ochſenjoch aus Teſchendorf. (Kreis Iſenhagen.)
Für zwei Ochſen, deren Köpfe zwiſchen *c* und *d* eingejocht waren; noch in der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts verwendet. Städt. Muſeum.
a. jökstock. — b. kêlholt. — c. stiken. — d. scheiden.

wir jene allein zu Rate ziehen, ſo würden wir die mitgeteilte geſchichtliche Kunde von den wendiſchen Dörfern kaum verſtehen. Es giebt aber noch andere Kennzeichen, welche die ehemalige Anweſenheit der Slaven in unſerem Gebiete mit Sicherheit feſtſtellen.

Unter den Ortsnamen im Werder ſind wenigſtens einige, die auf ſlaviſche Abkunft deuten, wenn auch im Werder durchaus nicht ſo zahlreich wie in den benachbarten ehemals wendiſchen Gebieten der Altmark und des Lüneburgiſchen, wo ſtellenweiſe ſlaviſche Ortsnamen die deutſchen überwiegen. Mit voller Sicherheit iſt nur Parſau als wendiſcher Ortsname anzuſprechen (1536 Parſau, auf einem Taufbecken aus dem 17. Jahrhundert in der dortigen Kirche Barſagen, auf einer Manuſkriptkarte des Drömling aus dem Jahre 1717 im Wolfenbüttler Archiv Parſow), da der Name mit Parſchau im Kreis Gr.-Wartenberg, Schleſien, ſtimmt und nach A. Brückner[1]) von ſlaviſch prach, Staub, abzu-

[1]) Die Slav. Anſiedelungen in der Altmark. Leipzig 1879, S. 78.

leiten ist, was vielleicht auf die sandige Beschaffenheit der dortigen Gegend zurückführt. Velstowe scheint nicht deutsch; es kommt 1536 als Velstoie vor; das w am Schluß wird gesprochen und ist nicht stumm, wie in den auf ow ausgehenden ostdeutschen slavischen Ortsnamen.

Zu den wenigen slavischen Ortsnamen gesellt sich nun aber als kräftiger Nachweis die slavische Anlage der Dörfer. Wenn der Blick nur einigermaßen geschärft ist, so ist es nicht schwer, die nach deutscher und slavischer Art angelegten Dörfer voneinander noch heute zu unterscheiden. Ist in beiden auch das Haus ganz das nämliche, nach sächsischer Art erbaute, sind auch die Bewohner hier wie da die gleichen niederdeutsch redenden Menschen, so ist doch die Anlage der beiden Dorfarten eine ganz verschiedene. Ein Dorf ist im allgemeinen ein konservativer Organismus; mögen die Bewohner wechseln, die alten verdrängt und durch neu einwandernde ersetzt werden, es bleibt sich in seinem Plane meist gleich. Hof und Besitz gehen auf einen neuen Inhaber über, aber sie behalten ihre Form und Lage zu den Nachbarbesitzungen; brennt ein Dorf ab, so entstehen die Gebäude mit geringen Änderungen auf der gleichen Stelle, wo die vernichteten Häuser standen.

Trotzdem nun die Wenden aus dem Nordostwinkel unseres Landes verdrängt und durch Sachsen ersetzt wurden oder durch Vermischung in diesen aufgingen, hat die slavische Anlage der ehedem von ihnen im Mittelalter besetzten Dörfer sich erhalten und ist wie anderwärts [1]) auch bei uns gut von den Dörfern mit deutscher Anlage zu unterscheiden.

Die wendische Dorfanlage. Während nun die deutschen Dörfer einen regelmäßigen Plan der Anlage meist nicht erkennen lassen und gewöhnlich einer gesetzmäßigen Anlage entbehren, so daß sie als „Haufendörfer" bezeichnet

---

[1]) Der erste, welcher die slavische Natur dieser Dorfanlage erkannte, war der Leipziger Professor Victor Jacobi, die er in seinen Altenburgischen Studien (Leipziger Illustrierte Zeitung, J. J. Weber, 1845) schilderte. Er weist dort den regelmäßigen Kreis derselben oder die Hufeisenform mit einem Zugange nach und deutet diese Anlage auf strategische Rücksichten. Nur eine sehr geringe Anzahl von Familienhäuptern, etwa fünf, hätten ursprünglich diese Dörfer gegründet. In seiner Schrift „Slaven- und Teutschtum, in kultur- und agrarhistorischen Studien zur Anschauung gebracht", Hannover 1856, führt er dann seine Ansicht mit Rücksicht auf das hannoversche Wendland bei Lüchow näher aus. Die Richtigkeit seiner Beobachtung hat sich bestätigt und andere Forscher zu ähnlichen Forschungen veranlaßt. Der nächste, der ihm folgte, war der Hesse G. Landau in der Beilage zum Korrespondenzblatt der deutschen Geschichtsvereine 1862. Es folgte die Festschrift zur Säkularfeier der kgl. Landwirtschafts-Gesellschaft zu Celle. Hannover 1864, I. Zweite Abteilung, S. 202 und das dazugehörige sehr lehrreiche Blatt eines Teiles des Wendlandes nach der Landesvermessung von 1775 bis 1778. Weiter sind zu erwähnen: August Meitzen, Der Boden und die landwirtschaftlichen Verhältnisse der preuß. Monarchie, Berlin 1873. — Derselbe, „Über Bildung von Dörfern und deren nationale Bedeutung" in Verhandlungen der Berliner Anthropol. Gesellschaft 1872, S. 134. — Derselbe in Kirchhoffs „Anleitung zur deutschen Landes- und Volksforschung" 1889, S. 511. — A. Gloy, Beiträge zur Siedelungskunde Nordalbingiens. Stuttgart 1892.

werden, ſind die ſlaviſchen Dörfer durchaus regelmäßig in Hufeiſenform als Rundlinge oder als langgezogene Straßendörfer angelegt. Der Rundling zeigt die Anlage der Häuſer rings um einen freien Platz herumliegend, dem die Giebel der Häuſer zugekehrt ſind, wovon die Abbildung einer Straßenſeite aus Parſau ein Bild gewährt (Fig. 171). Es iſt urſprünglich nur ein Eingang vorhanden, der auch wieder als Ausgang dient. Hinter den Häuſern liegen zunächſt die Gärten, daran anſchließend die Grasgärten und Wieſen, alles fächerförmig ausſtrahlend, dann die Felder. Dieſe Rundlinge beginnen im öſtlichen Holſtein, wo ehemals Slaven wohnten [1]), überſchreiten die Elbe, um im hannoverſchen Wendlande vorzüglich entwickelt zu ſein [2]), ſetzen ſich fort durch die Altmark, den öſtlichen Teil der Kreiſe Iſenhagen und Gifhorn, den hier in Rede ſtehenden nordöſtlichen Zipfel Braunſchweigs, durch die Provinz Sachſen bis an die Saale, wo z. B. im Camburgiſchen eine Zahl gut erhaltener Rundlinge mit ſlaviſchen Ortsnamen liegt [3]), und zeigen ſich häufig im Altenburgiſchen [4]). Sie ſind in Thüringen ſogar weit nach Weſten hin bis in das Gothaſche vorgeſchoben, wo Eberſtedt bei Friedrichswerth ein Rundlingsbau iſt [5]). Noch weiter nach Süden dehnen ſich Rundlinge bis in den bayeriſchen Frankenwald aus, wo Zedlitz bei Stadtſteinach, Reitſch bei Kronach und namentlich Förtſchendorf an der Haslach dieſen Typus zeigen [6]).

Auch bei den Rundlingen im Braunſchweigiſchen iſt durch Brände und Umbauten vieles, zumal im Laufe des 19. Jahrhunderts, geändert worden, neue Straßen wurden durchgelegt, doch laſſen ſich die meiſten noch gut erkennen und bei Zuziehung der alten Pläne der herzoglichen Plankammer aus der Mitte des 18. Jahrhunderts erſcheint das alte Bild mit vollkommener Treue wieder. Folgende braunſchweigiſche Dörfer ſind Rundlinge.

Amt Vorsfelde. Bergfeld, heute ſchwer als Rundling kenntlich, doch ſicher ſo nach der Karte von Fleiſcher 1758. Brackſtedt, trotz des Brandes von 1846 noch gut kenntlicher Rundling. Brechtorf. Eiſchott, kleiner, noch vollſtändig erhaltener Rundling, der einzige, der noch keinen Durchbruch zeigt: wo man hineingeht, muß man wieder heraus. Groß-Sisbeck. Hoitlingen, auch Hetlingen, Hautlingen, heute kaum noch als Rundling kenntlich. Nordſteimke. Parſau in ſeinem öſtlichen Teil noch deutlicher Rundling. Rühen noch deutlicher Rundling, wenn auch durchbrochen und mit vielen An- und Umbauten. Tiddiſche, heute kaum als Rundling kenntlich, doch war es ſicher einer nach der Karte von 1758. Velpke, noch als Rundling kenntlich. Velſtowe, heute

---

1) Vergl. Gloy, Siedelungskunde Nordalbingiens. S. 31.

2) Hennings, Das hannoverſche Wendland, Lüchow 1862, S. 24 und die eben erwähnte Celleſche Feſtſchrift. Tetzner im Globus, Bd. 77, S. 203.

3) Jacob, Die Ortsnamen des Herzogtums Meiningen, S. 131.

4) Oskar Weiſe, Die ſlaviſchen Anſiedelungen im Altenburgiſchen. Eiſenberger Programm 1883, S. 5.

5) Regel, Thüringen. Jena 1895. II, S. 521.

6) Bavaria, III, 1. Abt., S. 184.

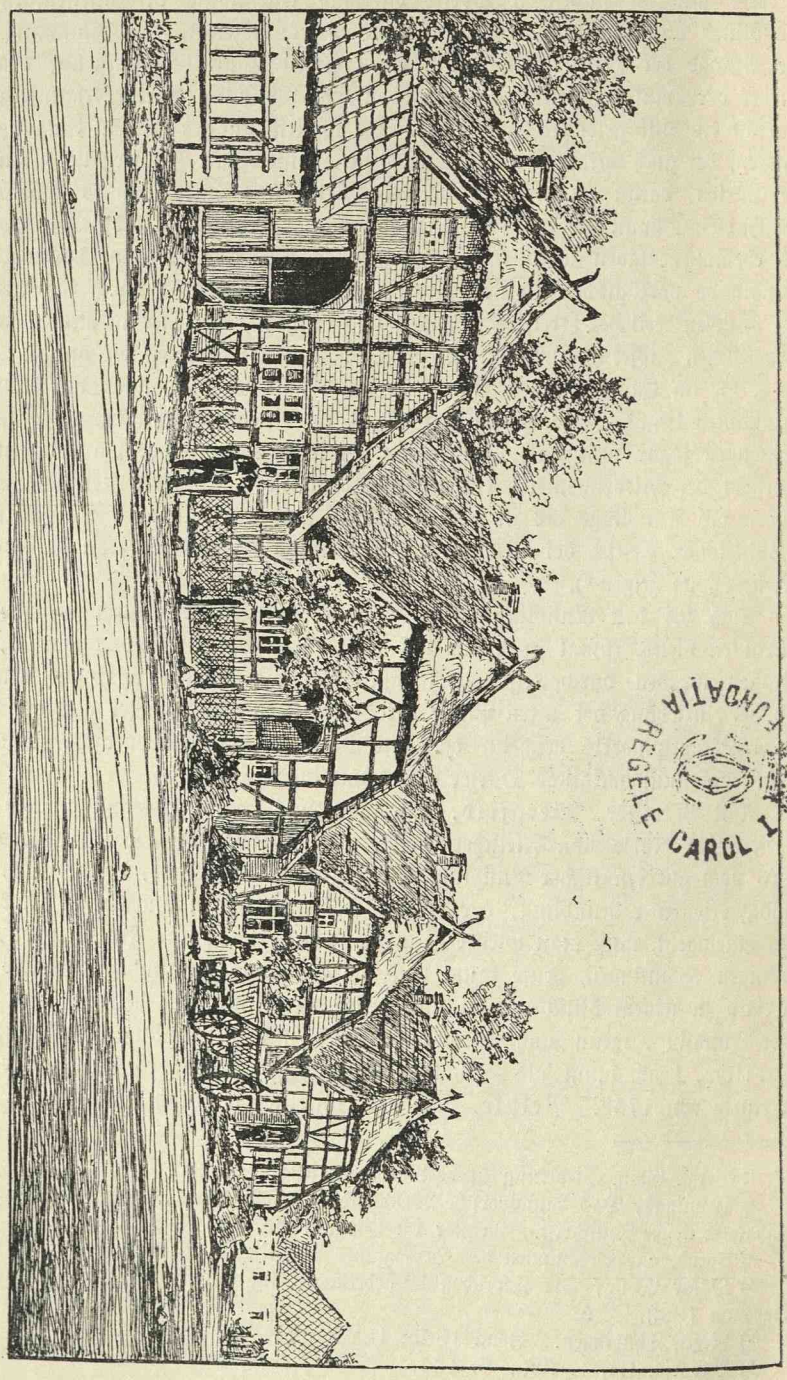


Fig. 171. Rundlingsbau. Dorfstraße in Parlau, Amt Dorsfelde.

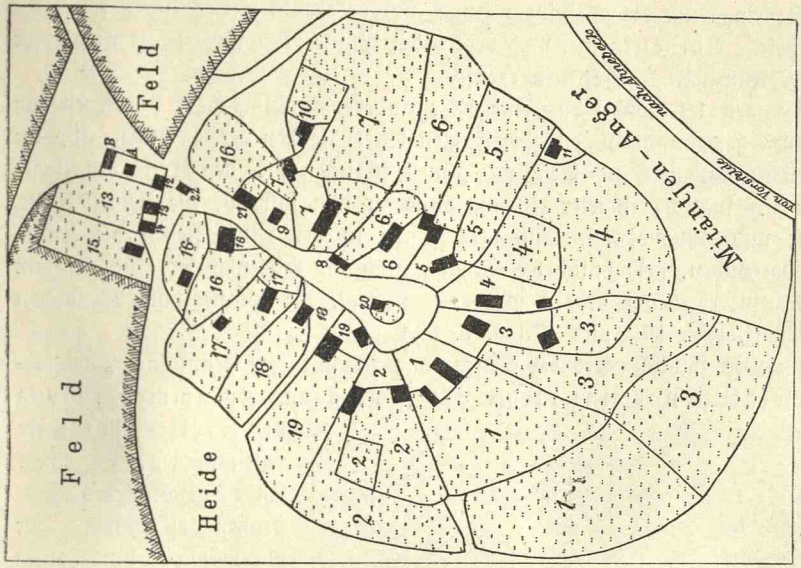


Fig. 172. Wendschott 1759. 1 bis 7 Ackerhöfe. — 9, 16 bis 19 Vollköter. — 8, 10, 11, 13, 15 Stückenköter. — 12, 14 Brinksitzer. — 20 Schule. — 21, 22 Hirtenhäuser. — *A B* Anbauer.

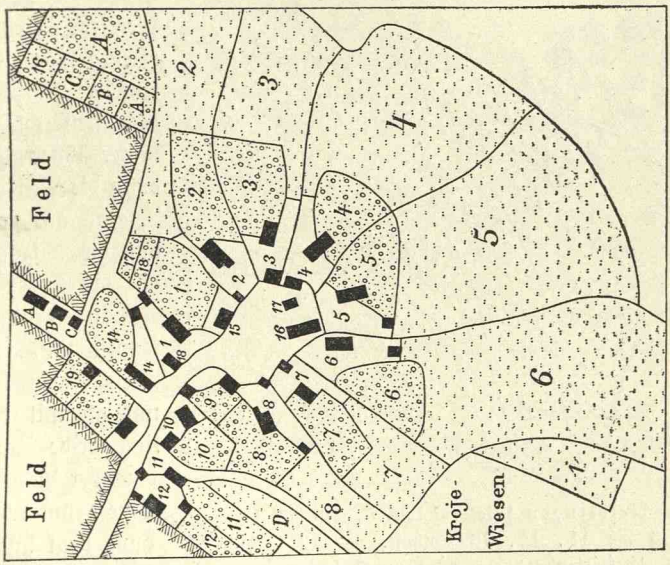


Fig. 173. Brechtorf 1759. 1 bis 8 Ackerleute. — 7 bis 10 Halbspänner. — 11, 15, 16 *D* Stückenköter. — *A*, *B*, *C* Anbauer. — 17 Schule. — 18 Schäfer. — 19 Kuh- und Schweinehirt.

schwer als Rundling kenntlich. Warmenau. Wendschott noch gut kenntlicher Rundling.

Amt Helmstedt. Barmke. Heute Neubau und der Rundling ist verschwunden; aber der Plan von 1756 zeigt die Form desselben noch sehr ausgesprochen.

Amt Königslutter. Groß-Steinum, sicher Rundling nach dem Plane

von 1764; rings um die auf einem Hügel sich erhebende Kirche liegen im Kreise die Ackerhöfe. Rothenkamp, nach dem alten Plane Rundling, heute nicht mehr als solcher kenntlich. Scheppau ebenso.

Zusammen 18, wobei das eine oder andere Rundlingsdorf übersehen sein mag. Allen gemeinsam ist, daß die großen Ackerhöfe den Kreis bilden, also die ursprünglichen Anbauer und Besitzer. Ihnen schließen sich, den Kreis erweiternd oder eine Art später errichteter Zugangsgasse zu ihm bildend, die kleinen Köter, Brinksitzer und Anbauer an. Auf dem Platze in der Mitte stehen die Kirche, wo eine vorhanden, gewöhnlich die Schule, auch die Hirtenhäuser, die auf dem freien Gemeindeeigentum erbaut wurden. (Vergl. die Pläne von Wendschott und Brechtorf, Fig. 172 und 173 a. v. S.)

Die zweite slavische Art der Dorfanlage ist mit dem Rundling nahe verwandt, eigentlich nur eine in die Länge gezogene Zusammendrückung des Kreises, so daß ein regelmäßiges, an einem Ende geschlossenes Einstraßendorf entsteht. Die planmäßig hingebauten Gehöfte liegen nebeneinander zu beiden Seiten der sehr breiten Straße (welche die Stelle des runden Platzes vertritt) und senkrecht zu dieser; hinter ihnen die Gärten, dann die Grasgärten und Wiesen, alle rechtwinkelig auf die Straße stoßend, wie dieses der Plan von Reislingen deutlich erkennen läßt (Fig. 174). Diese Form wechselt bei uns ab mit dem Rundling, beide Bauarten sind einander dicht benachbart. Eine grundsätzliche Scheidung liegt kaum vor; die Ackerverteilung ist hier wie da die nämliche und die Bodenbeschaffenheit mag den Ausschlag gegeben haben, ob das eine Dorf rund oder das andere einstraßig gestreckt anzulegen sei.

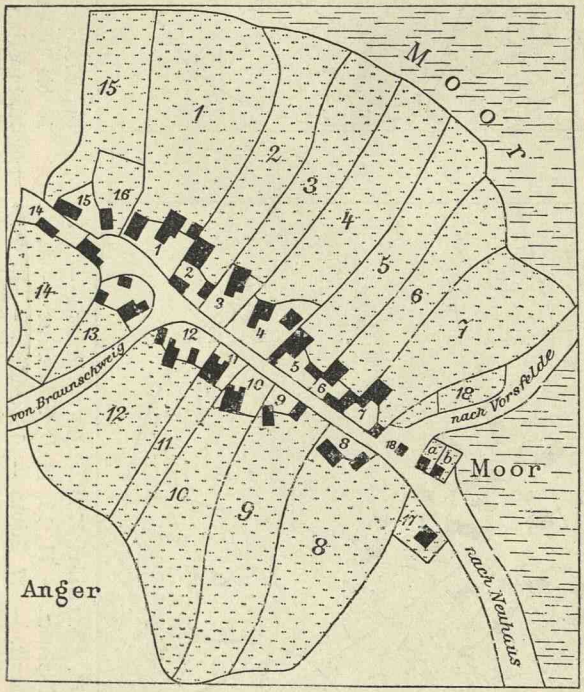


Fig. 174. Reislingen 1758. 1 bis 5, 12 bis 14 Ackerhöfe. — 6 bis 11, 15, 16 Kothöfe. — 17 Schule. — 18 Hirtenhaus. — *a b* Neue Anbauer.

Als einstraßige, am Ende geschlossene, nur mit einem Eingange ursprünglich versehene Dörfer slavischer Bauart in Braunschweig kann ich folgende feststellen:

Käſtorf, Klein-Sisbeck, Klein-Twülpſtedt, Meinkoth, Reislingen Rickensdorf, Wahrſtedt, zuſammen ſieben.

Wendiſche Flurnamen. Die Anlage der Dörfer im Werder und Nachbarſchaft iſt alſo ſlaviſch; die Ortsnamen dagegen ſind es nur in geringem Maße; die Bauart der Häuſer rein niederſächſiſch, aber die Flurnamen, zu denen wir jetzt gelangen, ſind etwa zur Hälfte ſlaviſch, zur Hälfte deutſch. Zur Feſtſtellung derſelben habe ich auch hier die alten Dorfbeſchreibungen und Karten in der herzoglichen Plankammer benutzt, welche gelegentlich der Landesvermeſſung unter Herzog Karl I. in der Mitte des 19. Jahrhunderts aufgenommen worden ſind; ferner alte Karten im herzoglichen Archiv zu Wolfenbüttel. Die gewonnenen Flurnamen habe ich an Ort und Stelle mit der Ausſprache der Bauern verglichen, wobei ſich wiederholt Verſchiedenheiten und Abweichungen von der Kanzleiſchreibung ergaben; einzelne Flurnamen, die auf den Karten ſtanden, waren jetzt verſchwunden, worauf die Separation des alten gemeinſamen Beſitzes nicht ohne Einfluß geblieben ſein mag. Die wendiſchen Flurnamen nun, heute dem Bauern inhaltloſe Wörter, arg verſtümmelt im deutſchen Munde und der deutſchen Zunge anbequemt, laſſen ſich in den meiſten Fällen noch deuten und ſind ein ſicheres Zeichen der ehemaligen Anweſenheit ſlaviſcher Bevölkerung in der Vorsfelder Gegend. Sie ſind meiſt, wie ſo vielfach bei ſlaviſchen Ortsnamen, der Beſchaffenheit des Grundes und Bodens entnommen und wiederholen ſich häufig; ihre Deutung, ſoweit mir möglich, iſt unten verſucht, wobei mir die Schrift Brückners [1]) von beſonderem Nutzen geweſen iſt.

Mit Hülfe dieſer Flurnamen, faſt des einzigen Überreſtes der Sprache der Slaven, welche den Vorsfelder Werder im Mittelalter bewohnten, läßt ſich auch beſtimmen, zu welchem Stamme der großen Slavenfamilie wir die alten Bewohner dieſer Gegend rechnen können. Kennzeichnend iſt der häufige Ausgang dieſer Flurnamen auf -eitz, -eitſch, wo ſonſt bei ſlaviſchen Ortsnamen -itz ſteht. Es iſt dieſe Diphthongierung urſprünglich langer Vokale in Übereinſtimmung mit den ſlaviſchen Flurnamen der benachbarten nördlichen Altmark und jenen im hannoverſchen Wendlande bei Lüchow, ſo daß wir auf eine Zuſammengehörigkeit der dieſe Landſtriche bewohnenden Wenden ſchließen können. Nach Šafarik [2]) gehörten ſie zu den Bodrizern, d. h. den Obotriten [3]).

Nachfolgend gebe ich nun die geſammelten ſlaviſchen Flurnamen und deren Deutung, ſoweit mir möglich. Slaviſten dürften daran zu beſſern haben.

---

[1]) Brückner, Die ſlaviſchen Anſiedelungen in der Altmark, Leipzig 1879.

[2]) Slaviſche Altertümer II, S. 593, 618.

[3]) Dieſe Endung -eitz kommt in den Flurnamen des hannoverſchen Wendlandes häufig vor. Desgleichen in den Kreiſen Iſenhagen und Gifhorn, wie oben S. 503 gezeigt wurde. Zum Vergleich mit den umſtehend mitgeteilten aus dem Werder mögen hier einige ſtehen, die der wendiſche Bauer Parum-Schulz 1725 aus der damals noch lebenden, aber gegen 1800 erloſchenen Sprache der Lüneburger Wenden aufſchrieb und erklärte: Poſtweitz = pastvica, Hutweide. Mokraneitza = mokranica, naſſe Gegend. Chäudeitz = chudica, geringe Gegend. Jüſteneitz = gostenica, Gaſtland. Cideleiſt

Babatsche f. Reislingen. Einziger slav. Flurname daselbst. — Zu slav. bob, Bohne.
Basitsche f. Boimstorf. Einziger slav. Flurname daselbst. — Zu slav. bez, Holunder (Sambucus).
Bratsche f. Kästorf.
Brisack f. Tiddische. — Zu slav. breza, briza, Birke.
Brodje f. Brackstedt, Rühen, Wendschott. — Zu brod, Furt.
Broitsche f. Velpke. Einziger slav. Flurname daselbst.
Dauleke f. Tiddische. Slav. dulec, dolec, Grube, kleines Thal.
Derneitze f. Eischott. Slav. drva, drova, dreva, Holz, Wald. Draweiste, Bergfeld. Trafeist. Rühen. Drafehnen. Bergfeld. Führen auf dasselbe slavische Stammwort.
Doberoffanger der Karte, heute Doroff gesprochen. Dobrock. Parsau, Bergfeld. Tobrock. Rühen, so in der Dorfbeschreibung. Slav. dobr, gut.
Dopane f. Wendschott. — Zu slav. dupa, Höhlung.
Dorje f. Bergfeld.
Duleiste f. Parsau. — Zu slav. dulec, dolec, Grube, kleines Thal.
Faidsche f. Eischott.
Faistaine f. Eischott.
Feiste f. Parsau.
Gelatsche f. Velstowe. Slav. gladj, Hunger. Also ein Hungeracker.
Gloweine f. Rühen. — Zu slav. glowa, hlawa, Kopf, Haupt.
Gore, die hohe. Tiddische, Wendschott. Slav. gor, gora, Berg.
Graffein f. Parsau. — Zu slav. grab, hrab, Weißbuche.
Gostanger, Wendschott. So auf der Karte von Bertram aus dem Jahre 1759, heute gesprochen Jaustanger. Erklärt kann der Name werden als „Gastland", nach einem alten Brauche bei den lüneburgischen Wenden. Der Bauer Johann Parum-Schulz erläutert nämlich in seiner Dorfchronik von 1725, einem der letzten Denkmäler der hannoverschen Wendensprache: „Jüsteneitz (richtig Gostenica) heißt so viel als ein Gastland, Gast heißt jüst (gostj): in alten Zeiten, wenn die Vögte haben in Dorf gekommen, so hat sie der Schultze bewirten müß" (Hilferding, Die sprachlichen Denkmäler der Drevjaner Elbslaven. Bautzen 1857, S. 35). Dieses Wort hat sich dort bis heute erhalten samt dem anhaftenden Brauche. In den Dörfern des hannoverschen Wendlandes wird die Verwaltung vom Dorfschulzen geführt. Fast in allen Dörfern ist eine Erbschulzenhufe, entweder im ganzen oder in zwei Halbhufen vorhanden und im Privatbesitze einer oder zweier Familien. Daran klebt auch noch der Besitz einer kleinen Fläche in der Größe von ein bis drei Morgen, das Güsteneizenland. (K. Hennings, Das hannoversche Wendland. Lüchow 1862, S. 17.)
Jesere f. Brechtorf. Gesehre. Rühen. Auf der Karte von Hein aus dem Jahre 1758 der Gesehrenteich, jetzt ausgetrocknet und Wiese. Slav. jezero, Teich, kleiner See. Man vergl. den Geserichsee in Ostpreußen, die vielen Jeseritz, Jeserig.

= sedlisce, Siedelung. (Hilferding, Die sprachlichen Denkmäler der Drevjaner und Glinjaner Elbslaven. Bautzen 1857, S. 33, 35.) Auch in der heutigen niedersächsischen Sprache des hannoverschen Wendlandes haben sich einzelne slavische Wörter erhalten: Koreitz, Vorstadt. Punkeneitz, Geschenk. Töterneitz, ein Blasinstrument. Zinterneitz, ein Beil. Leineitz, Webekamm. Pinkelneitz, Schaukel ꝛc. (Hennings, Das hannoversche Wendland, Lüchow 1862, S. 44). Ein Weißbrot in Hufeisenform heißt Paggeleitz, ein Wort, womit die Slavisten nichts Rechtes anfangen können (vergl. Brückner, S. 21, Anmerk. 48). Anderseits ist an das niederdeutsche page, Pferd, und Eisen, also Pferdeeisen, erinnert worden, womit die hufeisenförmige Form des Gebäcks übereinstimmt. (?)

Joneck m. oder das Jonicke-Holz bei Rühen. „Das Jonickeholz gehörte zur Wüstung Giebelgabau. Grund und Boden lassen noch unzweifelhaft ehemaliges Ackerland erkennen." (v. Strombeck in Zeitschr. d. histor. Ver. f. Niedersachsen 1864, S. 20.) Zum Stamme jun, jung.

Klaitsche f. Eischott. Die Erklärung giebt der wendische Bauer Parum-Schulz, der (bei Hilferding, a. a. O., S. 34) folgendermaßen den im hannoverschen Wendlande vorkommenden Flurnamen Klatz erläutert: „Da waren vordem junge Heistern (Eichen- oder Buchenschößlinge) an den Weg und auf das Land, davon hat es den Namen."

Klanzfeld n. Velstowe. Klantschenkamp. Rühen. Slav. klen, Ahorn.

Kliesneitz f. Tiddische. Zu slav. kles, Reisholz.

Köterfeine f. Brackstedt. Es scheint hier im ersten Teile das deutsche Köter, wie oft in „Köterfeld", vorzuliegen.

Köterneitz f. Hoitlingen. Ebenso.

Koleitz. Rühen, Warmenau. Koleitsche. Bergfeld. Slav. golj, kahl, nackt.

Koreitschenholz. Rühen. Von slav. kurj, Hahn. Die Deutung hat nichts Auffallendes, da die „Koreitze" oder Hühnerdörfer ein häufiger Ausdruck in den kolonisierten Wendengegenden sind; im Dialekt des hannoverschen Wendlandes bedeutet es geradezu Vorstadt. (Hennings, Hannov. Wendland 44.) Die Wenden hatten die bekannten „Rauchhühner", welche vielfach in den alten Gefällregistern vorkommen, zu liefern. An der Westseite von Calvörde lag das Hühnerdorf. (Brückner, a. a. O., S. 19.) Dannenberg besaß einen Drawener Koreitz, selbst die Neubauten bei Dörfern bezeichnete man so. (Guthe, Braunschweig und Hannover, S. 619.)

Kraweitz f. Hoitlingen. Slav. krava, Kuh, oder krivj, krumm.

Kroje f. Brackstedt, Brechtorf, Eischott, Kästorf, Velstowe, Warmenau. Auf den Karten auch Croge. Hart an der braunschweigischen Grenze liegt das lüneburgische Dorf Croya, gesprochen Kroje. Der Name führt zurück auf slav. kraj, Grenze, Mark.

Krosneitsche f. Bergfeld, Eischott. Krüseneitz f. Tiddische. Auf Karten „Große Neitze". Slav. kruša, Birnbaum. Eine Wüstung zwischen Tiddische, Parsau und Bergfeld heißt die Croseneitz. (v. Strombeck, a. a. O., S. 19.)

Krufeutsche, Die krumme. Velstowe. Slav. krivj, krumm, also liegt Übersetzung vor oder die deutsche Bezeichnung wurde wegen der Form des Flurstücks hinzugefügt.

Labensche f. Rühen.

Lanneitz f. Parsau. Zu polnisch lan, Hufe.

Leibs f. Tiddische. Zu slav. lipa, Linde.

Leiseitsche, auch **Laseitsche** f. Hoitlingen. Zu slav. lis, Fuchs. Im Drawenischen (hannov. Wendland) leiska, Fuchs.

Lesseine f. Hoitlingen, Tiddische, Warmenau. Slav. les, Wald.

Loffane f. Hoitlingen.

Look m. Bergfeld, Brackstedt. Loche f. Hoitlingen, Tiddische. Loje f. Hoitlingen. Zu slav. lug, luža, Sumpf, Sumpfwiese.

Lütsche f. Einziger slav. Flurname bei Rothenkamp.

Machunike f. Rühen. Zu slav. mech, Moos.

Masseine f. Parsau.

Mastrufecke f. Velstowe. Zu slav. mast, fett; fetter, thoniger Boden.

Matutsche f. Parsau, Bergfeld.

Müseleitsche f. Rühen. Vielleicht in der ersten Hälfte das ndd. müse, Mäuse; oder slav. mys, Maus.

Passek m. Warmenau. Der Name dieses auf der Karte von 1759 und in der Dorfbeschreibung vorkommenden Angers war 1894 in Warmenau nicht mehr bekannt. Tschechisch paseka, Holzschlag.

Politz f. Rühen. Zu slav. polje, Feld.

Poneitz f. Rühen. Slav. pon, unten; tiefliegendes Land.
Prias m. Bergfeld, Tiddische. Slav. prijaz, Anfahrt, Zufahrt.
Rieppeitz f. Rühen. Slav. repa, Rübe.
Salock f. Rühen. Poln. zaloga, Hindernis, Vorlage, Vorsprung.
Straue f. Wendschott, Bergfeld, Brechtorf. Strahe f. Kästorf. Streue f. Brackstedt, Velstowe. Strausche f. Tiddische. Zu slav. strazić, wachen.
Stroseleine f. Parsau.
Tobeine f. Hoitlingen. Vergl. Dopane.
Tribeneitz, Triemeneitz f. Parsau, Brackstedt, Hoitlingen, Rühen, Tiddische, Wendschott. Stets Wiese. Slav. trebiti, reinigen; poln. třebić, roden.
Zerneitz, Zirneitz f. Bergfeld. Zu slav. černy, schwarz.
Zieleitz, Zieleitsche, Ziegeleitsche, Seeleitz, Zieläftge f. Parsau, Bergfeld, Rühen, Warmenau, Wendschott. Slav. selo, Grund und Boden, tschech. sedlist'e, Wohnsitz, sedliti, ansiedeln.
Zirkeney f. Rühen.

Die Namen der Forstorte im Revier Vorsfelde sind fast durchweg deutsch und nur ein paar sind als slavische erkenntlich. Die Klaitsch und Jonick wurden schon bei den Flurnamen erwähnt; dazu kommt noch die Kohlneitz.

Zehntfreiheit der wendischen Dörfer. Noch ist ein Unterschied zu bemerken, der zwischen den ehemals wendischen und den sächsischen Dörfern bestand. Überall in unserem Lande gaben, bis zur Ablösung, die sächsischen Dörfer den Korn- und Fleischzehnten an die Regierung, an die Herrschaft, die Kirchen oder die adligen Güter. Nur bei den zwölf Dörfern im Werder, welche zugleich slavische Bauart und slavische Flurnamen aufweisen, wurde, wie ich aus den Dorfbeschreibungen des 18. Jahrhunderts feststellte, der Korn- und Fleischzehnte „seit uralter Zeit" nicht gegeben. Es sind dieses Ahnebeck-Parsau, Bergfeld, Brackstedt, Brechtorf, Eischott, Hoitlingen, Kästorf, Rühen, Tiddische, Velstowe, Warmenau, Wendschott. Als eine Ausnahme gesellt sich dazu das südlich von den vorigen gelegene einst zehntfreie Danndorf, wo weder slavische Dorfanlage noch slavische Flurnamen vorhanden sind. Wo nun die drei Kennzeichen: slavische Dorfanlage, slavische Flurnamen und Freiheit vom Zehnten zusammentreffen, da haben wir es sicher mit ehemals echt wendischen Dörfern zu thun; diejenigen Dörfer aber, welche nur slavische Dorfanlage ohne slavische Flurnamen zeigen und den Zehnten leisteten, sind wohl von Sachsen bewohnt gewesen, die sich auf ehemals wendischer Dorfstätte in den frühesten Zeiten der deutschen Kolonisation und Eroberung niederließen [1]).

[1]) Weniger Wert will ich darauf legen, daß zur Zeit, als die Dreifelderwirtschaft herrschte, bei vielen der wendischen Dörfer diese nicht durchgeführt war; einzelne besaßen sie. Aber auch bei rein deutschen Dörfern, wie z. B. Bortfeld und Lehre, war die Dreifelderwirtschaft, teils der Bodenverhältnisse wegen, teils wegen der ungleichen Verteilung der Äcker unter die Einwohner, nicht durchführbar. In der Flurbeschreibung von Parsau von 1757 heißt es: „Das Land wird mit Rocken, Hafer und Buchweizen ein Jahr um das andere bestellt und bleibt kein Land brach liegen." Bergfeld 1758: „Das Land wird alle Jahre bestellt und keine Brache gehalten; die Hälfte mit Rocken, die andere Hälfte mit Haber und Buchweizen." Brackstedt 1759: „Die Äcker werden drei Jahre bestellt und liegen dann drei Jahre brach."

Die Begründung dieser Zehntfreiheit der wendischen Dörfer ist in folgender Ausführung Brückners[1]) gegeben: „Im Gegensatze zu den Slaven machten deutsche Einwanderer nicht nur bisher wüstes Land fruchtbar, sondern es steigerte sich der Ertrag von Slaven bebauter Hufen, wenn diese in deutsche Hände übergingen, einerseits durch die besseren Werkzeuge[2]) und Arbeit der letzteren, anderseits dadurch, daß die Deutschen den Zins meist in Geld zahlten. Wenn nun slavische Hufen oder noch unbebautes Land an Deutsche ausgethan wurden, fielen die bisherigen mannigfachen Naturalabgaben und Dienstleistungen weg, die neuen Anbauer hatten in der Regel nur einen bestimmten Grund- und Hofzins zu entrichten." Das paßt auf die Dörfer im Amte Vorsfelde, wo an Stelle der Wenden Deutsche angesiedelt wurden. Die Tabelle Seite 516 zeigt übersichtlich die Verhältnisse, wie bei den einzelnen Dörfern Rundlingsbau, slavische Flurnamen und Freiheit vom Zehnten sich zu einander verhalten.

Stellung der Wenden in Braunschweig im Mittelalter. Wie die Wenden des Amtes Vorsfelde allmählich germanisiert wurden, darüber fehlen mir die Nachrichten. Keinenfalls sind sie jemals politisch als eine geschlossene Macht den Deutschen gegenüber getreten; so daß ihre Germanisierung allmählich und friedfertig erfolgt sein wird. Die Verdrängung der Slaven aus ihren alten Rundlingdörfern durch die Sachsen dürfte danach mehr auf wirtschaftlicher Grundlage erfolgt sein; der sächsische Bauer trat an die Stelle des abziehenden wendischen. Wie weit dabei eine Mischung der Elemente stattfand, ist heute nicht gut mehr zu entscheiden; wenn in frühester Zeit der Wende sich taufen ließ, so fiel der anfangs bei den Kriegen entscheidende religiöse Gegensatz fort und eine Verbindung mit Deutschen dürfte leichter gewesen sein als später, wo die Rassengegensätze sich entwickelt hatten, die schließlich dazu führten, daß der Deutsche den Wenden verachtete und haßte. Der Wende wurde von Gilden und Bürgerschaft fern gehalten und konnte nicht einmal als Lehrling ein Handwerk erlernen. Das sind Nachwirkungen aus der Zeit der ersten Kämpfe gegen die Slaven gewesen, die ja als Heiden von den christlichen Deutschen verabscheut wurden; im Sachsenspiegel (3, 70 bis 73) handelt eine Stelle vom Rechte der Wenden und ihrer Unfreiheit; der Name Slave mußte bei den meisten Völkern Europas den härtesten Ausdruck für Knecht und Unfreier hergeben (Slave, esclave, slave, schiavo, esclavo). So war es in ganz Nordostdeutschland der Fall, wo Deutsche und Wenden zusammen wohnten[3]), und im Braunschweigischen treffen wir dieselben Beziehungen durch das ganze Mittelalter bis in das 17. Jahrhundert hinein. In der Stadt Braunschweig waren im Jahre 1384 alle jene, welche undeutscher, namentlich slavischer Abkunft waren, unfähig zur

---

[1]) Die slav. Ansiedelungen in der Altmark, S. 17.

[2]) Das Werkzeug der ackerbautreibenden Slaven war nämlich der hölzerne Haken (uncus), nicht der eiserne Pflug (aratrum) der Deutschen, womit zusammenhängt, daß die Slaven meist nur leichteren, weniger fruchtbaren Boden bearbeiten konnten.

[3]) Belege in Andree, Wendische Wanderstudien. Stuttgart 1874, S. 8.

Braunschweigische Dörfer mit slavischer Dorfanlage	Plan der Dorfbeschreibung von	Vorkommen slavischer Flurnamen = F.	Frei von Korn- und Fleischzehnt. = Zf.
Barmke	Mitgau 1756	—	—
Bergfeld	Fleischer 1758	F.	Zf.
Boimstorf	1755	[1])	Zf.
Brackstedt	Fleischer 1759	F.	Zf.
Brechtorf	Bertram 1759	F.	Zf.
Eischott	Bertram 1760	F.	Zf.
Groß-Sisbeck	Mitgau 1758	—	[2])
Groß-Steinum	Bütemeister 1764	—	—
Hoitlingen	Reincking 1758	F.	Zf.
Kästorf	Fleischer 1759	F.	Zf.
Klein-Sisbeck	Mitgau 1758	—	—
Klein-Twülpstedt	Reincking 1758	—	—
Meinkoth	Reincking 1758	—	—
Nordsteimke	Mitgau 1756	—	—
Parsau	Reincking 1758	F.	Zf.
Reislingen	Koch 1757	[1])	—
Rickensdorf	Reincking 1757	—	—
Rühen	Reincking 1756	F.	Zf.
Rothenkamp	Mitgau 1760	[1])	—
Scheppau	Reincking 1758	—	—
Tiddische	Reincking 1756	F.	Zf.
Velpke	Koch 1771	[1])	—
Velstowe	Reincking 1756	F.	Zf.
Wahrstedt	Reincking 1759	—	—
Warmenau	Bertram 1759	F.	Zf.
Wendschott	Reincking 1757	F.	Zf.

[1]) In diesen vier Dörfern je ein slavischer Flurname.
[2]) Groß-Sisbeck war vom Fleischzehnt frei; der Kornzehnt wurde, ausgenommen drei Kämpe, gegeben.

Aufnahme in eine Gilde [1]). Für Helmstedt finden wir, daß 1393 der dortige Abt Bruno von Renneberg als Grundherr den Lakenmachern einen Gildebrief ausstellt, in welchem es heißt: ok schall man neyne wende in dat werk nemen, und im Jahre 1395 verleiht er den Leinwebern daselbst einen Gildebrief, in welchem die Worte vorkommen: ok schall in erer ghilde wesen nicht en wendisch man [2]). In Calvörde bezeugten im Jahre 1620 Bürgermeister und Rat dem dortigen Bürgersohne Joachim Berens in dessen Geburtsbriefe, „daß er seinen lieben Eltern echt und recht teutsch und nicht wendisch geboren, auch Niemandes eigen und Lathe oder sonsten eines andern tadel-

[1]) Dürre, Gesch. d. Stadt Braunschweig im Mittelalter, S. 606.
[2]) P. W. Behrends im elften Jahresbericht des Altmärkischen Vereins. 1848, S. 27.

haftigen Geschlechts und derowegen aller ehrlichen Versammlungen, Gilden, Werkestand, Gemeinschaften wohl würdig und davon nicht zu verwerfen sei“ [1]).

Der jüngste mir bekannt gewordene Fall, daß in unserm Lande noch die Unehrlichkeit der Wenden in Frage kommt, spielt 1662 in Wolfenbüttel. Damals meldete sich dort ein Einwohner des Städtchens Lüchow im hannoverschen Wendlande zur Aufnahme in eine Gilde; der Vater desselben stammte aus dem Bremischen, die Mutter aber aus einem Dorfe bei Lüchow, so daß wendische Abkunft vermutet und damit die Aufnahme in die Gilde beanstandet wurde. Der Betreffende wendete sich nunmehr an den Herzog August, welcher in Lüchow Nachrichten einziehen ließ. Die Auskunft lautete dahin, die Einwohner des Dorfes, aus dem die Mutter stammte, seien keine Wenden, sondern recht deutsch geborene Leute, „worauf jener mit seinen Kindern in Rat und Gilde passiert und aufgenommen wurde“ [2]).

Zu Ende des 17. Jahrhunderts scheint dann die Betonung des Unterschieds zwischen wendisch und deutsch bei uns aufgehört zu haben. Die wenig zahlreichen Wenden gingen völlig in den umwohnenden Deutschen auf, doch ist das slavische Blut, das in der sächsischen Bevölkerung des Landes Braunschweig rollt, nur eine homöopathische Dosis. Erst neuerdings bringt uns die Freizügigkeit und die Sachsengängerei wieder größere Scharen Arbeiter aus dem Osten, namentlich den polnischen Provinzen Preußens, von denen manche bei uns hängen bleiben, wie die Zunahme slavischer Familiennamen in Stadt und Land beweist.

Fälschlich als „wendische“ bezeichnete Dörfer in Braunschweig. In der näheren und ferneren Umgebung der Stadt Braunschweig liegen die Dörfer Wenden, Wendeburg, Wendezelle, Wendhausen und Wendessen, welche samt den Dörfern Bortfeld und Zweidorf lange Zeit für ursprünglich slavische angesehen wurden. Soviel ich sehe, ist der berühmte Helmstedter Professor Meibom der erste gewesen, welcher dieses ausgesprochen hat. Jene Dörfer, so führt er aus, seien von Obotriten gegründet worden, welche Karl der Große in die Braunschweiger Gegend versetzt habe [3]). Hassel und Bege verbreiteten dann diese Ansicht weiter [4]), Venturini und Dedekind schrieben ihnen nach [5]).

---

[1]) P. W. Behrends, Siebenter Jahresbericht d. Altmärkischen Vereins. 1844, S. 58.

[2]) Braunschw. Magazin 1797. 42. Stück, S. 658.

[3]) In not. ad Gerhard. Steterburg. Nr. 32. Vergleiche Braunschweigische Anzeigen, 18. März 1747.

[4]) Beschreibung der Fürstent. Wolfenbüttel und Blankenburg. 1802, I, S. 380. 453. Die Bortfelder sollten sich durch „beibehaltene altwendische Tracht“ auszeichnen. Ja, wenn wir von der nur etwas wüßten! Ferner, die slavische Sprache sei „bis auf einzelne Wörter und Wortfügungen“ aus den Ämtern Calvörde, Vorsfelde und Betmar verschwunden, in Aussprache und Sitten sei aber noch manches Wendische erhalten, wendische Wörter und Redensarten seien dem Plattdeutschen beigemischt (I, 68). Alles haltlose Behauptungen ohne jeden Beweis.

[5]) Venturini, Herzogt. Braunschw. 1847, S. 68. — Dedekind, Festgabe für die 20. Versammlung deutscher Land- und Forstwirte. Braunschweig 1858, S. CCI.

Ich selbst bin in den gleichen Fehler verfallen und habe Anlaß zur Verbreitung des Irrtums gegeben, als hätte es bei der Stadt Braunschweig im Mittelalter eine wendische Sprachinsel gegeben [1]). Es ist bekannt, wie die von den Deutschen vertriebenen und besitzlos gewordenen Wenden oft nach andern Gegenden übersiedelten [2]) und zwischen umwohnenden Deutschen nun Dörfer gründeten, welche durch den Zusatz „wendisch" von den deutschen sich unterschieden. Bis tief nach Thüringen hinein, ja bei Fulda wohnten im Mittelalter Wenden.

Es konnte ja ähnlich bei Braunschweig der Fall gewesen sein, zumal hier die „Wenden" benannten Dörfer sich häuften.

1. Wenden. Kommt urkundlich schon 1031 als Guinuthun vor und war damals in die Magnikirche zu Braunschweig eingepfarrt. Später Wenethen, Wineden, Wenden.

2. Wendeburg. 1170 Winetheborg; 1195 Winedeburg und Wenedeburg. (Origin. Guelf. III, 609, 611.)

3. Wendezelle. Erscheint erst 1454 unter gleichem Namen.

4. Wendessen. Um 1200 Wenethesheim. (Dürre, Geschichte d. Stadt Braunschweig im Mittelalter, S. 437.)

5. Wendhausen. 1183 Wenethusen. 1311 Wenthusen. Wendhenhusen (Braunschw. Urkundenbuch).

6. Wense schon im Hannoverschen, an der Grenze. 1187 Wennehusen; circa 1290 Steterburgisches Lehngut Wendenihusen. (Nachweise im Diplom. Steterburg. im Wolfenbüttler Landesarchiv.)

7. Wendebutle. Wüstung, Kreis Gifhorn. Schon 1007 genannt. (Mon. Germ. XVI, 201.) 1308 villa Wendebutle apud Echhorst. (Urkunde im Braunschweiger Stadtarchiv.)

8. Das Wentfeld östlich von Steterburg wurde auch auf Wenden bezogen. (Wenetfeld, praediolum adjacens monasterio Stederburg. Mon. Germ. XVI, 217.)

9. In der Stadt Braunschweig heißt die nach Norden führende Straße die Wendenstraße, 1268 platea Slavorum und das Thor nach Norden zu Wendenthor, 1254 valva Slavorum (Dürre, Geschichte der Stadt Braunschweig 718, 725 [3]).

Auf dieses häufige Vorkommen des Ortsnamens Wenden bei uns im Mittelalter gründet sich die Annahme von dem Vorhandensein slavischer Ansiedelungen dicht bei der Stadt Braunschweig. Auch der Geschichtschreiber der

---

[1]) R. Andree, Wendische Wanderstudien. Stuttg. 1874, S. 158.

[2]) Z. B. die Glosse zum Sachsenspiegel (III, 701); des quam coning carl unde nam si (die Wenden) ut deme hertoghdom unde tustrewede si over alle sassen. Darvan vint man noch etlike dorper wendesch. Hierauf stützte sich Maibom.

[3]) „Wendenstraßen" kommen auch in anderen ostdeutschen Städten vor. Stendal besaß neben einer Judaeorum platea eine Slavorum platea, letztere von Wenden bewohnt. (Riedel, Mark Brandenburg II, S. 14.)

Stadt Braunschweig, H. Dürre, mein 1893 verstorbener Lehrer, vertrat diese Ansicht[1]), die dadurch besonders bestechend erscheint, wenn eine Straße in der Stadt Braunschweig vom Urkundenschreiber lateinisch geradezu als „Straße der Slaven" bezeichnet wird.

Und doch ist die Auffassung irrig. Schon im Anfange unseres Jahrhunderts hatte Reß das Richtige getroffen: „Die Namen Wend, Wenda, Wende, Wendil, Wenni waren so gewöhnlich bei unsern Vorfahren, daß wir uns übereilen, wenn wir gleich alles, was damit zusammengesetzt ist, von einer ganzen Nation, die so selten ihren Namen einem Orte beilegte, ableiten. Unsere Örter Wenden, Wendessen, Wendhausen und Wenzen oder genauer Wendsen, hat man zwar meines Wissens nicht geradezu für wendische Stiftungen ausgegeben; der Urkundenschreiber, nicht immer zugleich ein Geschichtsforscher, erlaubt sich indes wohl z. B. das Wendenthor in Braunschweig porta Slavorum zu übersetzen, als wenn es Slaven erbauet, ob diese die dahin ziehende Wendenstraße bevölkert hätten[2])."

Auffallend und zu erläutern bleibt noch der urkundliche Name der Wendenstraße, platea Slavorum. Sie ist erst unter Heinrich dem Löwen im zwölften Jahrhundert entstanden, als dieser den Hagen gründete, und erhielt ihren Namen nach dem Dorfe, auf welches sie zuführt, nämlich Wenden, so gut wie die benachbarte Fallersleberstraße von Fallersleben. Der deutsche Personenname aber, von dem das Dorf Wenden den Namen hat, stimmte mit dem der zu Heinrichs Zeit eine große Rolle spielenden Wenden und so übersetzte der Urkundenschreiber kurzweg platea Slavorum.

Wie weit diese Ortsnamen Wenden ꝛc. auch durch Westdeutschland verbreitet waren, ergiebt ein (noch leicht zu vermehrendes) Verzeichnis bei Brückner[3]), wo dieser hervorragende Slavist die slavische Abkunft derselben als voreilig zurückweist. Außer den Personennamen, die meist derartigen Benennungen zu Grunde liegen, sei auch noch an althochdeutsch Wenti, Grenze, zu denken.

Als Orts- und Flurnamen kommt wende, wenne f. nicht nur im Braunschweigischen, sondern durch das ganze niederdeutsche Sprachgebiet sehr häufig vor. Es bedeutet Wendung, Grenze. Wollte man alle diese Wenden, Wennen auf die Slaven zurückführen, so würde ganz Norddeutschland von ihnen überzogen sein. Außer den im Braunschweigischen angeführten verzeichnet Jellinghaus (Westfäl. Ortsnamen, S. 191) allein acht in Westfalen.

Es giebt aber noch andere durchschlagende Gründe, welche für die angeführten Orte Wenden, Wendeburg ꝛc. jeden Zusammenhang mit Slaven hinfällig machen.

---

[1]) In einem ausführlichen Brief an mich, Holzminden 4. Oktober 1871, dem ich die oben angeführten urkundlichen Angaben verdanke.

[2]) Reß, Benennung aller Örter d. Herzogt. Braunschweig. Helmstedt 1806, S. 173. Die Quelle für diese Ansichten von Reß ist das Braunschweigische Magazin 1797, Stück 41, S. 648.

[3]) Die slavischen Ansiedelungen in der Altmark. Leipzig 1879, S. 89.

Wir haben oben gesehen, wie scharf sich die wendischen Dörfer des Amtes Vorsfelde von den niedersächsischen scheiden und wie dreierlei: Rundlingsbau, slavische Flurnamen und Freiheit vom Zehnten sie kennzeichnen. Von all dem ist aber nicht eine Spur bei Wenden, Wendeburg 2c. zu finden. Sie sind deutsche Haufendörfer, haben nur deutsche Flurnamen und gaben Korn- und Fleischzehnten.

Auch Bortfeld und Zweidorf, das an Wendeburg angebaut ist, werden als Wendendörfer bezeichnet. Ich glaube, daß wesentlich litterarischer Einfluß maßgebend war, wenn ein Bortfelder mir sagte: wi stammt von de ôlen wenden af. Es genügt nicht, hierfür anzuführen, daß in Bortfeld dieselben kleinen Rüben, wie in der Mark (Teltower Rüben) gebaut werden und daß, im Gegensatze zu den meisten anderen sächsischen Dörfern Braunschweigs, die Dreifelderwirtschaft nicht durchgeführt war[1]), wie dieses auch im Werder bei Vorsfelde vorkommt.

---

[1]) „Das Feld ist von alters nicht wohl und wirtschaftlich eingeteilt, daß das jedesmalige Brachfeld mit unter dem Sommerfelde vermischt liegt; dieses verhindert die ordentliche Hutung sehr und kann jedoch numero nicht füglich mehr geändert werden. Der Acker an sich ist sandig und hin und wieder steinig; jedoch ist bei guten und nicht zu trockenen Jahren der Boden nicht der schlimmste, nur Schade, daß sie keine drei Felder haben. In dem jedesmaligen Sommerfelde liegt das Brachfeld." Handschriftliche Dorfbeschreibung von Bortfeld von E. A. Brauer 1769.



Register.

A.

Abbenrode, Ortsname 70.
Abendmahlstracht 278.
Aberglauben 400; bei der Brautwahl 296; bei der Hochzeit 304; bezüglich der Kinder 292; bei der Trauung 307.
Abgaben der Bauern 205.
Abzählreime 438.
Achim, Hockergrab 11; Ortsname 61.
Ackerbau in neolithischer Zeit 18.
Ackergeräte 245.
Ackerleute 211.
Ackerwagen 242.
Adamshai, Grab 10.
Aderlassen 415.
Adersheim, Notfeuer 429; Ortsname 61; Zehnten 207.
Adlerhorst, Berg 1.
Ahlum, Ortsname 61.
Ahnebeck, Ortsname 74.
Aller, Fluß 4; kleine 4.
Allitterationen 476.
Allmenden 146.
Alpdrücken 379.
Alraunen 391.
Altaristen, Kirchenväter 86.
Altenhagen 80.
Alversdorf, Ortsname 67.
Alvesse, Ortsname 62.
Ampleben, Ortsname 73.
„Angebrannte" Mädchen 345, 351.
Angrivarier = Engern 36, 38, 40.
Animismus, Seelenglaube 371.
Antennenschwert 21.
Anthropologie der Braunsch. 43.
Apelnstedt, Ortsname 65.
April, der erste 343.
Arkerode, Wüstung 86.
Armringe aus Bronze 22.
Arzneien, volkstümliche Namen 424.
Aschenklaas 311, 325.
Asse, Gebirg 2.
Assel, Ortsname 75.
Assonanzen 476.
Ast, Wunderdoktor 414.
Astfalon, Gau 41.
Atzum, Ortsname 62.
—au, Ortsnamen auf 80.
Aue, Fluß 4.
Aufgebot der Verlobten 298.
Augenfarbe der Braunschw. 44.
Ausbüttel, sächsisches Haus Tafel V.
Äxte aus Stein 13.

B.

Bachstelze 465.
Badekothen, Wüstung 78, 87.
bademoime, Hebamme 286.
Bahrdorf, Ortsname 67; Pfingstgebräuche 347.
Bahrum, Ortsname 62.
Baldrian, Hexenkraut 382.
Ball- oder Beulwälle an der Schunter 87.
Ballschlagen zu Ostern 339.
Balsternacken 487.
bâlwänner, Mantel 279.
Bandwebegerät 238.
Bannen 387.
Bansleben, Ortsname 73.
Banstorf, Ortsname 67.
Barbecke, Ortsname 74.
Barbieren der Enken 333.
Barbiertanz 479.
Bären, letztes Vorkommen 87.
Barmke 457; Ortsname 74.
—, Rundling 509, 516.
Bast zum Flechten 87.
Bastlösereime 451.
Bauer, der 204; Abgaben und Dienstleistungen 205, 206; Abstufungen 211; Befreiung und Gleichstellung 208; Kennzeichnung 209; Lasten und Befreiung davon 205.
Bauernkleidung, Alter 266; Kostspieligkeit 266; Stoffe dazu 267; Trachtenabbildungen 269; Untergang 265; Unterschiede 267.
Baumannshöhle, paläolithische Funde 7.
Bäuten 417.
—beck, Ortsnamen auf 74.
Becherurne von Achim 11.
Beddingen, Ortsname 69.
Bedemund, Heiratsabgabe 299.
beden, Abgaben 205.
Begräbnis, Einladung dazu 316; Feierlichkeiten 317.
Begräbnisurnen 23.
Beienrode, Gebärstuhl aus 287; Ortsname 70.
Beierstedt, Ortsname 65; Skelettgräber 10.

Beierstedt, Sylvesterſingen 327; Urnen 25.
Beile aus Stein 13.
Bemesdorf, Wüſtung 88.
bendmütse, Formen der 272.
—bere, —ber, Ortsnamen auf 77.
Berel, Ortsname 75.
—berg, Ortsnamen auf 75.
Bergfeld, Ortsname 78; Rundling 507, 516; zehntfrei 514.
Berklingen, Brautzug 307; Ortsname 69.
Bernsdorf, Wüſtung 88.
Berufen 293.
Beſprechen der Krankheiten 417.
besthoved, Beſthaupt des Viehs 204, 205.
Bettmar, Ortsname 79.
Bevenrode, Hausſpruch 202; Ortsname 70.
Bevölkerungsdichtigkeit 138; Einflüſſe auf dieſelbe 141.
Bevölkerungszunahme 133.
Beyenrode, Häuſer 186.
Bickelſtein 392.
Bienenſchwärme bannen 387.
Bienrode, Ortsname 70.
Bisquillen, Pasquille 489.
Biwende, Groß-, Kiſtengrab 10; Ortsname 82, 90.
blänke, Geſchirrſtänder 192.
Blasinſtrumente der Hirten 215.
Bleckenſtedt, Ortsname 65.
Bleichſucht 421.
Bleigießen 328, 335.
Blindekuhſpiel 441.
Blocksberg 381.
Blonder Typus in Br. 45.
blüsterstunne der Spinnſtuben 232.
Blut zu ſtillen 423.
Bockshorn = Oſterfeuer 88.
Bodenſtedt, Häuſer 184; Ortsname 65.
Boimstorf, Häuſer 186; Hausſpruch 200; Ortsname 67.
Böklas 324.
Bölkhans, Geſpenſt 380.
bône im ſächſ. Hauſe 155.
Bornum, Ortsname 62.
Börßum, Ortsname 62.
Bortfeld 520; umgebautes Haus 180; Giebelverzierungen 170; Grabbeigabe 315; Hausſpruch 200; Ortsname 78; Tracht 268, 279.
Bortfelder Rüben 116.
Böſer Blick 385.
bosseln = kegeln 89.
bostdauk (Bruſttuch) der Männer 279.
botterswarwe (Butterdoſe) 262.
Brackſtedt, Hausſpruch 202; Ortsname 65; Rundling 507, 516; zehntfrei 514.
bråke bei der Flachsbereitung 235.
Brauner Typus in Br. 45.
Braunſchweig, Ortsname 80; Stadt, thüringiſche Form der Häuſer 185.
Brautheiſchen 303.
Bräutigam, Ausſchmückung 306.
Brautkrone 304.
Brautſpinnrad 301.
Brautſuppe im Drömling 303; des Geiſtlichen 309.
Brauttafelgelder 309.
Brautwahl, Regeln 296.
Brautzug zur Kirche 307; Schnüren desſelben 307.
Brechtorf, Ortsname 67; Plan 509; Rundling 507, 516; zehntfrei 514.
Breitmaul, Spiel 444.
Brintſitzer 211.
Brocken 381.
Broiſtedt, Hausſpruch 201; Ortsname 65.
Broitzem 458; Häuſer 184; Ortsname 62.
Bronze, zinnarme 19.
Bronzegefäße 22; römiſche 33.
Bronzeringe 21.
Bronzewaffen 20.
Bronzezeit 18.
Brot, Aberglauben 402.
Bruchgraben 4.
Bruchmachterſen, Ortsname 63.
—brück, Ortsnamen auf 79.
Brunsleben, Wüſtung 90.
Brunsleberfelde, Ortsname 73.
Brunſohle, Ortsname 81.
Brunsrode, Groß-, Hausſpruch 202; Ortsname 70.
Büddenſtedt 461; Koſt der Bauern 221; Ortsname 65.
Bullenſtoßen 356.
Bullenwieſen 356.
Bungenſtedter Turm, Ortsname 65.
bünne = Privatgrundſtück 90.
—burg, Ortsnamen auf 76.
Burgdorf, Ortsname 67.
Burgwälle 28; im Reitling 29.
Buſſeklaus 324.
Büſtedt, Ortsname 65.
Büſten von Bauern 44.
—büttel, Ortsnamen auf 77.
Büttelin gân, Redensart 77.
Butter 245.
Butterberge 90.
Butterfaß 246.
butze, Schlafraum 191, 192.
bûwdelinge 204.
bûwleninge 204.

C.

Calbecht, Ortsname 71.
Celte 21, 22.
Chauken, Volksſtamm 36.
Cheruſker 35, 37; Name 36 Anmerkg.
Cramme, Ortsname 82.
Cremlingen, Ortsname 69.

D.

Dahlum, Ortsname 62.
dâkschuwen 159.
däle 154, 157.
Dankwarderode, Name 70.

Danndorf, Giebelschmuck 172; Hausspruch 202; Ortsname 67. Danndorf, zehntfrei 514.
Dannenbüttel, altes Haus 164.
deitweg = Heerstraße 91.
Denkte, Groß-, Frauentracht 270; Ortsname 71.
Denstorf, Fußwaschen 334; Häuser 184; Ortsname 67.
Derlingo 41.
Destedt, Ortsname 65.
Dettum, Bronzedolche von 19; Glocken rückwärts geläutet 405; Ortsname 62.
Dialektgrenze in B. 49.
Dibbesdorf, Gebühren des Geistlichen bei der Trauung 309; Häuser 185; Ortsname 67; Taufkosten 291.
Dienstleistungen der Bauern 205.
Dill, Hexenkraut 382.
Dittmerode, Wüstung 91.
Dobbeln, Ortsname 62.
docken 359.
dödenbebindersche, Leichenfrau 315.
Dolch aus Feuerstein 14; aus Bronze 19.
Donnerbesen an Häusern 169.
Donnerkeile 13, 411.
dönnikholt 159.
dönse, dörnse, Wohnraum 189.
Doppelaxt aus Kupfer 19.
Doppelsauger, Vampir 321.
—dorf, Ortsnamen auf 66.
Dorfanlage, deutsche 144; regelmäßige 146; im Sachsenlande 143; slavische 506.
Dorfbeschreibungen 84.
Dörfer 143.
Dorfgarten 153.
Dorfneckereien 456.
Dorm, Berg 2.
Dortchen un sine mudder 313.
dössel 156, 303.
Dost, Hexenkraut 382.
Dowe See 91.
Drache, Meteor und Geist 389.
Dramatische Darstellungen bei Hochzeiten 313.
Dreidörfer, Begräbnis 316; Neujahrssingen 328; Wendeburg, Wendezelle und Zweidorf 316, 317.
Dreifelderwirtschaft 94, 146, 514, 520.
Drei Könige 329.
dreitimpenhaut, Dreispitz 279.
Dreizehn, Aberglauben 403.
Dreschen 220.
Dreschflegel 294.
Drömling 4, 92, 500; Pfingstgebräuche im 348.
Drütte, Ortsname 71.
Ducksern, Spiel 442.
Duttenstedt, Kurpfuscher in 415; Ortsname 65.

E.

Egge 242.
Ehe der Unfreien 204.
Eheverträge 297.
Eier, symbolische Bedeutung 340.
Eilsdorf, Gesichtsurnen 24.
Eilum, Ortsname 62.
Eilumerhorn, Berg 2.
Einhornhöhle bei Scharzfeld 17.
Einpflöcken von Krankheiten 384, 420.
Einzelhöfe 143.
Eischott 462; Abendmahlstracht 278; gestickte Frauenmütze 273; Gesindelohn 219; Ortsname 78; Rundling 507, 516; zehntfrei 514.
Eisenbüttel, Ortsname 78.
Eisenzeit 27.
Eiszeit 3, 5.
Eitzum 458; Hochzeitsbitterin 301; Mädchentänze 354; Ortsname 62; Schimmelreiter 311; Sylvestersingen 328; Totenkrone 316; Tracht 270; rote Trauerfarbe 315.
Elend, das große und kleine 93.
Elle 257; Inschriften darauf 258.
Elm, Gebirg 2.
Elmsburg 29.
Elz, Berg 2.
Emmerstedt 457; Ortsname 63.
Engelnstedt, Gebärstuhl aus 287; Ortsname 65.
Engerode, Ortsname 71.
Engrische Dialektgrenze 49.
enke 220.
Epilepsie 422, 423.
Erbbuch 406.
Erbgander, Spinnstubenspiel 231.
Erbsbär 312, 324, 333.
Erbschlüssel 335.
Erdfall bei Bornum 93.
Erkerode, Haustypus 194; Ortsname 71.
Erlkönigsage 378.
Ernte 360.
Erntebraten 363.
Erntekranz 361.
Erse, Fluß 4.
Erziehung der Kinder 293.
Esbeck 456; Hausspruch 202; Ortsname 74.
Essehof, Ortsname 62.
Essinghausen, Dienstleistung der Bauern 206; Ortsname 76.
Eulenspiegel 457.
Eulenspiegelhof 201.
Evessen, Ortsname 63; Tumulus = Hoch 31, 392.

F.

—fahali, Volksbezeichnung 40.
Fahnenjagen 351.
falje f., nicht beeggtes Land 40.
Fallstein, Berg 2.
Fastnacht 330.
Fastnachtsbräuche der Knechte 331.
—feld, Ortsnamen auf 78.

„Fell versaufen“ beim Begräbnis 320.
Feste 324 ff.
Feuer, Entzünden 254; ewiges, auf dem Herde 166.
Feuerkiefe 261.
Feuerreiter 388.
Feuersteingeräte 6, 11, 12.
Fibel von Lauingen 26.
Fieber 419.
Fistemeier 345.
Fitzelrute 437.
Flachcelte 19.
Flachgräber 24.
Flachs 226.
Flachsaberglauben 226.
Flachsbau 225.
Flachsbereitung 235.
Flachsrätsel 227.
Flachsrotten 235.
Flechten, Krankheit 418.
Flechtorf, Ortsname 67.
Fleitsmühle, Ortsname 82.
flet 155.
Flurbeschreibungen 84.
Flurnamen 84; kennzeichnen die Beschaffenheit des Landes 129; enthalten alte Feld- und Maßverhältnisse 130; deuten auf Feste und Spiele 131; kennzeichnen Gewächse und Tiere 130; spiegeln alte Rechtsverhältnisse wieder 131; aus ehemaligen Wäldern 129; wendische 503, 512; sprachliche Wichtigkeit 129; bezeichnen Wüstungen 131.
Flurumgänge 358.
Flurverfassung 146.
Förbet beim Ackern 95.
Forstorte 86.
Fosen, Volksstamm 37.
Franken, Kriege gegen die Sachsen 40.
Frauenmütze 272.
Frehden, Ortsname 75.
Freimaurer 398.
Freiwerber 297.
Frellstedt, Hausspruch 201, 202; Ortsname 65.
frêse, Halskrause 275.
Frosch, Aberglauben 401.
Frost 411.
fûen, Fastnachtsbrauch 331.
Fümmelse, Ortsname 76.
Fürstenau, Ortsname 80.
—furt, Ortsnamen auf 82.
Fuse, Fluß 4, 37.
Fußtapfen aufnehmen 406.
Fußwaschen 333.
Füstjemeier 347.

G.

Galgen 95.
Gänsebeinorakel 370.
Gänsespiel 445.
Gardessen, Ortsname 63.
Gärten der Bauern 153.
Gärtling, Ackermaß 95.
Gebärstuhl 286.
Gebhardshagen, Ortsname 80.
Geburt 285; Gebräuche und Aberglauben dabei 287.
Geister, kopflose 377.
Geistersehen 386.
Geisterspuk 377.
Geitelde, Hausspruch 201; Hexen 382; Ortsname 71.
Geschlechtsverkehr 294.
Gesinde 218; Abstufungen 220; Lohn desselben 219.
Gespenster 377.
Gevatterbriefe 289.
Gevattern 288.
Gevensleben, Ortsname 73.
Gewitter 411.
Gicht 421.
Giebel des sächsischen Hauses 169.
Giersberg 96.
Gilzum, Ortsname 63.
Glaszerbrechen nach der Trauung 307.
Gleidingen, Häuser 184; Ortsname 69.
Glentorf, altes Haus 167; Häuser 186; Ortsname 67.
Gliesmarode, Ortsname 71.
Glinde, Wüstung 97.
Glocken, rückwärts geläutet 405.
Glockensagen 97.
Glockenstimmen 475.
glûstêrt, Gespenst 97.
Gniedelsteine, Gniwwelsteine 259.
Gödebrunnen 286.
gôgrêfe 97.
gördelta, Bandwebegerät 238.
Gräber 316, 318; ungetaufter Kinder 318; der Wöchnerin 318.
Grabow, Wüstung 97.
Grabower Teich, Name 79.
Grafhorst, Bullenstoßen 356; Ortsname 79.
Grasleben 457; Ortsname 74.
Grenzkrug, Ortsname 82.
Grenzsteine verrücken 378.
Großknecht 220.
Großmagd 220.
Groß-Sisbeck, Rundling 507, 516.
Groß-Steinum 457; Rundling 509, 516.
Grußformeln 475.

H.

Haarfarbe der Braunschweiger 43.
Haartracht der Frauen 270; der Männer 279.
Haarzöpfe an Brautkronen 306.
Hachum, Ortsname 63.
Hackelberg, wilder Jäger 98, 391.
Hagelfeier 358.
—hagen, Ortsnamen auf 80.
Hägersdorf, Wüstung 98.
Hahnenschlagen 354.
Hakemann, Wassergeist 388.
Hakfche, die alte 327.
Halbspänner 211.
Halchter, Ortsname 81.
Hallendorf, Ortsname 67.
Hammellaufen 354.
Hammeräxte 14.
Handel in neolithischer Zeit 15.

Handmühlen, steinerne 260.
Handschuhe 277.
Handtücher 190, 191.
Hangerberg 1.
hânkenspêr, Giebelschmuck 172.
Hänseln der Knechte 332.
Hardeweg = Lichtenberge 1.
Harde = Lichtenberge 1.
Harvesse, Hausspruch 202; Ortsname 63.
Hase, dreibeiniger 378; legt die Ostereier 339.
Hasenwinkel, Häuser 186.
Haspel 237.
Hauben der Frauen 273.
—haus, —hausen, Ortsnamen auf 76.
Haus, sächsisches 149.
Häuser, thüringische 193.
Haussprüche 199.
Haustiere in neolithischer Zeit 17.
Hausurnen 176.
Hautfarbe der Braunschweiger 44.
Hebamme 286, 291.
heckele bei der Flachsbereitung 236.
Hedeper 456; Ortsname 77; Zehrpfennig 322.
Hedwigsburg, Ortsname 76.
Heerte, Ortsname 71.
Hees 99; Berg 2.
—heide, Ortsnamen auf 81.
Heidenschanzen 28.
Heikedahl 92.
Heilebart 466.
—heim, Ortsnamen auf 61.
Heitwegge, Gebäck 330.
Helmstedt, Ortsname 65.
Hemden der Weiber 276.
Hemkenrode, Ortsname 71.
Henzen, Wüstung 100.
Hermannshöhle, paläolithische Funde 6.
Hermelin 401.
Herzspann 417, 422.
hêsepumpe (Hirsestampfe) 260.
Hessen, Ortsname 63.
Hexen 380 ff.
Hexenspiel 446.
Hillebille der Köhler 251.
Hirten 212 ff; Lohn derselben 213; Neujahrsblasen 328; Weihnachtsblasen 325.
Hirtenhäuser 213.
Hirtenjungen 214.
„Hoch" bei Evessen 31.
Hochzeit, Einladung zu derselben 299.
Hochzeitsbitter 299.
Hochzeitsmahl 308.
Hockergrab 11.
—hof, Ortsnamen auf 82.
Höfe, thüringische 196.
Hofnamen 212.
Hohenassel, Grabhügel 26; Ortsname 75.
Hohnsleben, Ortsname 74.
Hoitlingen, Giebelschmuck 172; Ortsname 69; Rundling 507, 516; zehntfrei 514.
höltje, Holzapfel 100.
Holzgeräte 239.
Hondelage, Ortsname 75; Täuflingskleidung 290.
Hopfen 101.
Hordorf, Ortsname 67.
—horst, Ortsnamen auf 79.
Hötzum 458, 461; Lossprechen der Enten 332; Ortsname 63.
Hoyersdorf, Ortsname 67.
Hufenverfassung 144.
Hügelgräber 25.
Huhn 463.
Hühner aus Ostereiern 341.
Hühnergeld, Abgabe 206.
Hünen = Riesen 29.
Hünenburg 101; bei Watenstedt 31.

J.

Immendorf, Ortsname 68.
immentrûel, Bienentrog 262.
Ingeleben, Ortsname 74.
—ingen, Ortsnamen auf 68.
Irrlichter 379.
—ithi (—te, —de), Ortsnamen auf 71.
Jadeitbeile 15.
Jerxheim, Brautbänder 306; Brautkrone 306; Ortsname 63.
Johannisfeuer 358.
Jürgen, angeblicher Erfinder des Spinnrads 223.

K.

kabeln, losen 102.
Kabeln um die Mädchen 295.
kâk, Schandpfahl 215.
Kalande 103.
Kalme, Ortsname 63.
Kamm, römischer 32.
Kamp, Flurbezeichnung 103.
—kamp, Ortsnamen auf 81.
Kampen, Domäne 81.
kârstaul, Lehnsessel 190.
Kartenspiel 476; Aberglauben 402.
Kastenschloß, hölzernes 198.
Kästewagen bei der Hochzeit 301.
Kästorf, Donnerbesen in 169; Ortsname 68; zehntfrei 514; Straßendorf 511, 516.
Kater, der blaue, Gespenst 379.
kaue bei der Flachsbereitung 235.
Kelten 28, 29.
Keltische Ortsnamen fehlen in B. 59.
Kerbhölzer 247.
Kesselhaken 165.
Kiebitz 465.
Kienspanbeleuchtung 255.
kijak, Gänseluströhre 370.
Kinder, Aberglauben bezüglich der 292, 293; Erziehung 293; im Sprichwort 294; uneheliche 291.
Kinderbrunnen 466.
Kinderteiche 286.
kinnsfäutchen vertêren 288.
Kirchenordnung, niederdeutsche 50.
Kissenbrück, Ortsname 80.
Kissleben, Wüstung 104.

Kistengräber 10.
Kittel der Bauern 278.
Klageweib, Gespenst 379.
Klapper 254.
Klapperbrett 250.
klappottsmiten am Polterabend 304.
Klee, Aberglauben 402.
Kleiboden 3.
Kleinmagd 220.
Klein-Sisbeck, Straßendorf 511, 516.
Klein-Twülpstedt, Straßendorf 511, 516.
Kluntjebuk, Spiel 444.
Klüversberg 2.
Knechte 220.
Kneitlingen 457; Häuser und Höfe 196, 197; Hausspruch 201; Ortsname 69.
Kniesense 244.
Knüppel, Gemeindestock 249.
Köchingen, Häuser 184; Ortsname 69.
Konfirmation 343.
Konigesdorf, Wüstung 105.
Königslutter, Ortsname 83.
Kopflose Geister 377.
Korb holen, einen 297.
Kornweib 389.
Kost auf dem Lande 221.
—kot, Ortsnamen auf 78.
Köter 105.
Kotsassen 211.
krälen (Halsschmuck) 280.
Krampf 421.
Kröte, Aberglauben 401.
—krug, Ortsnamen auf 82.
Krüsel 255.
Krüselketten 256.
Kühlingen, Fußwaschen 334; Ortsname 69; Schimmelreiter 313.
Küche im Bauernhause 191.
Kuckuck 463.
Kuh 462.
Kupferzeit 19.
Kurpfuscher 414.
kvisselbêre = prunus avium 114.
Kurwall im Elme 29.

L.

—lâ, —lâge, Ortsnamen auf 75.
Laden (Truhen) 259.
Lagmühle, Ortsname 82.
Lambômlaufen 356.
Lamme, Ortsname 83.
Lampe, römische 32.
Landesvermessungen 84.
Landgemeinden, Verteilung 136.
Landwirtschaftsregeln 412.
lange dôr 155, 156.
Langeleben, Ortsname 74; Urnen 26.
Langobarden 36.
Langschwanz, Spinnrad 224.
Lanzenspitze aus Bronze 21.
Lappwald 2, 101.
La Tènezeit 26, 28.
Laternen 156.
Laubkleidung des Fistmeiers 347.
Lauingen, Ortsname 69; Urnen und Fibeln 26.
Läuse, Aberglauben 401.
—leben, Ortsnamen auf 72.
Lebenstedt, Ortsname 66.
Lecht, Fäßchen 360.
Lehndorf, Häuser 185; Ortsname 68.
Lehre, altes Sachsenhaus 163, 167; Häuser 185, 186; Ortsname 82.
Leichenbrand 10, 21, 23, 26.
Leichenschmaus 319.
Leiferde, Ortsname 82.
Leinde, Ortsname 72.
Leinenindustrie auf dem Lande 225, 238.
Leinweber 225.
Lelm 456, 458; Flurumgänge 359; Kindererziehung 294; Ortsname 63.
Lesse, Ortsname 83.
Lessing vom Teufel geholt 397.
Lichtenberg, Brautkrone 306; Ortsname 75.
Lichtenberge 1.
Lichtmeß 330.
Liebe hervorzurufen 297; auf dem Lande 295.
Liebesorakel 338.
Liedingen, Ortsname 69.
Linde, Ortsname 72.
Linden, Ortsname 63.
Lindenbäume 107.
Lindenberg 2.
linhere, Flachsherr 219.
Lobmachtersen, Neujahrssingen 328; Ortsname 63.
Lockruse 468.
Losen, kabeln 102.
Lübbensteine, Name 10; Steinkammergrab 8.
Lucklum, Ortsname 63.
Lutter, Ortsname 83.
Lutterspring, Quelle 2.

M.

Machtersen, Ortsname 63.
Mackendorf, Häuser 487; Ortsname 68.
Mädchentänze 354.
Mahlsteine 18.
Mähwerkzeuge 243.
Mai, der erste 343.
Maibaum 344.
Maibraut 345, im Drömling 349.
Maikäfer 467.
Mangelbrett 258.
Männertracht der Bauern 278.
—mar, Ortsnamen auf 79.
Marienkäfer 466.
Marienthal, Ortsname 80.
Mark, Grenze, Landbesitz 108.
mârte, Alp 379.
Martini 218, 366.
Martinsingen 367.
Martinsgans 369.
Maschenrode, Ortsname 71.
Massage 415.
mâthake, Mähhaken 244.
Matthiastag 335.
Maus 463.
Medardus 357.
Meerdorf 109; Dorfplan 145; Ortsname 68.
Meiler für Holzkohlen 109.
Meinkoth, Ortsname 78 Straßendorf 511.
Melverode, Ortsname 71.

Menstruation, Aberglauben 403.
Mesekenheide, Ortsname 81.
Messer aus Bronze 22, 25; aus Feuerstein 12.
Mieder der Frauen 273.
Milchzauber 382.
Militärsignale.
Missingisch (Sprache) 55.
Mitgift 297, 301.
Mönch und Nonne, Spiel 446.
Mückenburg, Ortsname 76.
—mühle, Ortsnamen auf 82.
Müller 263.

N.

Nabelschnur 289.
nâberei, Hexenei 382.
Nachbarreime 459.
Nachgeburt 401.
Nachthirten 110.
Nachziehen durch Verstorbene 315, 321.
Namenerteilung 290.
Neckreime 453.
Nêgenstärke 341.
Neidstangen 175.
Neindorf, Ortsname 68.
Neolithische Zeit, Handel 15; Kultur 16.
Neubrück, altes Sachsenhaus 161, 162; Ortsname 79.
Neuhaus, Ortsname 76.
Neujahrssingen 328.
Neun, mystische Zahl 341; symbolische Bedeutung 341.
Neunkräutersegen 342.
Nickelnkult 388.
Nicker, Wassergeist 388.
Niederdeutsche Litteratur; Verfall 54; neue Bestrebungen für dieselbe 56.
Niederdeutsche Sprache 49; bis 1500 geltend 50; Kirchenordnung 50; Prediger 51; Verdrängung aus der Kirche 51; aus den Kanzleien 51; aus den Ratsstuben 53; Verfall 54; lebt auf dem Lande 55.
Niederdeutsche Sprachgrenze 182.
Niesen, Aberglauben 402.
Nikolaustag 324; Umzüge 325.
niphaun, Spinnstubenspiel 231.
Nobiskrug 110.
Nordalbingier 41.
Nordassel, Ortsname 75.
Nordsteimke, Matthiasorakel 335; Ortsname 74; Rundling 507, 516.
Nordthüringgau 41.
Nortenhof, Ortsname 63.
Notfeuer 427.
Nußberg 2.

O.

Obstbäume, in der Neujahrsnacht 329.
Ochsenjoch, slavisches 504.
Oder, Bergzug 1.
Ofenplatten, alte eiserne 189.
Offleben, Ortsname 74.
Ohehirten 214.
Ohrum, Taufe der Ostfalen bei, 40.
Oker 3; Dialektgrenze 49, 50; Diözesangrenze 50.
Ölber, Ortsname 77.
ôle-wîwer-dans 310.
Ölper, Ortsname 77.
Ölsburg, Ortsname 76.
oppermann, Küster 112.
Orakel 329.
ôrmâlen der Schafe 218.
Ortschaften, Verteilung 137.
Ortsnamen 59; keltische fehlen 59; sind verhältnismäßig jung 59; Anordnung nach Endungen 60; wendische 505.
Ostereier 339.
Osterfeuer 112, 336.
Osterfoilje 339.
Oster-Linde, Ortsname 72.
Ostern 335.
Osterspaziergang 338.
Osterwasser, heilkräftig 338.
Osterwoche 336.
Ostfalen 40; Grenze 50.
Ostfalengau 1, 41.
Ostfälischer Dialekt 49.
Ovelgönne 124.

P.

Paläolithische Zeit 5.
Palmen, Weidenkätzchen zu Ostern 342.
pannemann, Feldhüter 112.
Papenrode, Ortsname 71.
Papsdorf, Ortsname 68.
Parsau, Erntebrauch 361, 363; Häuser 508; Name 505; Ortsname 80; Rundling 507, 516; zehntfrei 514.
pâsche, Ostern 113.
Paschei, Osterei 339.
pelsmauen, Pelzärmel 277.
pepperkrût = sedum acre 113.
peseke = Glatze 113.
Pfänderspiel 444.
Pfeilspitzen aus Feuerstein 12.
Pferdegeschirr 243.
Pferdekolik zu heilen 426.
Pferdeköpfe am Giebel der sächsischen Häuser 170; fehlen am Giebel in den thüringisch gebauten Dörfern 183; Deutungen 173; vorhandene Formen 173.
Pferdeschädel gegen Unheil 175.
Pferdeschuhe, hölzerne 262.
Pfingstfest 343.
Pfingstochse 357.
Pfingstumzüge 345.
Pfingstwiesen 113.
Pflug 240.
Pilekenspiel 445.
Pinkfeuerzeuge 254.
Plattdeutsch 55.
Platzmeister, Anrede an die Braut 306; bei der Hochzeit 299.
Plumpsackspiel 441.
Polterabend 304.
potten = pflanzen 114.
pracher = Bettler 114.
Prilleken, Gebäck 330.
Puritzmühle, Ortsname 82; wendisch 503.

Q.

Queckſilber 414.
Quellenſuchen 408.
Querenhorſt 458; Häuſer 168, 187; Ortsname 79.
Querum, Ortsname 63.

R.

Rabe, Teufelsbegleiter 397.
Räbke, Ortsname 74; Spottvers 456.
râmen, Feuerſpann 164.
Rätſel 492.
Rauchhäuſer 164.
Rauchhühner 206.
Rautheim, Hausſpruch 200; Ortsname 63; Schimmelreiter 311.
redder, Weg zwiſchen Hecken 114.
Redensarten 499.
Regen 410.
Regenpfeifer 465.
Reinsdorf, Ortsname 68.
Reinshagen, Wüſtung 115.
Reislingen, Ortsname 69; Straßendorf 510, 516.
Reitlingburgen 29.
Reitlingthal 2.
Remlingen, Ortsname 69.
Rennei 339.
reppelbôm (Flachsbereitung) 235.
Reppner, Ortsname 83.
Rhinocerosknochen, bearbeitete 7.
rick für Handtücher 191.
Rickensdorf, Häuſer 187; Hausſpruch 201; Ortsname 68; Straßendorf 511.
Riddagshauſen, Ortsname 76.
Riede, kleiner Bach 115.
Rieſeberg, Ortsname 75.
Rieſen 391.
Ringe 281.
Ringelreigen, -tänze 439, 447, 479.
Ringwälle 28.
rippebock bei der Flachsbereitung 236.
Röcke der Weiber 275.
—rode, Ortsnamen auf 70.
Rodungen 115.
rôls, Schafgarbe 115.
Römiſche Bronzekanne 33; Kämme 33; Münzen 32; Thonlampe 33; Waren 33.
Rosdorf, alte Schädel von 43.
Roſe, Krankheit 418.
Roß, weißes 174; von Uffington 174; als Wappentier 174.
Rotenkamp, Häuſer 186; Ortsname 81; Rundling 510, 516.
Rottorf, Ortsname 68.
Rübeländer Höhlen, paläolithiſche Funde 7.
Rüben, Bortfeldſche 116.
Rübenbau 116.
Rückwärts, Aberglaube 405.
rûel, Pflugſchaufel 241.
Rühen, Ortsname 69; Rundling 507, 516; zehntfrei 514.
Rühme, Ortsname 63.
Rümmer, Ortsname 77.
Rundlinge, wendiſche 507.
Rüningen, Ortsname 69.
Runſtedt, Ortsname 66.
rustekäste, Sarg 315.

S.

Saalsdorf, Ortsname 68.
Sachſen, Abteilungen 40; Herzogtum 41; Körperbeſchaffenheit 43; Name 39; Name des heutigen Landes 41; Unterjochung 40; Volksſtamm 37 ff.
Sachſenroß 173.
Sächſiſches Haus, älteſte Form 150; Anblick 151; Teile desſelben 154; Plan 155; Ställe darin 158; Bauholz dazu 159; Dach desſelben 159; der Herd darin 160; urſprünglich Rauchhaus 164; Abweichende Typen 166; Größe 168; Giebel 169; Untergang desſelben 177; Vorzüge 177; Nachteile und Unſauberkeit 177; Urſachen des Untergangs 179; Südgrenze 179; Umbauten 179; Wohnräume 188.
Salder, Ortsname 83.
Salzdahlum, Ortsname 62; Pasquill 491.
Salzſiederei 121.
Sambleben 458; Ortsname 74.
Sarg 315.
Sauingen, Ortsname 69.
Schaber aus Feuerſtein 12.
Schädel, altbraunſchweigiſche 47; von Rosdorf 43.
Schäfer 215; Ausrüſtung und Kunſtfertigkeit derſelben 217.
Schäferhunde 217.
Schafgarbe 115.
Schalksburg im Oder 29.
Schallbretter 250.
Schandelah, Gebühren der Geiſtlichen bei der Trauung 309; Ortsname 75; Taufkoſten 291.
schanne 263.
Schapen, Hausſpruch 200; Ortsname 83.
schâr, Weidegerechtigkeit 116.
scheide = Grenze 117.
Scheller, Dr. K. A., niederdeutſcher Schriftſteller 56.
Scheppau 457; Häuſer 186; Ortsname 80; Rundling 510, 516.
Schickedanz, Geiſt 378.
Schickelsheim, Ortsname 64
Schimmelreiter 231, 310.
schîr, rein, glatt 117.
Schlafraum der Bauern 191.
schlenke, naſſe Mulde 117.
Schlieſtedt 458.
Schloß, hölzernes 198.
Schmelzkopf, Ed., niederdeutſcher Schriftſteller 57.
Schmetterling, Aberglaube 401.
Schmuck der Frauen 280.
Schnaken, snâke, Schlange 118.

Schnecke 467.
Schnupftuch, Abgabe für den Geistlichen 309.
Schnüren des Brautzuges 307; des Kästewagens 302.
Schoderstedt, Wüstung 118.
Schöningen 458; Ortsname 69; Pfingstochse 357.
Schöppenstedt, Ruf 446.
Schöppenstedt, Klein-, altes Haus 194; Ehevertrag 298; Erntespruch 361; Hausspruch 200, 201.
Schornsteine 160.
Schröder, Karl, Bauerntrachtmaler 269.
Schuhorakel 329.
Schulenrode, alte Häuser 195; Hausspruch 202; Ortsname 71.
Schunter, Fluß 3.
Schürzen 276.
Schürzensieben, Orakel 297.
Schüsselkranz 261.
Schüsseln, bemalte 192.
schüttelstaul, Lehnsessel 189, 190.
Schutzbriefe 404.
Schwalbe 401, 464.
Schwanenhalsnadel v. Bronze 25.
Schwangerschaft, Aberglauben dabei 285.
Schween, swên, Schweinehirt 118, 215.
Schweinehirt 215.
Schweineschlachten 368.
Schwerter aus Bronze 21.
Schwertstab 21.
Schwindsucht 422, 423.
Schwitmer, Wüstung 118.
Sechstenknecht 220.
Secker, Wüstung 119.
Seele entflieht 372.
Seinstedt, Ortsname 66.
Semmenstedt, Gebühren des Geistlichen bei der Trauung 309.
sempmôle, Senfmühle 260.
Sense 243.
Separation 208; Einfluß 142.
Sickte, Ortsname 72.
sîe, Kniesense 244.
Sieben Sprünge, Tanz 478.
Siedelungen 135.
Sieh—dich—um, Sydekum 121.
Siek, sîk, sumpfige Niederung 119.
Sierße, Ortsname 64.
Signalgeräte 253.
Sisbeck, Ortsname 75; der Bölkhans 380.
Skelettgräber 10.
sleiten 158.
slêpenschau, Spinnstubenspiel 232.
sling, Rand, Einfassung 117.
—sohle, Ortsnamen auf 81.
Soldatenlied 487.
Söllingen, Ortsname 69.
Sonne, tanzt Ostern 338.
Sonnenberg, Ortsname 75, 76.
Sonnenkieker 457.
Sophienthal, Ortsname 80.
sôr, ausgedorrt, trocken 119.
sôt, Brunnen 152.
Sottmar, Ortsname 64.
Specken, Knüppelbrücken 119.
Speicher 153.
Sperlingsköpfe, Lieferung 206.
Spiele 438.
Spinnen, in den Zwölften 326.
Spinnrad, Erfindung 223, 224; Teile desselben 237.
Spinnstuben 227; Lieder 230; Verbot derselben 228; Spiele 230.
Spinnstühle 229.
Spinnwirtel 222.
Spitznamen 332.
spôkenkîker, Spukseher 372.
Spottreime 453.
Sprache, niederdeutsche in B. siehe Niederdeutsch.
Sprachgrenze, niederdeutsche 182.
Sprechübungen 475.
Sprichwörter 499.
Spring, Joh. plattdeutscher Prediger 51.
spurle, Frauenmütze 272.
—stedt, Ortsnamen auf 64.
Steineken, Spiel 442.
Steinhof, Ortsname 82.
Steinkammergräber 8.
Steinkistengräber 10.
Steinum, Groß-, Hausspruch 201; Ortsname 64.
Steinzeit, ältere 5; jüngere 8.
Stempeln, Spiel 443.
Steppenfauna 5.
Sterben, Ausdruck dafür 315.
Sternschnuppe, Aberglauben 404.
Sternsingen an drei Könige 329.
Steterburg, Ortsname 76.
Stiddien, Ortsname 64.
Stöckheim, Ortsname 64.
Storch 401, 465; bringt Kinder 286.
Straßennamen in Dörfern 149.
Strümpfe 276.
Stüh, Waldung 120.
süll, Schwelle 156.
Sülten 121.
Süpplingen, Sonnenkieker 457; Ortsname 69.
Süpplingenburg, Ortsname 76.
swinge bei der Flachsbereitung 235.
Sylvesterabend 327.
Sylvestersingen 327.
Sympathiemittel 418.

T.

Tagewählerei 401.
Tanz bei der Hochzeit 309; unter der Linde in Twülpstedt 310.
Tanzlieder 477.
tatern, Zigeuner 121.
Taufe 291.
Taufkamp, Sage 122.
Täuflingskleidung 290.
tecke, Zecke, Ixodes 122.
Tempelanneke, Hexe 385.
—tere, —dere, Ortsnamen auf 81.
terneizname, Spitzname 332.

têrpennig der Toten 322.
Teufel 396.
Teufelsbeschwörung 399.
—thal, Ortsnamen auf 80.
Thie, Versammlungsplatz 122.
Thiede, Abgabe der Ostereier 340; Ortsname 72; paläolithische Funde 6.
Thune, Ortsname 79.
Thüringer 39.
Thüringerreich, Untergang 39.
Thüringische Häuser 193; Höfe 196.
—thurm, Ortsnamen auf 81.
Thürurnen 24.
Tiddische, Ortsname 83; Rundling 507, 516; zehntfrei 514.
Tiefebene, norddeutsche 2.
Tiere, spukende 378; in den Volksreimen 462.
Tierstimmen 467.
Timmerlah 123; Ortsname 75.
Timmern, Ortsname 77.
Tobelkiepe 262.
Tod, Vorzeichen und Aberglauben 314.
Totengestell auf dem Grabe 319.
Totenkronen 316.
Totenmünzen 323.
Totenwäscherin 315.
trânen, Geleise 123.
Trauerfarben 315.
Trauring, Aberglauben 307.
Trauung, Aberglauben 307; Glaszerbrechen bei derselben 307.
treite bei der Flachsbereitung 235.
Trendel, altes Zollhaus 123.
Truhen 259.
Tuch, gesticktes, der Frauen 272, 273.
Tückeboten, Irrlichter 379.
Tumuli 31.
Tumulus in Evessen 392.
—tûn (= Zaun), Ortsnamen auf 79.
Twelken, Wüstung 124.
Tweten 124.
Twieflingen, Ortsname 70.
Twülpstedt, Ortsname 66; Groß-, Tanz unter der Linde 310.

U.

Üfingen, Ortsname 70.
Ührde, Ortsname 72.
ûlenlock, Eulenloch am Giebel 176.
Umgehen Verstorbener 320.
ummebidders bei der Hochzeit 299.
Uneheliche Kinder 291.
Unfruchtbarkeit der Frauen 420.
Urnen 19, 23; von Achim 11; von Beierstedt 25; der Bronzezeit 19; Gesichtsurnen von Eilsdorf 24; von Langeleben 26; von Lauingen 26; Thürurnen 24.
ûtsche, Frosch 124.

V.

vadder Michel dans 310.
Vahlberg, Ortsname 76.
Vahlthöfte bei Lesse 93.
Vallstedt, Frauenmützen 273; Ortsname 66.
Vampirismus 321.
Vechelade, Ortsname 75.
Vechelde, Ortsname 72.
Velpke, altes Haus 158; Ortsname 75; Rundling 507, 516.
Velstowe, Ortsname 83, 505; Rundling 507, 516; zehntfrei 514.
Veltenhof, Ortsname 79.
Veltheim, Ortsname 64.
veme = Schweineweide 113.
Vensleben, Wüstung 94.
vergôdendêl 364.
Verlobte, Aufgebot derselben 298.
Verlobung 297; Auflösung derselben 298.
Vieh 213.
Viehkrankheiten 425.
Völkenrode, Ortsname 71.
Volkmarode, Häuser 185; Hochzeitsmahl 308; Ortsname 71.
Volkmarsdorf, Ortsname 68.
Volkslieder 477.
Volksmedizin 413.
Volksreime 469.
Volzum, Ortsname 64.
vorlât, Vorspuk 372.
Vorling, Ackermaß 95.
vorschûër 166.
Vorsselde 501; Ortsname 78.

W.

Wabe, Fluß 2, 3.
Wagen 242.
Waggum, Brautkrone 305; Maibraut 346; Matthiasorakel 335; Ortsname 64; der Tauskamp bei 122.
Wahle, Ortsname 72.
Wahrstedt, Ortsname 66; Pfingstgebräuche 347; Straßendorf 511.
Walker 125.
Walmdächer 151, 159, 160.
Walpurgistag 343.
wams (Mieder) 273.
Wanderthaler, Spiel 441.
Wannen 144; des Feldes 125.
Wappen, altsächsisches 174; welfisches 174.
Warberg, Ortsname 76.
Warle, Ortsname 75.
Warmenau 462; Ortsname 80; Rundling 509, 516; zehntfrei 514.
Warzen 419.
Warzenvertreiben 315.
Watenbüttel, Krug „Zum Spinnrad" 224; Ortsname 78.
Watenstedt, Gesindelohn 219; Hünenburg 31, 391; Ortsname 66.
Watzum, Ortsname 64.
Weddel, Dorfplan 148; Häuser 185; Ortsname 83; Spottvers 456.

wedewinne, Ackerwinde 125.
Wedtlenstedt, Häuser 184; Ortsname 66.
Weserlingen, Dorfplan 147; Ortsname 70.
Weiberhemden 276.
Weiberröcke 275.
Weiberschürzen 276.
Weiberstrümpfe 276.
Weihe 465.
Weihnacht 324.
Weihnachtsbaum 235.
Weihnachtssingen 235.
Weilbrot 341.
Weinbau, Weinberge 125.
Welthund 378.
Wendeburg 518; altes Haus 160; Johannisfeier 358; Ortsname 76.
Wendebutle, Wüstung 518.
Wendelringe 23.
Wenden (Volk), Ausdehnung nach Westen 503; Spuren der 500; Stellung im Mittelalter 515; Vordringen 39, 42.
Wenden (Dorf) 518; Ortsname 79.
Wendendörfer bei Vorsfelde 502.
Wendenknüppel 172.
Wendessen 518; Ortsname 64.
Wendezelle 518; Ortsname 81.
Wendhausen 518; Ortsname 77.
Wendische Flurnamen 503, 512; Ortsnamen 505; Sprachreste 504.
Wendschott, Ortsname 78; Pfingstlied 346; Plan 509; Rundling 509, 516; zehntfrei 514.
Wentfeld bei Steterburg 518.
Werder bei Vorsfelde 501.
Werwolf 380.
Westerbeck, altes Haus 164.
Wester-Linde, Ortsname 72.
Westfalen, Volksstamm 40.
Wetterregeln 409.
Wettreiten der Pferdejungen 350.
Wetzleben, Ortsname 74.
Wickenthies, Prophet 373.
Wiegenlieder 433.
Wierthe, Ortsname 72.
—wische, Ortsnamen auf 81.
—wik, Ortsnamen auf 80.
Wilder Jäger 391.
Willkommkrüge 192.
wîm 166.
Windbretter 170.
Windmühlen 263.
Winningstedt, Ortsname 66.
Wippbrunnen 152.
Wippermühle, Ortsname 82.
Wipperteich 127.
Wispeln, Spiel 443.
Wittmar, Ortsname 79.
Witwer 314.
Wobeck, Ortsname 75.
Wöchnerin 288.
Wockenblattinschriften 233.
Wockenhaken 234.
Wockenpflock 234.
Wohnstuben der Bauern, Einrichtung 191.
wôld, Wald 127.
Wolf, Vorkommen 127.
Wolfenbüttel, Ortsname 78; Pfingstochse 357.
Wolstorf, Ortsname 68.
Woltwische, alte Häuser 195; Ortsname 81.
wôrt, Platz 127.
Wortversetzungen 475.
wrôgen, Strafen, Bußen 127.
Wünschelrute 407.
Wurtgarten im Reitlingthale 29.

Z.

Zahnen 293.
Zahnschmerzen 422.
Zauberspruch 406, 416.
Zehnte 122, 207.
Zehntfreie Dörfer 514.
Zehntmaler 207.
Zehrpfennig der Toten 322.
—zelle, Ortsnamen auf 81.
Zickwerfen, Spiel 443.
Zigeuner 122.
Zilkendei 128.
Zinnschüsseln 309.
Zunderbüchsen 254.
Zutrinken 475.
Zweidorf 520; Ortsname 68.
Zwerge 389.
Zwölften, die 326.

BIBLIOTECA Centrală Universitară Bucureşti

Bauernhochzeit in Lehre.

Um 1840.

Gemalt von Karl Schröder.

(Privatbesitz.)

Die Hochzeit findet auf der großen Däle eines sächsischen Hauses statt. Es ist der Augenblick festgehalten, wie die Brauttafelgelder „geopfert" werden und zu diesem Zwecke die Hochzeitsgäste durch die lütje dör an die Brauttafel herantreten. Ein protziger Bauer legt seine Thaler auf die Zinnschüssel, andere folgen. Bräutigam und Braut begrüßen die Gäste mit einem Zutrunke. Letztere trägt die eigentümlichen pelsmauen. An der Tafel Brautjungfer und Brautführer obenan, sowie der Pastor mit Cylinderhut. Spinnrad und Haspel fehlen nicht an der Tafel. Auf der zur böne führenden Galerie im dunklen Hintergrunde Musikanten und Kinder. Links den Hochzeitskuchen tragendes Mädchen, dem ein Soldat etwas zuflüstert.